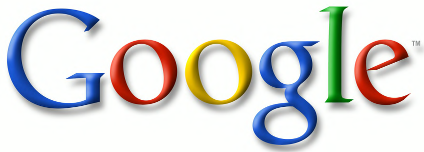
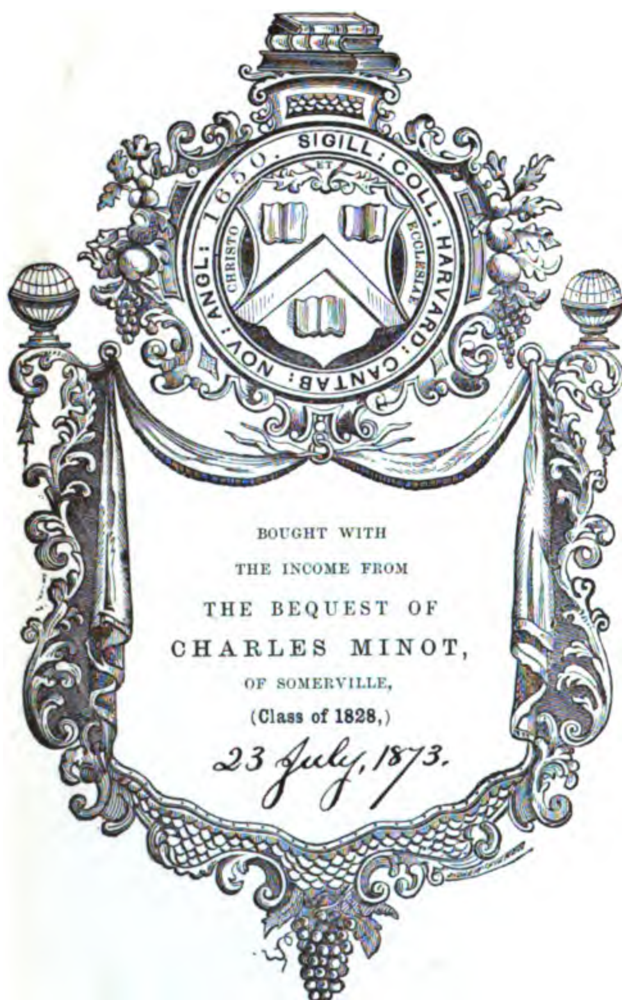



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 July, 1873.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1856.



Nürnberg,
Verlag von Bauer & Raspe.
1856.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Inhaltsverzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Gedichte.

Ludwig Tieck.

Eine literarhistorische Skizze

von **J. L. Hoffmann.**

1.

Vorbemerkungen. Jugendeindrücke.

„Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung," sagt Göthe im Jahre 1824 zu Eckermann, „und es kann seine außerordentlichen Verdienste Niemand besser erkennen, als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erhebt und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraus sagen; denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben so, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Ein bedeutendes Wort, welches eben so sehr Zeugniß gibt von der richtigen Selbstschätzung unsres Altmeisters, als Anlaß zur Verwunderung über den wechselnden Zeitgeschmack. Denn gegenwärtig brauchte gewiß kein Göthe mehr sich gegenüber dem nun gleichfalls von uns geschiedenen Nebenbuhler durch eine feste Erklärung sein Vorrecht zu sichern; gegenwärtig, nachdem auch der liebenswürdige Tieck (am 28. April 1853) als achtzigjähriger Greis aus unserer Mitte gegangen, tritt uns eher die Pflicht der Dankbarkeit nahe, auch ihn, den schöpferischen Dichter, den großen Gelehrten, den feinen Denker, den witzigen Kopf mit dem tiefen, zarten Gemüthe in seiner vielumfassenden Gesammtwirksamkeit uns vor Augen zu rücken, als die Mahnung der Gerechtigkeit, beschränkend und mäßigend vor Ueberhebung zu warnen. Er selbst hat sich niemals jenem höhern Genius

gleich, geschweige denn vorangestellt; aber seine unmittelbaren Freunde und Verehrer, die Schlegel zumal, denen Göthes ruhige Sicherheit unbequem war, hofften ihrerseits größer zu werden, wenn sie einen Genossen auf seine Kosten vergötterten. Die neue geräuschvolle Partei bedurfte eines Hauptes und machte Tieck ohne seinen Dank dazu, weil keiner von ihnen in gleichem Grade productiv und talentvoll war. Die Gegner der Romantik pflegten ihn nachher mit den Uebrigen zu lästern, wie es im Parteieifer zu geschehen pflegt. Die Kämpfe über Werth oder Unwerth dieser Schule haben mit dem Absterben derselben einer leidenschaftslosern Anschauung Raum gegeben, und ich hoffe der Gefahr entronnen zu sein, selbst für einen gefährlichen Romantiker zu gelten, wenn ich neben den Schattenseiten dieser Geistes- und Gemüthsrichtung in seinem Werthe gelten lasse, was sie uns Gutes gebracht hat. Mir wenigstens drängt es sich als eine heilige Verpflichtung auf, in diesem Kreise nicht zu verstummen über einen Mann, der seit Göthes Heimgang trotz alledem und alledem die wichtigste dichterische Persönlichkeit war aus einer Zeit, die in hoher Kunstbegeisterung immerhin Bedeutendes geschaffen, unsern ästhetischen Blick unendlich erweitert, unser Urtheil in Sachen der Literatur ganz wesentlich geläutert, unser Wissen über fremde Culturzustände durch Uebersetzungen von klassischem Werthe bereichert, neue Studien und Wissenschaften angebahnt und bei mancherlei Irrthümern jedenfalls in ihren strebsamsten Geistern mit Anstrengung das Beste gewollt hat.

Wir Franken, wir Nürnberger zumal sind dem edlen Tieck vor allen andern Deutschen verschuldet, der bei jedem Anlaß mit rührender Gemüthlichkeit den Preis unsres Gaues und unsrer Stadt verkündete, für die der Jüngling mit seinem Freunde Wackenroder in liebenswürdigem Enthusiasmus

schwärmte, und in deren Mitte der Mann und der Greis noch mit Vorliebe den Schauplatz seiner Geschichten verlegte, wenn ihm über Betrachtung von Kunst und Leben unserer Vorfahren das Herz aufging. Wie er den Sternbald dichtet, wie er den Phantasus redigirt, wie er den Tischlermeister vollendet, in den verschiedensten Perioden seines Lebens kommt er immer aufs neue zurück auf das „altbürgerliche, germanische, kunstvolle Nürnberg", neben welchem ihm „das Nordamerika von Fürth" nicht gefallen konnte; und nicht allzugewagt erscheint die Behauptung, daß der gute Klang, in welchem unsre Stadt allenthalben in Norddeutschland auch bei denen steht, die fürs Mittelalter weder Sinn noch Verständniß haben, in seinen ersten Veranlassungen auf den melodischen Tönen beruht, in welchen der süßredende Mund dieses Heroldes altfränkischer Herrlichkeit zuerst seine Lobsprüche vernehmen ließ.

Es war an sich eine betrübende Erfahrung für einen so productiven Schriftsteller, nachdem er getragen von den schmeichelnden Wogen der Gunst und mehr bewundert worden, als er selbst in bescheidenem Sinne für billig achtete, nun in den Jahren, in welchen ihn zunehmende Gebrechlichkeit immer ernster an das Ziel menschlicher Laufbahn erinnerte, sich von der absprechenden Jugend überholt, verkannt, geschmäht oder gar vergessen zu sehen. Doch konnte er glücklicherweise an den reichen Schätzen eines tief und allseitig gebildeten Geistes zehren und im Umgang mit den großen Genien der Vergangenheit über die Ungunst des Augenblicks sich getrösten. Sicher auf den Schwerpunkt seiner Ueberzeugungen gestützt, mag es dem körperlich hinfälligen aber geistig frischen Greise, der bis an sein Ende sich an den besten Werken der alten und neuen Zeit des In- und Auslandes erquickte, wenn er von Gicht zusammengekrümmt in seinem Lehnstuhle saß und mit der Beweglichkeit des Jünglings

dachte und phantasirte, ein Leichtes gewesen sein, sich über die unbilligen Urtheile der neuen Stimmführer hinwegzusetzen, die, so sehr sie sich spreizten, doch weder an Wissen noch Einsicht, noch selbst an reinem Streben und unermüdlicher Arbeitsamkeit zu seiner Höhe hinanreichten.

War ihm ja doch schon in frühen Jahren das Loos geworden, mit Kampf und Streit allein sich Gehör zu verschaffen, und von den erlesenen Wenigen gewürdigt zu werden; war ers ja doch von Biesters, Engels und Nicolais Tagen her gewohnt, daß man die Poesie zur Magd erniedrigen und der Seele ureigenster Schöpferkraft Aufgaben stellen wollte, die außerhalb ihrer Sphäre lagen. Damals hatte der Jüngling mit seinen gleichgesinnten, hochgestimmten Freunden in Witz und Laune die geschmacklose Philisterei der Alten bekriegt; jetzt widerfuhr es wie zur Vergeltung dem Greise, von einer thatendurstigen Jugend verhöhnt zu werden, die aber freilich mehr hochmüthig und wortreich, als gelehrt und gediegen war. „Was jetzt am seltensten gefunden wird,“ klagt er im Jahre 1838 in der Vorrede zu seinen gesammelten Novellen, „ist das, worauf ein Autor am liebsten rechnen möchte: Unbefangenheit des Urtheils, Behaglichkeit im Genuß der Poesie und Laune. Die meisten Leser erwarten Bestätigung dieses und jenes Vorurtheils, welches sie gerade beherrscht, sei es politische oder religiöse Leidenschaft, eine philosophische oder medicinische Mode, und der harmlose Scherz, ruhige Darstellung, irgend ein Wort im Munde einer sprechenden Person wird dem verletzbar Aufgeregten zur Ausforderung, selbst zur persönlichen Beleidigung . . . . . Der Poet, der sich dermalen in der freien grünen Landschaft ergeht, soll eingefangen werden, und auch in der Meinungsfabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und stets thätiger Knecht zum Besten des allgemeinen Wohles angestellt werden.“ Jene Co-

terien junger Leute, die bei schwacher Productionskraft und starker Einbildung ihrem Unbehagen an der Unzulänglichkeit eigener Gaben in heftiger Polemik gegen Andere Luft machten, und unter der Aegide einer dünkelhaften Philosophie alles das, was ihnen unbequem war, als überwundenen Standpunkt verachteten, wer kennt sie nicht, jene theoretischen Weisheitsmänner, welche keck und vorlaut Jahrzehente lang bald als junges Deutschland, bald als Hegelianer, alte oder junge, unsre Literatur mit einem Despotismus beherrschten, der vor lauter kritischer Strenge ein poetisches Talent kaum mehr aufkommen ließ! Seit der Julirevolution sollte die alte Art zu dichten nachgerade abgethan sein, und die Anmuthung, daß die Poeten, nachdem sie Blumen und Wald, Herzen und Liebe genugsam besungen, nunmehr eingreifen müßten ins Staatsleben, brachte mit einer Unzahl nüchterner Versuche der Art uns endlich dahin, daß wir zur Zeit fast aller Poesie baar und ledig sind.

Die Phrase beherrscht die Welt. War es vielleicht eine Art Nemesis, welche das Wort romantisch für langjährigen Mißbrauch von Seiten seiner Freunde zum Gegenstande des Spottes und des bittersten Hasses machte: dieses Schlagwort romantisch jedenfalls reichte hin, um den unglücklichen Träger desselben für einen bedauerlichen Menschen, für eine Art Siebenschläfer zu erklären, der das Herannahen der neuen Zeit überhört habe, und als ein Subject, mit dem einmal keine Verständigung möglich sei, aus der modernen Gesellschaft zu verbannen. Ein Romantiker, hieß es, ein Dunkelmann, ein halber Jesuit, ein Fürstenknecht, ein Märchennarr und Fabelhans hat kein Recht mitzusprechen, wenn wir über des Vaterlands künftige Größe Berathung pflegen. Diese Rückschrittsmänner und Freunde der mondscheinseligen Dämmernacht haben uns unsere Dichtkunst verdorben, haben nach dem Zeitalter der Auf-

klärung durch unverständige Schwärmerei für veraltete oder nie gewesene Zustände den Fortschritt der Geschichte gehemmt, haben geträumt statt zu handeln und sind bis auf diese Stunde in ihren jämmerlichen Ueberresten noch die ärgsten Hemmschuhe aller gedeihlichen Entwicklung in Sachen der Religion wie des Staates. Tieck vollends, der Tonangeber, der Hauptdichter und Erzvater der Schule, wie sollte er nicht mittragen, was seine Nachbeter und Nachtreter verbrochen haben?

Ich will es gar nicht in Abrede stellen, daß jene Theorien über Kunst, Glauben und Leben, die man mit dem Gesammtnamen der romantischen zu bezeichnen pflegt, den Geist unsres Jahrhunderts vielfach verweichlicht, verdorben und verfälscht, daß sie durch Uebertragung poetischen Scheines auf die Wirklichkeit viel Unnatur in die bürgerliche Gesellschaft gebracht, daß sie bei Großen namentlich als Deckmantel ihrer souveränen Herrschergelüste gedient und nach langer forcirter Geistesschwelgerei und Tändelei mit dem Heiligen und Profanen endlich einen widerlichen Zustand von frivoler Blasirtheit herbeigeführt haben, wie er bei ihrem letzten Vertreter Heine am schreiendsten zu Tage tritt. Aber Tieck ist nicht die Romantik. Hat er doch selber oftmals warnend seine Stimme erhoben, wenn Andere die Träume poetischer Anschauung ins Dasein einführen, mittelalterliche Zustände in die Neuzeit zurückführen, Proselyten für den Katholicismus werben wollten. Hat er doch in späteren Jahren durch seine Novellenpoesie Beispiele in Fülle gegeben, in denen die moderne Gesellschaft ein poetischer Hauch durchdringt.

Die oftgerügten Verirrungen der Romantik fallen keinem Einzelnen zur Last; sie sind ein Product des Bodens, der Zeit und Verhältnisse. Was nur jugendlich regsam und bildungsfähig war, hing auch ohne äußere Verbindung Gleichgesinnter

mit wenigen Ausnahmen dieser Richtung an. Wie in manchen Gegenden und bei gewisser Witterung die Schmetterlinge besonders gedeihen, so flatterte es von dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Julirevolution über allen Matten bei uns von solchen buntschimmernden Faltern der Dichtkunst. Selbst der klare Göthe, ja der strengphilosophische Schiller konnte sich der Strömung des Zeitgeistes nicht ganz entziehen; die katholisirende Richtung klingt in Maria Stuart nach und die märchenfreundliche in der Jungfrau von Orleans, die sogar das Prädicat einer romantischen Tragödie als Ueberschrift trägt; der quietistische Sinn spricht sich im westöstlichen Divan aus; Allegorie und Symbolik durchzieht die Wanderjahre, den zweiten Theil des Faust und so manche kleinere Schöpfungen der Göthischen Muse, und das Verlangen in den Kunstgenüssen aller Völker zu schwelgen, findet in seiner Forderung einer Weltliteratur seinen Ausdruck. Diese Neugestaltung oder Entartung unserer Dichtkunst wurzelte unmittelbar im Gegensatz zur bisher herrschenden Verstandesmäßigkeit, und so wenig Lessing für Nicolai, so wenig darf Tieck einstehen für Zacharias Werner.

Es ist ein großer, obgleich noch heute weitverbreiteter Irrthum, wenn man Göthe und Schiller in der Art an die Spitze ihres Zeitalters stellt, als hätte während der Jahre ihres Freundschaftsbundes Deutschland wie jetzt in Bewunderung glücklich zu ihren Füßen gelegen. Mitten heraus aus dem Getümmel des literarischen Marktes, von verhältnißmäßig Wenigen beachtet, mußten sie ihre Stimme erheben. Es sind die Xenien Zeuge, mit welcher Armseligkeit der Begriffe sie sich herumzuschlagen hatten, und die häufige Verstimmung, die sich in ihrem Briefwechsel ausspricht, bekundet nicht minder zur Genüge, wie sie alle Ursache hatten auf ihre Zeitgenossen zu grollen. Göß

und Werther hatten zuerst in entgegengesetzter Weise aufgeregt, die Räuber als ein zweiter Ausbruch gährender Jugendkraft mit ihrem Tumulte die Welt erfüllt; seitdem war von beiden Dichtern nichts mehr erschienen, was solchen Werken an Stärke der Empfindung gleichzukommen schien, und für ihr höheres Streben nach idealer Bildung und für ihr gemeinsames Ringen um den Lorbeerkranz maßvoller Schönheit fehlte den Lesern der Mehrzahl nach Sinn und Empfänglichkeit. Vollends so lange jeder der beiden Heroen noch allein stand. Der aufgegangene Same jener drei Werke entartete auf dem wenig bearbeiteten Boden und wucherte weit umher als üppig emporgeschossenes Unkraut. Ritterstücke und Ritterromane, untermischt mit Gespenstergeschichten, je gräßlicher desto besser, edle Räuber, darunter die angelernte Empfindsamkeit, deutsche grobe Biedermänner, bürgerlich nüchterne Prosa, hohe Verbrecher und Schurken; Iffland, Kotzebue, Lafontaine, Cramer, Spieß die Helden des Tages; wie sollte die fremdartige Iphigenie, der thatenlose Tasso, ja selbst der viel zu vornehme Egmont die Aufmerksamkeit reizen zwischen Humpenklang und Schwertergeklirr, oder zwischen der lieben verständigen Natürlichkeit, die so ganz dem Spießbürger aus der Seele sprach? höchstens daß Luise Millerin (1784), eine Seitenverwandte Werthers, aus schönen Augen manche Thräne lockte. Und unter ihren Vasallen saß auf kritischem Throne die plauderhafte Nüchternheit, den marklosen Rohrstengel als Scepter schwingend, in Gestalt eines alten Mannes, der um die allgemeine Bibliothek eine zahlreiche Anhängerschaft versammelt hatte und mit Lessings großem Namen den Unglauben an seine eigene Untrüglichkeit beschwor.

Es war ein wohlmeinender Mann, der schreiblustige Nicolai, aber ohne Aufschwung des Geistes und allem abhold,

was auf dem Gebiete des Denkens und Empfindens höhern Flug oder intensivere Kraft verrieth. Hatte doch auch seine Armee mancherlei Feldgeschrei, das stark und lockend zugleich ertönte und die Unparteiischen auf ihre Seite zog. Von jenen Tagen her, als Rousseau der modernen Bildung den Krieg erklärte, von den Zeiten der allgemeinen Menschenliebe und Theorie der Glückseligkeit her gewann der Gedanke immer weitere Ausbreitung, wie sehr wir eigentlich verdorben und verwahrlost seien. Nun sprang man im Rettungseifer mit Philanthropinen der Jugend bei, und stellte auch an die Kunst zuvörderst das Verlangen, daß sie bessere. Das Theater sollte die Kirche unterstützen zum Preise der Tugend und in rührenden Beispielen die höhere Gerechtigkeit verherrlichen, die die schrecklichen Bösewichter mit Strafen heimsucht und der verkannten Unschuld zu ihrer Glorie hilft. Weltbürgerthum vertrat die Stelle der Vaterlandsliebe selbst bei den Denkern — denn man hatte kein Vaterland; Moral die Stelle des Glaubens — denn man hatte seit der französischen Philosophie kein Christenthum mehr. Daß man alles für die Menschheit thun und diese zur Humanität heranbilden, daß man vor allen Dingen das Nützliche befördern müsse um der allgemeinen Glückseligkeit willen, war die Forderung, welche sich gebieterisch im Munde jener Leute vernehmen ließ, die im Besitze der gepriesenen Aufklärung die ganze Welt hätten weiß anstreichen mögen, damit nur nirgends eine Spur von Dunkelheit übrig bliebe. Das phantasielose, geradlinige Berlin, militärisch geschult und klar bis zur Langweile durch den überwiegenden Einfluß modern französischer Bildung, anspruchsvoll durch den Geist seiner Bevölkerung, ohne ein Gegengewicht tieferer Wissenschaft, das erst seit dem Jahre 1810 die neue Universität an die redefertige Stadt hing, stand an der Spitze aller flachen Bestrebun-

gen eines Rationalismus, der fern von gründlicher Forschung auf den Anschauungen des gesunden Menschenverstandes und der bequemen Wahl des Eklekticismus ruhte. Man ahnte kaum die Schwierigkeiten des Denkens; ja man begrüßte theils mit kühler Befangenheit theils mit entschiedenem Widerwillen Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), das scharf einschneidende philosophische Werk, das der freien Wissenschaft Bahn brach, aber alle „Philosophen für die Welt“ über den Haufen warf. Kleine Geister, unfähig den Strom der Literatur zu leiten oder einzudämmen, schrieen über Unglück und Zerstörung, als sich seine schwellende Fluth befruchtend über die Felder ergoß, und blickten wehmuthsvoll zurück auf die Tage der Gellert und Rabener, als auf ein goldenes Zeitalter, das nun ach schon weit, weit hinter der Gegenwart liege. In einer Beziehung freilich hatten die Biester und Nicolai und alle Anhänger der Aufklärung bald nach des großen Friedrichs Tode zu ihren Klagen volle Berechtigung. Seitdem das Wöllnerische Religionsedict (1788) der bisherigen Duldung und Religionsfreiheit mit brutaler Faust den Todesstreich versetzte, mußte es dem Unbefangensten in bedauerlicher Weise klar werden, wie der Geist der Staatsweisheit schwinde, durch welchen Preußen machtgebietend und groß geworden. Nicht also freilich der phantasiereichen Jugend, die dem praktischen Leben noch abhold, zu jenen Vertretern einer absterbenden Literaturepoche im geraden Gegensatz herangewachsen war.

Ludwig Tieck hatte in demselben Jahr, als Götz von Berlichingen erschien (1773), ein Jahr vor der Herausgabe des Werther in jener Metropole der Aufklärung das Licht der Welt erblickt. Als der Knabe acht Jahre zählte, erfüllten die Gemüther mit ihren Schrecknissen die Räuber. Die Jugendwerke Göthes waren die erste Nahrung seines Geistes. Im Berlichingen hatte

er „gewissermaßen das Lesen gelernt." Die markige Kraft einer Ritterwelt, die sich im Punkte ihres Scheidens noch einmal in recht entschiedenen Persönlichkeiten zusammengefaßt hatte, erregte die Seele des Jünglings mit ihrem vollen Zauber und lenkte gerade deßhalb seinen Blick mit Vorliebe nach jenen längst entschwundenen Zuständen hin, weil sie vom Vorurtheile gelästert wurden. Es lag etwas so Tüchtiges in den alten Menschen des Reformationszeitalters, die so kräftig und gediegen, so fromm und einfach an Charakter und christlichem Adel gar leicht den Sieg davontragen über die platte und selbstsüchtig kleinliche Welt der Modernen. Aber ach die naive Sicherheit, die auf gutem Naturgrunde ruhende Festigkeit jener Alten ist für immer dahin; wer kann sie halten oder zurückrufen, seitdem den gewaltsam aufgerüttelten Geistern die Fragen sich aufgedrängt, welche das sonst unbefangene Herz zerreißen, weil es vergebens nach einer genügenden Antwort späht? Grübelnd versenkte sich Werther in die Zweifel über Natur- und Menschenbestimmung, und Franz Moor zernichtete frevelnd die heiligen Bande, die nach der Stimme der Natur und Ueberlieferung der Sitte die Familienglieder an einander knüpfen.

Es wohnt in den Erstlingsarbeiten unserer beiden größten Dichter eine dämonische Gewalt, die zumal auf die Jugend einen unwiderstehlichen Einfluß behauptet, weil gerade die Zweifel, die das Gemüth jedes denkenden Jünglings bewegen, hier mit genialem Ungestüm auftreten, welches damals gleich nach dem Erscheinen jener Werke doppelt wirksam war, weil noch Niemand diese sittlich revolutionären Gedanken mit solchem dichterischen Feuer in die Welt geworfen, und die Popularphilosophie nur schwache Bollwerke hatte, um die Macht ihres Angriffs zu brechen. Einen Charakter wie Tieck vollends mußten sie auf einige Zeit wenigstens geradezu bewältigen. Zu poeti-

schem Sinnen und Brüten weit mehr geschaffen als zu systematisch fortschreitendem Speculiren, unfreiwillig festgehalten in einer kurzen Gedankenreihe, die sich rückwärts staute, weil sie nicht vorwärts konnte, und sein zartes Gemüth in ihre unheimliche Tiefe zog, kam der melancholische Jüngling in Gefahr unter die Wogen der Welträthsel zu versinken, über welche leichtlebende Menschenkinder munter dahinschwimmen. Heben sich überhaupt auch die heitersten Gestalten unsres Dichters selbst in spätern Jahren von einem dunklen Hintergrund ab, so ist die düstere Grundstimmung seines Wesens um so sichtbarer in seiner gährenden Jugend. Immer freilich blieb er eine jener doppelgestaltigen Naturen, die zwei Gesichter zeigen, Demokrit und Heraklit in einer Person. Der liebenswürdige, gesprächige, geistreiche, witzige Gesellschafter war die Maske, hinter welcher der hypochondre, muthlose, mystischer Betrachtung der göttlichen und menschlichen Dinge zugeneigte Grübler sein rechtes Angesicht barg, weil er zu gutmüthig war mit seiner wahren Stimmung den Andern die Lust zu verderben, und zu menschenfreundlich, um nicht in jenen die glückliche Heiterkeit auch dann zu wecken, wenn sie ihm selbst abging. Es war ihm sogar lieb, von oberflächlichen Freunden in seinem innersten Wesen verkannt zu werden, und nur die vertrautesten, wie einen Solger, ließ er in sein wahres Selbst einzelne Blicke werfen. Eine so in sich zurückgezogene, in ihren eigenen Tiefen wühlende Seele, bei der noch obendrein jeder Gedanke zum Bild sich rundete oder verzerrte und die webende Phantasie ruhelos ihre Schifflein hinüber und herüber schoß, wurde erklärlicher Weise bei ihren ersten dichterischen Versuchen von jenen mächtigen Werken völlig in Bann genommen, vom Werther und den den Räubern mehr als vom Götz, weil quälende Bedenken über die Ursachen und Zwecke der Welt in der nervös aufge-

regten modernen Zeit stärker sind als der Drang zur Geschichte. „Schon früh, in jener Zeit, wenn die meisten Menschen fast unbewußt ihre Jugend fröhlich genießen“, erzählt er selbst, „führte mich mein Gemüth zu den ernstesten und finstersten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen wohl nicht die Aufgabe unseres Lebens ist. . . Ein vorwitziger kecker Zweifel, ein unermüdliches finsteres Grübeln hatte für mich den Baum des Lebens entblättert, und Studium, Arbeit, ein Talent, das sich meldete und zur Entwicklung strebte, konnten nur allgemach den verlorenen Frühling wieder erneuen, und dieselbe Energie und Leidenschaft, die sich dem Dunkel zugewendet hatte, für die Regionen des Lichts und der Heiterkeit in Thätigkeit setzen.“

2.

Erstlingswerke.

Aus solcher Grundanlage seines Innern, aus solchen Anstößen von Außen erklären sich die Erstlingswerke unsres Dichters, welcher frühzeitig wie wenige von einem mächtigen Produktionstrieb ergriffen wurde. Es findet sich in der Sammlung seiner Werke eine kleine Erzählung Almansur, ein Spiegelbild seiner damaligen grausen Empfindungen, voll überschwänglicher Gefühle und unnatürlichen Lebensüberdrusses, im sentimentalen Tone des Werther. „Warum leb' ich in der menschlichen Gesellschaft? frägt ein unglücklicher Jüngling den einsiedlerischen Greis. Ich bin mir selbst und Andern verhaßt. Zu welchem Endzweck schuf der Schöpfer die Menschheit? . . Sollen

wir hier leben ohne glücklich zu sein, und dann wie der Baum verwelken: wozu dann dieß qualvolle Leben? Oder harrt schönerer Sonnenschein unser nach dem Todesschlaf: wozu diese Pilgerfahrt durch Dornen, über Felsen?" Vergebens verweist ihn der Alte zurück in die Welt; denn Genuß ohne Grübelei sei Aufgabe der Menschenkinder; weilt er doch selbst, am Leben gescheitert, in der Einsamkeit; er nimmt den Schiffbrüchigen, dem der Freund gestorben und die Geliebte untreu geworden, zu seinem Sohne an, und beide wollen beruhigt in der Stille der Einsamkeit ihre vorigen Leiden zu vergessen suchen. Schon in dieser Jugendarbeit Tiecks gewahren wir also jenen Zug eines einsiedlerischen Gemüthes, dem das Leben zur Plage ist, einen Zug, der oft genug in seinen weitern Schriften mit mancherlei Veränderungen wiederkehrt. All das Sehnen nach dem grünen Laubdach der Waldeinsamkeit, all das Schmachten nach dem Nachtigallenschlag, all das Verlangen nach den heimlichen Schlüften der Berge fließt aus krankhafter Verstimmung; die Natur wird zum Spitale für Waldbrüder. Es fragt sich, ob diese tiefe Herzensstimme, eine laute Zeugin lyrischer Begabung, sich in so rührenden Klagen hätte vernehmen lassen, wenn er die erste Jugend nicht in der trostlosen Berliner Sandsteppe zugebracht hätte. Man sehnt sich nur nach dem, was man nicht hat, und dem kräftigen Jägersmann wird es nie in den Sinn kommen sich mit weichmüthiger Stimmung der Waldlust hinzugeben. Ihm folgte dann in gleicher Manier die Schaar der übrigen Romantiker, welche über dem Preise von Baum und Strauch beinahe die Menschheit vergaßen. Die Menschheit ist ihnen die Mutter ihrer eigenen Qual, wenigstens die civilisirte, aus der Einfalt der glücklichen und sittlich edlen Naturkinder herausgetretene. Dort allein, etwa bei den harmlosen Bewohnern einer fernen Insel Sulu ist große Gesinnung in al-

ter Ursprünglichkeit zurückgeblieben; wie uns. Und um dieselbe Zeit (1790 u. 1791) in Rousseaus Geschmack so einen Häuptling Alla Moddin und die Seinigen im Gegensatze zu den verdorbenen Spaniern in einem dreiactigen Schauspiele mehr empfindsam als wahr geschildert hat.

Ich will absichtlich unsres Dichters frühe Jugendversuche stärker betonen als billig wäre, wenn der Kunstwerth allein meine Darstellung bedingte. Bei einer Natur wie die Tieckische, die hartnäckig die einmal betretenen Bahnen festhielt, ist es doppelt interessant, die Fäden möglichst weit zurückzuverfolgen, aus denen er die bunten, oft wunderlichen Bilder seiner Teppiche gewoben hat.

Die nächste Arbeit des nunmehr Neunzehnjährigen, die sich in seinen Schriften findet, ist neben einer grausen Rittergeschichte eine zweiaktige Tragödie: der Abschied. Zwei Liebende, die — ein Anklang an Cabale und Liebe — Ferdinand und Luise heißen, sind durch falsche Nachrichten für immer getrennt worden; Luise hat geheirathet, und der frühere Geliebte macht eine Reise zu der vermeintlich Ungetreuen, nur um Abschied zu nehmen oder eigentlich sie durch seinen Abschied recht gründlich zu quälen. Der Mann schöpft Verdacht, und nachdem er beide Liebende bei ihrer Vertraulichkeit belauscht, ersticht er den Liebhaber im Schlafe, und dann gereizt durch die Vorwürfe der Gattin auch diese. Für solche Unthaten aber macht er schließlich das Schicksal verantwortlich. „Wann wäre Unglück ein Traum?“ ruft er aus. „O alle meine Freuden sind nur ein Traum gewesen; erst seit heute bin ich erwacht. Ha, mir zum Trotz, mich zu zermalmen, wollte das Schicksal vielleicht alle Quellen auf einmal auf mich herabgießen.“ Und nun sitzt er verzweifelt neben ihrem Leichnam „wie der Sieger auf dem Schlachtfeld.“ Der Begriff eines feindseligen Schicksals, das

gespenstisch und ohne ihr Zuthun einzelne Menschen zum Unglück bestimmt; die Vorstellung, daß selbst Verbrechen nur Ausflüsse solchen Verhängnisses sind, dem der Uebelthäter willenlos verfallen sei, ist wohl nirgends stärker ausgesprochen als in diesem seltsam schauerlichen Drama, in welchem auch die übrigen Zugaben des Schicksalsspukes, zumal die bangen Ahnungen, eine Lieblingswendung unsres Dichters, überreich eingestreut sind. Drei Jahre später zwar hat er selbst in einer ziemlich leichtfertigen Erzählung das Schicksal persiflirt, auch nachmals, als die Müllner, Houwald und Grillparzer herrschten, sich vielfach gegen solche Verirrungen erklärt und in einer höchst ergötzlichen Novelle das Fatum rationalistisch behandelt; aber die Werke, welche seiner trüben Jugendgesinnung entsprossen sind, kranken sämmtlich an ähnlichen dämonischen Phantasmagorieen, und völlig ist er die fatalistische Ansicht niemals los geworden. Der Glaube an ein willkührlich mit den Sterblichen schaltendes Fatum stammt aus einem Mißverstande der griechischen Tragödie, fand aber reiche Nahrung im Gespensterglauben unsres Volkes. Die Geister, theils schuldbeladene ehemalige Menschen, theils Angehörige der Hölle, greifen störend, quälend, verführend, oder von eigener Qual Erlösung suchend aus ihrem dunkeln Bereiche herüber in die Tageswelt und ziehen jeden, der nicht mit festem Glauben gewaffnet ihnen entgegentritt, hinab zur Theilnahme an ihrem unseligen Zustand. Der Gespensterglaube, noch heute nicht ausgerottet, nährte im vorigen Jahrhunderte die Phantasie der Kinder und gab bei der Unsicherheit jener dämonischen Gestalten einem dichterisch aufgeregten Jüngling Anlaß genug zu wildphantastischen Schöpfungen.

Recht wunderlich wirken Schicksal und Geisterwelt zusammen in einem Gespensterroman Abdallah, den Tieck 1792—93, also im zwanzigsten Lebensjahre, schrieb, und in dem wir

zum erstenmal volle Veranlassung haben seine eben so reiche, als düstere Einbildungskraft zu bewundern. „Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen", schreibt er später im Jahre 1813 an Solger, „habe ich mich zurückgehalten von allen Fieberkrankheiten, so daß ich weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssystem gläubig habe in diesen Formen untergehen können." Aber sein Abdallah ist selbst, wenn irgend etwas, eine Fieberkrankheit in ihrem ärgsten Paroxismus. Begonnen in den Zeiten unseligster Melancholie und später, als die Nebel sich durch Reisen, wiederkehrende Gesundheit und Heiterkeit großentheils verzogen hatten, mit großer Anstrengung in Erinnerung früherer Zeit ausgearbeitet, versetzt dieser halb philosophische, halb phantastische Roman den Leser in eine Aufregung des Schreckens, bei welcher die Abspannung nicht ausbleiben kann, weil ein Uebermaß von Grausen in die Länge unerträglich ist. Er wurde wenig beachtet, versichert uns Tieck, weil der Verfasser noch nicht gelernt hatte, wie man Lichter und Schatten ausspart. Wohl würde die Dichtung sich etwas behaglicher genießen lassen, wenn sie nicht von Anfang bis zu Ende wie ein banger Angstschrei die Ohren betäubte; aber nicht der formale Fehler ewig gleicher Exaltation ist es allein, was uns zurückstößt; es ist der Gegenstand selbst, der so völlig außerhalb der Sphäre der Menschheit liegt und nichts als Traumgesichte eines Kranken vorführt in gaukelnden Gestalten eines Schattenspiels. Schon die Aufgabe des Romans: einen edlen Jüngling durch Sophismen und sinnliche Lockungen dahin zu bringen, daß er, ohne wahnsinnig zu sein, den eignen geliebten Vater dem Tode übergibt, ist so raffinirt teuflisch, daß sie einem bösen Geiste, ihrem Urheber, Ehre macht. Daß aber der, dem sie gegeben ist, sie

als Preis zu lösen hat, um sich von ewigen Qualen zu befreien, und zwar von Qualen dafür, daß ihn, den leibeigenen Diener eines Teufels, in einer unbewachten Stunde die Schwäche überkam, einen edlen Mann, den er ins Unglück gebracht, mit irdischen Gütern zu segnen, steigert das Entsetzen; daß vollends dieses gespenstige Wesen sich in Gestalt eines liebenden Lehrers der Weisheit ins Herz eines edlen Jünglings schleicht, um diesen methodisch zu verderben, liefert den Leser auf die Marterbank. „Damals interessirten Gespenstergeschichten, gräßliche Leidenschaften u. s. w., sagt Tieck, das lesende Publicum"; diese jedenfalls als Nachwirkung der Räuber, jene aber, wenn ich nicht irre, neben dem Einflusse des alten Volksglaubens zum guten Theil noch in Folge von Klopstocks Messias, der unsren Dichter, trotz all seiner Abneigung vor diesem Epos, gleichwohl bei Zeichnung abenteuerlich höllischer Gestalten in Abhängigkeit hielt. Jener grause Mental, der auf dem Atlas seit Jahrtausenden in der schaurigen Einöde eines Bergkessels haust, ein böser Geist, der sich einst vom Ewigen losgeschworen und in die leere Wüste der Strafe der Allmacht entronnen war, er selber seine Verdammniß; der im Gefühle seiner Unseligkeit ausruft: O wenn Vernichtung möglich wäre, dann wäre noch Glück in seiner Schöpfung! und nun zur Entschädigung für die Bürde der Unsterblichkeit an Zerstörung seine Freude hat — ist er nicht ein genaues Konterfei der Ungeheuer Adramelech, Magog, Belielel, mit denen des Messiasfängers wilde Phantasie eine Welt von Ungeheuern zum Schreckniß der Gläubigen aufthürmte? Festgehalten am Gängelbande der alten Theologie, dem die zunehmende Kraft schon entwachsen war, strebte der jugendliche Geist des deutschen Volkes nach seiner Befreiung; lange schon rangen die metaphysischen Zweifel in der Seele der Jugend, mit welchen der Lehrer Omar seinen Zögling Abdal-

lah d. h. den jungen Dichter selbst aus glücklicher Unbefangenheit heraus dem Unglück weiht. Aber die Zweifel vermochten die Fessel noch nicht gänzlich zu sprengen, und als Gespenster spukten in schwarzen Nachtgemälden, was vorher kräftige Teufel waren. Auch von dieser Seite her ist Kants Verdienst nicht genugsam zu preisen, der mit einemmale uns weckte von dem Alpdrücken theologischer Truggestalten, und daneben Göthes reinmenschliche Dichtung, die selbst dem Teufel, wo er ihn nach der Ueberlieferung zeichnete, nichts sentimental Erhabenes, bloß die alte Abgeschmacktheit beigab. Aber von Jugend an hatte Tieck, bis er mit Solger in nähere Bekanntschaft trat, eine Furcht vor systematischer Philosophie, und scheuchte die tiefsten Fragen, statt sie in wissenschaftlicher Weise zu lösen, in den eigenen Busen zurück, wo sie dann ruhelos als Poltergeister ihr Wesen trieben. Er hatte die Alten studirt, und mied ihre Klarheit; von Göthe aber, dem Abgott seiner Jugend, dem Genius seiner spätern ästhetischen Ueberzeugungen, dem vielbewunderten und gepriesenen Meister, dem er begeisterter Herold war, von Göthe eignete er sich nichts an als allmählich die süße Melodie der Sprache. Aus dem dunklen Schachte der eigenen Seele stiegen noch lange und immer wieder die alten Kobolde auf, als jener mit Schiller längst auf reinen Höhen erquickende Lebensluft athmete.

Derselbe finstere Ton wie im Abdallah herrscht in dem fünfactigen Trauerspiel Karl von Berneck, das er nach einer 1792 gemachten fränkischen Reise im Jahre darauf begonnen und 1795 vollendet hat. So sehr diese Reise seinen Gesichtskreis erweiterte und namentlich der Genuß der heitern Bamberger Gegend sein Herz freundlich und fröhlich stimmte, so sehr dann unser Nürnberg in seiner damals noch alterthümlichern Gestalt seinen Sinn für altdeutsche Art und Kunst zu

jener Begeisterung aufschloß, die ihm und seinen nachherigen Freunden durchs ganze Leben als Mitgabe geblieben ist, so war doch jene Dichtung noch unter den Einflüssen seiner vorigen melancholischen Gemüthsrichtung entstanden und in eben dem Geiste ausgeführt. Berneck mit seiner düstern Lage hatte einen sonderbaren, finstern Eindruck auf ihn gemacht, und so entwarf er aus dieser Stimmung heraus sein Trauerspiel, das er selbst einen Pendant zum Abdallah nennt. Hier wie dort ein gespenstiges Schicksal, ja das Gräßliche desselben noch dadurch gesteigert, daß es unvermeidlich fortwirkt von Geschlecht zu Geschlechtern, bis sein Fluch durch eine nicht minder grause That gelöst wird. In jeder Johannisnacht geht ein eisgraues Gespenst durchs Schloß; es ist der Geist des ersten Besitzers, der seinen Bruder umgebracht. Wen der Geist grüßt, der muß in dem Jahre sterben, bis einmal von zwei Brüdern einer den andern ermordet, ohne daß sie Feinde sind. Der alte Walther, der Burgherr, kehrt nach sechzehnjähriger Abwesenheit vom Kreuzzug heim. Es ist ein trauriger, finsterer Mann ohne sein Verschulden. Jedem von unserem Stamme, sagt er, ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt, und so geht ihm die Trübseligkeit nach wie sein Schatten. Des Vaters Gemüthszustand wiederholt sich in dem jüngern seiner Söhne. Es gibt Menschen, klagt Karl, die dazu auserlesen sind, um die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen. Zurückgesetzt ob seiner lästigen Schwermuth, trauert er einsam um des Hauses Ehre, während die Mutter mit dem wilden Liebeswerber fröhliche Feste feiert, und der ältere Sohn den lustigen Rittersmann sich zum Muster nimmt. Der Alte fällt im Zweikampf durch den Liebhaber seiner Gattin;, aber, ein zweiter Orest, tödtet Karl Buhlen und Mutter

mit dem alten fluchbeladenen Ahnenschwert, und mit eigenen Händen sammelt das Gespenst die Stücke der zerbrochenen Waffe. Die feindlichen Brüder lieben beide ein Mädchen, von Orla die sanfte Adelheid. Eifersüchtig bei der Entdeckung, daß sie den Verworfenen begünstigt, schreitet Reinhard zum Morde des unseligen Karl. Aber sein grimmer Haß wandelt sich, wie er ihn schlafend findet, in wehmüthige Liebe, also daß er ihm selbst das Mädchen freiwillig abtritt. Doch umsonst fleht Karl, der wie von Geistern verfolgt seit dem Muttermorde dem Wahnsinn nahe umhergeirrt, um Verzeihung seiner That; umsonst schimmert ihm aus Adelheids Augen eine Morgenröthe möglichen Glücks entgegen. Als zur Verlobung beide die Hände ineinander legen, tritt zwischen sie der Mutter Geist. Aufs neue von allen Schrecknissen erfaßt, beschwört er den Bruder ihn zu tödten und läßt nicht ab, bis ihm der Liebende den Dolch in die Brust stößt. Und nun muß endlich das Haus beruhigt sein; denn auch der andere, für den das Leben keinen Reiz mehr hat, geht in ein Kloster.

Dieses dramatische Ungeheuer ist bei all seinen Ahnungen und Geisterschauern ein regelmäßiges Bühnenstück, noch frei von jenen Extravaganzen, die sie Tieck späterhin aus Verachtung unserer Schaubühne in übergenialischer Verspottung aller Gesetze, ja aller Möglichkeit erlaubt hat. Damals hing er noch voll Entzücken an den großen Bühnenkünstlern, die seine Vaterstadt in den neunziger Jahren sah, und von denen er besonders Schröder und Fleck später nach eingetretenem Verfall unserer Schaubühne vielfach in Kritiken als unerreichte Muster hinzustellen niemals ermüdete. Beispielshalber hebe ich nur den im Jahre 1831 als Einleitung zu Schröders dramatischen Werken von Bülow geschriebenen Aufsatz hervor: Die geschichtliche Entwicklung der neuern Bühne vor Friedrich Ludwig Schröder.

In diesem übrigens vortrefflichen Aufsatze legt er, wie auch sonst öfters in seinen feinen Kritiken, das Hauptgewicht bei Aufsuchung der Gründe jenes Verfalls auf die Iffland-Kotzebuische Schule, sodann auf das Ueberhandnehmen des lyrischen Elements in der Tragödie und die Unnatur des Schicksalsbegriffes, ohne zu bedenken, wie viel er selbst durch Dichten unaufführbarer Stücke und durch sein absichtliches Zurücktreten von der Bühne derselben geschadet hat. Für den Schicksalsspuk macht er häufig die Braut von Messina verantwortlich, und hatte doch, wie wir eben gesehen, lange vorher im Karl von Berneck ein weit schlimmeres Beispiel gegeben. So sehr war sogar dem Dichter, der sich im Ganzen nur wenig änderte, in späteren Jahren die eigene Jugendrichtung aus dem Gedächtniß entfallen. Tadelt er ja sogar an der Jungfrau von Orleans das Mirakelhafte und sonst an Schiller das ungebührlich Lyrische, und hatte Beidem weit mehr als jener Vorschub geleistet. Wäre er doch wenigstens auf dem Wege der Regel, den er nur noch einmal im Blaubart ging, ruhig fortgeschritten; wie viel würde der gründliche Kenner des gesammten Bühnenwesens für die dramatische Kunst geleistet haben! So danken ihm nur die Gelehrten seine geistvollen Erörterungen; aber das deutsche Volk hat seinen gestiefelten Kater, seinen Zerbino, seine verkehrte Welt, ja Genoveva, Octavian und Fortunat vergessen, weil sie mit ihrem forcirtem Witze, mit ihrer Vermengung aller poetischen Formen, mit ihrer jedes Maß verlachenden Unregelmäßigkeit über die Fassungskraft selbst geduldiger Leser hinausgehen.

Es ist erstaunlich, welch umfassende Studien der dramatischen Kunst Tieck bereits im angehenden Jünglingsalter gemacht haben muß. Seit Lessings Wirken, seit Wielands und Eschenburgs Uebersetzung, seit Schröders Bearbeitung

und Aufführung Shakspearischer Stücke war jedes frische Auge in Deutschland auf den größten Genius der modernen Dichtkunst gerichtet, der lange in ungebührlicher Verachtung gelegen hatte und den neuen Glanz seines Ruhmes selbst unter seinen Stammgenossen den Bemühungen deutscher Dichter und Forscher dankt. Unter ihnen aber steht bekanntlich unser Tieck mit an der Spitze als der ersten einer, welche eine gründliche Auffassung des großen Britten vermittelten. Seine mancherlei hieher gehörigen Leistungen fallen in spätere Perioden seines Lebens, und ich werde weiter unten darauf zurückkommen; aber schon hier muß ich darauf aufmerksam machen, wie bereits der neunzehnjährige Jüngling um Shakspeares willen, als er in Göttingen studirte, sich mit dessen Vorgängern und Zeitgenossen beschäftigte, so daß in einem Lebensalter, in welchem die Wenigsten selbst die Namen jener Dichter gehört haben, ein Reichthum literarhistorischen Details in seinem Geiste aufgespeichert lag, der ihn zu einem eindringenden Urtheile über die Leistungen des Gefeierten befähigte. Namentlich war es *Ben. Jonson*, der zwar steife, doch witzige Lustspieldichter, Shakspeares Zeitgenosse, welcher in dem Grade seine Theilnahme anregte, daß er schon 1793 eines seiner Stücke *Herr von Fuchs* mit einiger Umänderung ins Deutsche übertrug, und diesem nachher 1800 ein zweites, *Epicöne*, folgen ließ, in der Absicht, den Freunden Shakspeares diesen Gegensatz der dramatischen Poesie nahe zu bringen und dadurch ein helleres Licht auf Shakspeare selbst zu werfen. Aus demselben Jahre 1793 ist sein Aufsatz: *Shakspeares Behandlung des Wunderbaren*, der nebst eingehender Kenntniß des Dichters bereits eine Reife und Feinheit des Urtheils verräth, die weit über diese Jugendjahre hinaus liegt. So begleiteten die anstrengendsten Studien den schaffenden Kopf, der sich nachher im Alter beim Rückblick auf

solch rüstige Thätigkeit selbst verwundert, wie viel man in jungen Tagen auf einmal bewältigen kann.

3.

William Lovell.

Denn in eben dem Jahre, wo er Jonsons Volpone bearbeitete, legte er auch Hand an einen weitläufigen psychologischen Roman, William Lovell, den er indeß erst drei Jahre später beendigte. Es ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und gelösten Leiden und Irrthümer, schreibt nachher über dieses Werk der Verfasser seinem Solger; aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei; ich war fast immer sehr heiter, als ich dieß Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung. Ueber dessen Entstehung aber läßt er sich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe 1813 so vernehmen, als habe er, der im Kampf gegen die herrschenden Ansichten schon früh einen Ruheplatz zu gewinnen suchte, wo Natur, Kunst und Glaube wieder einheimisch sein möchten, in diesem Kriege mit sich selbst und andern der Gegenpartei ein Gemälde ihrer eigenen Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinstellen wollen, der seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte. Als die Gegenpartei schildert er unmittelbar vorher die obenbezeichneten Aufklärer. Ungeachtet dieser Versicherung des Dichters bezweifle ich gleichwohl, daß ihm bei Abfassung des Werkes diese Absicht klar vor der Seele schwebte; wenigstens wäre sie ihm ziemlich schlecht gelungen, da die liberale Verstandespartei jener Tage sich unmöglich in dem schwachköpfigen, liederlichen, ja selbst der gemeinsten Verbrechen fähigen Helden wiederfinden konnte. Lovell

ist seinem Charakter nach des Abdallah Zwillingsbruder, ein Werther in sittlicher Verderbniß, sentimental, zweifelsüchtig, bei jugendlicher Selbstüberschätzung aufgeregt; in ihm ist keine Ader jenes spießbürgerlichen Philisterthums; vielmehr ein gutes Theil der Eigenschaften, welche bei einzelnen Anhängern, ja Stimmführern der Romantik selbst nachher ans Tageslicht traten. Lovell hätte sicherlich geschwelgt in der Lectüre Lucindens; spielt er doch mit Rosalinen eine Rolle, die es jener zuvorthut; und die Grundsatzlosigkeit in Leben und Wandel, durch welche so manche reichbegabte Geister der eigenen Partei sich compromittirten, harmonirt, die Sentimentalität abgerechnet, gar wohl mit der seinigen. Mir scheint vielmehr in der Person des verächtlichen Helden lediglich die Person des Dichters zu stecken, der sich, aus seinen Zweifeln erwacht, eine moralische Strafpredigt hält, und wie denn Sittenprediger zu übertreiben pflegen, an einem recht augenfälligen Beispiele zeigen will, zu welcher Zerrüttung die anspruchsvolle Genialität führen kann, wenn sie sich mit sittlicher Leichtfertigkeit paart. Beide Merkmale aber passen auf einzelne Libertins der neuen Schule vortrefflich. Unsern Dichter bewahrte seine gute Natur vor Frivolität des Charakters und sein reifender Geist überwand allmählich die Nebelregion der Zweifel. William Lovell steht als Markstein hingesetzt für Tiecks alte und spätere Denkart; indem er jene auf den Pranger der Ehrlosigkeit verwies und schließlich unumwunden sein Verdammungsurtheil im Testamente Andreas aussprach, wollte er sich selbst den Rückfall in die alten Irrthümer unmöglich machen.

So unerquicklich das ziemlich breit geschriebene Buch für den heutigen Leser ist, der als Göthes Schüler sich dem Leben und der Welt mit gesunderem Sinne zuwendet und weder einseitige Empfindsamkeit noch Grübelei mehr vertragen kann, vor

allem aber die Schlechtigkeit haßt, wenn sie sich den Mantel philosophischer Tiefe umhängt: so lehrreich bleibt es als Denkmal jener gähnenden Zeiten, wo das Wertherthum mit allen seinen Auswüchsen in die Wirklichkeit eingetreten war. Aber dadurch, daß der Haupthelb sammt den meisten seiner Freunde Engländer ist, mag das Werk wenigstens im Punkte der Blasirtheit sogar jetzt noch Ansprüche auf Wahrheit haben. Die Richardsonischen Romane dienten zum Muster; daher die Briefform, die ja auch im Werther vorgeherrscht hatte und bei aller Langweiligkeit doch für die beliebten psychologischen Entwicklungen und Herzensergüsse am bequemsten Raum bot. Wie genau Tieck den Ton jener Romane zu treffen wußte, geht schon aus der Thatsache hervor, daß einer seiner Recensenten ihm nachzuweisen suchte, daß das Buch aus dem Englischen übersetzt sei, und obschon er das Original nicht zu nennen wußte, ihm doch Uebersetzungsfehler bezeichnete, indem er hergebrachte englische Redensarten nicht verstanden habe. Die Oekonomie des Ganzen ist die nämliche, wie im Abdallah: auch hier wird ein junger Mensch von einem Alten, den er wie ein Wesen höherer Art verehrt, methodisch verdorben und mit Hohnlachen in den Abgrund der Verworfenheit geschleudert. Auch hier ist der Jüngling schwach an Geist, aber voll überschwänglicher Gefühle, und die Verführungsgewalt der Liebe ist die Hauptursache seines Strauchelns. Empfindsam und jedem Eindrucke Preis gegeben, melancholisch und über die Alltäglichkeit der Welt hinaufgeschraubt, ohne Schärfe des Denkens und jedem Sophisma verfallen, das ihm mit imponirendem Anspruch entgegentritt, wird der in Hochgefühlen schwelgende Lovell erst der Kokette, dann dem raffinirten Wüstling zur Beute. Charaktere wie du, schreibt ihm sein Vater, sind Maschinen in der Hand eines jeden Menschenkenners, ein Prädicat, mit welchem er nach der Sprachweise seiner

Zeit diejenigen bezeichnet, die durch widrige Erfahrungen und Täuschungen gewitzigt zu der desperaten Einsicht gekommen sind, daß Selbstsucht die Triebfeder aller Handlungen und Tugend ein bloßer Name sei. Die Erbärmlichkeit als die Quintessenz unsres Seelenlebens aufzuspüren, galt damals für Weisheit eines Weltmannes, und die Wissenschaft dieses Spionirsystems wurde Psychologie genannt. Mit großer Kunst entwickelt der Dichter den ziemlich raschen Abfall Lovells von seiner frühern Sittlichkeit. Die Buhlerin in Paris, die sich für ihn in diese Rolle geworfen, hält er für ein Ideal Richardsons, für ein himmlisches und überirdisches Geschöpf. Er wird seinem Mädchen in der Heimath untreu, indem er sich verspiegelt, er brauche ja nicht unempfindlich für andere Schönheit zu sein. Dazwischen kommt ihm der Gedanke an seine Nichtswürdigkeit. Er verläßt die französische Hauptstadt und eilt, in die Mitte gestellt zwischen einem düstern Schwärmer, der nachher im Wahnsinn endet, und einem frivolen Verstandesmenschen, der ihn mühelos von seinen Trugschlüssen abhängig macht, nach Italien. Auf die Möglichkeit höherer Wahrheit verzichtend, übertäubt er des Gewissens Stimme im Genuß und setzt die Lebensaufgabe in Stillung der Sinnenlust. Ich befriedige mich, schreibt er an Rosa, den Abgesandten seines hinter einem Nimbus von Hoheit lauernden Hauptverführers, mit der Empfindung ein Mensch zu sein; rasch entflieht das Leben; wehe dem, der vom irdischen Schlafe erwacht, ohne angenehm geträumt zu haben; denn wüste und dunkel ist die Zukunft. Ich höre auf nach Weisheit zu ringen, der sich kein Sterblicher nähern kann. Als ob es dem verworrenen Träumer bisher schon ernstlich um Weisheit zu thun gewesen wäre. Aber solche schauspielerische Verzweiflung war Mode des Zeitalters, das ein prinzipienloses Hin- und Hertasten für Philosophie nahm; es ist die Zerfahrenheit des Jahrhunderts

der Sophisten, dem gerade noch zur rechten Stunde sein Sokrates Kant erschien. — Sinnlichkeit ist unserem Helden nur das erste bewegende Rad in unserer Maschine, Poesie, Kunst und selbst die Andacht nur verkleidete Wollust; gut, warum sollte er nicht an dieser nächsten Quelle trinken? Von einer leichtfertigen Schönen zur andern taumelnd, und zwischen dem Liebesgenuß die unheimliche Stimme der Reue mit Wein betäubend, bleibt er bei aller Liederlichkeit der alte widerlich empfindsame Schwärmer. Er gesellt sich vertraulich zu einem armen unschuldigen Mädchen, seine Verhältnisse verbergend unter der Maske eines dürftigen Standesgenossen; er verführt sie mitten in ihrem Schmerz, nachdem er ihren Bräutigam im Streite getödtet, und verläßt dann die Unglückliche, die sich rath- und trostlos in die Wellen der Tiber stürzt. Nichts empört das sittliche Gefühl tiefer als diese Scenen; wir möchten den Nichtswürdigen ihr nachstürzen; aber der Dichter foltert uns mit der weitern Darstellung seines erbärmlichen Sündenlebens noch einen ganzen vollen Band hindurch. Lovell kehrt heim nach England. Sein Vater ist todt; sein Besitz ist durch einen ungerechten Prozeß dessen unredlichem Gegner angefallen. Auch dieser ist hingeschieden, und der Sohn, Lovells ehemaliger Freund, den dieser durch seine Sittenlosigkeit von sich gestoßen, Eigenthümer der Güter. Lovell macht einen Vergiftungsversuch am Freunde, er verführt seine sentimentale Schwester, der er sich in der Rolle eines Unglücklichen interessant gemacht. Er verläßt auch sie, und die Arme stirbt vor Gram. Er wird unglücklicher und dann falscher Spieler; er geräth unter die Räuber, die den albernen Pinsel nicht einmal zu ihrem Gewerbe verwenden können. Im Zustande der Verarmung kommt er abermals nach Rom, Hülfe zu suchen bei seinen vermeintlichen Freunden. Ich möchte laut schreien und klagen, ruft er aus,

als er von seinem bisherigen Abgott verlacht wird, ich möchte es in die ganze weite Welt hinein heulen, wie elend ich bin. Dieser hinterläßt ihm nach seinem Tod in der Form eines Testamentes seine eigene Lebensgeschichte, aus welcher hervorgeht, daß er selbst es war, der sich, um Rache an Lovells Vater zu nehmen, die Aufgabe gesetzt, jenen elend zu machen, was dem durchtriebenen Alten nicht schwer fiel, da ihm des Jünglings verworrene, abenteuerliche und sinnliche Natur entgegenkam. Du hättest ein recht ordentlicher gewöhnlicher einfältiger Mensch werden können; aber nun hast du alles daran gewandt, um ein unzusammenhängender philosophischer Narr zu werden, heißt es in diesem Testamente. Des Alten Helfershelfer bietet ihm an auf einem Gut in Tivoli Wohnung und Unterhalt mit ihm zu theilen; er will in reuevoller Erinnerung büßen, was er an Lieb und Freundschaft gesündigt hat; glücklicher Weise trifft den weichmüthigen Schurken Lovell noch eher die rächende Kugel durchs Herz, bevor der Leser die widerwärtige Erfahrung macht, daß ein in Verbrechen vergeudetes Leben mit einer Idylle endige.

Ich kenne keine peinigendere Geschichte als diesen William Lovell, vor allem deßhalb, weil der Held ohne sittliche, ja ohne Willenskraft ist. Hier handelt es sich um keinen Kampf mit dem Schicksal, um kein Ringen nach irgend einem Zweck; ein anfangs mittelmäßiger, dann gemeiner Mensch versinkt in alle Laster, reift zu allen Unthaten, und leidet dabei fortwährend an der Einbildung eines Unglücks, das ihm die Gesellschaft gebracht habe. Allerdings fehlt es dem Roman auch nicht an tüchtigen, wackern Menschen; da aber diese zumeist von dem elenden Wichte straflos gefährdet werden, so mangelt das sittliche Gegengewicht. Tieck selber gibt es in spätern Jahren zu, daß er jene Gegend, die der Verwirrung, dem Geistesluxus,

dem Zweifel, der philosophirenden Sinnlichkeit und Leidenschaft als ein helles Elysium gegenüberliegen sollte, nur als dunkle Schattenmasse hingestellt habe. Und so wollen wir denn mit dem Jüngling nicht rechten, daß ihm die Zeichnung einer edlen, gebildeten, charaktervollen Gesellschaft minder gelungen als die Schilderung der Grundsätze, in denen er eben noch vor Kurzem selbst theoretisch befangen war; wollen vielmehr die feine Beobachtungsgabe anerkennen, die ihm einen ungemeinen Reichthum an Gedanken und psychologischen Bemerkungen an die Hand gab, von denen das in seiner Grundlage durch und durch verfehlte, aber immerhin dichterisch bedeutende Werk durchwoben ist. Als er den Lovell schrieb, hätte man an dem Dichter verzagen mögen; nachdem er sich aber zu seiner späterhin so lieblichen Klarheit durchgearbeitet hatte, konnte er wohl selbst, wie ein Reisender auf überstandene Gefahren, nicht ohne Behagen auf Jugendverirrungen zurückblicken, denen das Genie am meisten ausgesetzt ist.

4.

Erzählungen.

Noch ehe er den Lovell abgeschlossen hatte, im Jahre 1795 wurde er auf fremde Veranlassung von einer Seite, von welcher man es kaum hätte erwarten sollen, aus seiner bisherigen schriftstellerischen Richtung gelockt, die gerade, weil sie mit seiner Neigung zusammenstimmte, als falsche Manier Dauer zu gewinnen drohte. Nicolai forderte den talentvollen Jüngling auf, Erzählungen gefälliger Art nach französischen Büchern für eine Sammlung zu schreiben, die von Musäus begonnen, von

Müller in Itzehöe fortgesetzt war und den seltsamen Titel Straußfedern trug. An dieser wohlfeilen Waare fand er um so weniger Behagen, weil er mehr von englischen als französischen Schriftstellern gefesselt wurde, und in seinem überschwänglichen Lovell begriffen für ein plattes Publicum zu schreiben unter seiner Würde hielt. Gleichwohl ließ er sich bestimmen auf den Antrag einzugehen, und so schwer es ihm bei seiner Abneigung anfangs ankam, die leichte Darstellung, den harmlosen Witz und die mäßige Satire seiner Vorgänger nachzubilden, so bequem bewegte er sich bald in dem fremden Kleide, also daß er nach den drei ersten Versuchen die französischen Bücher ganz wegwarf, um sich fortan in freier Erfindung lustig zu ergehen. Diese Erzählungen, welche theils in den Straußfedern, theils in andern Zeitschriften oder wie Peter Lebrecht auch selbständig erschienen, sind die ersten Anfänge seiner bisherigen Novellenpoesie.

Ich kenne gar wohl den von Tieck aufgestellten Unterschied zwischen Erzählung und Novelle; ich weiß es, daß er für letztere Gattung einen Knoten der Verwicklung fordert, um dessen Schürzung und Lösung sich die gesammte Darstellung zu bewegen hat; aber das Künstlerische nimmt eben immer seinen Ursprung aus dem Einfachen, die Novelle aus der Erzählung, und wenigstens eine seiner besten Novellen, der Tischlermeister, die er ausdrücklich als seine früheste bezeichnet, wurde, obwohl erst 1836 vollendet, doch bereits in eben dem Jahre 1795 entworfen, in welchem er für die Straußfedern seine ersten Versuche machte.

Daß die übernommene Verpflichtung leicht hingeworfene, mitunter lascive Erzählungen im Geschmack des Musäus zu schreiben unsern Dichter von seiner bisher gewohnten Malerei grauser Nachtstücke entfernte und auch seine Sprache aus ihrer

Ueberschwänglichkeit auf den Boden des Gewöhnlichen, ja Trivialen herniederzog, war ein großer Gewinn für ihn. Aber auch seine Lebensanschauung mußte er, einmal im Kreise wirklicher Menschen angekommen, bedeutend modificiren. Das Schicksal, die Hauptgottheit seiner früheren Phantasien, wird gleich in der ersten Erzählung verspottet, in welcher ein philosophischer junger Liebhaber allerlei Collisionen, in die ihn seine Liederlichkeit bringt, aufs Schicksal schiebt. So tief, heißt es zum Schluß, liegen manche Schwachheiten im Menschen. Das Schicksal hat es nie der Mühe werth gefunden sich mit ihm zu entzweien. Die Empfindsamkeit, sagt er in den Rechtsgelehrten, ist auch etwas so verächtliches geworden, daß es selbst die Schüler nicht mehr der Mühe werth finden sich mit ihr einzulassen. Peter Lebrecht lacht schon in der Vorrede über Spießens Schauderromane sammt dem Gewimmer der Siegwartianer.

Peter Lebrecht hat unter allen damaligen Erzählungen dem Dichter die meisten Gönner erworben, so sehr, daß er nach dem Wunsche des Verlegers nachher auch auf dem Titel der Volksmärchen jenen Namen beibehielt. Waren doch manche seiner Freunde sogar der Meinung, diese Art und Weise sei sein Beruf, und andere Aufgaben, die er sich gesetzt, wären zu weit vom Wahren und Natürlichen entfernt. Das Buch besteht aus zwei Theilen von nur losem Zusammenhang, da die Geschichte eigentlich mit dem ersten bereits zu Ende und der zweite nur durch die äußerst günstige Aufnahme des ersten hervorgerufen ist. Man erholte sich wohl von den kindischen Schrecknissen und Gefühlsmartern der Moderomane einmal zur Abwechselung an einer Erzählung, deren Verfasser geflissentlich darauf ausging, so prosaisch und uninteressant als möglich zu sein und durch sein ganzes Büchlein sowohl als durch Anspie-

kungen in Menge gegen allerlei Thorheiten der Zeit anzukämpfen. Es gefiel jenes geflissentliche Scherzen mit dem Stoffe, das man an Sterne lieb gewonnen und das auch bereits Jean Paul in die deutsche Literatur eingeführt hatte; es gefiel hier um so mehr, weil der Autor im Gegensatz zu der sonst beliebten Breite in wahrhaft gezwungener Weise sich bestrebte fragmentarisch zu sein. In dieser an sich nichtigen Geschichte ist die Ironie, die Selbstverspottung, ganz an ihrem Platze, die bald nachher von Tieck übertrieben und als Kunstregel unter den Romantikern aufgestellt unsrer Poesie so verderblich ward. Die Ironie sollte, wie er es selbst einmal ausdrückt, die letzte Vollendung eines Kunstwerks, der Aethergeist sein, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt; das Ich des Dichters sollte nicht in seinen Gegenstand sich versenken, sondern über demselben sein unabhängiges Leben führen. Ein Uebelwollender würde diesem Verlangen die Deutung geben, als solle ein feinerer Beurtheiler es der Dichtung gleich anmerken, daß sie ein Product der Willkühr, daß sie eigentlich ein Spaß sei, den der Dichter mit dem Publikum treibt. Seinem Hauptinhalte nach ist Lebrecht eine Art Persiflage des Siegwart. Der Held der Erzählung ist der Sohn eines Mönchs und einer Nonne, die nach rechtmäßiger Trauung das Klostergelübde abgelegt, dann aber durch den Zufall wieder zusammengeführt trotz ihrem heiligen Stande sich vergessen haben. Die Zwillingskinder wurden in Unkenntniß ihres Ursprungs abgesondert erzogen, und der junge Mann hätte seine eigene Schwester geheirathet, wäre ihm nicht glücklicherweise am Hochzeitabende die Braut von seinem Nebenbuhler gestohlen worden. Herr seiner väterlichen Güter geworden, heirathet er eine hübsche Pachterstochter; denn die Liebe ist ein Frühling, der uns in jedem Jahre von neuem entzückt; und nachdem er dann den Irrweg

seiner vorigen Verbindung in Erfahrung gebracht, schärft der Autobiograph als moralische Tendenz die Lehre ein, daß sich ja Niemand solle trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner Frau zu sehen. Die Glanzpartie der Erzählung ist der Bericht über seinen Hofmeisterstand im Hause des Präsidenten, wo der Dichter zum erstenmal gegen die von ihm häufig genug verlachten methodischen Erziehungstheorien dem Humor freien Lauf läßt. Der angehende Hofmeister nahm sich vor, ein völliges System zu erbauen, nach welchem er seine Zöglinge zu edlen, großen und verständigen Menschen bilden wollte, ohne freilich damals noch zu wissen, daß es in jeder Familie wenigstens ein Genie gibt.

Im zweiten Theil ist die Geschichte noch weit mehr Nebensache als im ersten. Als glücklicher Ehemann gibt er sich den Anschein, bloß seine interessanten Familienbegebenheiten berichten zu wollen; aber es kommt nichts Merkwürdiges vor als der Besuch eines Windbeutels von Worten und eines wunderlichen Amtmanns. Ein dritter Theil, den er am Schlusse verheißt, ist nicht mehr erschienen. Seinem Schwiegervater Martin, einem zweiten Onkel Toby, sowie dem Amtmann Sinkmal, legt er allerlei treffende Urtheile in den Mund, die diese Männer von gesundem Mutterwitz über die verschiedensten Erscheinungen in Literatur und Leben fällen, und indem er daran wieder seine eigenen Betrachtungen knüpft, weiß er wohl jeden Leser zu unterhalten, nicht bloß den geneigten, welchen er als einen breitschulterigen Heros beschreibt, der Vieles dulden und ertragen kann. Die abgerissenen Bemerkungen enthalten viel Treffendes und Beherzigungswerthes. Unsere Schriftsteller, sagt Lebrecht, suchen immer das sogenannte Poetische abzusondern und zu einem für sich bestehenden Stoff zu machen; sie trennen dadurch die Einheit und können uns nur einen einseitigen Genuß

verschaffen; denn wem ist es unter den Deutschen gegeben, so wie Göthe zu schreiben? In dieser Stelle, der ersten, in welcher er den Namen unsres Großmeisters erwähnt, der vom Jahre 1792 an unter dem Widerspruche sämmtlicher Alten, nach langer Vergessenheit der ersten stürmischen Bewunderung seiner Erstlingswerke, von der poetisch gestimmten Jugend wieder gefeiert wurde, in dieser Stelle, sage ich, setzt er mit schlichten Worten den Hauptwerth Göthischer Dichtung ganz richtig in die vollkommene Durchdringung von Ideal und Wirklichkeit und tadelt, wie wir sehen, die einseitige Absonderung einer poetischen Welt, worin er sich doch vielfach selbst, seines eigenen Grundsatzes uneingedenk, nebst der ganzen Schaar seiner Mitstrebenden und Nachtreter so wohl gefiel. — Ein andermal tadelt er den falschen Geschmack an modernen Ritterromanen; die gewöhnlichen Leser sollten doch ja nicht über jene Volksromane spotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen oder zwei Groschen verkauft werden; denn der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder — ein Volksbuch, für das er bereits im Karl von Berneck geschwärmt —, Herzog Ernst und die Genoveva hätten mehr wahre Erfindung und seien ungleich reiner und besser geschrieben als jene beliebten Modebücher. Zugleich empfiehlt er sich als demnächstigen Herausgeber von Volksmärchen.

Unter den übrigen auf Nicolais Veranlassung hin entstandenen Erzählungen will ich nur zwei hervorheben, weil sie ganz treffliche Carricaturen damaliger Zustände sind; Ulrich der Empfindsame und Fermer der Geniale. Ulrich, der einzige Sohn eines alten, reichen Kaufmanns, der nur seinem Geschäfte lebt, wächst heran unter der Obhut der Mutter. Er lernte in Campes Kinderbibliothek lesen; auch wurden ihm oft gute und erbauliche Kupferstiche vorgehalten; man stellte ihm

die großen Muster einiger Kinder als Gretchen, Minchen oder Wilhelmchen beständig vor Augen; auch wurde ihm die Moral und Religion in nuce beigebracht, und so gedieh der Knabe zur allgemeinen Freude. Da kam ein junger Mann ins Städtchen Namens Seidemann. Er hatte unlängst die Universität verlassen und einen Dornenstock, abgeschnittene Haare, viel Weltkenntniß und wenig Hefte mitgebracht; er hatte das weltberühmte Philanthropin in Dessau besucht, und sein Herz schlug so gewaltig, als er die Meritentafeln mit goldenen Punkten, die Ordensbänder und das Privattheater, die Uniform und das Voltigirpferd sah, daß er das Gelübde that, wenigstens im Kleinen eben so viel zu wirken, wenn es ihm etwa nicht gelingen sollte, ins Große zu gehen. Die Damen wurden besonders durch sein abgeschnittenes Haar entzückt, und die unter Kopfschütteln der Großväter ihm anvertraute liebe Jugend wuchs mit Springen und Laufen auf, und ward groß und rüstig, philosophisch und lustig. Die Hauptstütze seines Erziehungsplanes war die Errichtung eines Privattheaters, in welchem man sich gegenseitig übte in der Kunst gerührt zu werden, und der Lehrer sammt seinem Lieblingsschüler Ulrich einen Liebesroman spielte, der sich komisch genug verwickelte.

Da es mir nicht um die drollige Geschichte, sondern lediglich um die Tieckische Polemik zu thun ist, so hebe ich nur noch den einen Punkt hervor, wie der zu seines Vaters Geschäft untaugliche Ulrich auf seiner Flucht mit einem Schriftsteller zusammentrifft, der über alle Fächer der Pädagogik reiflich nachgedacht hat, und ihn nun bestimmt gleichfalls zur Feder zu greifen, um mit ihm vereint die Fackel der Aufklärung anzuzünden. Aus einem Bündel weist er ihm Manuscripte vor. Es waren Lieder für Kinder, von der Wiege bis zum männlichen Alter; dann eine Anleitung, wie man auch ohne Kirche gottes-

fürchtig sein könne; ein bündiger Beweis, daß die natürliche Religion die allein seligmachende sei; verschiedene kleine Abhandlungen über den Nutzen des Stelzengehens. Ulrich selbst aber verfaßte eine empfindsame Reisebeschreibung.

Ergötzlicher noch ist der geniale Fermer. Man muß diese Dinge lesen; sie sind wichtig für jeden, dem es darum zu thun ist einen Begriff zu erhalten von der seltsamen Verschrobenheit der damaligen Jugend, die sich an den tumultuarischen Kraftwerken unsrer Genies vollgesogen hatte und nun wie berauscht durchs Leben taumelte. Fermer war von der Universität zurückgekommen. Er hatte einen großen Hut, klirrende Sporen, die er immer trug, obgleich er nie ritt, und einen Knotenstock, wie es einem Biedermann ziemt. Deutsche Biedermänner waren Mode; auf der Bühne wie im Leben nahmen sie sich das Vorrecht der Grobheit. Als ein rechtes Urbild derselben hat Tieck in einer Novelle den Romanschreiber Cramer gezeichnet. Nach den Freiheitskriegen blühte das Geschlecht von neuem auf; jetzt ist es ziemlich ausgestorben, und wenn sich hie und da noch ein verkrüppeltes Exemplar davon zeigt, wird es angestaunt wie ein Thier aus der Urwelt. Dieser Biedermann nun hat zwei Geliebte zugleich, eine in der Universitätsstadt, die Tochter eines Handwerkers, die aber immer große Gesinnungen äußerte, und eine in der Heimath, die sich aber inzwischen mit einem soliden Bräutigam verlobt hat. Fermer spielt lauter Rollen; bald findet er im Clavigo, bald in der Stella seine Lage geschildert; dabei sucht er mit einer dritten Dame, seinem vis à vis, zu kokettiren. Als er von Luisens Verlobung hört, wirft er sich in die Rolle Karl Moors: Menschen, Menschen! Heuchlerische, giftige Krokodillenbrut! declamirt er auf der Straße, und stürzt wie wahnsinnig ins Zimmer der Untreuen, die er eben beim Pudern trifft. Das ist Weibertreue;

ruft er aus; ha Schlangenfalschheit! Du bist mir fremd, Luise. Er nimmt die Puderschachtel, bricht sie in Stücke und wirft sie zum Fenster hinaus. Wie Sie auch sind! sagte das Mädchen, indem sie aufstand; womit soll ich mich denn nun frisiren? Und als er weiter tobt, fährt sie sanftmüthig fort: Es mußte ja doch einmal anders werden; man kann ja doch nicht ewig schwärmen; man muß doch auch auf eine Versorgung denken. Sie glaubte, er habe sie längst vergessen und seine Briefe nur geschrieben, um sich im Stile zu üben. Späterhin zieht er aufs Land, sich als unbekannter Menschenhasser unter den Bauern herumzutreiben, und heirathet schließlich nicht seine Nannette in der Universitätsstadt, sondern des Küsters Tochter.

Solche geistreiche Charakterskizzen beweisen uns, wie Tieck schon frühzeitig auf dem rechten Wege war, auf den er erst nach langen Irrpfaden durch allerlei Nebelgegenden der Romantik, wenn auch gereifter und mit Erfahrung bereichert, zurückkehrte.

5.

Volksmärchen. Sternbald.

Der erste dieser Seitenwege war sein Bemühen um Wiederbelebung der alten Volksmärchen; nicht als ob ich in der Weise seiner gelehrten Zeitgenossen die gemüthlichen Geschichten unterschätzte, die durch ihren langen Bestand schon einen tiefpoetischen Werth bekunden. Aber eine parteilose Kritik muß deßhalb die hieher gehörigen Arbeiten Tiecks zum großen Theile verwerfen, weil er, vermuthlich um sie dem damals geschmacklosen Publicum annehmbar zu machen, sie häufig in einen unangemessenen Flitterstaat kleidete. Die Form der

schlichtesten Erzählung ist für jene einfach herzlichen Stoffe allein die richtige; ja seitdem uns die naive Darstellung so schwer fällt, möchte ich sogar den leichten Schmuck des Reims und Verses verbitten, der nur allzuleicht zu modernem Redeprunk verleitet; am allerwenigsten aber paßt eine selbstbewußte Geistreichigkeit, die es unter der Hand zu verstehen gibt, daß Autor und Leser über ihrem Gegenstande stehen und sich nur des ungewohnten Spaßes wegen zu demselben herablassen. In den Heymonskindern (1796), dem ersten neuen Versuch in Deutschland die gute alte Geschichte in treuherziger Prosa zu erzählen, hat Tieck den rechten Ton meisterlich getroffen, ebenso in der schönen Magelone (1796), nicht minder nachher (1800) in der Melusina, nur daß man aus diesen beiden die vielen modernen Verse herauswünschen möchte; dagegen ist der dramatisirte Blaubart (1796), den Solger nebst dem Kater seltsamerweise für eine unserer besten Tragödien zu einer Zeit erklärte, wo längst Schillers Meisterwerke vorhanden waren, wegen der Menge überflüssiger Personen, wegen der in der Manier des Götz abgerissenen Behandlung, wegen der vielen frostigen Witze als eine verfehlte Nachahmung Shakspeares wenig genießbar, diejenigen Scenen ausgenommen, in denen die furchtweise steigende Angst der Agnes geschildert wird, seitdem sie die Blutkammer gesehen, seitdem der Blutfleck nicht mehr vom goldenen Schlüssel will, bis sie endlich ihrem finstern, barbarischen Manne, vor dessen Ankunft sie bebte, gegenübersteht. In den sieben Weibern des Blaubart vollends hat ihn die Laune des Uebermuths, welcher er im gestiefelten Kater mit gutem Erfolge freien Lauf gelassen, zu einer unglücklichen Parodie verleidet, die bei einer an sich rohen und widerlichen Geschichte weder ergötzlich noch poetisch ist. Wenn er in der Einleitung zu dieser Erzählung in Bezug auf das damals

gewöhnliche Begehren von Moral in der Dichtung die scherzhafte Allegorie voranschickt, wie man die gewandte Tänzerin Poesie eingefangen und in ihren Blumenkorb alles eingepackt, was in der Gesellschaft unnütz von Moralität herumlag, so daß sie jetzt in der Ferne nicht von den alten Semmelweibern zu unterscheiden sei, die mit ihrem Korbe von einem zum andern Dorfe wandern, so wissen wir doch wahrlich nicht, was jene Landstreicherin bei ihm nun an Grazie gewonnen, nachdem er sie zwar ihrer Würde entladen hat, aber in willkührlichen Springen ohne Takt und Schick vor uns herumtummelt. Warum, geliebter Leser, fragt er im Verlauf seines witzelnden Berichtes, soll es nicht einmal ein Buch ohne allen Zusammenhang geben dürfen, da wir so viele mit trefflichem dauerndem Zusammenhange besitzen? Tieck selbst würde, wenn wir ihn ernstlich so gefragt hätten, entgegnet haben, daß eben ein Buch ohne Zusammenhang ein Produkt des Wahnsinns oder der Geschmacklosigkeit sei, aber bei alledem an der Behauptung festhalten, daß es Lust, Scherz, Witz geben müsse, die nur um ihrer selbst willen da seien. Es liegt bei diesem Grundsatze für einen Schriftsteller die Gefahr sehr nahe zum Phantasten oder Hanswurst zu werden. Scherze um ihrer selbst willen gemacht werden leicht gezwungene Scherze, wie deren leider sowohl er als Andere, namentlich Jean Paul, der Anhänger derselben Theorie, in reicher Menge zu Tage gefördert haben. Es thut uns weh, wenn der enthusiastische Götheverehrer in der nemlichen Schrift, in der er erklärte: „So oft ich die Menschen über Göthe urtheilen höre, wird es mir deutlich, wie sehr schlecht sie damit zufrieden sind, daß er durchgängig gut ist", mit vollen Segeln von Göthes Denk- und Schreibart sich entfernen kann. Damals war eben Tieck wie die meisten andern jungen Leute aus Abneigung vor der Alltäg-

lichkeit im besten Zuge der Romantik in die Arme zu eilen. Das Wort romantisch kommt meines Wissens hier in seinen Schriften zum erstenmal vor: ein romantischer Lebenslauf, der reich sei an interessanten Situationen, Verwicklungen und Empfindungen, wird dem gewöhnlichen entgegengesetzt. Und in diesem Sinne ist der vielgebrauchte Ausdruck thatsächlich in die Mode gekommen. Das Ungewöhnliche, Seltsame, der gemeinen Wirklichkeit Widersprechende und eben darum Interessante war das Romantische, und während Göthe und Schiller ihre volle Kraft einsetzten der Wirklichkeit das Prädicat der gemeinen mittelst der Kunst zu entziehen, stellten nun die Uebrigen, Tieck den Reigen führend, ihre unwahren, zum Theil unmöglichen, aber eben darum zur Zeit ihrer Neuheit reizenden Traumgestalten dem gewöhnlichen Leben ironisch entgegen. Die Volksbücher aber, ein an sich romantischer Stoff, verlieren ihren Werth, wenn sie mit subjectiver Ironie behandelt werden, weil die unpassende romantische Form die Romantik des Inhaltes wieder aufhebt. Am ersten paßt eine parodische Behandlung noch für die Schildbürger, weil diese Dichtung die Unsterblichkeit ihres Inhaltes in den ewig wechselnden Situationen hat, in welche die Staaten verfallen, wenn die Vorurtheil an der Spitze steht. Vom achten Kapitel bis zum Schluß wird hier Tieck durch und durch modern und schiebt an die Stelle der alten Kindereien satirische Bemerkungen über Recensenten, Theaterwesen, über Pädagogik und revolutionäre Staatsweisheit ein. Die Schaubühne, heißt es u. a., machten die Schildbürger zu einem Anhange des Lazareths, um sich darin zu bessern. Der hauptsächlichste ihrer Dichter aber hieß Augustus — natürlich Kotzebue. Ihm hatten die Schildbürger die schöne Erfindung zu danken, daß gegen Ende der Stücke ein edler Mann auftrat, der Schulden bezahlte. Er soll auch

die Präsidenten und vornehmen Bösewichter erfunden haben, an denen der Tugend zum Besten Exempel statuirt wurden, so daß die Biederkeit mit Recht den Sieg davon trug. Dieser große Mann schrieb sehr viel und erschöpfte sich doch nie; denn er wußte einen einzigen trivialen Satz geschickter als der beste Musicus zu variiren. Die Polemik Tiecks und seiner Anhänger gegen den anmaßlichen Kotzebue und das ihm ergebene bei allem moralischen Anstrich dennoch lüsterne Philisterthum ist eben so häufig, als in ihren Behauptungen wohlbegründet; indeß fragt es sich bei alledem, wer dem deutschen Theater mehr geschadet hat, die bühnengerechten, wenn auch seichten Stücke Kotzebues, welche jedenfalls den Schauspielern Gelegenheit gaben, ihr Talent zu entwickeln, oder Tiecks eigene Formlosigkeiten und dramatisirten Märchen, bei denen der Verfasser selbst aus einseitiger Verachtung von Publikum und Bühne gleich von vorne herein von der Möglichkeit der Aufführung abgesehen hatte. Kotzebue, der sich seines immerhin bedeutenden Talentes überhoben, ist seit einem halben Jahrhunderte dergestalt verlästert worden, daß es endlich Noth thut, auf seine großen Verdienste hinzuweisen und hervorzuheben, wie seine Stücke, wenn auch hinter denen Schröders zurückstehend, doch im Ganzen spannend angelegt, gut dialogisirt und insbesondere die Lustspiele reich an Witz und Ueberraschung waren, und wie ihre große Anzahl dem Theaterpublikum Hausmannskost die Fülle bot, sicherlich eben so nahrhaft als die Gerichte der jetzigen Berliner Köchin.

Nicht alle hier angeführten Bearbeitungen Tiecks erschienen in der Sammlung der Volksmärchen, dagegen außer ihnen ein Naturmärchen eigener Erfindung von lieblichstem Zauber, das er nachher in den Phantasus aufnahm, ich meine den blonden Ekbert (1796). Dieß ist das einzige wirkliche Märchen, die übrigen fallen ins Gebiet der Sage oder auch der

einfachen poetischen Erzählung; denn die Gebiete dieser Gattungen hatte man damals noch nicht gehörig abgegrenzt. Als Märchenerzähler ist Tieck geradezu neben Göthe zu sehen. Das eben angeführte ist von einem so süßen Dufte der Kindlichkeit umweht, daß ich es unter seine besten Dichtungen rechne. Besonders klingt der Vers, den der Wundervogel in verschiedenen der jedesmaligen Lage angepaßten Variationen singt, durch die Erzählung gleich einer Aeolsharfe in gar sehnsuchtsvollen, klagenden Accorden.

Waldeinsamkeit, singt der zauberische Vogel,
Die mich erfreut
So morgen wie heut
In ewiger Zeit.
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit,
Wie liegst so weit!
O dich gereut
Einst mit der Zeit
Ach einzige Freud
Waldeinsamkeit.

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut.
Mir geschieht kein Leid;
Hier wohnt kein Neid;
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Das Wort Waldeinsamkeit, von Tieck erfunden und hier zum erstenmal angewendet, hat sich von da an den Gemüthern so tief eingegraben, daß es seitdem bis zum Uebermaß wiederholt wurde, wie die Waldhornklänge aus Sternbald und die „Mondbeglänzte Zaubernacht“ aus Octavianus.

Es zeugt von dem Gemüthsreichthum unsres Dichters, daß unmittelbar neben satirischem Muthwillen die Wunderblumen der Empfindung in farbenreichstem Schmucke groß und prächtig emporwuchsen. Das Jahr 1797 brachte den Gestiefelten Kater, den Prinzen Zerbino, aber gerade vor diesen Sternbalds Wanderungen, einen Roman voll schwelgerischen Kunstgefühls und liebender Versenkung in die schönen Träume über Deutschlands und Italiens ehemaliges Kunstleben. Die Doppelnatur Tiecks, von der ich oben gesprochen habe, äußert sich nicht allein in jenem eigenthümlichen Nebeneinander ausgelassenen Scherzes und innerer Melancholie, sondern eben so sehr in der gleichzeitigen Neigung zu beißender Satire und glühender Schwärmerei für alles das, was ihm als das Göttliche erscheint. Diese tiefsinnige Begeisterung bildet eigentlich die Grundlage seines Wesens, jener spottreiche Humor dagegen, vor dem sich ferner Stehende fürchteten, war nur eine äußere Waffe gleich dem Stachel der Biene, die gelegentlich zwar ihre Feinde verwundet, aber als Lebensberuf aus Blumen den süßen Honig sammelt. Noch in spätern Jahren beklagt er die Erfahrung, daß auch die Menschen, die man am liebsten zu seinen Freunden rechnen möchte, sich aus seinen Schriften ein unrichtiges Bild von ihm entworfen. Er habe die Heuchelei unserer Zeit, die grobe Anmaßung der Unwissenheit oder die Verspottung des Gemüths und der Kindlichkeit und des Heiligen immer von Herzen gehaßt, die besonders in seiner frühern Jugend so sehr auf seiner Heimath lastete, aber eben so die sogenannten Satiriker, die die Geisel schwängen, Thorheit und Laster durch Lachen und Schelten bessern zu wollen.

Es war ein Jüngling von feinem Geiste und edlem Liebesdrange, Heinrich Wackenroder, sanft und still, erglühend für die Schönheit der Kunst, für die Heiligkeit der Religion,

für alles Große und Hohe der christlichen Vergangenheit. Ein einziges Jahr im Lebensalter unserem Tieck voraus, hatte er mit ihm die Schule und die Universität Halle besucht, und die warme Jugendfreundschaft loderte zwischen beiden mit der nur diesen glücklichen Jahren eigenen Feuerflamme. Wackenroder, ein reines, frommes Gemüth, von kindlicher Religiosität geläutert, von gleichen Erinnerungen an unsre alte Kunststadt emporgehoben, schwärmte mit Tieck für die nemlichen Ansichten, am schönsten ein Jahr bevor die Auszehrung den liebenswürdigen, vielversprechenden 25jährigen jungen Mann auf ewig von seiner Seite nahm (1798). In jenem Jahre legte dieser seine Empfindungen über Kunst und Religion, die er anfangs nur den vertrautesten Freunden mittheilte, auf deren Antrieb dem Publikum vor unter dem Titel: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Eine Sammlung von Aufsätzen ähnlichen Inhalts zumeist über Malerei und Meister aus der Periode der auflebenden religiösen Kunst, theils von Wackenroder, theils von Tieck herrührend, und in demselben Tone sehnsüchtiger sentimentaler Wehmuth geschrieben, gab Tieck ein Jahr nach des Verstorbenen Tode unter dem Titel Phantasien über die Kunst heraus. Des Freundes Herzensergießungen gaben Tieck den Anlaß zu Sternbalds Wanderungen, die nach seiner eigenen Versicherung von ihm selbst herrühren, nicht, wie man häufig behauptet hat, von ihm und dem Freunde gemeinsam. Im Frühlinge 1797 wurde der Plan entworfen, der des Gleichgesinnten enthusiastischen Antheil erregte; in diesem und dem folgenden Jahre wurde das Werk im wesentlichen so weit gefördert, als es uns vorliegt; später fügte er einige Scenen bei; von Reisen, Krankheit und andern Arbeiten, wie er sagt, abgehalten, hat er es nie zu Ende führen können, hauptsächlich aber, wie mir scheint, deßhalb, weil er

nachher klarer und ruhiger geworden, und so oft er auch die Feder ansetzte, niemals jene schwärmerische Jugendstimmung wieder finden konnte, in welcher er es begonnen hatte. Diese Schriften nebst Hardenbergs Heinrich von Ofterdingen, einer Dichtung, die der Anregung durch den Sternbald ihre Entstehung verdankte, bilden den Hauptstamm all der seligen Kunst-, Religions- und Naturbegeisterung, welche nun im ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts überall lustig emporschoß und neben vielerlei Verirrungen doch der Werthschätzung und dem Studium altdeutscher Maler- und Baukunst und eben damit der gegenwärtigen Kunstepoche zuerst ihre Bahn brach.

Vom Sternbald an begann Tieck eigentlich erst berühmt zu werden; denn dieses Buch verkündete den neuen Glauben, der in tausend jungen Herzen schlummerte, in der schwärmerischen Weise, von der die volle Brust ungestüm überquoll. Im Jahre 1799, als er seinen Freund A. W. Schlegel zu besuchen nach Jena gereist war, und in jener idyllischen Natur mit seinem neugewonnenen Hardenberg göttliche Weihestunden genoß, wurden durch den innigen Verkehr so bedeutender hochgestimmter Menschen die überschwänglichen Gedanken in Liebe gehegt und gepflegt, von denen die jungen Enthusiasten damals für Poesie, Kunst und Leben eine neue Aera hofften. Hardenberg (Novalis), mit welchem die Bekanntschaft sogleich zur vertrautesten Freundschaft sich steigerte, kam häufig von Weißenfels herüber, und ganze Nächte schwanden ihnen dahin im trauten Austausch ihrer Seelenbedürfnisse. So wie mit Novalis konnte er mit Niemand sprechen, weder vorher noch nachher — denn sie waren ganz einig. Um diese Zeit entstanden in Hardenberg die ersten Gedanken zu seinem Ofterdingen. Tieck nahm nun seinen Aufenthalt in Jena, und diese Stadt wurde der erste Herd der neuen Doctrinen. Denn auch die Schlegel

gehörten dem Bunde an, und August Wilhelm hatte zuerst ein aufmerksames Auge auf Tiecks wenig beachtete Dichtungen gerichtet, noch ehe er persönlich mit ihm bekannt war. Noch in der Widmung des fünften Bandes seiner Schriften an A. W. Schlegel wendet Tieck in freudiger Erinnerung seine Blicke rückwärts auf jene goldnen Tage, als bereits 29 Jahre dazwischen lagen und er diesen Freund seit 26 Jahren nicht wieder gesehen. „Jene schöne Zeit in Jena," läßt er sich vernehmen, „ist, obgleich mich bald die Gicht zum erstenmal dort schmerzhaft heimsuchte, eine der glänzendsten und heitersten Perioden meines Lebens. Du und dein Bruder Friedrich, Schelling mit uns, wir alle jung und aufstrebend, Novalis-Hardenberg, der oft zu uns herüberkam, diese Geister und ihre vielfältigen Pläne, unsere Aussichten in das Leben, Poesie und Philosophie bildeten gleichsam ununterbrochen ein Fest von Witz, Laune und Philosophie .... so viel Scherz, Kritik, Gelehrsamkeit und Poesie ward ausgesprochen und bestritten, daß kein geistreiches Buch dergleichen wiedergeben oder ersetzen kann." August Wilhelm war der älteste in diesem Freundeskreise, sechs Jahre älter als Tieck, reich an ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vom feinsten kritischen Geiste, schon damals mit seiner classisch gewordenen Uebersetzung Shakspeares beschäftigt, der ihr gemeinsamer Abgott war; Friedrich, ein Jahr wie Novalis unsrem Dichter voraus, keck und excentrisch im Leben und Dichten, schleuderte in eben dem Jahre seine Lucinde in die Welt, die bald als Muster frecher Frivolität verabscheut, bald von geistreichen Anhängern der neuen Schule als eine Manifestation genial poetischer Weltanschauung selbst durch Theologenfeder erklärt und entschuldigt ward. Der sanfte, schwärmerische Hardenberg aber strahlte unter ihnen in lichtem Heiligenschein, und als die ununterbrochene innere Aufregung die zarten Saiten seines Körpers

zerrissen hatte, noch bevor er sein 29tes Jahr vollendet, da spricht Tieck, der Herausgeber seines Nachlasses, in warmer Anhänglichkeit die Ueberzeugung aus, es würden viele seiner großen Gedanken noch in Zukunft begeistern und edle Gemüther und tiefe Denker von den Funken seines Geistes erleuchtet und entzündet werden; ja er achtet es für die Kunst selbst als einen unersetzlichen Verlust, daß der Ofterdingen nicht vollendet sei. Denn Novalis habe das eigentliche Wesen der Poesie aussprechen und ihre innerste Absicht erklären wollen. Darum habe sich hier Natur, Historie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit seinen gewöhnlichen Vorfällen in Poesie verwandelt, weil diese der Geist sei, der alle Dinge belebe.

Novalis war ein frommes Gemüth, wie Wackenroder, und ein großes lyrisches Talent; das sehen wir aus seinen tiefempfundenen wunderbar melodischen geistlichen Liedern; in diesem Tone hatte seit Paul Gerhard Niemand und hat auch seitdem kein zweiter die Poesie des Glaubens gesungen. Wenn aber die liebevollen Freunde seine Kunstorakel verehrten, so hat die ruhiger reflectirende Nachwelt über all diesen unklaren Schwulst gerechterweise den Stab gebrochen. So sehr er auch die Poesie nicht als bloßen Genuß, sondern als strenge Kunst getrieben wissen will, so entbehrte sie doch bei ihm gerade am meisten der Regel und des scharfen Blickes, den uns zuerst Lessing anwenden lehrte, und Göthe als Mitgabe glücklicher Natur, Schiller als Errungenschaft unermüdeten Studiums in so hohem Grade gehabt hat. Darum schaute man von Weimar keineswegs mit zufriedenem Auge herüber auf das ungestüme Treiben der jungen Männer in Jena; denn unsre kunstgeübten Meister hatten die sichere Ahnung, daß von hier aus dem Grundstück, das man eben erst als Neubruch mit vieler Anstrengung bearbeitet hatte, noch größere Gefahr der Zerstörung drohe, als von den frühern

correcten Verstandesmenschen, weil Schwärmerei mit Geist gepaart in ihren Wirkungen unwiderstehlich ist. Wagte doch Novalis von seinem sublimen Standpunkte aus sogar den Wilhelm Meister undichterisch zu schelten, weil nur die Darstellung uns anziehe, in dem ganzen Buche aber, das allein von gewöhnlichen menschlichen Dingen handle, die Natur und der Mysticismus vergessen sei. Ein sonderbares Geschlecht um diese phantastischen Kunstjünger; Ahnungen, Stimmungen, Gefühlsschwelgerei vertreten die Stelle reiner Einsicht, ein Spiel mit Bildern die Stelle der Gedanken, schwankende Allegorie die Stelle poetischer Plastik, und das alles verbunden mit der glückseligen Einbildung, als sei man wirklich größer denn die Andern, weil man auf neuerfundenen Flugmaschinen über deren Häuptern schwebte.

Ich bin mit diesen Betrachtungen der geschichtlichen Darstellung von Tiecks Entwicklungsgange etwas vorangeschritten, weil Sternbald zu all den gemeinsamen Verirrungen den mächtigsten Anstoß gab. Nicht als wäre ohne ihn unterblieben, was damals, wie sich bald aus der Masse Gleichgesinnter zeigte, in der Luft lag; aber wenn wir eben die Perspective dieser ganzen Kunstrichtung rückwärts verfolgen, so gewahren wir zuletzt im Hintergrunde den Sternbald und den Klosterbruder. Trotz all dem Nachtheil indeß, welchen jene Extravaganzen der strengen Kunst gebracht, müssen wir uns bei Beurtheilung der nun einmal geschichtlich vorhandenen Thatsachen hüten vor Unbilligkeit, in welche manche treffliche Historiker parteiisch aus Abneigung verfallen sind. Wie Tiecks Anschauung sich in reifern Jahren geklärt hat, so würden die beiden andern leider allzufrüh gestorbenen Dichter, wäre ihnen die Erfahrung eines längern Lebens geworden, auch viel von ihrer jugendlichen Einseitigkeit und nebelhaften Schwärmerei verloren

haben. Man nehme diese Schriften als das, was sie waren, als frischen brausenden Most. Eine begeisterungstrunkene Jugend bleibt immer liebenswürdig. Was ist denn aus unserm jungen Deutschland so Großes hervorgegangen, das mit Lästerung der Romantik seine ersten Sporen verdiente und sich weit anmaßlicher geberdete als jene Jünglinge an der Grenzscheide des Jahrhunderts, die zwar an Kunstreife hinter Göthe und Schiller zurück sind, aber an poetischer Begabung, an Reichthum der Gedanken, an Tiefe der Auffassung, an Ernst des Willens, an Fleiß und Gelehrsamkeit dem kleinen Geschlechte vorausschreiten, das ihnen scheltend nachhinkt?

Der Sternbald ist ein Künstlerroman, hervorgerufen durch Wilhelm Meister. Wie hier das Schauspielwesen, so nimmt dort die Malerkunst das Hauptinteresse in Anspruch. Kunstromane lagen im Geschmacke der Zeit, wie ja auch die Arbeiten Heinses beweisen; und bei allem Widerstreben gegen Tendenzen haben doch die meisten poetischen Schöpfungen aus der ersten Periode Tiecks einen tendenziösen Charakter. Nicht die Kunst zu lehren, nicht Regeln über Malerei mitzutheilen, nicht Kunstschulen zu sondern, von denen er selbst trotz der Beschäftigung mit den Lebensbeschreibungen alter Künstler nur erst ein ungenügendes Verständniß hatte, lag in der Absicht des jungen Dichters, desto mehr aber seine Verehrung, seine Anbetung der Kunst selbst aus dem Drange des vollen Herzens auszusprechen, nicht aber der Kunst im Allgemeinen, sondern der Kunst, wie sie noch fromm war, wie christliche Meister aus dem Schatz ihres tiefen Gemüthes seelenvolle Werke schufen, aus denen heraus die Weihe eines gotterfüllten Glaubens wieder unmittelbar den Glauben weckt. Voll Hingabe an die Zeiten eines Albrecht Dürer und Lucas von Leyden, eines Rafael und Michael Angelo, und angeregt durch die

glückliche Erinnerung an den Eindruck, welchen der Hort der deutschen Städte, unser Nürnberg, auf ihn gemacht hatte, schreibt er von jenen Menschen und Jahren im trunkenen Stil eines Entzückten und trägt dabei die eigene Sentimentalität über auf die alten derben und tüchtigen Vorfahren. Da ist alles so abendgolden, so naturselig, so blümleinschmachtend, so weich und wonnig, wie eben das ganze junge Dichtergeschlecht, das sich gleichsam verpflichtet hielt alle den Naturdienst nachzuholen, den man seit dem Absterben des Minnegesanges versäumt hatte. Was tönen da für Lieder zum Waldespreis, was klingen da für sehnsuchterweckende Waldhornklänge! Was ist aber auch für ein Anbeten der göttlichen Kunst und für ein gerührtes Herüber- und Hinüberreden zwischen den Künstlern! Und bei all den Entzückungen bleibt die Erzählung selbst, die eigentliche Geschichte, dürftig und armselig. Sternbald, ein talentvoller Schüler Albrecht Dürers, begibt sich auf eine Kunstreise. Er geht nach Flandern zu Lucas von Leyden und von da nach Antwerpen, dann den Rhein herauf nach Italien, über Florenz nach Rom; dort trifft er am Ende das Mädchen wieder, die schöne Unbekannte, der er einst als Knabe einen Blumenstrauß geschenkt und der er von jener Zeit an als seinem Ideale nachgehangen; wäre der Roman fertig geworden, so hätten sie vermuthlich sich am Ende geheirathet. — Ich will zur nähern Beleuchtung des längst verschollenen, damals aber so einflußreichen Romans etliche Einzelnheiten daraus hervorheben. In Nürnberg läßt Sternbald bei seiner Abreise einen männlich festern Freund Sebastian zurück, gleichfalls einen Schüler Dürers, an den er überschwängliche Briefe schreibt. Ein Kaufmann will ihn zum Rechnungsführer seiner Fabrik, seine vermeintliche Mutter in ihrem Wittwenstande ihn zum Oekonomen machen; er aber bleibt der Kunst getreu, obschon er sie in der Welt allge-

mein verachtet sieht. Er malt für sein Dorf eine Verkündigung Mariä und hat eine flüchtige Begegnung mit einem vorüberreisenden Mädchen, in dem er nachträglich seine angebetete Geliebte erkennt. Denn in der Brieftasche, die sie verloren, findet sich nichts Bemerkenswerthes als ein vertrocknetes Bouquet und die wenigen Zeilen: Diese Blümchen erhielt ich von dem schönsten und freundlichsten Knaben, als ich sechs Jahre alt meine erste Reise über Mergentheim machte. In Leyden trifft er bei Lucas, dem fröhlichen, fleißigen, redseligen Männlein, wieder mit seinem Lehrer zusammen. Neue Rührung Sternbalds und viele Kunstgespräche der beiden Meister. Auf der Fahrt nach Rotterdam macht er die Bekanntschaft eines Dichters Florestan, der mit ihm die Reise nach Italien antritt, ein fröhliches, leichtes Blut. Im Elsaß gerathen sie auf das Schloß einer reizenden, etwas koketten Gräfin, die er malen muß. Da hallt es von Waldhörnern und Liedern; denn auch Sternbald ist zum Sänger geworden und ein Dichter gehört noch zum Hofhalte der Gräfin. Ich will die uninteressante Geschichte nicht weiter verfolgen, die nur durch die Innigkeit und Wärme des Vortrags eine literarhistorische Bedeutung erhält, und lediglich noch auf ihren Schluß aufmerksam machen, so weit sie nemlich fortgeführt ist. Die Gräfin hatte ihm einen Brief nach Rom mitgegeben; die Empfängerin war zufällig seine langgesuchte Geliebte. Er nahm die theure Brieftasche, er reichte sie ihr hin, und indem hörte man durch den Garten ein Waldhorn spielen. Nun konnte sich Franz nicht länger aufrecht halten; er sank vor der schönen bewegten Gestalt in die Kniee, weinend küßte er ihre Hände ... Er sank mit dem Kopf in ihren Schoß, ihr holdes Gesicht war auf ihn herabgebeugt, das Waldhorn phantasirte mit herzdurchdringenden Tönen, er drückte sie an sich und küßte sie, sie schloß sich fester an ihn, beide verloren sich in

staunendem Entzücken. — Wir lächeln wohl über derartige Darstellungen; aber vergessen wir nur nicht: der Dichter stand erst in seinem fünfundzwanzigsten Jahre.

6.

Der gestiefelte Kater. Zerbino.

Neben dem Ernste der Romantik steht nachbarlich der Scherz, und beide verbinden sich im Humor zu schöpferischem Bunde. Humoristisch, witzig, geistreich war das Prädicat, das sich die Freunde um die Wette zuerkannten, und worin sie es selbst mit den Höchsten aufnehmen zu können hofften. Den Ehrenpreis des Humors nnter sich ertheilten sie aber unbestritten ihrem Tieck, dem Göthe, wie sie glaubten, des jungen Geschlechtes. Die Schlegel hatten diejenigen Dichtungen am ersten hervorgehoben, in denen sich sein Witz aufs tollste geberdete. Seinen gestiefelten Kater, seinen Zerbino als Ganzes zu verachten, hätte in der Dogmatik der Romantiker für unverbesserliche Ketzerei gegolten. Uns muthen diese Erfindungen der ausschweifendsten Phantasie, die aller realen Möglichkeit spotten, noch weit weniger an, als Sternbalds sentimentale Gefühlsergüsse. Vor allem beim erstmaligen Lesen wird sich niemand darin zurechtfinden, wird niemand begreifen, woher denn eigentlich der gestiefelte Kater zu seiner Bedeutung kam. Der witzige Einfall vom Grafen Carabas, der nirgend existirt und dem doch all die Ländereien umher nach der eingelernten Aussage der Bauern gehören, verdient eine Anwendung auf die tollen Bewunderer dieses dramatisirten Kindermärchens. Man mußte glauben, verehren, anstaunen, weil jedermann sagte, es sei so ganz vortrefflich, sei die köstlichste Schöpfung der Neuzeit;

keiner durfte widersprechen ohne in den Verruf der Geistlosigkeit zu gerathen. Tieck selbst scheint wenigstens in seinem Alter, als man in Berlin den Scherz (1844) auf Befehl des Königs ohne sonderliche Wirkung zur Aufführung brachte, den geringsten Werth auf seine harmlose comische Posse gelegt zu haben, welche als das erste Beispiel dieser Art so viel Aufsehen erregt hatte, daß sie sechs Auflagen erlebte. Bei alledem will ich nicht läugnen, daß hier viel schlagender Witz im Einzelnen zu finden ist, und daß auch die barocksten Stellen zu ihrer Zeit ein Lebensbild gaben. Aber nichts veraltet so schnell als derjenige Witz, der sich an vorübergehende Culturzustände anrankt, mit deren Verschwinden er selber seinen Stützpunkt verliert. Am schnellsten hinwiederum verpuffen unter allen solchen Feuerwerken die literarischen, weil der Gegenstand des Spottes zu geringfügig, zu wenig eingreifend in die allgemeinen Interessen des Lebens ist. Wer belacht noch weiter im Kater die Aeußerungen des mitspielenden Publikums, das unzufrieden mit dem gegebenen Stück seinen eigenen Geschmack durchsetzen will? Höchstens der specielle Liebhaber der Literatur- und Theatergeschichte. Und kaum dieser ohne Einschränkung. Denn wenn nun ein wirkliches Publikum über derartige Kindereien, wie sie hier vor dem fingirten erscheinen, ungehalten würde, wer möchte über dessen Aerger billigerweise unzufrieden sein? Tieck betont es hier und bei andern Gelegenheiten häufig genug als eine betrübende Erfahrung, daß man in Deutschland allen Spaß verbannt habe. Wir haben bezahlt, läßt er einen der pochenden Zuschauer gleich im Prologe sagen, wir machen das Publikum aus, und darum wollen wir auch unsern eigenen guten Geschmack haben und keine Possen. Sie wollen Familiengeschichten, Lebensrettungen, Sittlichkeit und deutsche Gesinnung, religiös erhebende geheime Gesellschaften, Hussiten und

Kinder, natürlich eine Anspielung auf Kotzebues bekanntes Rührstück: die Hussiten vor Naumburg. Zugegeben, daß diese auch von Göthe und Schiller verworfenen Stoffe aus dem bürgerlichen Leben der Würde der dramatischen Kunst unangemessen sind, was bietet uns denn Tieck besseres, wenn er naive Volksmärchen aus ihrem natürlichen Boden reißt und parodirend auf die Bretter bringt? Aber diese dialogisirten Scherze sind ja gar nicht für die Bühne, würde er antworten; sie wollen als harmlose Lectüre genossen sein. Dann war er aber nimmermehr berechtigt mittendarin scharfe Hiebe gegen den Ungeschmack der Zuschauer zu führen. Im wunderlieblichen Rothkäppchen allein hat er den kindlichen Sinn des Märchens wahrhaft bezaubernd wiedergegeben. Hier läßt er uns ungestört zum Genusse kommen, weil er sich aller ungehörigen Seitensprünge enthalten hat. Aber das beständige Abspringen vom Thema, die Gespräche, Zänkereien und Raufereien des Publikums, welche neben dem dramatischen Scherze einhergehen und durch Beifall oder Mißfallen jeden Augenblick die Handlung unterbrechen, das Ungehörige, Tumultuarische, das dem Leser den Kopf verwirrt, war es gerade, was als genial, weil aller Regel spottend, von den Freunden am meisten gepriesen wurde. Die Hauptperson des Katers selbst hat der Dichter vortrefflich gehalten. Von Aristophanes an, der in den Vögeln, Wespen, Fröschen bereits allerlei Gethier dem menschlichen Charakter angenähert, ohne dessen thierische Natur zu vernichten, ja von der äsopischen Fabel und den mancherlei symbolischen Dichtungen des Orients an geht seit alter Zeit durch die Poesieen aller Völker die Neigung, die Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier zu burlesken Situationen zu benützen und im Thierreich eine Nachahmung menschlicher Verhältnisse darzustellen. So konnte, besonders seitdem Göthe den Reineke Fuchs

(1793) erneuert hatte, das Ineinanderspielen der menschlichen und Thiernatur im Kater um so weniger auffallen und Tieck die Möglichkeit desselben unbefangen voraussetzen. Es ist eben nichts besonderes, daß Hinze mit Stiefeln, Tasche und Stock versehen als Jäger auszieht, da das Jagen zu des Katers Charakter gehört. Er will seinem armen Herrn beweisen, daß ihm bei der Gutstheilung nicht der schlechteste Theil zugefallen; er will den guten Gottlieb aus treuer Anhänglichkeit begleiten, ja ihm sogar den Thron verschaffen. Dazu ist vor allem nothwendig, ihn bei Hof in Gunst zu bringen. Der König, ein herzensguter Mann, der sich bei Tafel mit seinem Hofgelehrten über das Unendlichgroße des Himmelsraumes wie über das Mikroscopischkleine in staunender Bewunderung unterhält, kennt doch am Ende keinen höhern Genuß als den seiner Lieblingsspeisen. Der Koch soll ihm Kaninchen zubereiten — da werde er sanft werden — nicht immer Spanferkel; Hinze, der Jäger, bringt ihm ein Kaninchen, dann ein paar Rebhühner, alles, was er erjagt, im Namen des Grafen von Carabas. Gottlieb, der vorgebliche Graf, kommt so zu hohen Gnaden, erhält die Hand der Prinzessin und wird des alten Königs natürlicher Nachfolger. — Dieses unbedeutende Märchen wächst nun aber durch die fortdauernden Zwischengespräche und Kritiken der Zuhörerschaft anspruchsvoll zu drei Acten an. Am ergötzlichsten ist dabei die Person des Bötticher, der nicht eher aufhört den Charakter und das klassische Spiel Hinzes redselig und unter beständiger Citation der Alten zu bewundern, bis ihm andere Zuschauer einen Knebel in den Mund stecken. Ja auch da noch müht er sich aus Leibeskräften zu loben, so daß ihm der Knebel endlich aus dem Munde und dem gepriesenen Kater ins Angesicht springt. Böttiger war bei allem Werthe seiner Gelehrsamkeit ein aufdringlicher und geschwätziger Mann, der

sich mit seiner auf die Alten gegründeten Kunstkritik überall breit machte und auch Göthe und Schiller vielfach belästigte; er verdiente die Rüge; dagegen thut es wehe, einzelne beliebte und mit Recht berühmte Stücke aus Mozartischen Opern, die der Besänftiger, bald den König, bald das Publikum zu beruhigen, spielen läßt, parodirend entweiht zu sehen.

Ernsthaft ist es gemeint, wenn nach Beginn des dritten Actes der Dichter zum Publikum sagt: „Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur vorerst zu noch ausschweifendern Geburten der Phantasie vorbereiten. Denn stufenweise nur kann die Ausbildung geschehen, die den Geist des Phantastischen und Humoristischen lieben lehrt." Er hat Recht und hielt Wort; denn die Liebe zur Romantik will gelernt sein, wie Stockfischessen, und die nachfolgenden humoristischen Dramen übertreffen wo möglich den gestiefelten Kater an allerlei Seltsamkeiten. Im Zerbino reden nicht bloß Thiere, sondern Blumen, Büsche und Bäume, Tische, Stühle, Schüsseln und Instrumente; in der verkehrten Welt spricht die Symphonie im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen und auch in den Zwischenacten redet das Orchester, nun als Adagio in As moll, nun als Allegro, als Rondo, als Menuetto con Variazioni, und das Ineinanderspielen von Schauspielern, Maschinisten, Lampenputzern und Zuschauern treibt abermals in etwas veränderter Weise seine tolle Wirthschaft. Am wichtigsten unter allen diesen zügellosen Productionen für die Stellung des Dichters zur Literatur und theilweise auch seines tiefern poetischen Inhalts wegen ist Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack, eine dramatische Dichtung, welche auf dem Titel gewissermaßen eine Fortsetzung des gestiefelten Katers und ein deutsches Lustspiel genannt wird, ersteres weil die nunmehr an Jahren vorgerückten Personen des Katers an der Handlung be-

theiligt sind, letzteres weil deutsche Zustände, vorzüglich wieder des Geschmacks, aber auch des Hoflebens, der Regierungskunst u. s. w. in lustiger Weise besprochen werden. Von dem Ursprung dieser Dichtung berichtet uns Tieck selbst in dem wichtigen Briefwechsel mit Solger, auf den ich immer wieder zurückkommen muß: „Der Zerbino entstand aus wahrer Begeisterung der Jugend; ich sah und hörte damals nirgend meinen Widerwillen gegen die Albernheiten der Welt, so wie meine Freude an dem, was ich für das Beste hielt; doch konnte ich es auch nicht in Worten sagen, und fing darum an zu dichten, mehr aus der Ahndung, mehr um selbst das Geahndete zu erobern durch diese Arbeit, als in sie ein angefülltes überströmendes Herz niederzulegen. Nach dem Prologe von 1796 verfloß fast ein Jahr, nach dem zweiten Acte wieder mehr als ein Jahr, das Uebrige ist schnell fertig gemacht." Schon die Ueberschrift, noch mehr aber die eben angeführte Aeußerung läßt uns schließen, daß der Dichter den guten Geschmack sucht. Der geisteskranke Prinz wird darnach auf Reisen geschickt; der Zauberer Polycomicus verheißt seine Genesung, wenn er den guten Geschmack gefunden haben würde. Sein Nestor, der ihn auf der Entdeckungsreise begleitet, gelangt durch Zufall mitten in den wunderbaren Garten der Poesie, aber am Nützlichen hängend, weiß er mit Tischen und Speisen sich eher zu vertragen, als die redende große Natur und die Worte der großen Dichter zu fassen. All diese Zauberstimmen klingen ihm wie Unsinn; der Prinz fühlt sich in der Nähe des Gartens ergriffen, aber den Weg hinein kann er nicht finden; vom Berge herab sieht er den mächtigen Shakspeare schreiten und tauscht mit ihm einige Worte, ohne ihn in seiner vollen Hoheit zu fassen. In der Nähe Berlins angekommen, findet sich Nestor (Nicolai) ganz behaglich bei den vergnüglichen Reden eines Poeten (Schmidt von Werneu-

chen), der ihnen die Schönheiten der dortigen Natur schildert; der Prinz aber wird völlig toll, weil ihre Reise vergeblich gewesen, und versucht in ausbrechender Wuth das ganze Stück zurückzuschrauben. Verfasser, Setzer, Leser, Kritiker widersetzen sich dem unerhörten Beginnen; gebunden wird Zerbino fortgeführt und zu Hause angekommen ins Gefängniß geworfen und nicht eher freigegeben, als bis er vor der Examinationscommission erklärt hat, daß die Poesie eine Narrheit ist. Der gute Geschmack, ist also der allgemeine Sinn dieser Allegorie, wird nirgends gefunden, weil die Suchenden weder die Sprache der Natur noch der wahren Dichter verstehen; die mittelmäßigen, seichten Köpfe freuen sich der Mittelmäßigkeit, die Strebenden aber entsagen lieber verzweifelnd und von jenen tyrannisirt der gesammten Kunst, da ihnen nun doch in deren innerstes Heiligthum einzudringen nicht vergönnt ist. Aber wie denn eben der phantastische Muthwille unsres Dichters nirgends einen bestimmten Gedanken auf geradem Wege verfolgen mag, wie er vielmehr jede gebahnte Straße schon für eine Versündigung am poetischen Humor betrachtet, so hat er sich auch hier mit allerlei buntem Wirrwarr umgeben, durch welchen der Leser sich mühselig seine Bahn suchen muß. Die Einzelnheiten in diesen mannichfach verschränkten Zwischenscenen sind mitunter ganz ergötzlich, die meisten der satirischen Beziehungen treffend, aber nicht geeignet, uns zu einem ruhigen Kunstgenuß, ja nur zu einer planmäßigen Uebersicht gelangen zu lassen. Um aber doch einigen Begriff von der seltsamen Comödie zu geben, die ich von allen Jugendarbeiten Tiecks für die bedeutendste achte, und auf einige große dichterische Schönheiten darin aufmerksam zu machen, will ich noch ein paar Augenblicke bei ihrer Betrachtung verweilen.

Gottlieb, der Katers einstiger Besitzer, ist König, der Kater als Herr von Hinzenfeld, jetzt ein bejahrter, kluger

und feiner, aber wohlwollender Staatsmann, Minister, der ehemalige Hanswurst Hofrath. Lieben Sie die Aufklärung? fragt diesen der Hofbeamte Curio.

Hofr. O mit Passion.

Curio. Mögen Sie auch wohl das Glück der Menschheit leiden?

Hofr. Ach lieber Freund, da fassen Sie mich bei meiner schwachen Seite. Herzlich gern mag ich all das Zeug durcheinander leiden.

Also eine menschenfreundliche Regierung, die die Schlagwörter des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts zur Devise führt. Aber Zerbino, der Prinz, ist krank an überreizten Nerven. Umsonst hat der Hofgelehrte Leander eigens für ihn ein Buch geschrieben, seine Phantasie etwas herabzustimmen, den Verstand aufzuklären und ihn unvermerkt in der Poesie zum Klassischen zu führen. König Gottlieb hat zur Noth seines Hauses auch noch seine Regierungssorgen: er hat der Garde neue Patrontaschen angeschafft und in verwichener Nacht nachgesonnen, ob man nicht an ihrer Mütze noch einen Büschel befestigen solle. Doch auch der alte König ist noch am Leben; geistesschwach spielt er jetzt mit bleiernen Soldaten, und die Hofleute müssen ihm bei seinem Zeitvertreibe behülflich sein. Oft liegt ein tiefer Ernst im kind'schen Spiel. Er läßt seine Truppen avanciren und macht an ihnen ein Schicksal, indem er immer den fünfzehnten Mann tödten läßt; dann beklagt er ihren Untergang in tragischen Versen. Neben dem Hofe stehen als Gegensätze hier die Idylle eines Landmanns und seines guten naiven Mädchens, das um den abwesenden Geliebten klagt, dort die Sentimentalität des Waldbruders und des Helicanus, der sich diesem aus Menschenhaß zugesellt, weil seine Geliebte ihn verlassen hat. Aber der eingebildete Menschenhaß

ist nicht nachhaltig; bald fühlt Helicanus sich von der unschuldigen schönen Landbewohnerin gefesselt, und da die liebliche Sängerin auch seine Schmerzen nicht hören will, neuen Liebesqualen zum Raube. Dieses Verschlingen unzusammenhängender Geschichten hat der Dichter Shakspearen nachgemacht, ohne freilich die echte poetische Kraft anzuwenden, damit das Nebeneinanderlaufende sich auch geistig durchdringe.

Inzwischen wird dem König Gottlieb angerathen, Hülfe für seinen Sohn bei einem wilden Zauberer Polycomicus zu suchen; der wohnt in abgelegener Wildniß und ist kennbar an langen Eselsohren. Eigentlich hatte dieser von Satan seine Macht — denn das verneinende Prinzip ist in der Komik am wirksamsten —; jetzt hat er sich freilich auf Moral applicirt, und meint seinen alten Helfer entbehren zu können. Bei Hof erschienen, erklärt er die Krankheit als eine Wirkung des Satans, verwandelt den Prinzen in einen hoffnungsvollen jungen Menschen und legt ihm, damit die Kur gründlich werde, die Verpflichtung auf, so lange zu reisen, bis er den guten Geschmack antreffe. Da werde er lange reisen müssen, seufzt der Prinz! ja wäre ihm ein solches Schicksal doch vor 40 oder 50 Jahren beschieden gewesen! Zerbino reist ab in Gesellschaft des Nestor, seines alten Bedienten, und des Stallmeister, der eigentlich ein Hund ist. Der Hund läuft im Walde davon, Nestor geht, ihn zu suchen; so wandeln die drei Reisenden verschiedene Wege. Mit Uebergehung der allegorischen Mühle, welche Tieck später selbst als verfehlt bezeichnet hat, mit Uebergehung des Marionettentheaters, wobei sich die schon beliebten Ausfälle auf das Publicum wiederholen, wende ich mich sogleich zum fünften und wichtigsten Acte. Nestorn wird es seltsam zu Muthe; die Luft kommt ihm so verändert, so unheimlich vor. Ein Schäfer erzählt ihm auf die Frage nach der Gegend, daß

hier ganz in der Nähe der Garten sei, den die Göttin Poesie bewohne; er könne ihn besuchen. Sich vor dem Taumel zu wahren, von dem er sich höchst unangenehm ergriffen fühlt, liest er in dem Rothanker und wird dadurch frei von dem neumodischen Schwindel. Der Schäfer aber beschreibt den Garten in allbekannten und mit Recht berühmten Octaven.

Jener prächtigen Beschreibung gemäß verhält sich nun alles, was er im Garten zu sehen bekommt. Nestor aber betrachtet denselben als eine Wildniß; die Blumen sind ihm zu viel, zu groß. Das Reden des Waldes, der Rosen, Lilien, Tulpen, Gebüsche, ja des Vogelgesanges und Himmelblaus ist ihm zu abgeschmackt, die Göttin Poesie, die sich zu einem Gespräche mit ihm herabläßt, zu kolossal; er hat die Empfindung, als wäre er in einem Narrenhaus; alles, was er sieht und hört, spottet des Maßes und der Regel. Nun kommen der Reihe nach die Dichter heran, die er in Philisterart kritisirt und anredet: Dante, Ariost, Gozzi, Petrarca, Tasso, Cervantes. Vergebens sucht er unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist und Bodmer — er sieht überhaupt keinen einzigen Deutschen, und für Hans Sachs, den ihm die Göttin zeigt, hat er kein Wort der Begrüßung, worauf die Göttin mit den schönen Worten fortfährt:

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder singt,
Um euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt sich nach ihm Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß;

Dann wandeln diese heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dieß Gefilde.
Nestor: Wer in aller Welt könnte denn das sein?
Bürger (ihm leise ins Ohr): Göthe.

Von diesem vollends will Nestor gar nichts wissen; denn er hat erst neulich seinen Hermann und Dorothea so recensirt, daß man ja blind sein müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte. Den Sophocles endlich bewillkommt er mit großer Unterwürfigkeit; dieser aber mag mit dem Barbaren nichts zu thun haben.

Und kein Wort der Anerkennung für Schillers höre ich fragen. Tieck gehört nicht zu jenen Romantikern, die Schillern abgeneigt waren; es kommen mehrere Stellen in seinen spätern Dichtungen vor, in welchen er auf den zweiten Heros der deutschen Poesie, der schon damals mit dem ersten im innigsten Bunde war, gebührend Bezug nimmt; aber freilich auch da nicht ohne eine gewisse Kühle. In seinen Kritischen Schriften finden sich eine Menge zum Theil tief eingehende Urtheile über Schillerische Dramen, aus denen ersichtlich ist, wie sehr er unsern größten dramatischen Dichter zu würdigen wußte. Besonders blieben ihm Wallenstein und Maria Stuart bevorzugte Lieblingsdichtungen. Seine Kritik des Wallenstein gehört zu dem Besten, was über diese mächtige Dichtung gesagt worden ist, gegen die Braut von Messina behielt er eine bis zur Unbilligkeit vorschreitende Abneigung, ingleichen gegen die Jungfrau von Orleans; sonderbar, da doch beide Stücke von Schillers Poesieen Tiecks Richtung am verwandtesten waren. Inzwischen fallen Tiecks Beurtheilungen Schillerischer Stücke erst in die zwanziger Jahre unsres Jahrhunderts, wo er als Dramaturg in Dresden die hohe Bedeutung derselben für unser Theater erprobte und die Nation ihren Schiller bereits zum Liebling

erkoren hatte. Als er den Zerbino schrieb, war Schillers philosophische Richtung noch allzuwenig in Tiecks Geschmack. Göthe that doch auch manchmal einen Ritt ins alte romantische Land; er verrieth eine gewisse Freude am Geheimnißvollen, Gespenstigen, Dämonischen; Schiller aber war durch und durch klar, vorschreitend, kantisch-modern, selbstbewußt und auf ein sicheres Ziel bedacht. Er versenkte sich nicht in jene unsichern Gemüthstiefen, die der Schwärmerei willkommen, für Kunst und Wissenschaft nur geringe Ausbeute geben. Schiller und sein Freund Wilhelm Humbold und was sich an Kant anlehnt, steht zu diesen neuen Richtungen einer enthusiastischen Jugend in schwacher Beziehung. Zudem muß ich zu Tiecks weiterer Entschuldigung die Bemerkung anreihen, daß von Schillers großen dramatischen Werken sein erstes, der Wallenstein, erst ein Jahr nach dem Zerbino (1799) erschien, daß aber seit Don Carlos, dem letzten seiner Jugendwerke, bereits 12 Jahre dazwischen liegen. Unter den Jugendwerken hatten aber die Räuber allein wahrhaft gezündet, das Uebrige schien keineswegs zu berechtigen, dem Lebenden wie dem Verfasser von Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea einen besondern Platz im poetischen Dichtergarten aufzusparen. Daß er Bürgern, den Todten, nicht vergessen, den beliebten unglücklichen Volkssänger, macht des jungen Tieck ästhetischem Gefühle doppelt Ehre. Auch Boccaz und Ben. Jonson sammt Jacob Böhme erhalten schließlich noch im Dichtergarten einen Aufenthalt, in einem Athem genannt, so wenig sich der lustige Novellist mit dem etwas steifen Lustspieldichter oder gar dem mystischen Theosophen vertragen mag. Sämmtliche hier gefeierte Namen bezeichnen ungefähr den Kreis der Schriftsteller, die sich Tieck bis dahin und auch im spätern Verlauf seines Lebens zum Genuß ausgewählt, bei weitem aber den kleinsten Theil

Theil derer, mit denen er sich eindringend beschäftigt hat. Seine Kenntniß der alten Dichter wie der modernen Literatur war gründlich und allseitig.

Doch vergessen wir nicht über dieser Abschweifung unsern guten Nestor. Zwei Genien führen ihn in ein Gemach, damit er gespeist und getränkt werde. Da reden ihm Tisch und Stuhl, Braten, Schüsseln und Flaschen zu, daß er sich ihrer bediene, und behaglich tafelnd freut er sich an der zweckmäßigen Einrichtung der herrlichen Welt. Nun beginnen aber die verschiedenen musikalischen Instrumente zu sprechen; er läßt sichs gefallen, bis unter diesen zuletzt das Waldhorn anhebt:

Hörst, wie spricht der Wald dir zu,
Baumgesang —

Jetzt wird ihm seine Lage unerträglich. Um Gotteswillen, ruft er, schweige doch nur; denn du bist mir das fatalste von allen diesen Instrumenten. Da ist ein Buch kürzlich herausgekommen, mich dünkt, Sternbalds Wanderungen; da ist ums dritte Wort vom Waldhorn die Rede, und immer wieder Waldhorn. Seitdem bin ich deiner gänzlich satt.

Was ist aber inzwischen aus unserm Prinzen geworden? Er hat sich verirrt im Gebirge. Da reden die Quellen, der Bergstrom, der Sturm, die Berggeister. Zerbino wird ergriffen und erschüttert von solcher Naturpoesie. Endlich bewegt sich eine göttliche Gestalt vom Gipfel herunter. Wie ruhig ist sein Gang, ruft Zerbino aus, wie göttlich und wie menschlich sein Ansehn u. s. w. Es ist die Riesengestalt Shakspeares, die auf ihn zuschreitet, der Dichter, welchen Tieck als das Centrum seiner Liebe und Erkenntniß bezeichnet, auf den er alles unwillkührlich, und oft ohne daß er es wisse, beziehe. Aus der Unterredung aber, die er den großen Genius mit seinem Zerbino führen läßt, geht aufs bestimmteste hervor, daß Tieck bereits in

seinen Jugendjahren das künstlerisch bewußte Schaffen Shakspeares anerkannte, das vor ihm Göthe allein im Meister am Hamlet nachgewiesen, und erst die Forschungen neuester Zeit, besonders seit Gervinus frischen Anstoß gegeben, an dessen einzelnen Stücken aufs sorgfältigste fortfahren zu entwickeln.

An Gottliebs Hofe findet unterdessen der Hand-Stallmeister eine Anstellung als Verbreiter der Aufklärung. Er will zu diesem Zwecke ein Journal gründen und eine Schule errichten, in der die gegenwärtige Generation zu ganz unbegreiflich großen Menschen sich ausbilden soll. Zerbino trifft mit Nestor in einer Theegesellschaft zusammen. Sie haben beide den guten Geschmack nicht gefunden; denn auch Shakspeare, meint jener, den er von Angesicht gesehen, passe nicht mehr recht für unsere Zeiten. — Auf den letzten Act brauche ich nicht näher einzugehen; die verlorenen Liebespaare treffen glücklich zusammen; mögen sie für sich der Liebe Seligkeit genießen; mit dem Stücke selbst hatten sie nur wenig zu schaffen. Polycomicus aber versöhnt sich mit Satan: der zahmgewordene Witz muß wieder seine diabolische Natur erhalten; Zerbino besteigt, nachdem er die Dichtkunst abgeschworen, den Thron seines Vaters; die Poetischen aber wollen in Berliner Weise dem allgemeinen Besten nützlich sein; da wird alles mit Maß getrieben, wie der Poet der Sandsteppe rühmt: Philosophen für die Welt, Aufklärung, Gesangbücher, Predigten, Romane, alles, alles athmet den schönen Sinn der Humanität und Toleranz.

Ein Jäger, der den Prolog gesprochen und als Chorus durch die ganze Komödie gewandelt war, spricht als Epilog in schönen Versen die Ueberzeugung aus, wie die himmlische Poesie die Heiterkeit in die trüben Herzen bringe und wie die dichterische Stimmung allein durch die Harmonie des Menschen mit der ewig schönen Natur sich erfrischen werde. Die tiefe Sehn-

sucht unsres Dichters nach dem grünen Feld und des Waldes frischem Laubdach, nach Vogelsang und den blühenden Blumen, die in seinen verschiedensten Schöpfungen mit immer neuem Wechsel wiederkehrt, ist eines der Hauptkennzeichen der romantischen Poesie geworden, weil in dem stillen Walten der Natur das Geheimniß des Weltgeistes dem menschlichen Gefühle am räthselhaftesten entgegentritt. Uns sind diese duftigen Lieder durch ihre Ueberfülle und ihren Mangel an lichten Gedanken trivial geworden. Wenn wir aber bedenken, daß damals die einseitigen Speculationen des stolzen Menschengeistes die Existenz der hehren Allmutter zu verneinen, und sie, in der wir leben, weben und sind, zu einem bloßen Ausfluß unseres Denkens herabzuwürdigen wagten, so müssen wir es jenen Poeten und ihrem gleichgesinnten dichterischen Philosophen danken, daß sie stark genug waren, der unmittelbaren Anschauung zu trauen, und gefühlvoll genug, um bei der nahrungspendenden Erde vor allem Nahrung des Herzens zu suchen.

Ich will mich nicht aufhalten bei den übrigen Producten grotesker Komik, die dieser Lebensperiode des Dichters angehören. Sie bieten dem Inhalte nach nichts wesentlich neues und lehnen sich auch in der Form an früheres an. Dieselben Scherze zwischen Dichter, Schauspielern und Publikum wie im Kater, wie im Zerbino, so in der verkehrten Welt, einem Stück, das er in wenig Tagen niederschrieb. Da spielt der Skaramuz den Apollo; er läßt mit dem Pegasus und allem übrigen Vieh, das ihm gehört, die Stallfütterung einführen, aus dem castalischen Brunnen einen Gesundbrunnen machen, die Musen auf seinem Parnaß unter vierteljähriger Aufkündigung zur Miethe wohnen; ein Bäcker und ein Brauer etabliren am Fuße des Parnaß ihr Gewerbe; da meint denn dieser Pseudapoll, von ihm rühre die Blüthe der Wissenschaften her; denn er sei der

erste, der den Parnaß urbar gemacht. In dem Kriege, der sich zwischen dem wahren Musengott und ihm um den Besitz des Dichterbergs erhebt, wird er zwar besiegt, aber von den Zuschauern, die auf die Bühne klettern, in Schutz genommen. — Das Leben des berühmten Kaisers Abraham Tonelli aber ist im Geschmack des Peter Lebrecht, eine phantastische Gespenster- und Zaubergeschichte, im Tone bornirter Einfalt mit viel behaglichem Humor ergötzlich geschildert. — Schließlich nur noch einige Worte über einen witzigen Aufsatz, das jüngste Gericht, in der Form einer Vision geschrieben. Es träumt dem Dichter, wie nach den mancherlei Anzeichen, die den letzten Dingen vorhergehen, die Seelen vor den Richterstuhl geführt werden. Nicolai war trotz seiner Bildung verurtheilt, von den Teufeln immer Spaß anzuhören, ohne ein Wort mitreden zu dürfen. Diese aber können es nicht mit ihm aushalten, weil er nicht schweigen kann, und nun darf er diese Strafe zu seinem Vergnügen mit der andern vertauschen, daß er die folgende Zeit in der Nichtigkeit zubringe, einem Thale, das weder Himmel noch Hölle ist, seinem eigentlichen Vaterland. Eben dahin kommen eine Menge aufgeklärter Theologen, Sammler für Armenanstalten, Väter und Mütter mit Kinderbüchern, sammt der allgemeinen Literaturzeitung. Viele Weiber waren aufgestanden, und die prüden wollten durchaus unschuldig sein, indem sie nichts unschuldig fanden. Diese wurden alle verdammt, und klagten nur darüber, daß die Teufel genau genommen Männer wären, und was man also im Himmel Arges von ihnen denken könne. Als sie mit vieler Decenz fortgegangen waren, wird eine derselben von Jean Paul erhascht. Edle, reine Seele, rief er aus, liesest du noch so fleißig die Rolle der Klotilde? Sie verneigte sich und trat anständig zurück, entschuldigte sich, daß sie für dießmal verdammt wäre,

aber vielleicht in Zukunft wieder die Ehre haben würde. Zuletzt, ohne daß er sichs versah, schleppte ihn, den Träumenden, ein Teufel selbst vor den Richter, der ihn ernsthaft zur Rede setzte wegen seines Zerbino, in welchem er viele angesehene Männer heruntergesetzt und verachtet habe. Es war so böse nicht gemeint, fiel er zitternd ein; ich habe gedacht, du hieltest vom Spaße was. Das ist deine ewige Ausrede, war die Antwort; und wenn ich dir auch alles verzeihen wollte, kannst du es entschuldigen, daß du schon gegenwärtiges jüngstes Gericht im voraus geschildert und lächerlich gemacht hast? In der Angst über diese verfängliche Frage erwacht er.

7.

Genoveva.

Der Aethergeist der Ironie, welcher nach Tiecks und seiner Schule erstem Glaubensartikel befriedigt und unbefangen über den Kunstwerken schweben soll, gewann inzwischen auf das Schaffen des jungen Dichters nicht den überwiegenden Einfluß, daß nicht in einzelnen und zwar hervorragenden Werken der heilige Ernst auch ohne alle Beimischung von Spaß begeisterungsvoll ans Licht getreten wäre. Wie der Sternbald mit dem Kater, so fiel mit Zerbino und den andern eben angedeuteten Erzeugnissen der tollsten Laune jene Dramatisirung eines Volksbuchs nahezu zusammen, die er als seine natürliche Herzensergießung bezeichnet, und die ihn gerade durch die unmittelbare Wirkung unwillkühriger Schöpfungen in den weitesten Kreisen berühmt machte, ich meine die Genoveva. Von dieser Dichtung sagt er, sie habe sich selbst geschrieben, und rechnet von ihr an eine Epoche seines Lebens. Aus ihr, die

mit der Romantik der Form nicht das Geringste gemein hat, spricht die Romantik des Inhalts ebendeshalb recht aus ihrem Mittelpunkte heraus mit einer Wärme und Innigkeit, mit einer Weichheit und Zartheit, die die Freunde hinriß und selbst ferne Stehende oder Abgeneigte mehr als gewöhnlich fesselte. Friedrich Schlegeln war und blieb dieses Werk unter Tiecks Schriften das liebste, und Kotzebue fragte beim Verfasser an, ob er es nicht für die Bühne zurechtlegen dürfe, indeß Göthe sichs von diesem selbst mit Wohlgefallen vorlesen ließ. Welche Kontraste der Lebensansichten, und doch auf alle ihre Vertreter eine bedeutende Wirkung! Den Katholischgesinnten behagte die Tendenz, den Rührungslustigen der Inhalt, den Kunstsinnigen die Form, welche beides umkleidete. Tiecks Genoveva ist die erste Dichtung der Neuzeit, die der alten christlichen Kirche, in welcher die Welt am Wunder hing und der phantasiereiche Glaube Himmel und Erde durch das Verdienst der Heiligen vermählte, entschieden das Wort redete. War es Ueberzeugung, war es Herzensbedürfniß, was ihn zum Bannerträger der Ascetik und zum Schildknappen jener schwarzen Schaaren machte, die im Laufe unsres Jahrhunderts im Dienste der Hierarchie das Licht der Vernunft zu verlöschen kamen, welches die Freidenker und Philosophen des vorigen angezündet hatten? Kaum glaublich. Denn wie sollte ein Schriftsteller im Ernste für die alten Dogmen kämpfen, der zu der nemlichen Zeit, wie wir eben sahen, mit dem Weltgerichte seinen Spaß trieb? Es ist in den Phantasien über die Kunst, die er kurz vorher mit Wackenroder zusammen schrieb, eine Stelle, die auf den Gemüthsantheil der Freunde am Katholicismus ein auffallendes Streiflicht wirft. Ein junger deutscher Maler in Rom schreibt hier an seinen Freund in Nürnberg, daß er überwältigt von der Herrlichkeit des katholischen Gottesdienstes zu jenem Glauben hinübergetre-

ten sei und sein Herz froh und leicht fühle. „Die Kunst", fährt er fort, „hat mich allmählich hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst recht verstehe und innerlich fasse. Ach glaubte ich nicht schon ehemals die heiligen Geschichten und die Wunderwerke, die uns unbegreiflich scheinen? Kannst du ein hohes Bild recht verstehen und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben? Und was ist es denn nun mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bei mir länger wirkt?" Die künstlerische Wahrheit, die mit der Schönheit zusammenfällt, war es, welche die jungen Männer in unklarer Begeisterung mit der historischen verwechselten, und das trunkene Gefühl, das sich der Natur, der Kunst oder irgend einer Idee in die Arme warf, pflegten sie Religion zu nennen. Der außerordentlich dehnbare Begriff, den Schleiermacher in demselben Jahre mit Tiecks Genoveva seinen berühmten Reden über Religion (1799) zu Grunde legte, mußte diese freilich den Gebildeten auch unter ihren Verächtern einschmeichelnd machen. Schwärmen, selbst ohne klar gedachtes Object, war religiöse Aufgabe der Genialen, und wie mit Verachtung der Kritik die neue Philosophie ihre Berechtigung von einer intellectuellen Anschauung ableitete, so versetzte sich mit gleich kühnem Sprunge das Gefühl in Begeisterung für das Allgemeine und nannte diesen Enthusiasmus Religion, die nun auch wieder mit Poesie und Philosophie identisch sein sollte. Am meisten sündigte mit solcher Begriffsverwirrung Novalis, den deshalb die Andern ob seiner Tiefe bewunderten. Denn Tiefe hieß man die Fähigkeit die verschiedenartigsten Begriffe mittelst geschickter Combination, oft mit einem Aufwand poetischer Bilder, zu einem Urbrei zusammenzurühren, und wäh-

rend man sich am liebsten an ähnlichen Schriften aus der Vorzeit, wie an dem vielgepriesenen Jacob Böhme, auferbaute, und die Bezeichnung „mystisch“ ein Ehrentitel, kein Tadel war, verschmähte man geflissentlich die Klarheit, die ein Kennzeichen des abgelaufenen Jahrhunderts war. Der Protestantismus, ganz wesentlich auf die subtilen Unterscheidungslehren gegründet und die Schriftforschung dem Einzelnen anheimgebend, hatte seit seinem Bestehen die Verstandesentwicklung und mithin die nüchtern kalte Anschauung der Dinge weit mehr gefördert, als den jungen Enthusiasten lieb war; so schien er denn die Religion selbst zu beeinträchtigen; und da er überdieß bei seiner abstrakten Innerlichkeit die Kunst, das eigentliche Objekt ihres Cultus, mehr gefährdet als gehoben hatte, so drängte die fromm gestimmte Jugend mächtig zurück nach dem heiligen Dämmerscheine der katholischen Kirche, gleich als wenn die Form ersetzte, was der Geist verworfen hatte. Hätte man die jungen Romantiker gefragt, ob sie die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung unterschrieben, sie würden gelächelt haben; aber das Bedürfniß nach höherem Aufschwung des Gefühls, die ästhetische Freude am altdeutschen Tempelbau, an der geistlichen italienischen Musik, an den seelenvollen Heiligenbildern, an den kindlich frommen Legenden und sinnigen Marienliedern, das historische Wohlgefallen an Sitte und Tugend der mittelalterlichen noch ungetheilten Christenheit, von dichterischem Sinne bei mangelhafter Forschung noch erhöht und verklärt, weckte und steigerte die Sehnsucht nach Zuständen, die nun einmal nach dem unerbittlich strengen Laufe der Weltgeschichte längst und für immer vorüber waren. So blieb denn der moderne Katholicismus der Romantik ein rein poetisches Anempfinden; aber die kluge Hierarchie hätschelte den Bundesgenossen von zweifel-

haftem Werthe, dessen Schwächen sie wohl durchschaute, weil ihr nach altem Grundsatz jedes Mittel willkommen war, das ihrem wankenden Ansehen eine Stütze bot.

Dieser rein poetische Katholicismus findet nun an Tiecks Genoveva zum erstenmal in einem größern Dichterwerke seinen künstlerischen Ausdruck, und darum ist sie auch noch abgesehen von ihrem sonstigen Werthe als das erste Manifest der Schule von großem historischen Interesse. Der feine Solger hat Recht, wenn er die in ihr herrschende religiöse Sinnesart nicht als wirklichen Gemüthszustand des Dichters gelten läßt, sondern als bloße Sehnsucht nach einer solchen Sinnesart, und Tieck selbst legt über diese seine Geistesrichtung, in welche er nach melancholischem Fatalismus so überraschend gerathen war, in spätern Tagen, als er seine vorigen Bestrebungen klar überschaute, das Bekenntniß ab, er sei aus Liebe zur Poesie, zum Sonderbaren und Alten fast mit frevlem Leichtsinn zur Mystik, besonders zu Jacob Böhme geführt worden, der sich binnen kurzem aller seiner Lebenskräfte bemächtigte. So habe es nun viele Stunden gegeben, wo er sich in die Abgeschiedenheit eines Klosters wünschte, um ganz seinem Böhme und Tauler und den Wundern des Gemüths leben zu können. Dieß habe sich schon im Zerbino leicht poetisch, in der Genoveva dunkler und im Octavian verwirrter geregt. So seien einige Jahre geschwunden, als sein alter Homer und die Nibelungen und Sophocles, sein theurer Shakspeare, eine Krankheit, Italien, eine Uebersättigung gleichsam an den Mystikern (während der Krankheit habe er fast nur diese, von allen Nationen, in allen Sprachen gelesen), vorzüglich wohl sein sich regendes Talent ihm neuen Leichtsinn gegeben, so daß er sich durch einen einzigen Act der Willkühr wieder auf das Gebiet der Poesie und Heiterkeit versetzte und fortfuhr, wo

er früher aufgehört habe. Kann es etwas Schlagenderes geben als diese Erklärung, um das Seelenleben unsers Dichters zu bezeichnen und alle die des Irrthums zu überführen, die sein historisches und poetisches Interesse an der katholischen Vorzeit mit einem Glaubensbekenntnisse verwechselten und ihn zeitlebens für einen Kryptokatholiken nahmen, trotz seiner öftern Warnung, daß man diese süße Poesie des stillen Gemüths nicht in der Wirklichkeit solle suchen oder erschaffen wollen?

Ohne Frage hatte die spanische Literatur, mit welcher er sich schon in seinen Studentenjahren und nun als Uebersetzer des Don Quixote wieder ausschließlicher beschäftigte, die Vorliebe für die alte christliche Kirche in ihm mächtig angeregt. Don Quixote selbst freilich hätte sie eher ersticken sollen, und es bleibt immer bezeichnend für die Elasticität des Tieckischen Geistes, wie die Bearbeitung eines Romans, der mehr als irgend ein Buch den Geschmack an den alten Weltzuständen zu untergraben geeignet ist, neben Genoveva herging, welche dieselben verherrlichte. Aber zu gleicher Zeit studirte er die andern spanischen Dichter und Calderon ward einer seiner bevorzugten Lieblinge. Der Zufall führte ihm die kleine Volksschrift über Genoveva in die Hand, und da er schon seit Jahren die verachteten Büchlein seinen verwöhnten Zeitgenossen wieder mundgerecht zu machen bestrebt war, so entschloß er sich die fromme rührende Erzählung in einer Tragödie darzustellen. Aber nicht für die Bühne; wir kennen schon genugsam die Eigenheit unsres Dichters, der das moderne Theaterwesen von Grund aus verachtet; sondern in gewohnter Art, mit Ueberspringung strenger Kunstform in der Anlage, und dagegen bei der Ausführung im Einzelnen sich weit schwerere Fesseln schmiedend. „Es gehört zu meinen Eigenheiten“, schreibt er an Solger, „daß ich lange Jahre den Pericles von Shak-

speare übertrieben verehrt habe. Ohne diesen wäre Zerbino nicht, noch weniger Genoveva und Octavian entstanden. Ich hatte mich in diese Form wie vergafft, die so wunderbar Epik und Dramatik verschmelzt. Es schien mir möglich, selbst Lyrik hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen Genoveva und später Octavian in meinem Gemüthe aufgingen; dieß Entzücken wollte ich wohl zu körperlich buchstäblich hineinbringen, und so entstand das Manierirte." Pericles nemlich, eine Jugendarbeit Shakspeares von reichen Schönheiten, war nach der Dichtung Gowers, eines Zeitgenossen des Chaucer, gearbeitet; und Gower erscheint nun in Shakspeares Stück als Vorredner und als Chorus. Nach solchem Vorgange mußte denn der Jäger mit seinem Waldhorn als Prolog, Chorus oder Epilog durch die sechs Acte des Zerbino wandeln, in der Genoveva aber der heilige Bonifazius als Vorredner seine Strafpredigt an die glaubenslosen Zeitgenossen halten, dann in der Mitte die Schicksale der frommen Dulderin bis zum Ende der sieben Prüfungsjahre weiter führen und zum Schluß mit seinem Ora pro nobis Sancta Genoveva über die heilige Dichtung den Segen sprechen.

Die lange Erzählung des Bonifazius, welche die Handlung von dem Punkte aufnimmt, wo sie in bleibenden Zustand übergeht, und bis dahin bringt, wo sie durch Eingreifen neuer Begebenheiten zu ihrem Umschwung gelangt, ist völlig an ihrem Platze. Denn wie wollte man die siebenjährigen Leiden von Mutter und Kind, die nur durch Jahreszeit und Witterung gemindert oder gesteigert wurden, dramatisch vorführen? Die Erzählung berichtet die Zwischenereignisse, bis der Dichter wieder in den Stand kommt, wirkliche Handlung darzustellen, in bequemerer Weise, als wenn andere Bearbeiter schlechter dramatischer Stoffe sich genöthigt sehen auf dem Theaterzettel an-

zugeben, daß dieser oder jener Act so und so viel Jahre nach den vorigen spiele. Ist einmal die Einheit der Handlung, das erste dramatische Erforderniß, preisgegeben, so kommt es nicht darauf an, durch welcherlei Flickwerk man die auseinanderfallenden Stücke zusammenfügt. Daß aber Tieck in solcher Unform einen Vorzug findet, erklärt sich nur wieder aus der sämmtliche Gebiete von Kunst und Wissenschaft überwuchernden Neigung der Romantiker, alles, was die sondernden Köpfe der frühern Zeit auseinandergehalten, in ein wunderliches Chaos zu verschmelzen. Was soll es ferner heißen, daß das Ganze durch Prolog und Epilog in einem poetischen Rahmen traumähnlich festgehalten und auch wieder verflüchtigt werden sollte, um auf keine andere Wahrheit als die poetische, durch die Phantasie gerechtfertigte, Anspruch zu machen? Ging er nicht mit dieser Absicht gerade darauf aus die Illusion der dramatischen Poesie zu zerstören, welche die Vergangenheit zur wirklichen Gegenwart heraufzurücken berufen ist? Oder spielte die Ironie den Streich, andeuten zu wollen, das Drama sei eigentlich kein Drama? Oder ist die Erklärung aus spätern Jahren nur ein Nothbehelf, dem Publikum abermals zu versichern, daß seine Verherrlichung des Katholicismus damals nur ein poetischer Traum gewesen?

Mißlicher noch als mit der Verbindung von Drama und Epos steht es mit dem Eingreifen der Lyrik. Eine natürliche Verwebung lyrischer Elemente in die epische Poesie war im Singspiel gegeben. Tieck aber ging nicht allein darauf aus, manche schöne Lieder einzuschalten, sondern er brachte die südlichen Formen der lyrischen Poesie, Octave, Terzine, Sonett, dann allerlei freie Rhythmen massenhaft im Dialoge an und suchte durch Häufung des Reims die Reden vor allen Dingen melodisch zu machen. So schwächte er die Kraft und Würde der Rede und verweichlichte sie zu einem süßtönenden Kling-

klang. Sieht man freilich ab von der Forderung des Drama, gibt man ihm die Berechtigung zu, eine traumähnliche Dichtung zu schaffen und diese für ein Trauerspiel auszugeben, so muß man zugestehen, daß die zarten, weichen Reime diese Absicht wesentlich gefördert haben, wie denn die unendlich süßen Weisen von Sonett und Octave einem Mohntranke ähnlich in Schlaf lullen. Aber der Fortbildung unserer Poesie im Ganzen hat sein verlockendes Beispiel mehr geschadet als genützt. Wenige Jahre, und auf unsrem ganzen Parnaß klingelte es gar lieblich von harmonisch gestimmten Glöcklein; man lauschte in Waldesgrün hingestreckt dem freundlichen Zusammenklingen, und vergaß in momentanem Genügen, daß die friedlich grasende Herde noch lange kein Orchester sei. Damals als Tieck die Genoveva schrieb, war unsere Poesie noch keineswegs von den Pflanzen des Südens überwuchert; man freute sich an den schossenden Ranken einer üppigen Vegetation, und dachte nicht daran, daß diese saftigen Stengel und großen Blüthen keine Nahrung geben und unkrautartig in kurzem die bescheidenern, aber mehlreichen Saaten des heimischen Bodens verdrängen würden.

So überraschend indeß der Eindruck dieser lieblichtönenden Formen sein mochte, zumal sie der weihrauchduftigen katholischen Märe natürlich und ungezwungen sich anschmiegten, so lag doch weder in der scheinbaren Tendenz noch in der Sprache den Werkes allein, noch in der Vereinigung beider Elemente dessen höchst bedeutende Wirkung. Es ist die Composition selbst, welche neben ihrer undramatischen Breite gleichwohl einige wesentliche und augenfällige Vorzüge hat. Im Ganzen schloß sich der Dichter genau an das Volksbuch an und ließ nicht leicht einen der dort gegebenen Züge unbenützt; aber indem er die Figuren des Gemäldes vervielfachte und an die Stelle rohen Entwurfs der Charaktere freie Ausführung und psychologische

Malerei treten ließ, indem er der stillen Dulderin das Getöse kriegerischer Schaaren, der tragischen Leidenschaft die beschränkte Genügsamkeit, der frommen Ergebung den kalten Fatalismus gegenüberstellte, schuf er eine Menge von Situationen, die schon durch ihren Gegensatz interessant waren. Hier im Kriegsgetümmel die schwärmerische Zulma, ein Heldenmädchen im Ritterharnisch; die Sorge um den Geliebten hat sie heimlich in die Schlacht getrieben; der Dolchstoß, den sie nach des Angebeteten Tod in die eigene Brust führt, kann den Christen beweisen, daß des Weibes Treue auch unter Mahomeds Schaaren wohnt; dort zu Hause der alte Wolf, Golos Pflegevater, vergebens bemüht, den strauchelnden Liebling seines Herzens vom Abgrunde zurückzuhalten, neben Gertrud, der Mutter und Kupplerin, einer zweiten Martha Schwerdtlein; der fromme Diener Wendelin, und Grimoald der biedere Köhler neben dem habgierigen rohen Benno, dem tückischen Ausführer von Golos Planen; das einfache Familienglück der Schäfersleute neben Golos stürmischer Liebeswuth, besonders aber die meisterhafte Entwicklung dieser Leidenschaft selber verleihen dem bunten Gemälde vielfache Reize, die der schlichten Erzählung des Volksbuchs abgehen müssen, während diese freilich in ihrer Prunklosigkeit die sichere Anwartschaft auf ewige Dauer hat. Die Volkserzählung kennt in Golo nur den einfachen Bösewicht; Genovevas Leiden, Ergebung und Rettung sammt der Bestrafung des Gottlosen darzustellen, ist ihr genügend; Tieck aber weiß uns in tragische Mitleidenschaft für den Versucher zu ziehen, und die feine Zeichnung von Golos Charakter ist eine Hauptstärke seiner Tragödie. Da ist Golo ein schöner edler Herr; stolz sitzt er auf dem Rosse; die Jugend und Freude sehen ihm aus dem Auge; man muß ihm gut werden, wenn er einen nur ansieht; er scheint das Zutrauen Siegfrieds zu verdienen. Reiner Gemüthsantheil am

Schmerze der Gebieterin über die Trennung vom Gemahl führt ihn anfangs zu Genoveva, und wandelt sich, wie gar häufig aus Tröstern Liebhaber werden, gegen seinen Willen in feurige Liebe um. Das leichte Leben nimmt von ihm Abschied; das Spiel der Poesie und des Gesanges, die Freude an Roß und Waffenwerk, an Wein und Gesellschaft ist dahin. Er zürnt sich selbst ob der unseligen Verwandlung. Dann tritt die Eifersucht hinzu auf den Kapellan und Drago, den Hausmeister, mit denen die hohe Frau sich gern in heiligen Betrachtungen ergeht; warum sind diese die Bevorzugten? warum kann sie nicht zuweilen auch seiner gedenken? Und auch Genoveva war ihm seit der ersten Begegnung, wie sie der ältere Gemahl ins Schloß führte, im Stillen gewogen; doch nur die träumerische Frühlingsnacht lockt Getruden gegenüber die scheue Andeutung von ihren Lippen, worauf sie bei anbrechendem Tageslicht sich selbst ob ihrer Sünde straft. Vergebens macht anfangs die geschäftige Alte, für ihre geheime Liebesfrucht hohe Dinge hoffend, zwischen beiden die schlaue Vermittlerin. Wie eine Heilige steht die Gräfin vor ihm da, deren Gewand zu berühren er nicht wagen darf; sie ist die Lieblichste auf Erden, die allein um ihre Schönheit nichts weiß; so berauscht er sich an ihrem Anblick, und fühlt dann wieder die rothe Scham im Gesichte, daß er für sie zu schwärmen wagte. Dürfte er ein einzigesmal an ihren Lippen hangen, um sich zu überzeugen, daß sie sein armes Herz nicht ganz verschmäht, um diesen Preis wollte er allem weitern Erdenglück entsagen. Aufs neue zur Kühnheit ermuntert steigert sich sein Liebesverlangen bis zum rasenden Versuch die Widerstrebende in die Arme zu schließen. Dann wechselt Todessehnsucht mit neuer Hoffnung, von der Kupplerin angeschürt. Nicht mag er gemein das Edelste besitzen; eher scheint ihn das

traurige Lied zur ewigen Ruhe zu laden, das er, seit es der Schäfer gesungen, nicht wieder vergessen kann:

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunklen Weiden sproßen,
Wünsch' ich einst mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgeleg'nen Thal
Such' ich Ruh für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß, so schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal!

Hoffend und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal!

Dieses schwermüthige Lied, vom Schäfer Heinrich arglos mitgetheilt, machte auf den damals noch lebensfrohen Golo einen erschütternden Eindruck, und indem er es dann immer mit seiner eigenen Person in Beziehung bringt, bildet es in der That ein Vorspiel zu seinem Verhängniß. Der trübselige Wunsch des Liedes erfüllt sich an dem Opfer eigener Leidenschaft. Ein guter, glücklicher Mensch hält fest an Willensfreiheit und Selbstbestimmung; der sittlich Gefallene und in seiner Verdüsterung Unselige sucht im Glauben an ein unentrinnbares Schicksal den letzten leidigen Trost, um das Bewußtsein zu übertäuben, daß Schuld sein Unglück gebracht. Golo neigt sich zum Fatalismus anfangs aus Mangel an moralischer Festigkeit, dann aus

Nothwehr gegen die Anklage des Gewissens. Doch das alles nur Schritt für Schritt; lange kämpft er gegen die Gemeinheit und hofft dabei, Siegfrieds etwaiger Tod in der Schlacht werde ihm die Leiter zu seinem Glücke bringen; dann wagt er im Garten neue Werbung; wiederum zurückgestoßen und von Liebesgluth entbrannt, unternimmt er endlich die Verhaftung, nicht um die Angebetete zu verderben, sondern um sie von dem frömmelnden Günstling zu trennen. Dann bereut er wieder vor ihren Augen im Kerker, daß er sich vom Satan zum bösen Werke verführen ließ; nur ein freundlich Wort, ein vertraulicher Blick, ein einziger Kuß, und sie wäre frei; die starre Tugend, die dem Halbreuigen keinen erträglichen Rückzug gestattet, treibt ihn zu bübisch feigem Verbrechen und jagt den Unseligen, der dem schwarzen Schicksal verfallen sich längst nach dem Grabe sehnt, seinem Untergang entgegen.

So spielen denn in unserer Tragödie zwei Hebel in einander, das christliche Gottvertrauen der verläumdeten, bedrängten, in die äußerste Noth gestürzten Unschuld, und der Fatalismus des vorher edlen, aber durch das Uebermaß der Leidenschaft tief gesunkenen Sünders. Man könnte sich versucht fühlen in dem endlichen Eintritt dessen, was das Lied prophezeit, eine Art wirklichen Verhängnisses zu sehen und somit die Genoveva als eine Nachfolgerin des Karl von Berneck und als eine Vorläuferin der fremden Schicksalstragödien zu betrachten, wenn nicht der wunderbar scheinende Hergang bei näherer Anschau ganz sachgemäß wäre. Natürlich ist der Eindruck des sinnigen trüben Liedes auf ein poetisches Gemüth, natürlich die Anwendung, die der Leidenschaftliche davon auf den eigenen Zustand macht; daß die Hinrichtung der Gräfin in einem abgelegenen Thale erfolgen soll und der Urheber des Mordes endlich an demselben Orte verbluten muß, wo sein Schlachtopfer

gefallen, finde ich nicht minder dem gewöhnlichen Gange der Begebenheiten entsprechend; so daß also der Dichter seine frühere Vorliebe für gespenstigen Spuk bedeutend geklärt und das blinde Geschick rein menschlichen Bedingungen untergeordnet hat, ohne den Schicksalsglauben da zu zerstören, wo er am Platze ist. Und so ist denn die Wiederkehr des Liedes, dessen Trauertöne in den verschiedenen Stadien der Tragödie aus Golos düsterem Gemüthe wiederklingen, bis sie gegen den Schluß dessen stammelndes Gebet unterbrechen, eine der schönsten und wirksamsten Zierden seiner Dichtung. Der Fatalismus in unserer Tragödie würde nur dann Tadel verdienen, wenn er die Handlung unter eine unmotivirte Naturgewalt beugte und zum willenlosen Puppenspiel erniedrigte. Aber Golos Aeußerung gegen den Pilgrim:

Die Sterne sinds, die unser Schicksal machen
Und unsre Tugend, unsre Laster; drum
Ist Sorge, Gram und Reue Thorheit nur,

ist nach des Dichters Absicht nichts weiter als eine schwache Ausflucht, mit der seine gefolterte Seele dem Pilgrim gegenüber nach Fassung ringt; man müßte denn — was natürlich unmöglich ist — das unmittelbar vorhergehende Wort:

Ich bin zufrieden, mehr braucht nicht der Mensch,

ebenfalls als Darlegung seiner gegenwärtigen Stimmung nehmen. Fassen wir den heidnischen Fatalismus unter den Gesichtspunkt des Christenthums, unter welchen ihn der ganzen Absicht nach unsre Tragödie gestellt wissen will, so ist er ein eitles Tröstungsmittel der Hölle, welchem der Gläubige fromme Ergebung in Gottes Führungen eben so siegreich gegenüberstellt, wie er vorher ihren Verführungskünsten an der Hand des göttlichen Wortes und durch Betrachtung des Lebens der Heiligen ohne schweren Kampf entronnen ist.

Auch Genoveven war ihr Schicksal auf Erden in einem prophetischen Traume vorher erschienen. Als sie, eine elternlose Waise, in der Klosterzelle bang überlegte, ob sie den stillen Frieden verlassen und der Werbung des unbekannten Siegfried folgen solle, da sah sie ein herrliches Gesicht: von lieben Kindern ist der Raum erfüllt; ihre Stimmen tönen himmlischen Gesang, und im höchsten Glanze gewahrt sie den Gottessohn; der steigt zu ihr nieder, und die Kraft der Religion strömt ihr ins Herz, wie sie noch nie empfunden.

Da streckte Christus aus die weiße Rechte
Und sprach: ich habe dich zur Braut erkoren,
Daß du die mein', der dein' ich werden möchte.
Doch bist du meiner Liebe jetzt verloren.
Dich zwingen bald die kalten ird'schen Mächte,
Du bist für Gram und Leiden nur geboren.
Doch wirst du mir in jedem Kampf vertrauen,
So werden wir dereinst uns wieder schauen.

Auch in dieser Vorausbestimmung ist ein Schicksal, aber nur als Prüfung, als Durchgangspunkt, als Läuterung zu reiner Frömmigkeit, und zu höherer Seligkeit als Bedingung. In solcher Ueberzeugung gewinnt das schwache Weib eine Stärke der Tugend und über alle sinnliche Anfechtung und irdische Noth eine Erhebung, die es in den Stand setzt das Unglaubliche ohne Murren zu tragen. Und zu der Macht der Religion gesellt sich von Seiten der Natur die nicht minder gewaltige der Mutterliebe.

Schlafe, mein Kind,
(spricht die gebeugte Wöchnerin im Gefängniß)
Draußen geht der Wind,
Die dicken Mauern Beschützer sind.
Dein Jammergeschrei
Bricht mein Herz entzwei.

Dein lichter Blick
Ist all mein Glück.
Wenn ich dich tränke,
In deinem Aug' mich versenke,
So versiechen,
Verfliegen
Die Bilder der Leiden
Und weichen den Freuden;
Doch wenn ich gedenke,
Daß meine Lust
An Mutterbrust
Verschmachten mußt,
Dann möcht' ich die Seele dein
In Küssen dir entziehn,
Mit dir entfliehn,
Vor Gottesthron zu sein.
Schlafe, schlafe, mein Kind!
Bös die Menschen sind.
Laß uns sterben, o Gott, gelind!

Der Aufschrei der Natur, die den Tod des Kindes nicht mit ansehen kann, ist es, der sie zwingt, sich bittend an die Mörder zu wenden und dadurch ihr eigenes Leben sammt dem des Säuglings rettet; die Gesellschaft des Knaben in der Einsamkeit ist ihr Labsal, wenn auch zugleich ihr Schmerz ob seiner Verlassenheit und Hülfsbedürftigkeit; Gottesfurcht ohne Menschenhaß in seine zarte Seele zu pflanzen ihre süße Pflicht und ihr unabläßiges Bemühen. Die Einsiedlerin würde bei aller Heiligkeit weder das poetische noch das menschliche Interesse in dem Grade wecken, wie die Mutter mit ihren kleinen Freuden und bangen Bekümmernissen, und das Wunder mit der Hirschkuh und mit den Thieren des Waldes, das sich am Kind erfüllt, dringt tiefer zum Herzen, als die Gabe des redenden Crucifixes aus Engelhand. Der sympathetische Zug der Thierwelt zum hilflosen Knaben, wenn auch poetisch erweitert, beruht auf Naturwahrheit

und bildet einen der rührendsten Züge der Sage; das himmlische Christusbild aus Elfenbein mit seinem Stimmlein bleibt bei aller Inbrunst der Beterin ein katholisches Mirakel, mit welchem sich nur der Legendengläubige wahrhaft befreunden kann. Die Leiden von Mutter und Kind in der Einsamkeit des wilden Waldes und die, wenn auch unwahrscheinlichen, doch nicht unmöglichen Erhaltungsmittel sind der eigentliche Kern, welcher der Genovevensage, gerade wie dem Robinson, ihre Unvergänglichkeit sichert; was sich dagegen namentlich am Schluß von Kasteiung daran gehängt, bleibt billig der Möncherei überlassen. Daß Siegfried, der an Genovevens Unglück wenigstens die Schuld der Uebereilung getragen, sich als Büßer zurückzieht, mögen wir verzeihlich finden; daß aber der junge Knabe seinem Vater in die Einöde folgt, um ebenfalls die kranke Seele zu heilen und den Himmel zum Eigenthum zu gewinnen, widerspricht dergestalt den Ansichten der Neuzeit, daß schon dieser Ausgang das Gedicht in Mißcredit zu setzen im Stande ist. Uebrigens wundert mich gar sehr, warum sich die Frommen unserer Tage nicht lieber an Tiecks Genoveva auferbauen, als an der Redwitzischen Amaranth; aber den Frommen gefällt wohl mehr die klatschhafte Polemik, die sich in Haß und Verleumdung gegen philosophische Doctrinen ergeht, als die einfache Darlegung gläubigen Wandels, die von Spaltungen innerhalb der Christenheit gar keine Notiz nimmt. Gerade um des sichern Glaubens willen aber ist Genoveva ein ächt katholisches Buch und sollte bei dieser Partei in Ehren stehen; für uns, denen es bloß um ihren ästhetischen Werth zu thun ist, bleibt sie, wenn auch keine werthvolle Tragödie, doch eine lyrisch dramatische Dichtung, der an Wohllaut und Lieblichkeit, an melodischer Sprache und einschmeichelndem Tone nur weniges gleich steht. Bei aller Verschiedenheit der sonstigen Denkart erkläre ich sie mit Friedrich Schlegel für das

beste Erzeugniß, welches unsrem Dichter in poetischer Rede gelungen ist, und wahrscheinlich deshalb so gut gelungen ist, weil es mitten aus seiner damaligen Stimmung heraus ohne Künstelei wie Göthes Werther sich selbst schrieb. Aber man muß sich, um zum wirklichen Genuß zu kommen, in den katholisirenden Geist und in die weichen, ich möchte sagen schwelgerischen Weisen der Darstellung erst hineinfinden; man muß die Gesetze des Aristoteles über dramatische Einheit vergessen und keine Anforderung mitbringen, als die man zu machen berechtigt ist an ein dramatisirtes Volksbuch; unter diesen Einschränkungen wird man sich für seine bescheidenen Ansprüche durch eine überraschende Fülle dichterischer Schönheiten entschädigt finden.

Damals freilich in des Dichters blühender Jugend, als er mit den neuen geistreichen Freunden in Jena socratische Götternächte feierte, dachte man von dem Werthe dieser Dichtung überschwänglicher; da man glaubte die Religion retten zu müssen, brachte man vor allem den geistlichen Gehalt der Genoveva in Anschlag. Sprach doch aus ihr dieselbe schweigende Himmelssehnsucht, die des Novalis weibliches Gemüth zu seinen fromm katholischen Liedern stimmte. Man hoffte an der Scheide zweier Jahrhunderte auf eine neue Zeit und versprach sich goldene Gaben von dem Wunderkinde, das der unbändige Enthusiasmus in gewaltsamer Umarmung der alten ins Leben rief, wie Tieck in einem allegorischen Gedichte ausgeführt hat. Mißmuthig stehen die Kinder der alten Zeit, die sie so liebreich auferzogen, Kultur, Aufklärung und Humanität, um die Klagende, die des nahen Mutterglückes nicht froh werden will. Aber die ganze Natur erlacht über des neuen Kindes Dasein, und die Mutter selbst staunt ob seines riesigen Wachsthums. „Die ganze Welt, ruft sie aus, fürcht' ich, ist schon aus den Axen gehoben!" Und warum? „Ramler vergißt man und verehrt Hans Sachsen!"

Die Welt des jungen Tieck und seiner Freunde war eben zunächst die Literatur, und eine Geschmacksrevolution sollte den Segen über das neue Jahrhundert bringen. Aber nicht die Literatur allein. Denn also fährt die alte Zeit fort in ihrer Klage:

> Was unten war, kommt plötzlich wieder oben,
> Sie schaffen Götter an und Aberglauben,
> Das Universum schwärmt und ist verschroben!
>
> Sie wollen mir mein Kind, die Bildung, rauben,
> Die ich so schön gespeist und auferzogen,
> Die sänftlich war gleich Lämmern und gleich Tauben.

Unbekümmert um die Lieblingsneigungen der Beschränktheit rühren sich die neuen Geister, die Helden der Zukunft, der deutsche Stolz erhebt sich, eingedenk der großen Vorzeit, Poeten greifen in die Leiern, der Glaube erwacht aufs neue in den Herzen der Menschen, die Blume der Kunst bricht aus der geheimnißreichen Knospe, Erkenntniß quillt aus tausend Bächen, Mensch und Gott sind neu vereinigt, um sich nie wieder zu trennen, und der Regenbogen des Friedens spannt sich um die verjüngte Erde. Liebliche Hoffnungen, einer edlen Jugend werth, die so reich an Geist war als an Gemüth und besten Absichten! Aber der klare Schiller, der bereits auf der Höhe des Lebens stand, zog ein ganz anderes Facit beim Rechnungsabschluß des Jahrhunderts:

> Ach umsonst auf allen Länderkarten
> Spähst du nach dem seligen Gebiet,
> Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
> Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.
>
> In des Herzens heilig stille Räume
> Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
> Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
> Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Wer hatte Recht, die stürmischen Schwärmer, die die Kultur, Aufklärung und Humanität des 18. Jahrhunderts, die Frucht mühsam bedächtigen Strebens, achselzuckend bei Seite warfen und vom Enthusiasmus ein neues herrliches Weltalter erwarteten, oder der resignirte Denker, der auf ein goldnes Weltalter verzichtend zur stillen Einkehr in den eigenen Busen mahnte? Mehr als ein halbes Säculum ist seitdem abgelaufen; die Geschichte ist Richterin gewesen.

Von Anerkennung der Genoveva gehoben, von junger Seelenfreundschaft zu seinem Novalis erwärmt, von der Beistimmung vieler Gleichgestimmter bestärkt, von Liebe zur Poesie erfüllt, von vielseitigem Studium fremder Literaturen mit Kenntniß und Ideen befruchtet, von des Vaterlands einstiger Größe durchdrungen, von Hoffnung auf eine neue bessere Zeit des Lebens und Dichtens ermuthigt, schritt Tieck an Entwürfen reich und fröhlich gestimmt über die Schwelle des Jahrhunderts. Er arbeitete fort an seinem Don Quixote, er übertrug Ben. Jonsons Epicöne, er begann ein poetisches Journal herauszugeben, er trug sich mit dem Plane, wie Shakspeare die englische Geschichte, so den dreißigjährigen Krieg in Schauspielen zu bearbeiten, und die alte Liebe zu den Volksbüchern brachte neben dem Plan zum Fortunat die gut und treu im alten Ton erzählte Melusina, die er nach einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit, wie er selbst berichtet, bei schönem Wetter in einer anmuthigen Gartenwohnung schrieb. Man merkt an ihrer sonnig heitern Färbung die heitere Umgebung ihres Ursprungs, und möchte sie, daß sie ein rechtes Volksbuch wäre, nur von den eingestreuten Versen befreit wissen. Wie trefflich er damals Sagen und Märchen auch im dramatischen Kleide darzustellen verstand, beweist sein herziges Rothkäppchen, eine kleine Dichtung, so lieb, so kindlich, so unschuldig und naiv,

daß ich diesem anspruchlosen Werkchen nichts ähnliches an die Seite zu setzen wüßte. Die Stellung des Dichters zur Gegenwart aber charakterisirt aus jener Zeit am besten ein Fastnachtsspiel: *der Autor*, in einigen heitern Tagen ausgeführt und eben darum von der Ursprünglichkeit und Frische rasch hingeworfener genialer Skizzen. Die Haltung des Schwanks ist in der Weise des Altmeisters dieser Gattung *Hans Sachs*, der, seit Göthe durch Wort und Beispiel vorangegangen, namentlich bei der poetischen Jugend in Ehren war. Da sitzt der Autor wie Faust in seiner Stube und wurmt über die Leiden eines Schriftstellers, der es Niemandem zu Danke macht. Ein Besuch kommt über den andern, die Vertreter der verschiedenen Geschmacksrichtungen, und Witz mit Ernst vermischt bezeichnet in Wechselreden des Autors und seiner Besuche des Dichters eigene Denkart. Ein Fremder gibt ihm Rathschläge über die Einrichtung seines poetischen Journals; es ist ein friedlicher Mann, der sich auch bemüht der Wahrheit Licht zu verbreiten, aber sacht zu Werke geht und Lieb' und Eintracht zu befördern sucht; denn man müsse nicht auf die Gegner gehen, als ob man ein Schwein schlachtete; ein Schauspieler verlangt kräftige Heldenrollen, daß sich das Spielen verlohne; ein Recensent wirft dem Autor das Excentrische und Unverständliche seiner Schriften vor; ein alter Mann räth ihm mehr Bedächtigkeit an, den Plan mit Ueberlegung zu machen und das Feuer der schrecklichen Phantasie zu zähmen; die Kunst sei keinen Schuß Pulver mehr werth; ja wenn *Lessing* wiederkehren könnte, der den Leuten zeigte, wie dumm sie wären, und wie sie ihn, den mißachteten *Nicolai*, ehren müßten. Da erscheint der Geist des frevelhaft citirten Todten. Schont doch meinen guten Namen! ruft er aus.

Wodurch verdiente denn mein großer Sinn,
Daß ich der Dummheit Heil'ger bin?

War dieß von meinem ganzen Leben,
Von meinem kühnen mißverstandnen Streben,
Von meinem hohen Eifer der Beschluß,
Daß ich euch Corporalen zum Profose dienen muß?...
Ich war eines Predigers Stimm' in der Wüst',
Doch kehrte sich keiner an mein Ermahnen,
Ging jeder fort auf seinen Bahnen.
Ich wollte, wie Vieles, die Poesie verkünden,
Ich wußte, sie mußte sich bald entzünden,
Drum tauft' ich mit Wasser und mit Verstand
Einige Wesen, Schauspiele genannt.
Nach mir ist ein anderer, größrer erschienen,
Bestimmt als Priester den Musen zu dienen,
Der hat getauft mit Feuer und Geist,
Wie all sein Wirken und Dichten beweist;
Er wandelt unter euch in Göttlichkeit,
Doch wer erkennt sein strahlend Ehrenkleid?
Verstockten Herzens bleibt ihr stets in blöden Sinnen,
Könnt weder Heil noch Trost, Verstand noch Vernunft gewinnen.
So bleibt denn dumm, fahrt fort in eurem Zeitvertreib.
Doch bleibt honetten Leuten, absonderlich aber mir vom Leibe!

Nicolai erholt sich aus der Verblüffung mit dem Gedanken, was sein Freund da gesagt, sei nicht sein Ernst gewesen; er habe schon im Leben manches Uebertriebene gehabt, und oft habe ihn die Grobheit angewandelt. Aber mehr noch als wohlmeinende Rathgeber schaffen dem Autor Verlegenheit und Mismuth blinde Nachahmer, in deren Reden und Liedern ihm die eigene Theorie und Praxis karrikirt entgegentritt. Aus der Figur des Bewunderers blickt des Dichters Verstimmung darüber, daß den Stiftern die eigene Schule bereits über den Kopf wächst. Der Bewunderer möchte auch gar zu gern einen Sternbald und freie gereimte Lieder dichten. Ihn entzückt die edle Lucinde, er verachtet die Sittlichkeit; er macht sich alles zur Religion und sitzt

darin wie auf einem gepolsterten Thron; fehlen ihm manchmal die Gedanken; so sucht er die Sprache bei der Wurzel zu kriegen, aus dem Innersten heraus zu schreiben, es mag brechen oder biegen, und so hat er denn an die 130 Lieder mitgebracht, in deren einigen Bruder Tieck, man muß gestehen, den zarten Klingklang eigener Lyrik köstlich persiflirt hat. Als dem Autor vom Anhören des süßen Unsinns der Kopf ganz dumm wird, meint jener, er treibe wohl sein Zuhören bis zur Religion; dem Autor fangen seine Lieder in solchem Konterfei an zum Ekel zu werden." Hat diese geckenhafte Erscheinung den Dichter durch das Bewußtsein, daß er mit all seinem Bemühen um Belebung der erstorbenen Welt nur Worte, gut genug zum nachherigen Mißbrauch, in den Wind gestreut, so kann der Rath des Weltmanns, der ihn an Beobachtung und Vielseitigkeit weist, dem Poeten ebensowenig helfen, dessen Natur, wie er selbst meint, sich zu einem einseitigen altfränkischen Wesen neigt. Da kommt mit schwerem Tritte herausgeschollert zu seiner Herzensstärkung der Altfrank, der unerkannte Gönner zum alten Liebling. Denn der tüchtige Grobian war ihm seit lange gewogen, weil er in ihm die Freude am alten deutschen Leben, die Liebe fürs Weite und Freie in der Natur, fürs Volle und Tüchtige in der Poesie, fürs Wilde und Flüchtige im Scherze mit Vergnügen wahrgenommen. Der derbe seltsame Gast richtet den Mißlaunigen auf mit kräftiger Zusprache. Wer heißt dich verstimmt sein? herrscht er ihm zu;

Ziehn dir die Leut' ein schiefes Maul,
So sei zum Fratzenziehn auch nicht faul;
Will hündisch Volk dich wild anschrein,
So denk: da schlag' das Donnerwetter drein!

Schau dreist hinein in die freie Luft; und bist du allzusehr verdrossen, so steck' die Nase in ein gutes Buch, daß du wieder

klug wirst. Da schau einmal wieder das Gedicht unsers deutschen Mannes vom Faust an, oder lies die Morgenröthe des Propheten, den sie schelten, des großen Jacob Böhme. Klagst du über Mangel an Weltinteresse und an Allseitigkeit, so bedenke, es will sich nicht für uns schicken, das Universum in den Kopf zu kriegen. Wie Baum und Blume, so hat auch jeder Mensch seine eigene Signatur. Geh des eigenen Weges und laß dich Lob oder Tadel nicht anfechten. Erwärme dein Herz in alter Liebe, und gefällt dir die neue Zeit nicht, so gedenke der braven alten Welt; geh mit Andacht zu den alten Ruinen, die dir von Thaten und Rittern erzählen; besuche die Waldkapellen, wo sich heilige Geschichten dir darstellen, als noch die alte katholische Religion schöner die Welt durchströmte und deutsche Freiheit prangte; das alles magst du in vollen Weisen verkündigen. Froh in die Natur zu schauen und dem eigenen Selbst getreu aus dem Herzen heraus weiter zu schaffen, unbeirrt von der schallenden Stimme der Kritiker, denen die Liebe zum Mittelalter eitel Thorheit war, ist der feste Entschluß des Dichters. Er strebt nicht nach Erfüllung dessen, was der falsche Ruhm ihm verheißt, daß er wandle auf dieser Erden als der berühmte große Hans Dampf, sondern nach dem Segen des innern Glücks, wenn das Feuer der Kunst ihm immerdar im Herzen glüht.

8.

Octavian.

So geht Tieck weiter des eigenen Wegs und arbeitet zwischen mancherlei wissenschaftlichen Studien an seiner zweiten großen dramatischen Dichtung Octavian, die er später in der

Gesammtausgabe seiner Werke wohl als sein wichtigstes Werk an die Spitze gestellt hat. Bei der Ungleichheit seiner Stimmung, von der ein Dichter mehr noch als ein Gelehrter abhängig ist, gestaltete sich Octavian viel langsamer als Genoveva; es kostete eine wahre Anstrengung, wie er selbst versichert; vom Frühling 1801 bis zum Herbst 1802 beschäftigte ihn diese Dichtung; denn nur allmählich rückte das Werk von der Stelle. In jenen Jahren wohnte er in Dresden, jung und gesund, aber in eine Melancholie und einen Lebensüberdruß versunken, die er späterhin seiner Einbildungskraft kaum vergegenwärtigen kann. Der Tod des Busenfreundes Novalis, der ihm am 25. März 1801 entrissen wurde, die Trennung von den vielen Gesinnungsgenossen in Jena, die Abspannung nach der dortigen übergroßen Erregtheit und dem unermüdeten Studieren und Schaffen von Jugend auf, nährte den natürlichen Hang zur Schwermuth; der Melancholische aber vermag nur langsam zu produciren. Oder war es vielleicht mehr noch der spröde Stoff, der ihm die Arbeit mühselig machte, weil er sich noch viel weniger als das Volksbuch Genoveva in ein Drama fügt? Denn erstlich liegt bei Octavian zwischen Anfang und Ende der Geschichte eine Zeit von zwanzig Jahren, die den Dichter gleich von vorneherein nöthigte den Inhalt in zwei abgesonderte Theile zu zerlegen; zweitens fehlt hier eine Hauptperson sowohl als eine Haupthandlung, um welche sich das Uebrige bequem gruppiren könnte. In der Genoveva bildete die fromme Frau und was da Böses zu ihrer Prüfung und Gutes zu ihrer endlichen Rechtfertigung vorfiel, den Mittelpunkt; eine einzige That mit deren theils natürlichen, theils wunderbaren Folgen rundete das Stück zu einer wenigstens erträglichen Einheit ab; dagegen in der Märe vom Octavian und seinen zwei Söhnen, die als Säuglinge mit der unschuldigen Mutter verstoßen, von der Pflegerin getrennt

und doch wunderbar erhalten werden; von denen der eine wie Parzival die angeborene Natur auch unter ungünstigen Verhältnissen entwickelt, der andere mit seinem Gefährten, dem Löwen, unter den Augen der Mutter große Thaten verrichtet, bis sich schließlich alles wieder mit dem reuevollen Vater zusammenfindet —, in dieser weitschichtigen Märe ist so mancherlei getheiltes Interesse, daß man wie durch ein vielverschlungenes Labyrinth hinirrt. Freilich besteht das Labyrinth nicht aus einsam düstern Irrgängen; da und dort thun sich wie in Zaubersagen hellerleuchtete Säle auf und ein buntes Leben wogt heiter hin und her im magischen Lichterglanz. Erst die Gefahr der tugendsamen Kaiserin, nun die Trostlosigkeit der kinderberaubten Mutter, dann der Sieg ihres frommen Muthes selbst über die wilde Löwin, die ihr und dem Kinde fortan als zahmes Hündlein folgt und den erwachsenen Heldenjüngling nachher als furchtbare Streiterin in manchen Strauß begleitet; dazwischen die gemüthlichen Scenen behaglicher Beschränktheit im Hause des bürgerlichen wohlhabenden Pflegevaters Clemens, der den zweiten Sohn, den mit sichtlicher Vorliebe begünstigten Florens, zum Fleischer oder Wechsler erziehen möchte. Das Pflegekind ist ihm aufgeschossen zu körperlicher Schönheit und Kraft weit über des Bürgerstandes Art hinaus, dabei ungeschickt zu Handthierungen des Gelderwerbs und in täppischem Zugreifen nach Sperber und Roß die adelige Natur verrathend. Den Sperber kauft er um zwei Rinder, für den mächtigen Rappen zahlt er aus dem Geldsack, den er zur Wechselbank tragen soll, in seiner Herzensfreude hundert Pfund mehr, als der Verkäufer begehrt hat, und tummelt das Thier beim Nachhausereiten wie der gewandteste Ritter.

Auf einmal erweitert sich der Gesichtskreis. Der Sultan von Babylon mit unzähligen Schaaren bekriegt die Christenheit,

will deren Hort, den frommen König Dagobert, der dem heiligen Dionysius eben ein schönes Münster gebaut, sammt dem Christenglauben von der Erde vertilgen. In Gesellschaft sanfter Frauen, ein holder Stern des Orients, erscheint des wilden Sultans süße Tochter Marcebilla, die nur dem Tapfersten als Braut zu folgen bereit ist. Der ungeheure Riese Gollimbra wirbt um ihre Gunst und verspricht ihr das Haupt Dagoberts. Aber der Ritter von der rostigen Rüstung überwindet den Starken; die Zierde der Heidenschaft fühlt sich bezwungen von Liebe zum Christen und der tapfere Sieger zur Jungfrau. Sein tollkühner Versuch die Prinzessin zu rauben hat sie ihm unter feurigen Küssen zu eigen gemacht, und die erst widerstrebte, fährt mit ihm heimlich die Seine hinab nach Paris und wird Christin. Machtlos ist des Sultans Grimm, zumal seit ihm der pfiffige alte Clemens sein Wunderroß Pontifer entführt hat. Doch schleppt er auf der Flucht Florens dahin sammt dem Kaiser Octavian, der nebst andern Königen und Herren dem König Dagobert ein treuer Bundesgenosse gewesen. Eben ist er daran, aus Rachgier beiden Gefangenen das Haupt zu spalten, als Leo, der mit seinen Schaaren über See gekommen, und der nachsetzende Dagobert noch im rechten Momente dem Todesstreich Einhalt thun, worauf dann die ganze Geschichte mit Wiedererkennungen, Vermählungen, Bekehrungen einen allerseits befriedigenden Ausgang nimmt.

Trägt die Genoveva durchweg den Charakter einfacher Legenden, so haben wir dagegen im Octavian eine jener weitläufigen Rittergeschichten, welche während des Mittelalters als höfische Dichtungen im epischen Gewande gerne gelesen wurden, weil sie das Seltsame und Wunderbare, das Fromme und Christliche, das Abenteuerliche und ritterlich Große zum buntfarbigen, gestaltenreichen Gemälde vereinigen. Orient und Occident, Chri-

stenthum und Heidenthum (was mit der Lehre Muhameds immer als gleichbedeutend genommen wird) spielen in einander ihr romantisches Wechselspiel; Gefahren und Rettungen, je unwahrscheinlicher, desto anziehender; erfolgreiche Kriege kleinerer Christenschaaren gegen frevles Toben der Heidenschaft; glückliche Kämpfe der Ritter gegen ungeschlachte Riesen; auffallendes Eingreifen der Thierwelt als willenloser Vollstreckerin göttlicher Fügung, oder fabelhafter Thiere im Dienste der Hölle; dann aber vor allen Dingen feurige Liebe des Helden zur Dame seines Herzens, die durch Beharrlichkeit und Verwegenheit zum glücklichen Ziele kommt, — bildet den Inhalt aller jener Dichtungen, die man mit Fug und Recht romantische nennt, weil sie als Gewächse romanischen Bodens mit ihrer üppigen Blüthenfülle emporwuchsen. Diese Mären romanischer Abkunft hatten für die Phantasie des Deutschen, die in der nächsten Umgebung nur schlichte Einfachheit gewahrte, den Zauber des durch Seltsamkeit Bezaubernden, und so ging das Wort romantisch, welches ursprünglich alles das bezeichnet, was den Charakter des Romanischen trägt, in die zweite Bedeutung über, durch die es sich dem Alltäglichen als das Ungewöhnliche, Verwunderswürdige entgegenstellt. Solche phantastischen Stoffe widerstreben durch den lockern mehr zufälligen als innern Zusammenhang ihrer Theile eben so wie durch ihre Unwahrscheinlichkeit der Natur der dramatischen Gattung; man läßt sich wohl Sagen und Märchen gerne erzählen, aber man mistraut ungläubig, als einem Blendwerk, dem Zauberspiel, wenn es vor unsern Augen sich entfaltet, auch abgesehen davon, daß der Ueberfluß an Begebenheiten sich der Einheit des Drama entzieht. Und so ist denn Tiecks Octavian auch kein Drama geworden, am allerwenigsten was die Aufschrift besagt, ein Lustspiel. Vermuthlich bestimmte den Dichter zu diesem Titel der allerdings

komische Gegensatz des Bürgersmannes Clemens zu Ritterschaft und Königen und zum Pflegesohn Florens, der seiner Abkunft gemäß der höhern Bestimmung unter seinen Händen entgegenwächst, indeß der gutmüthige Alte in diesem Gliederbau und dieser Unempfänglichkeit für die feinern Künste des Gelderwerbs nur die Anlage zum Fleischer ahndet. Die Naivität des Verhältnisses zwischen dem scheinbar täppischen Kaisersohn und seinen guten bürgerlichen Pflegeältern so wie zu deren schwächlichem rechtem Sohn Claudius, der klug und anstellig von Jugend auf und für den höher Begabten erachtet, ein braver Wechsler wird, ist schon vom alten Erfinder dieser Märe mit so liebenswürdigem Humor erfaßt, daß sich allerdings ein lustiges Zusammenwirken ergibt, so oft diese Kontraste auf einander wirken. Nun glaubte aber Tieck durch Einweben selbsterfundener komischer Personen das Ganze noch scherzhafter zu machen. Sein Shakspeare mag ihn verleitet haben, bei welchem so häufig Scherz und Ernst sich in köstlichem Wechsel mischen. Aber da ihm weder des Britten Weltkenntniß noch dessen göttliche Laune zu Gebote stand, so sind die komischen Scenen mehr störend als erheiternd geworden. Am Narren Pasquin mochte er selbst bald die Freude verlieren; so ließ er ihn im zweiten Theil fallen, der im ersten doch nur frostigen Witz zu Markte gebracht, und vereinigte seine Komik auf seinen Liebling, eine Art Thersites, den misgestalten Freigeist Hornvilla, der bucklig, schielend und hinkend, neugierig, pfiffig und grob, erst als christlicher immer trunkener Bauernwirth im Orient, dann als Renegat und schmählicher Abgesandter des Sultans, zuletzt, da ihm alle Religionen von jeher nur Narrenspossen sind, wieder als Christ und Hofnarr König Dagoberts ein wunderlich wechselreiches Leben führt. Da hat er denn auch seine Gattin Alivus als Nar-

ketenderin gefunden, die vielgeprügelte, die ihn bei alledem zum Hahnrei gemacht.

Lassen wir diese Scenen niedriger Komik, die nicht sowohl spaßhaft als widerlich sind, geben wir überhaupt die ganze Dichtung als Lustspiel, ja als Drama Preis, so bleibt uns gleichwohl in derselben noch eine reiche Fülle des wahrhaft Poetischen, um dessentwillen wir sie lieb gewinnen und in einzelnen Stücken dem Besten an die Seite setzen, was neben Göthe und Schiller die Neuzeit geschaffen hat. Es sind die herrlich ausgeführten Stellen theils erzählender theils lyrischer Art, die dem Dichter wunderbar gelungen sind, weil sie der Kunst dankbaren Spielraum ließen, es sind auch einzelne dramatische Momente trefflicher Erfindung, die ihm die Sage zu willkührlicher Behandlung frei ließ. Wenn er in der Schwiegermutter jene unnatürliche Bosheit gegen die unbefangen heitere Schwiegertochter theils aus Eifersucht entstehen läßt, weil sie der Herrschsüchtigen des Sohnes Herz und Seele entwendet, theils aus Rachsucht, weil sie ihr das eigene lockere Jugendleben vorgerückt; wenn er den leichtfertigen Viren durch den eitlen Wahn zu seinem Bubenstück an der jungen Kaiserin verleiten läßt, als werde er insgeheim von der hohen Frau geliebt, so sind das echt dramatische Motive. Die Scenen, in welchen Felicitas den Unmuth des Gatten zu verscheuchen bemüht ist, die Gespräche der bösen Mutter mit dem Kaiser und mit dem Günstling, das Gericht über die Schuldlose, die ergreifende Rede der Verurtheilten an den Gatten im Angesichte des flammenden Scheiterhaufens sind von tiefer poetischer Kraft. Meisterhaft ist die Erzählung der Romanze, wie Felicitas das Kind von der Löwin gewonnen. Aber den Glanzpunkt der ganzen Dichtung bilden jene Scenen, in welchen Marcebilla mit ihren Frauen

und ihre erst keimende, dann blühende Liebe zu Florens mit allem Aufwand südlicher Farbenpracht, mit allem süßen Dufte orientalischer Lyrik geschildert wird. In diesen sinnberauschenden Schilderungen zeigte der Dichter, daß er nicht umsonst bei den Spaniern in die Schule gegangen, und daß der volle Ueberfluß zarter, schmeichlerischer Diction ihm zu Gebote stand.

Wie die Schatten gehn und kommen
Und die Sonne wechselnd blicket,
Ist die trunkne Flur entzücket,
Doch von Schatten überschwommen
Ist der Glanz hinwegenommen
Und es bleibt ein ernstes Grün:
Also auch mein Herz und Sinn.
Freude bald und stille Schmerzen
Wechseln im verborgnen Herzen,
Wandeln her und wandeln hin.
Ist es Trauer? ist es Freude?
Nein es ist ein süß Ermatten
Wie das Kühl im Waldesschatten,
Wie die Blumen auf der Heide,
Wenn sie mit beglänztem Kleide
Ungewiß im Strome spiegeln,
Wie von waldumwachsnen Hügeln
Heimlich eine Quelle springt,
Ungesehn durch Büsche dringt
Mit kristallnen weichen Flügeln.

So klagt die strahlende Tochter des Sultans, die sich selbst verloren und den alten Muth nicht zu finden weiß, ihre unbestimmte Liebessehnsucht den trauten Gespielinnen. Und Roxane und Lealia erzählen der Schwermüthigen, die Rose und Lilie zugleich ist, zur Erheiterung in schönen Parabeln von der Schöpfung der beiden Blumen, der liebsten Mädchenblume, der Liebesblume, der süßen Rose, und der holdseligen, sanften, silberweißen Lilie.

Ja es gibt ein schönes Sehnen,
Das wie aus der tiefsten Nacht
In dem Herzen aufgewacht,
Greift nach Waffen findet Thränen.

antwortet die blühende Fürstin, und schon naht der verwegene Mädchenräuber, der ihr Sehnen zu heller Flamme anfachen und endlich stillen soll, der Tapferste, der, noch nicht Ritter, ihren Bewerber, den Riesen, erschlagen. Und auch der Jüngling brennt in Liebesfeuer, seit er ihren Mund an dem seinigen gefühlt und den starken Arm um den schönen Leib geschlungen. Wie ruft sie dann in herrlichen Octaven den Schlaf herbei zur Linderung ihrer Liebesnoth, und verschmäht ihn doch wieder, da die Träume jenen, der fortan ihres Lebens Inhalt ist, nur aus der Seele drängen könnten! wie erzählt sie den Freundinnen von dem wundersüßen Weh, das ihr das Abenteuer mit dem rostigen Ritter gemacht, wie sie erst erschrak und rief und weinte und dann ermuthigt von seinen holden Mienen und seinen Küssen ihn zärtlich umfing!

Nun weiß ich (fährt sie fort), warum purpurroth entzündet
Der Morgen kommt, der Abend niederziehet,
Was uns die Rosenblume süß verkündet,
Welch Feuer in Rubinensteinen glühet,
Warum die Lippe schwellend sich geründet,
Warum ein Blitz spielend im Auge blühet,
Warum Gestirne unsre Welt betrachten,
Wie aller Frühling ist ein Liebesschmachten.

Und Lealia, der einst des Lebens Mai ebenfalls plötzlich gekommen war, antwortet als theilnehmende Freundin:

Die Liebe, die nicht Wunder ist, ist keine;
Wie aus der heitern Luft ein Blitz herfliegет,
Wie in der Nacht plötzlich mit klarem Scheine
Ein Glanz sich um die Bäum' und Berge schmieget,

Wie heut der Frühling, wenn er kommt, so kleine,
Morgen schon Wald sich grün zusammenfüget,
So plötzlich, süß erschreckend, wonnetrunken
Ist auch das Herz im Liebesmeer versunken.

In solch lieblichen Weisen wiederhallt die ganze weitere Dichtung von den schmachtend weichen Accorden der Liebe; ich möchte die süßtändelnde Behandlung mit Gottfrieds von Straßburg melodischen Tönen zusammenstellen. Marcebillens Gefühle finden nicht allein, wie natürlich, bei Florens, sie finden auch bei den beiden Gespielinnen Erwiederung, weil diese gleichfalls liebende Mädchen sind, wie sie denn schließlich, die eine in Leo, die andere in einem vom Riesen gefangenen Ritter Bertrand, ihre Gatten finden. Zwischen das zarte Liebeleben hinein aber fällt des Krieges rauher Ernst und das Waffengetümmel der Christen- und Saracenenschaaren, des stolzen Sultans eitles Drohen, des frommen Königs unverzagtes Hoffen, der himmlischen Streiter unerwartete Hülfe, des verloren geglaubten Leo rettende Ankunft, ein buntes Leben, reich an Angst und Verwirrung, bis sich alles Getrennte endlich zusammenfindet. Die Könige und Fürsten mit ihrem Glanze, das Ritterthum und Heidenthum mit seiner Tapferkeit, der Christenglaube mit seiner schützenden Gewalt, die Liebe mit ihrem bestrickenden Zauber, und was noch alles für Kräfte wirksam sind die Empfindung anzuregen, alles vereinigt sich, um den berühmt gewordenen Spruch zu bestätigen, welcher der ganzen Dichtung zum Motto dient:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht!

Denn allerdings führen diese Gestalten kein lichtes Tagesleben;

derselbe Grundsatz die Dichtung in einem traumartigen Märchendämmer zu halten, der in der Genoveva durchgeführt ist, beherrscht auch den Octavianus. Daher die Einführung des Schlafs und der Romanze als Personen, daher im ersten Theile die Erzählung zwischen der Handlung, daher das Ueberwiegen lyrischer Weisen, daher das Verzichten auf jeden dramatischen Grundplan.

Dem ganzen Werke ist ein allegorisches Vorspiel vorangeschickt: Der Aufzug der Romanze, das wohlgruppirt in seinen Theilen und künstlerisch abgerundet des Dichters Ansicht über die romantische Poesie darstellt. Auf weißem königlichem Zelter reitet die Romanze einher, eine blendend schöne Jungfrau, im Munde Lächeln, in den Augen Ernst, eine wunderherrliche Gestalt in fremder Tracht. Sie durchzieht die Welt mit Freuden, und wo sie wandelt, streut sie Lust aus. Glaube heißt ihr edler Vater und die Mutter ist die Liebe, die jenen zum Gatten nahm, nicht jene heidnische Venus, sondern die dem Himmel zugewandte Liebe, die Tochter der in ein Pilgermädchen verkleideten Heiden-Göttin und eines Eremiten. Seit sich Glaube der Liebe vermählte, fühlten sich die härtesten Herzen bezwungen, daß sie hin zum Kreuze kamen, und die frommen Menschen wünschten beiden ewige Dauer. Des Glaubens starke Dienerin ist die Tapferkeit, der Liebe getreuer Knecht der Scherz, und die Romanze, die sich zuletzt der Dichter zur Geliebten erkiest, vereinigt in sich die Eigenschaften der Aeltern und ihres ergebenen Gefolges: Glaube und Liebe, Scherz und Tapferkeit. Diesen vier Eigenschaften in wundervoller Märchenwelt einen prächtigen Ausdruck zu geben, war die Aufgabe der Dichtung, welcher der Prolog vorangeht, aber am besten gelang ihr die Liebe; die Tapferkeit erscheint in den südlich weichen Versmaßen zu unkräftig, der Scherz zu gemacht und

frostig, der Glaube mehr poetisch als wahr und aus dem innersten Herzen quellend; die Liebesblume dagegen ist unter des Dichters Pflege groß und duftig aufgeblüht und hat gewiß dem Octavian die meisten Freunde gewonnen.

9.

Minnelieder, Lyrik. Italien, Ziebingen.

Aber mit diesem Prachtstück mittelalterlicher Romantik hatte sich Tieck geradezu erschöpft; niemals hat sie ihn weiter zu einem größern Werke begeistert; das Märchen vom Fortunat, welches er seit 1800 im Kopfe trug, aber erst 1816 im Ganzen gerade so niederschrieb, wie er es damals innerlich ausgearbeitet, gehört zwar der Form oder Unform nach derselben dramatischen Gattung an, nicht aber nach seinem Inhalt dem christlich romantischen Geiste. Kein Wunder. Denn bei aller sinnlichen Fülle und gemüthlichen Tiefe gebrach es dem Mittelalter doch an geistigem Gehalte. So ließ sich für jene Glaubens- und Lebensanschauung wohl schwärmen, aber nicht die Mannigfaltigkeit von Ideen daraus entnehmen, die ein gedankenreicheres Zeitalter allein befriedigen kann. Aber auch sonst schien an unserem noch nicht dreißigjährigen Dichter der früher so stürmische Drang zu eigener Produktion bereits abzunehmen. Mancherlei wurde begonnen, wenig Belangreiches vollendet. Fortunat ist die einzige größere Dichtung Tiecks, die zwischen Jugend und höheres Mannesalter hineinfällt. Erst in der Periode reifer Erfahrung wurde er wieder schöpferisch wie wenige, und mit einem Erfolg, über den die Mitwelt nahezu seine frühern Leistungen vergessen hat. Das große Publikum kennt Tieck nur als Novellendichter; dieß war aber erst der

an Jahren Vorgerückte, bereits Alternde, dem gleich Nestor die Erzählung süß wie Honig von den Lippen floß. Was hemmte inzwischen den Mann in seinen dreißiger und vierziger Lebensjahren, die gemeinhin dem Poeten die glücklichsten sind, indem sich die Flamme der Phantasie vom Rauche der Unklarheit gereinigt hat und Urtheilsreife und Weltkenntniß frei vom Ungestüm der Jugend mit Beharrlichkeit und Kraft zum sichern Ziele steuert? Man könnte Kränklichkeit anführen, da ihm schon 1804 in München die Gicht den Gebrauch der Hand verwehrte; aber dieses alte Uebel nahm ja immer mehr überhand mit den Jahren, und doch lachen uns gerade seine spätern Werke zum Theil so gesund, so jugendlich frisch entgegen. Man könnte sein ausgebreitetes Literaturstudium als weiteres Hinderniß geltend machen, und nicht ganz mit Unrecht; denn überreicher Genuß des Fremden lähmt den Trieb zu eigener Thätigkeit. Mehr noch als beides aber stand ihm wohl die romantische Theorie von Vermischung der Kunstformen sammt der einseitigen Bevorzugung des Mittelalters im Wege, womit sich schlechthin nicht weiter kommen ließ. Weder Bühnenverachtung noch Abneigung vor der dramatischen Regel konnte ihm förderlich sein weitere Dramen zu dichten, und die Armseligkeit kindlich naiver Sagen, an welchen nun einmal seine Seele hing, hatte des Neuen so wenig, was für einen produktiven Kopf auch wirklich anregend war. Es blieb bei ihm sein Leben lang Ueberzeugung, daß die Blüthe unsrer Schauspielkunst zwischen 1770—90 hineinfällt. Ganz abgesehen von der Frage, ob vielleicht sein Schwärmen für die Schauspieler aus seiner Jugendzeit nicht zum Theil wenigstens auf subjektiver Täuschung beruhte, war jedenfalls seine Geringschätzung gegen die Mimen der Gegenwart nicht geeignet ihn zu bühnengerechten dramatischen Dichtungen anzuspornen. Aber auch die Stoffe, denen

er sich einmal ergeben, widerstrebten der Möglichkeit angemessener dramatischer Behandlung. Als er gegen Freund Solger auf seinen Fortunat zu sprechen kam, machte er die Bemerkung, es könne ihn oft ängstigen, daß seine alten und ältesten Plane im Fortgange seines Lebens so wenige Revolutionen erlitten, wie er bei allen Dichtern sähe. Dieß sei seine Individualität, die ihn nur scheinbar in gewissen Jahren auf kurze Zeit verlassen. Diese unerquickliche Gleichförmigkeit aber beruhte vielmehr auf übertriebener Pietät gegen die alten Volksbücher und alten Zeiten, als auf Mangel an Elasticität des Denkens; denn als er sich nachher aufs Gebiet der Novelle warf, entlockte sein beweglicher Geist dem Leben und der Geschichte einen so bunten Blumenflor, daß schwerlich ein zweiter Dichter, selbst Göthe nicht ausgenommen, in höhern Jahren an Schöpferkraft ihm gleichkam.

So wenig nun für die eigene Fortbildung, so wenig für Kunst und Wissenschaft die zwischen dem Romantiker und lieblichen Novellendichter mitten inne liegenden Jahrzehnde verloren waren, so haben wir doch Ursache im Interesse der Dichtkunst zu beklagen; daß ein so bedeutendes Talent des unermüdlichen Mannes für die Welt durch falsche Richtung auf lange hin verloren war. Einem Reichen gleich, der behaglich seinen Besitz genießt, ohne weiter das Gewonnene zu mehren, rühmt er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von Minneliedern aus dem schwäbischen Zeitalter, die er im Jahre 1803 erscheinen ließ, die ästhetische Bildung der Gegenwart. Es sei wohl noch kein Zeitalter gewesen, welches so viel Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen. So wie jetzt seien die Alten noch nie gelesen und übersetzt worden, die verstehenden Bewunderer des Shakspeare seien nicht mehr selten, die italienischen und spanischen Poeten

würden studiert, die Lieder der Provenzalen, die Romanzen des Nordens und die Blüthen der indischen Imagination würden uns nicht lange mehr fremd bleiben; nur mit der ältern deutschen Zeit sei das Publikum noch unbekannt. Diesem nun auch dahin einen Weg zu weisen überträgt er jene 220 Lieder. Er rühmt an seiner Zeit das Bemühen jeden Geist auf seine ihm eigene Art zu verstehen und zu fassen und alle Werke der verschiedensten Künstler als Theile Einer Poesie, Einer Kunst anzuschauen und auf diesem Wege ein heiliges unbekanntes Land zu ahnden und endlich zu entdecken, von dem alle gerührten und begeisterten Gemüther geweissagt hätten, und dem alle Gedichte als Bürger und Einwohner zugehörten, das Land der Poesie selbst, das unbekannte Wesen des menschlichen Gemüthes. Und wer wollte jenen feinen und empfänglichen Geistern nicht mit Freuden das Verdienst zugestehen die besten Dichtungen aller Zeiten und Völker unter uns eingebürgert zu haben? Wer wollte Tieck seine Herzensfreude verargen, daß die köstlichsten Schätze immer mehr Gemeingut wurden? Aber gerade dadurch, daß man sich gewöhnte, das Fremdeste als Eigenthum zu betrachten, ging über Bewunderung, Genuß und Nachempfinden die Selbständigkeit im Schaffen verloren; weil man ja so viel hatte, setzte man sich zum Produciren keine größere Aufgabe mehr. Die Zusammenstellung eines Musenalmanachs voll weicher Lyrik, gemeinsam mit A. W. Schlegel, die Herausgabe von Novalis Schriften, die sinnige Erzählung der Runenberg, der zweite Theil des Octavian, war noch eine reiche Beschäftigung für das Jahr 1802, das folgende aber lieferte neben einem kleinen Prolog zur Magelone nichts als die Nachdichtung der Minnelieder, und das Studium der Mystiker, des Homer und Sophokles, besonders aber der Nibelungen verschlang in den kommenden bis auf wenige

lyrische Versuche alle Kraft des Dichters. Tieck war der ersten einer, welche zur Wiederaufnahme der deutschen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts den Anstoß gaben. Jacob Grimm gestand ihm selbst, daß seine Uebertragungen aus den Minnesängern ihn zuerst auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht und ihn ermuntert hätten diesem Gebiete seinen Fleiß zu widmen. Seitdem die strenge Wissenschaft sich jener Studien bemächtigt hat, haben sich freilich Tiecks metrische Ansichten über unsre alte Sprache längst als falsch erwiesen, und deren angebliche Freiheiten, von denen er beim Uebersetzen, ja sogar beim eigenen Dichten Gebrauch machte, haben als unorganisch nur Schaden gestiftet. „Manche Worte, sagt er, wechseln im Mittelalter fast durch alle Vocale, und a, e und o sind fast immer gleichgültig; angehängte Buchstaben und Sylben, so wie unterdrückte sind gleich sehr erlaubt, um den Vers härter oder wohlklingender, weicher und schmachtender zu machen." Ferner: „Dem reimenden Dichter verschwindet das Maß der Längen und Kürzen gänzlich . . . er vermischt Längen und Kürzen um so lieber willkührlich, damit er sich um so mehr dem Ideale einer rein musikalischen Zusammensetzung annähere." Aus beiden Irrthümern entspringt seine Willkühr im Anhängen von Buchstaben und in der Betonung kurzer Sylben; und wenn er endlich die Bemerkung macht, daß man in der Poesie des Mittelalters die Seele des Gedichts, die in dem lieblichen labyrinthischen Wesen von Fragen und Antworten, von Symmetrie, freundlichem Wiederhall und einem zarten Schwung und Tanz manchfacher Laute schwebe, beinahe über der Schönheit des Körpers vergesse, so wird man unwillkührlich an den häufigen Klingklang seiner eigenen Lyrik und der seiner Nachahmer erinnert, bei welchen die süße Liebe in Tönen denkt, weil Gedanken zu fern stehen. Zwischen der Lyrik der Minnelieder und

der seinigen ist freilich auch eine überraschende innere Verwandtschaft. Die Form hat den Inhalt verschlungen, über Reim und Bild vergißt man den Gedanken und wird eingelullt in ein angenehmes Träumen. Selbst die Spielereien mit Binnenreimen, mit Echos, mit Wiederholung des Endreims hat er ihnen nachgemacht; dazu kommt dann noch die Vorliebe für Octaven, Sonette, Terzinen, der südlichen Poesie entnommen, wobei die strenge Herrschaft gebundener Form die Freiheit des Denkens beeinträchtigt; ferner die immer neue Wiederholung desselben Thema von Wald, Flur, Nachtigall, Rose und Liebe. Kein Wunder, daß es uns, seitdem wir solche doch im Ganzen arme Poesie im Uebermaße genossen, dabei nicht mehr wohl wird. In der ganzen Sammlung von Tiecks Gedichten finden wir nur wenige, die uns anmuthen, kaum ein paar die uns ergreifen, kein einziges, das wirklich populär geworden. Die schönsten bleiben immer solche, die er aus seinen größern Dichtungen abgedruckt, weil ihn dort die bestimmte Situation nöthigte aus den allgemeinen Natursympathien herauszugehen; die Mehrzahl kränkelt an Dürftigkeit des Inhaltes oder irgend einer der Formspielereien, die ihm der luxuriösen Neigung seiner Zeit gemäß zur Manier geworden, und fast allesammt sind sie überzart, minnesängerisch, blüthenduftig, mehr weiblich als mannhaft, überströmend von Wehmuth, Sehnsucht und Liebesschmerzen.

Wenn in Schmerzen Herzen sich verzehren
Und im Sehnen Thränen uns verklären,
Lacht und wacht um mich des Frühlings Pracht;

und doch lacht der Dichter nicht selbst mit dem Frühling; er kann sich in die heitere Stimmung nicht hineinfinden, selbst nicht, wo er den Frohsinn zu besingen sich anschickt. Sein Herz fühlt sich sehnsuchtsvoll dem frischen grünen Walde zuge-

lenket, sein Mund preist den beglückten Jägersmann, seine Phantasie schwärmt von Rosen und Mädchenmund; aber bei alledem ist er nicht im Stande die frische Empfindung durch die Kunst der Darstellung zu wecken, die das einfachste Volkslied erregt. Der Dichter bleibt außerhalb seines Gegenstandes und bringt es nicht über das wehmüthig weiche Verlangen nach den Dingen, die ihm so reizend scheinen.

Aus dieser Gedichtsammlung, welche Tiecks Lyrik vom Jahre 1793 an in Liedern, Sonetten, Romanzen, reimlosen Ergüssen empfindsam, reflectirend und scherzhaft durch alle Epochen seines Lebens bis herab zu den Gelegenheitsgedichten des späten Alters enthält, interessirt uns hier zunächst das vierte Buch mit der Aufschrift Reise-Gedichte, nicht um seines ästhetischen Werthes willen, sondern wegen des persönlichen Antheils, den wir am Dichter nehmen. Seit dem Jahre 1801 hatte er sich in die Literatur des deutschen Mittelalters vertieft; von den Volksbüchern war er aufwärts gestiegen zum Epos von den Nibelungen, welches ungeachtet der längst erschienenen Müller'schen Ausgabe noch ein verborgener, in seinem Werthe mehr geahnter, von wenigen Eingeweihten gepriesener Schatz war. Die deutsche Philologie, heutzutage ein blühender Garten, war damals ein Neubruch; das große Gelehrtenpublikum, geschweige das der Dilettanten, kümmerte sich kaum um die unscheinbare Pflanzung, die von wenigen Vaterländischgesinnten mit hingebender Ausdauer angelegt und gepflegt ward. Tieck, von Jugend auf den alten Sagen und Geschichten unserer Vorzeit anhänglich, und der erste, der zwischen ihr und der kosmopolitischen Gegenwart eine Brücke schlug, machte Jahre lang Vorstudien zur Bearbeitung jenes großen Heldengedichts. Er suchte die Lücken nach verwandten nordischen Büchern zu ergänzen, er verglich in München genau eine dort befindliche

Handschrift und dictirte dem neuen Freund Rumohr seine Arbeit, wenn die Gicht ihm den Gebrauch der Hand versagte. Italien, wohin ihm der gelehrte Kunstkenner als treuer Gefährte folgte, sollte dem gelähmten Körper zur Kraft verhelfen. Aber auch in Rom lockte den kaum Genesenden die Freude an den alten Schriften auf den Vatican, zu vergleichen und abzuschreiben, was sie „vom Dietrich von Bern und Tristan, Titurell und Malagys, vom König Rother und den Heymonskindern berichten", und mit Rührung gedenkt er beim Abschied auch „des heimlichen Stübchens oben, wo in der stillen Einsamkeit er die Pergamente las." Auf der Rückreise weilt er wiederum seiner Nibelungen wegen in St. Gallen, und setzt dann daheim die liebgewordene Beschäftigung fort, bis ihm 1807 Hagens Umarbeitung daran die Freude nahm, weil nun Jedermann seine Zusätze ihm hätte nachweisen können. Nun will er eine gründlichere Nachricht von den deutschen Handschriften des Vatican herausgeben; aber der einfache Plan erweitert sich zu dem Riesenentwurf, zugleich eine Geschichte der alten deutschen Poesie damit zu verbinden. Er besucht Bibliotheken, schreibt Manuscripte ab, und über dem maßlosen Unternehmen unterbleibt das Ausführbare. Gehörte doch ein Menschenalter dazu, die Vorarbeiten zu liefern, bis eine Geschichte unsrer alten Dichtkunst möglich war. Aber eben deshalb muß man diese Bestrebungen Tiecks hervorheben, weil er unter den ersten war, welche mit liebendem Eifer diesen vaterländischen Studien ihre Bahn wiesen, die gegenwärtig ein Stolz des deutschen Namens sind.

Es ist natürlich, daß bei solch entschiedener Geistesrichtung Italien auf unsern Dichter nicht jenen umgestaltenden Einfluß übte, den es auf Göthe gehabt hat. Göthen bezauberte die Klarheit und Größe des klassischen Alterthums und die heitere

Schönheit der neuern Baukunst, und nebenbei erfreute ihn das muntere Volksleben, das er als harmloser Beobachter auf sich wirken ließ; in der Malerei der herrlichen italienischen Künstler sah er immer wieder das Menschliche; gesunden Auges erbaute er sich an der schönen Natur und an den grandiosen Ueberresten der alten Zeit, ein ächter griechischer Heide, ein begeisterter Jünger der Schönheit. Tieck dagegen brachte ins klassische Land die Vorliebe fürs heimische Mittelalter, für wunderbare Sagen und Märchen mit. In Verona sieht er die Spuren Dietrichs von Bern und die hohe Pracht der Nibelungen steigt verklärt aus den Wolken herab; bei der Einfahrt durchs Pappelthor in Rom erhellt ihm unerfreulich ein nüchternes Licht Tempel und Palast; in die Villa Borghese senden neidische Götter den Kranken, Verstörten, dem der Sinn mangelt sein Glück zu genießen; und da ihn körperliche Hinfälligkeit hindert, sich frei und froh der Welt hinzugeben, so sind es vor allem die Bücher, die ihn erquicken, neben den altdeutschen Handschriften seine alten Freunde, die italienischen Dichter.

Schon der frühe Morgen (sagt er)
Findet mich bei Dantes Reimen
Und Ariostos Zauberspielen.
Jetzt versteh ich dich, Petrarca,
Und die zartgeflochtne Rede
Des kühnen Boccaccio,
Tasso, Tassoni,
Bojardo und Lorenz der Medicäer,
Lasca und alle die frohen Genossen
Warten schon auf meine Muße.

Wohl begleitet ihn auch die Erinnerung an den „edelsten Genius, unsres Vaterlands Zier und Lust“, durch die Hallen und Gärten der Schönheit:

Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muster, o Göthe,

In dessen Lied mir der trunknen
Begeistrung Quelle rauscht,
Du, der den Muth der Brust mir weckst,
Und, Unerreichbarer, im Kampf der Liebe
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beschämung wandelst,

und abermals auf der Rückreise entzückt ihn dessen Name, auf dem Straßburger Münster in Stein gehauen,

Und seine frische Jugendzeit stand flammend
Vor meiner Erinnerung, und wie ich schon als Knabe
Ihn, meinen lieben und großen Meister, verehrt
Und früher als Andre ihn im Bewundern verstanden;

aber recht entschieden äußert sich gerade auf dieser Reise der Unterschied seiner von der Göthischen Denkweise. Als Göthe seine italienische Reise veröffentlicht, betrachtet Tieck dessen Begeisterung für das Alterthum als aus Verstimmung hervorgegangen. „Ich hatte auch, fährt er fort, die Antike gesehen und S. Peter, und konnte das Straßburger Münster nur um so mehr bewundern; nach dem auswendig gelernten Raphael verstand ich erst die Lieblichkeit und Würde altdeutscher Kunst." Die weitere Entwicklung unsres Kunstbewußtseins zeigte, wie sehr er gegenüber von Göthes damaliger Einseitigkeit mit seinem Gefühl im Rechte war; ja die nachmalige Rückkehr des greisen Altmeisters zur einstigen Verehrung altdeutscher Baukunst gab ihm die Genugthuung dessen, der nie des richtigen Wegs verfehlt hatte; aber hier kam es mir nur darauf an hinzudeuten, wie auf eine so scharf ausgeprägte Individualität der Aufenthalt in Italien nur in so fern wirken konnte, als er ihn in seinen alten Studien und Lieblingsneigungen förderte. Bei aller Kenntniß des Alterthums kann die antike Welt als Bildungsschule des Poeten bei Tieck nirgends in Betracht kommen, weder Homer und Sophokles, noch Laokoon und Apoll von

Belvedere. Ohne Vaterland, betont er, kein Dichter; sich von diesem losreißen wollen heißt die Musen verleugnen. Und sein Vaterland hinwiederum ist nicht das moderne, zerrissene, schwache, humanisirte, sondern das alte christliche Land voll kräftiger sinniger Menschen, ein Land poetischer Träume, nach dem seine Sehnsucht hängt.

Seit der Rückkehr aus Italien verfließen ihm viele Jahre in ländlicher Abgeschiedenheit unterbrochen durch einzelne längere oder kürzere Reisen und Ausflüge, wie er denn z. B. den größten Theil des Sommers 1808 in Wien zubrachte. Sein eigentlicher Wohnort war Ziebingen bei Frankfurt a/O. Dort lebte er wenig berührt von der Gesellschaft in der Zurückgezogenheit seinen Studien, nicht selten unter Verstimmungen des Körpers und des Geistes, wie sie bei einsamen Gelehrten häufig sind. Erst im Herbste 1819 vertauscht er diesen Aufenthalt wieder mit Dresden, und gewährt von da an der gebildeten und feinen Welt den Genuß seines eminenten geselligen Talentes und seines geistreichen Umgangs, bis ihn Preußens König in seine Nähe rief. Während er in Ziebingen vergraben in seine Papiere lebte, hatte ihm das Glück einen seltenen Freund geschenkt. Der edle Solger, ein Gelehrter von feinem Geiste, ein Aesthetiker heimisch im Griechenthum und doch auch der Neuzeit nicht abhold, hingebend und mittheilsam, eben so reich an Gemüth als scharf und bestimmt im Denken, schloß mit Tieck einen Herzenbund, der in gegenseitiger Hochschätzung und Aehnlichkeit der Grundanschauungen ein sicheres Fundament hatte und nur durch den Tod des einen im Jahre 1819 gelöst wurde. An diesem Freunde hatte Tieck einen wahren Schatz gefunden. War er früher gegen alle Philosophen von Profession mistrauisch gewesen, weil der Liebhaber des Individuellen sich von dem Schulmäßigen unangenehm berührt fühlte, und der Dichter

die Heiligkeit des Gemüthslebens durch systematisches Ideenspiel entweiht sah, so begegnete er hier einem originellen Denker, der keiner Schule angehörte und bei gleichem Schönheitsgefühl seine eigenen Gedanken nur in bestimmterer Fassung ihm wiederspiegelte. „Vor Ihrer Bekanntschaft", schreibt Tieck dem Freunde, „konnte ich mit Niemand eigentlich sprechen als mit Hardenberg. Das fühle ich, Sie und er hätten sich ganz verstanden"; und immer erkennt er mit Rührung an, wie Vieles und Wichtiges er dem Freunde zu danken habe, dessen Einsicht er immer weit über die seinige setzte. Ihm klagt er seine körperlichen Schmerzen wie seine geistige Muthlosigkeit und Abspannung, ja seinen Lebensüberdruß, an den die Meisten nicht glauben wollten, weil er sich zusammennehmen und heiter scheinen könne; von ihm empfängt er Anerkennung und Aufmunterung, die hypochondern Naturen am meisten nöthig ist. „Sie haben noch eine Menge Aufgaben vor sich", schreibt Solger im Jahre 1816, „und müssen noch eben so viel schreiben, als wir schon von Ihnen haben. Wenn ich so an . . . denke, wie sie vor der Zeit gealtert haben, so ist es mir ein unbeschreiblich erheiterndes und tröstendes Gefühl, Sie mit Ihrem reinen und unverfälschten Wirken immerfort im Steigen zu erblicken. Denn das ist hiervon meine innigste Ueberzeugung: auf Ihnen beruht das Heil der deutschen Kunst; Sie sind der Einzige, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dasteht."

10.

Phantasus. Shakspeare. Verschiedene literarische Unternehmungen.

Doch wir sind in Betrachtung von Tiecks literarischer Thätigkeit erst bei dem Anfang dieses Seelenbundes angekommen, welcher zufällig mit einem größern Unternehmen des Dichters zusammentrifft. Es war im Jahre 1810 und 1811, als er sich mit dem Plane beschäftigte seine zerstreuten Schriften zu sammeln und in der Weise vieler Novellisten die Sammlung durch redende Personen zu beleben. Diese Personen sollten selbst wieder einen kleinen Roman spielen; sieben poetische Vorleser sollten siebenmal ein Drama oder eine Geschichte vortragen und mit dem einleitenden Gedichte die Zahl fünfzig geschlossen sein. Zwischen den größern Darstellungen sollte das Gespräch mancherlei kürzere Erzählungen und Reflexionen über Kunst und Leben einstreuen und in aller Zwanglosigkeit manchfache zeitgemäße Gedanken entwickeln. Die sieben Vorleser sollten verschiedene Stimmungen des Autors selbst vorstellen, im Scherz und Ernst, im Schwärmerischen und Humoristischen bis hinab zum Pedantischen. Aber wie denn gar häufig weit ausschauende Entwürfe während der Ausführung stocken, so erging es auch hier: aus den fünfzig Stücken sind elf geworden oder mit dem Einleitungsgedicht zwölf, in drei Theile vertheilt, welche in der Gesammtausgabe in zwei zusammengezogen sind, sieben Erzählungen und vier Dramen. Unter den Erzählungen des Phantasus — denn mit diesem Titel bezeichnete er das neue Sammelwerk — sind drei neue vom Jahre 1811: Liebeszauber, die Elfen, der Pocal, unter den Dramen aus demselben Jahre: Leben und

Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen, ein Märchen in drei Acten. Die übrigen Stücke waren alt und sind, so weit sie von Bedeutung, bereits an gehöriger Stelle von mir besprochen worden.

Vortrefflich ist die Einleitung, etwa im Tone der alten griechischen Gastmahle. Sie führt die nachmaligen Vorleser zusammen und bringt sie mit freundlichen Damen in Verbindung; anmuthige Geselligkeit spinnt ihre Rosenfäden herüber und hinüber, und anziehende Unterhaltung, wie sie wohl der Dichter an der eigenen Tafel zu führen pflegte, verbindet die Genossen; frei ergeht sich die Rede bald über dieses bald über jenes Thema des Tags und läuft, ohne pedantisch das eine zu erschöpfen, in natürlicher Ideenverbindung weiter zu einem neuen, bis sich am Ende die männlichen Theilnehmer der Gesellschaft zu jenem Cyclus von Vorlesungen vereinigen, zwischen welchen immer wieder ästhetische oder sociale Gespräche mitten inne liegen. So wenig sich im Leben die geistvollste Conversation methodisch verfolgen läßt, eben so wenig würde ich es unsrem Dichter zu Danke machen, wenn ich seinem Gedankengang bei diesen Gesprächen nachspüren wollte. Aber so mannigfach ist die Unterhaltung, daß jeder für sich auswählen kann, was ihm, wie man zu sagen pflegt, aus der Seele gesprochen ist, und so gefällt mir ausnehmend das Kapitel über die moderne Kindererziehung, jene allerliebste Confusion, wo die Kinderstube allenthalben, im Gesellschaftszimmer, im Garten und in jedem Winkel des Hauses ist und kein Gespräch und keine Ruhe zuläßt, bis die Rede sich zum Rührenden erhebt über die hohen idealischen Tugenden der Kleinen und ihre unverkennbare Liebe zu den Eltern und dieser zu jenen. Nicht minder treffend ist das Thema von der edlen Geselligkeit, die bei den modischen großen Gesellschaften ganz abhanden gekommen sei, jenen Mahl-

zeiten, für welche die Wirthin schon seit acht Tagen sorgt und läuft und von ihnen träumt, um nur endlich der Fete los zu werden, die man schon längst von ihr erwartet, weil sie wohl zwölf und mehrere ähnliche Gastmahle überstanden hat. Charakteristisch sind die Trinksprüche, mit welchen die Freunde die Tafel aufheben. Voran kommt Göthe; daran reiht sich, wenn auch etwas kühl, zum erstenmal in Tiecks Schriften eine Anerkennung Schillers, „dessen ernster, groß strebender Sinn wohl noch länger unter uns hätte verweilen sollen“; auf ihn folgt der liebenswürdige Greis, der Weise, der nie Sectirer war, der kindliche Jacobi; drauf der phantasievolle, witzige, ja wahrhaft begeisterte Jean Paul, den die deutsche Jugend nicht vergessen solle; sodann das brüderliche Gestirn deutscher Männer Friedrich und Wilhelm Schlegel, die so viel Schönes befördert und geweckt haben; zum Schluß endlich ein Genius, der schon lange von uns geschieden ist, der aber uns wohl umschweben mag, wenn alle Herzen mit innerlichster Sehnsucht und Verehrung ihn zu sich rufen: der große Britte, der ächte Mensch, der Erhabene, der immer Kind blieb, der einzige Shakspeare. Eine ziemlich bunte Zusammenstellung, die aber bei alledem Tiecks Standpunkte gemäß ist, wenn man etwa das Compliment gegen Schiller ausnimmt, womit er damals noch erst — denn später dachte er bei all seinen Ausstellungen größer von ihm — eine Concession an die öffentliche Meinung machte.

Auf die Einleitung folgt ein allegorisches Gedicht Phantasus, in Hans Sachsens Weise angelegt zur Umschreibung des Gebietes, auf dem sich die poetischen Mittheilungen bewegen sollen. Den ernst gewordenen und nachdenklichen Dichter entführt Phantasus, ein holder Knabe, und zeigt ihm zwei Gruppen, den Schreck und die Albernheit, den Scherz und die

Liebe. Die Phantasmagorie menschlicher Gestalten ist in einem andern Gedichte: die Phantasie in wunderliche Spielzeuge verwandelt, die Phantasus, ein launiger Alter, aus den Falten seines weiten Mantels schüttelt. Sämmtliche Stücke aber, die der Dichter hier aufnahm, gehören in die Reihe der Sagen und Märchen; schlichte gemeine Erzählung sollte später folgen; aber seine Abneigung vor dem Gewöhnlichen mag ihm neben andern unbekannten Ursachen die Fortsetzung verleidet haben. Das Schauerliche, Bizarre, Dämmerige, Geheimnißvolle, Geisterhafte, der regellose Flug der Phantasie, worin des Märchens Lust und Leben liegt, bilden die Hauptelemente der Tieckischen Poesie, und da er ein Meister im Erzählen ist, so sind ihm manche seiner Märchen wunderbar gelungen. Von den Erzählungen des Phantasus gebührt meinem Gefühle nach der Ehrenpreis den Elfen, einer so zarten, sinnigen, lieblichen Dichtung, daß ich sie unbedingt dem Besten beizähle, was die Poesie auf diesem Gebiete geschaffen hat. Der Kontrast des anscheinend traurigen Tannengrundes mit seiner verborgenen Herrlichkeit, der menschlichen Beschränktheit mit der Macht wohlthätiger Geister, die Spiele der Elfenkinder mit den Kräften der Pflanzenwelt, die Segnungen der sanften Gottheiten an ihre Lieblinge unter den Sterblichen, und bei aller glückspendenden Kraftfülle wieder ihre Gebundenheit an ein Schicksal, daß sie wegziehen müssen, wenn ihr geheimes Walten verrathen ist, und nun die ganze Ergiebigkeit und Schönheit der Gegend in Oede dahin sinkt, — doch wie will ich mich unterfangen die Lieblichkeit eines huldseligen Märchens vorzuzeigen, indem ich ihm den Schmetterlingsstaub von den Flügeln streife! — Nicht minder gelungen in seiner Art ist das dramatisirte Märchen vom kleinen Thomas, genannt Däumchen, der humoristischen Gattung angehörig, welche Tieck seit länger als einem

Jahrzehend aufgegeben hatte. Schade, daß sich die kecken Scherze mit dem sentimentalen Hofrath Semmelziege und seiner zarten und doch so praktischen Gemahlin Ida nicht gut mittheilen lassen. Tieck selber machte sich nachher über seine aristophanische Laune Gewissensbisse, indem er sich im Jahre 1814 gegen Solger also vernehmen läßt: Oft kömmt es mir vor, ich werde alt und sollte auch als Autor gesetzter werden. . . .

Daß die Jahre der Freiheitskriege nicht spurlos an dem patriotischen Schriftsteller vorübergegangen, würden wir selbst ohne seine Versicherung annehmen. Aber die tumultuarische Gegenwart vermochte ihm eben so wenig als dem vaterländischen Göthe Stoff zum Dichten zu geben; der neue Aufschwung des deutschen Volks mahnte ihn zunächst an dessen große Vergangenheit. Es seien, schreibt er bereits am 1. Febr. 1813 Plane zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in seiner Seele, und er werde diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, um seinen Landsleuten zu zeigen, daß er sich wohl zu ihnen rechne. Habe er doch zuerst mit Liebe von der deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an ihr Vaterland gedacht, oder es gescholten hätten. Shakspeares historische Schauspiele hatten ihm offenbar den Vorsatz an die Hand gegeben, aber wie bei manchen andern seiner Absichten kam es auch hier nicht zur Ausführung. Wie der brausende Strom der deutschen Begeisterung sich alsbald im Sande verlief, so erging es auch mit Tiecks Tragödien. Ich schreibe sie wohl einmal, wenn ich nicht bald sterbe, sagt er 1815; aber es ist mir sehr gleichgültig, ob unser undeutsches Theater sie spielt, gegen das ich seit meinem dreiundzwanzigsten Jahre nach einer Periode von übertriebener Anbetung vielleicht eine eben so übertriebene Verachtung gefühlt habe. Die Bewunderung der großen Mimen des vorigen Jahrhunderts sammt der Vorliebe für

die Shakspearische Bühneneinrichtung verleitete ihm bis zur fixen Idee das moderne Theater, und der Mangel an Begabung zum dramatischen Dichter versteckte sich hinter äußere Ausflüchte. Ich zweifle sehr; ob die deutschen Tragödien Tiecks besser gerathen wären, als die gleichen Versuche Raupachs. Der gründlichste Kenner der dramatischen Dichtkunst ist vielleicht eben deshalb, weil ihm die großen Muster im Wege sind, um so weniger ein origineller Schöpfer. Um so dankbarer müssen wir ihm dagegen sein für die großen Leistungen, durch die er uns das Verständniß anderer, und namentlich des Vaters der neuen Dichtkunst aufgeschlossen hat. Unser modernes Drama hat seine rühmliche Laufbahn an der Hand Shakspeares begonnen und zurückgelegt. Von Wielands Uebersetzung, von Schröders Bemühungen an rastete nimmer das Bestreben den lange verkannten Genius der Britten in Deutschland einzubürgern. Von den Tagen an, als Göß von Berlichingen, ein kühnes Abbild Shakspearischer Poesie, Tieck seiner Richtung nachgezogen, ließ dieser nicht ab, durch ernstes Studium sich in das Verständniß jenes dämonischen Geistes zu vertiefen, der uns in Zukunft noch zu werden verspricht, was Homer den Griechen gewesen; um des Meisters willen studiert er dessen Zeitgenossen und Vorgänger; um den vollendeten zu begreifen, spürt er dem werdenden nach, und fördert mit Uebersetzungen, Erläuterungen und Novellen die Bekanntschaft mit ihm und seinem aufstrebenden Jahrhundert. „Shakspeare und seine bessern Zeitgenossen", schreibt er im der Vorrede zum deutschen Theater, „sind auch deutsch, aber weder damals noch je waren die Deutschen italienisch, französisch und spanisch, und darum sollen wir die Spanier so wenig wie die Franzosen und Griechen auf unserm Theater nachahmen. Die alte Poesie ist auf ihrem Wege im Sophokles erfüllt, im Calderon noch mehr beschlossen; die Franzosen bilden

eine Schule ihrer Zeit; aber Shakspeare kann niemals beendigt werden; alles schreibt gleichsam an ihm fort, was im Sinne der wahren großen Welt geschieht; diese Form ist keine geschlossene, kein Werk in ihr ist das höchste, einzige oder endende zu nennen, sondern wie die jetzige und künftige Zeit mit ihren besten Bestrebungen schon im Shakspeare liegt, so sollen wir uns eben darum von hier aus entwickeln und Natur, Wahrheit und Kunst finden".

Hat Tieck nicht in diesen wenigen Worten die Neuen an die rechte Quelle ihrer Poesie gewiesen? Zu keiner Zeit blühte dieses Studium fröhlicher als gerade in der unsrigen, und Tieck vor Allen gebührt das Verdienst, es zuerst mit Nachdruck und seltener Ausdauer gefördert zu haben. Bereits in den Jahren 1814—16 gab er sein: Altenglisches Theater oder Supplemente zum Shakspeare heraus. Es enthält in zwei Bänden sechs Jugendarbeiten des brittischen Dichters übersetzt und mit kritischen Nachweisen versehen. 1817 reiste er der alten englischen Schauspiele wegen nach London und ließ die wichtigsten Manuscripte der Art im dortigen Museum copiren. Längst war er mit einem Buch über Shakspeare und seine Gedichte beschäftigt. Als er 1823 den ersten Theil von Shakspeares Vorschule erscheinen ließ, welcher Uebersetzungen von Green, Feversham, Heywood und einem unbekannten Autor enthält, die er „mit Bedacht durchgesehen und verbessert hat", verweist er abermals auf das längst versprochene Werk, das er nur nicht übereilen wolle, mit dem er aber in einem Jahre endlich fertig zu sein hoffe, nachdem die Arbeit daran ihn eine große Zeit seines Lebens hindurch begleitet habe. Im zweiten Theil 1829, in welchem sich Stücke von Massinger, Shakspeare und Rowley finden, wird jenes verheißenen Werkes nicht weiter gedacht. In der Abhandlung über Göthe und seine

Zeit jedoch vom Jahre 1828 sagt er, daß er seit vielen Jahren an einem Werke über den großen englischen Dichter arbeite, dessen Herausgabe nur noch durch Zufälle, Reisen, Krankheiten und andere Arbeiten sei verzögert worden. Tieck ist uns dasselbe schuldig geblieben, und es wird ein Verdienst um das Publikum wie um den Todten sein, wenn Köpke wenigstens die vorhandenen Bruchstücke davon veröffentlicht. Auf die trefflichen Novellen, deren Stoff aus Shakspeares Leben genommen ist, komme ich später zu reden. Seine nützlichste und einflußreichste Arbeit auf diesem Gebiete aber bleibt immer die Fortsetzung und Vollendung der Uebersetzung von Shakspeares Dramen selbst, die man gewöhnlich die Schlegel'sche nennt, weil Wilhelm Schlegels Name auf dem Titelblatte voransteht. Nur der Dramencyklus aus der englischen Geschichte mit Ausnahme Heinrichs VIII., dann ferner Romeo und Julie und der Sommernachtstraum sind von Schlegel übertragen. Alle übrigen Stücke verdanken wir Tieck in Verbindung mit zwei andern Kennern des brittischen Dichters. Man möchte die Sorgfalt, mit der sie hiebei zu Werke gingen, mit der Gewissenhaftigkeit Luthers bei seiner Bibelübersetzung zusammenstellen. Erst ging Tieck mit seinen Genossen genau das Original durch; dann lieferte einer derselben, bei den meisten Stücken Graf Wolf von Baudissin, einen Entwurf der Uebersetzung. Nun kamen sie wieder mit ihm in bestimmten Stunden zusammen und unterzogen Satz für Satz die Arbeit ihrer gemeinsamen Berathung. Tieck selbst versichert uns, sie hätten oft eine Stunde damit zugebracht, drei bis vier Verse einer schwierigen oder dunkeln Stelle in Ordnung zu richten; sehr oft hätten sie sich alle drei vereinigt, um gemeinsam zu verbessern und den Ausdruck zu treffen; und da sie nun immer, wenn ein Schauspiel übertragen war, zusammen gearbeitet, so könne weder er noch einer seiner

Freunde herausfinden, wie viel einem jeden zugehöre. Durch diesen gründlichen Fleiß kam die berühmte Uebersetzung zu Stande, die alle frühern verdrängt und gewiß auf lange alle spätern unnütz gemacht hat, ein ächtes Nationalwerk, das uns den schwierigsten ausländischen Dichter, fast als wäre er der unsern einer, zu eigen gegeben. Denn hier verband sich Kenntniß und Verehrung des Dichters mit dem feinen Sinn für die Sprache und jener genialen Freiheit der Behandlung, die nicht sklavisch am Buchstaben klebt und namentlich in Witz und Wortspiel an die Stelle des Schwerverständlichen, Fremdartigen das Klarere, Volksthümliche zu setzen keinen Anstand nimmt. „Es kann nur Sache des feinsten Taktes und des gebildeten Geschmacks sein, was der echte Uebersetzer mit Bewußtsein aufgibt, um das, was er als das Wahrste, Nothwendigste anerkennt, zu retten. Ein solcher Uebersetzer wird Künstler und selbstschaffender Autor." In Uebertragung der Alten, der Spanier und Italiener waren Andere mit dem Fleiße der Selbstverleugnung vorangegangen und hatten die Gefügigkeit und Leichtigkeit, die namentlich Herder, Schiller und Göthe unsrer Sprache errungen, bis zu dem Grade ausgebildet, daß selbst den Sylbentanz eines Hariri nachzutanzen nicht mehr zu schwierig war. Schlegels Verdienste um die Uebersetzungskunst können nicht hoch genug angeschlagen werden. Der Meister hatte an Shakspeare mit elf Stücken ein Beispiel gegeben. Was Wunder, wenn nun Tieck, der nicht minder ein Beherrscher der Sprache war und an Vertrautheit mit Shakspeare jenem nicht nachstand, so genau die Spuren seines Freundes und Vorgängers verfolgte, daß Schlegel selbst, hätte er seine Arbeit fortgeführt, schwerlich besser würde geschrieben haben. Es ist ein Werk aus einem Gusse, würdig des großen Dichters, ein klassisches Werk, das denselben erst unter uns populär gemacht; es ist die Krone unsrer Ueber-

setzungskunst, die wir den Romantikern verdanken; es ist das Fundament, auf welchem neben Göthes und Schillers Originaldichtungen unsre Poesie der Zukunft ruht.

Mit seinem Vorsatze Dramen aus der deutschen Geschichte zu schreiben war es wohl Tieck nie rechter Ernst gewesen; der Gedanke war ihm gekommen, als ihn wie Alle die vaterländische Begeisterung ergriff, und hatte in ruhigerer Zeit wieder seinen vorigen Bestrebungen Platz gemacht. Neben Shakspeare und seinem Jahrhundert fesselt ihn allerdings von jeher das deutsche Mittelalter, aber mehr als die Thaten der Geschichte die Lyrik des Gemüthslebens. Wie früher eine Auswahl aus den Gedichten der Minnesänger, so bearbeitet er im Jahre 1815 den Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein, jene naive Selbstbiographie eines berühmten Ritters und Sängers, welche reich mit schönen Liedern durchwoben, ein unschätzbares Denkmal für die Kulturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts ist. Ohne eigene Zuthat, ohne moderne Ausschmückung schließt sich der Bearbeiter seinem Originale an und liefert dadurch einen werthvollen Beitrag, um das Publikum aufzuklären über jene phantastische Zeit, die noch immer nur erst den wenigen Eingeweihten erschlossen war. Geräuschlos, unbeachtet und ganz allmählich schritten die Forschungen vorwärts, die uns das vergessene Mittelalter nahe brachten, und Tieck blieb auf lange mit seinen wenigen Proben der einzige Vermittler zwischen der geringen Zahl der Gelehrten und der unermeßlichen Menge des Laienstandes.

Hätte er diesen Bemühungen nur beharrlicher seine Zeit gewidmet, hätte er lieber den Fortunat ungeschrieben gelassen, in welchem er in eben jenen Tagen das harmlose Märchen mit aller Breite dramatisirt hat! Wir kennen bereits aus Genoveva und Octavian die Manier, die er an die alten Volksbücher

anzulegen liebte. Den Plan zum Fortunat hatte er zugleich mit Octavian im Jahre 1800 entworfen. Nun erst 1815 und 1816 folgte mit geringen Abänderungen die Ausführung. Das alte Märchen, eine an sich reizende Dichtung, weil sie die Erfüllung von Wünschen und Träumen vergegenwärtigt, die in uns allen schlummern, war schon im sechzehnten Jahrhundert in England gespielt worden. Um das Jahr 1600 hatte dasselbe ein gewisser Decker dort aufs neue in ein Drama gebracht, schmucklos, kurz und einfach die Geschichte von Vater und Söhnen in den Raum einer Tragödie zusammenziehend. Tieck zerlegte es wieder in die zwei Theile des Volksbuchs, und indem er dessen Personen nicht nur sämmtlich beibehält, sondern noch mit neuen vermehrt, gibt er der Darstellung einen Umfang, welcher die Bedeutung des Stoffs weit überschreitet, und verdirbt durch die Gegenwart der Handlung, was als anspruchlose Erzählung ganz artig läßt. Schon an sich fehlt dieser Fabel jeder bedeutende Hintergrund. In der Genoveva gab die Religion, im Octavian das Ritterthum und die Liebe Anlaß zu höherem poetischen Aufschwung. Aber wie konnten die gutmüthigen und sonst gehaltlosen Abenteurer, die puren Günstlinge Fortunas, Stoff zu dramatischer Behandlung bieten? Es ist ein ungeheurer Irrthum des Dichters, wenn er meint, mit Abkürzungen würden diese beiden Schauspiele auf unserer Bühne ihre Wirkungen nicht verfehlen, wenn die Bühne nur freier wäre. Sie schienen ihm selbst bald darauf das Gewagteste, was er bisher gemacht; sie sind nicht bloß dieß, sie sind das Verfehlteste und Bedeutungsloseste. Der glückliche Einfall, die französische Mode der hohen Haartouren mit den Hörnern der Prinzessin zu verbinden und die witzige Durchführung dieses Gedankens ist so ziemlich die einzige Oase in der dürren Sandwüste seiner Dichtung.

Fortunat war der letzte völlig mißlungene Versuch, den

Tieck auf dem alten Wege gemacht hat. Die poetische Ader schien es, sei dem Gelehrten ins Stocken gerathen. Literarische Bestrebungen nehmen fortan ausschließlich den Platz der Dichtkunst ein. Er begibt sich nach London und von da nach Paris, in den Bibliotheken zu studieren; er veröffentlicht alte deutsche Schauspiele unter dem Titel: altdeutsches Theater, leider nur zwei Bände statt der versprochenen sechs. Als wir ihn das Jahr darauf wieder in seinem Ziebingen finden (1818), erneuert er immer wieder die alte Klage über seine Unfähigkeit zum Arbeiten, die ihn seit vielen Jahren niederdrücke, über die Gicht, die ihn unmäßig quäle und am Schreiben hindere, und wenn er aus seiner engen Welt hinausschaut auf das Treiben der Andern, beschwert er sich über die Anarchie und Verwilderung der Geister, über die geistige Unwissenheit, die sich noch nie so ausgesprochen habe, als in diesen Tagen. Er ärgert sich über die wissenschaftlichen Auswüchse der Romantik, über Görres Art im Lohengrin altes und neues Testament, Mittelalter und Indien, Mythologie und Platonismus zu verknüpfen und miteinander abzuschlachten; er legt am Schluß des Jahres 1818 das Bekenntniß ab, er sei im Zirkel wieder herumgekommen, wo er 1798 gewesen, nur hoffentlich mit etwas mehr Gewinn. Der Vater der Romantik hat im sechsundvierzigsten Lebensjahre aufgehört die Grundsätze der Schule anzuerkennen, die er selbst gestiftet, aber in ihren tollen Folgerungen nie gebilligt hatte.

11.

Dresden. Dramaturgische Blätter. Novelle.

Dieser Wendepunkt in Tiecks Geistesrichtung fällt nahezu zusammen mit dem Entschluß die ländliche Zurückgezogenheit mit dem Aufenthalt in Dresden zu vertauschen, wohin er 1819 übersiedelte und wo er als Mitglied der Schauspieldirektion seine Literatur- und Bühnenkenntniß, als Vorleser sein bekanntes Virtuosenthum, als Gesellschafter seine Bildung und seinen Humor persönlich in weiten Kreisen zur Geltung brachte. Tiecks Haus wird in der feinen Königsstadt der vielbesuchte Mittelpunkt guten Geschmacks und schönen geistigen Lebens. Wer je das Glück gehabt in diese Zirkel zu kommen, und ihrer sind viele im ganzen deutschen Lande, dem sind die Abende unvergeßlich, in welchen der Gefeierte mit klangreichem Organ und mit dem sichersten Wechsel der Stimme Shakspearische und andre Stücke las und die Eigenthümlichkeit eines jeden Charakters bis in dessen feinste Linien wiedergab. Kein zweiter von allen, die ihm nachahmten, kam im entferntesten dem Meister nahe, ja die größten Schauspieler staunten an ihm die Wirkung ihrer eigenen Kunst an. Und wenn er sich dann im Gespräche über die Dichter aller Zeiten oder über die neuen Erscheinungen der Literatur verbreitete und unmerklich belehrte, ohne die Rede an sich zu reißen, wenn er mit edler Bonhommie jedem das Wort gönnte, und in gutmüthiger Freundlichkeit die Funken seines Geistes sprühen ließ, so machte er den überwältigenden Eindruck eines Mannes, der durch Allseitigkeit und scharf ausgeprägte Persönlichkeit fast einzig war. Tiecks Erscheinung im gereiftesten Mannesalter, die sich mit ihrem herzgewinnenden Zauber unbe-

fangen der Welt hingab, ist der höchste Ausdruck unsrer ästhetischen Bildung.

Besonders einflußreich waren seine Bemühungen um die Bühne, nicht nur durch seinen unmittelbaren Rath, sondern namentlich auch durch eine Reihe von Kritiken und Bemerkungen über ältere und neuere Stücke und deren Aufführung, zerstreute Aufsätze, die er zwischen 1821—1824 in der Dresdener Abendzeitung erscheinen ließ, und vermehrt und bereichert mit den Beobachtungen, die er 1825 als Dramaturg des Hoftheaters auf einer Rundreise durch Deutschland über verschiedene Hauptbühnen machte, unter dem Titel dramaturgische Blätter 1826 gesammelt herausgab. Die dramaturgischen Blätter bilden bis auf 1851 fortgesetzt — denn noch in den spätesten Lebensjahren erregten namentlich die Versuche, die man auf der Berliner Hofbühne mit altklassischen Stücken unternahm, seine regste Theilnahme —. den dritten und vierten Band seiner kritischen Schriften (Bd. 1 und 2, 1848. Bd. 3 u. 4, 1852). Tiecks dramaturgische Blätter bieten eine ungesuchte Vergleichung mit Lessings Hamburger Dramaturgie. Dieselbe Gelehrsamkeit, dieselbe Bühnenkenntniß, dieselbe Feinheit der Beobachtung, dieselbe Schärfe des Urtheils. Für Schauspieler, Bühnendichter, Aesthetiker sind sie in gleichem Grade bildend und lehrreich, für den Freund der deutschen Dicht- und Schauspielkunst allerdings eine Quelle der traurigen Ueberzeugung, daß beide Künste bei uns in ein Siechthum gerathen sind, aus dem sie sich schwer wieder erholen werden. Von besonderer Wichtigkeit erscheinen darunter seine Urtheile über Stücke Göthes, Schillers und Shakspeares und unter letztern wieder die Notizen aus dem Jahre 1817, wo er in London den berühmten Kemble in seinen Hauptrollen zum letztenmale auftreten sah. — Von den beiden ersten Bänden der kritischen Schriften enthält

der erste bereits früher Gedrucktes und Bekanntes, größtentheils Vorreden zu verschiedenen literarischen Unternehmungen, der zweite aber eine Reihe schätzbarer Einleitungen zu fremden Werken, die er zwischen 1826 und 1843 theils als Herausgeber oder Uebersetzer (Leben und Begebenheiten des Marcos Obregon 1827), theils auf Ansuchen von Buchhändlern oder minder bekannten Schriftstellern geschrieben hatte. Unter diesen Aufsätzen sind als bedeutend hervorzuheben: Heinrich von Kleist, ein Vorwort zur Sammlung seiner Schriften, welche Tieck 1826 herausgab; die geschichtliche Entwicklung der neuern Bühne und Friedrich Ludwig Schröder (1831), Einleitung zu Schröders dramatischen Werken von Bülow; vor allem aber die eben so geistreich als künstlerisch schön geschriebene Einleitung zu Lenzens gesammelten Schriften: Göthe und seine Zeit (1828), die uns als schwacher Ersatz dienen kann für das größere Werk über Göthe, an welchem er, wie er in eben dieser Einleitung versicherte, schon damals seit mehr als 20 Jahren arbeitete, und das er nach Herausgabe des Werks über Shakspeare noch zu vollenden hoffte. So wachsen der Gelehrten Plane mit ihrem Fleiße, aber das längste Menschenleben ist zu kurz zur Ausführung ihrer Entwürfe. Bei Tieck besonders ist es eine melancholische Wahrnehmung, daß gerade die beiden Hauptwerke über die zwei Schriftsteller, „welche Gegenstände seiner Liebe und Betrachtung waren, seit er zur Erkenntniß seiner selbst gekommen“, nicht fertig geworden sind.

Mitten in die Strömungen des geselligen und künstlerischen Lebens hineingezogen, und als Bewohner einer Stadt, die seit lange der Wohnsitz eleganter Bildung war, von Natur, Kunst und Menschen meist aufs freundlichste angeregt, hatte sich Tieck nach langer Verstimmung zur Ruhe und Klarheit hindurchgebildet, und die Saiten seines zarten Gemüths begannen fortan in

harmonischem Wohllaut zu tönen. Wie ein stiller See den blauen Himmel und unter ihm das leichte zerstreute Gewölk und an seinen Ufern Städte und Berge wiederspiegelt, so spiegelte nun seine Poesie die Welt in einem heitern Abbild. Die alte Schroffheit der Polemik, die krankhafte Flucht aus dem Wirklichen, das unbefriedigte Verlangen nach der Vergangenheit machte Platz einer ruhigen Betrachtung der Umgebung wie der Geschichte, und der Wahn, daß die Poesie als ein Jenseitiges der Prosa des verkommenen Lebens widerstreite, hatte sich aufgelöst. Seine alte Weltanschauung, welche bei der Vielseitigkeit von Bestrebungen und Unzufriedenheit mit den Erscheinungen des sozialen, religiösen und politischen Lebens nie recht zu Worte gekommen war, die Ueberzeugung nemlich, daß das Individuelle das Wahre sei, fand in dem zu innerem Frieden kommenden Dichter immer entschiedenern Ausdruck, und die poetische Darstellung des Konkreten und Einzelnen gewann den Sieg über die Neigung zum Phantastischen und Barocken, welche jederzeit im Verdruß an dem Bestehenden ihre Wurzeln hat. Ich habe schon an dem Jünglingsschriftsteller die Bemerkung hervorgehoben, wie ihm jene einfachen Darstellungen am meisten zu Danke gelungen seien, welche in leichter Manier Momente individuellen Lebens erzählen. Der gereifte Geist kehrte mit freier Neigung zu einer Kunstform zurück, in die er sich einst auf fremden Anlaß geworfen und aus der ihn sein inneres Mißbehagen damals nur allzuschnell wieder herausgetrieben hatte.

Die Novelle, welche er seit dem Jahre 1823 bis 1840 ausschließlich kultivirte, ist eine Wiederaufnahme der alten Erzählung, aber in geläuterter, abgerundeter, von künstlerischem Bewußtsein durchdrungener und durchgeisteter Form. Nachdem der Sturm der Romantik vorübergebraust war und vielen Schaden angerichtet, aber auch einzelne Gebiete der Kunst und Wis-

fellschaft befruchtet hatte, begann zwischen den schwarzen Gewitterwolken hindurch wiederum die Sonne reinerer Kunst zu scheinen; eine Lerche erhob sich und sang ihre einfachen Weisen, und die Herzen fingen an sich von ihrer Beklemmung zu erholen. Tieck war der erste poetische Sangvogel einer neuen Zeit, wie er der Sturmvogel der vorigen gewesen. Heutzutage ist das Gewitter vergessen; die Weltansicht der Gegenwart ist aufs gründlichste unterschieden von den Anschauungen, die vor vierzig, fünfzig Jahren die ganze aufstrebende Jugend theilte. Mit dieser Veränderung sind auch alle Jugenddichtungen Tiecks veraltet und trotz einzelner Schönheiten nur dem sorgfältigen Betrachter der modernen Geistesentwicklung von Wichtigkeit; aber die Tieckischen Novellen stehen noch in Achtung beim lesenden Publikum und werden nur vom alles überfluthenden Strome der Tagesliteratur zu Grunde gedrückt, über dem ja selbst Göthe und Schiller sich kaum mühsam emporhalten. Dem gegenwärtigen Geschlecht ist Tieck lediglich bekannt als Novellendichter, und allein als solcher gewann er auch Bedeutung für die Zukunft. Hat er gleich die Novelle nicht geschaffen — denn die Freude am Erzählen ist wohl so alt wie die Menschheit, und nach dem Vorgange der Italiener und Spanier hat unter den Modernen Göthe zuerst die Muster aufgestellt — so ist doch er es gewesen, der aufs beharrlichste diese Kunstform zur Geltung gebracht und ihre Herrschaft durchgesetzt hat.

Allerdings haftet auch an diesen Dichtungen vielfach ein Anstrich der alten Manier, und die neue Lebensgewohnheit des Dichters fügt zur vorigen Einseitigkeit eine neue. Nur einem Göthe war es möglich auch ohne Neigung zur Geschichtswissenschaft in seinen Dichtungen wahrhaft historisch zu sein, und mitten heraus aus den feinen Kreisen der Gesellschaft auch dem Volksleben da eine Stelle zu sichern, wo es hingehört. Tieck dagegen

wurde es schwer die Personen der Geschichte von der eigenen Atmosphäre fern zu halten; seine historischen Novellen schillern ins Moderne. Diejenigen aber, zu denen er den Stoff der Gegenwart entnimmt, gehören allzusehr ein und der nemlichen Bildungsschicht an; es fehlt diesen Novellen die Vielseitigkeit des Lebens, weil sie ausschließlich in den höhern Ständen spielen, deren gleichmäßige Kultur auch die Charaktere so ziemlich nivellirt hat. Wir bewegen uns unter lauter Grafen und Baronessen, Hofräthen und Beamten; Form und Inhalt der sogenannten guten Gesellschaft kehrt in zahlreichen Varietäten immer aufs neue wieder; der gemeine Mann hat nie Zutritt in diese ausgewählten Kreise. Das Geplauder der Salonmenschen gibt aber nur schwachen Ersatz für das scharfmarkirte Volksleben, das allerdings in Dresden, der feinen Stadt, dem Dichter nur in blassen Contouren entgegentrat; höchstens daß er hin und wieder zu komischen oder drastischen Zwecken einzelne Figuren aus den niedern Ständen, aber keineswegs mit warmem Gemüthsantheile, benützt hat. Dagegen holte er sich aus der alten romantischen Rüstkammer von Zeit zu Zeit die schimmernden Waffen der Phantastik hervor, die er seit vielen Jahren mit Geschick gehandhabt, seine alten Lieblinge, die Elfen und Kobolde, den schaurigen Geisterspuk, die Scheingestalten der Ironie und Allegorie, und von den Menschen diejenigen, in welchen die Widersprüche über die klare Ordnung der Vernunft die Oberhand haben, die Faselnden, Wahnwitzigen und Irren. Auch in den historischen Novellen greift er mit Neigung zu solchen Stoffen, in denen Verstandesverwirrung den Grundton bildet, und gerade diese Schauergemälde sind ihm am glücklichsten gelungen, wie der Hexensabbath und der Aufruhr in den Cevennen. Man hat ihn ob dieser Einseitigkeiten zuweilen bitter getadelt, und neuere Kritiker sind in ihrem Eifer so weit gegangen, über dem Tadel

fast das Lob zu vergessen. Ich will hier gar nicht an die Billigkeit appelliren, daß man vom Romantiker nicht verlangen dürfe, er hätte alle Grundformen seines bisherigen Denkens und Dichtens vergessen sollen, daß man sich begnügen müsse, wenn er sich selbst und sein Publikum allmählich zum konkreten Leben herüberzuführen bemüht. Ich muß vielmehr für den Dichter die Befugniß in Anspruch nehmen, die man den Poeten jeden Zeitalters willig zugestanden, die Historie der Gegenwart nahe zu bringen und den schönen Schein an die Stelle der oft unschönen Wirklichkeit zu setzen. Tragen nur die Personen mit ihrem Denken und Thun in sich selbst keine Widersprüche, so darf der Beurtheiler nicht mit dem Poeten schmollen, wenn er ihnen ein gutes Theil seiner eigenen Individualität als Mitgabe verleiht. Reine Historie begehren, heißt dessen Freiheit ungebührlich begrenzen. Bei Darstellung der Gegenwart ferner ist Vielseitigkeit allerdings wünschenswerth, aber doch nicht bis zu dem Grade erforderlich, daß man die tüchtige Einseitigkeit zum Gegenstand der Anklage zu machen berechtigt ist. Auch im Geschmack gibt es gewisse Moden. Heutzutage bevorzugt man die Liebschaften der Bauern, weil man aus Ueberdruß der naiven Rohheit vor dem entarteten Kulturleben den Vorzug gibt. Der feinsinnige Tieck, welcher der Menschheit Aufgabe in die Bildung setzt und die Freude an Büchern, an Gemälden, an Tonstücken als die edelsten Genüsse betrachtet, ist entgegengesetzter Meinung; so bleibt ja immer übrig, dem Leser zu rathen, daß er sich selbst seine Gesellschaft aussuchen möge im Salon oder in der Dorfschenke. Was endlich seine Vorliebe fürs Märchenhafte und Phantastische anlangt, so hat uns auch hier allein die Uebersättigung zur Unbilligkeit verleitet. Zu allen Zeiten schweift die Phantasie mit Liebe jenseits der Bedingungen der gemeinen Erscheinung hinaus. Im Alterthum dichtete sie Götter; den

Modernen blieb neben dem christlichen Himmel nichts als der arme heidnische Ueberrest von Sagen und Märchen, welche der Volksglaube zäh obwohl schüchtern festhält, und in poetischem Spiele nacherzählt und erweitert, weil ihn hier allein kein theologisches oder wissenschaftliches Dogma bindet. Die Geister, vom Lichte der Forschung verscheucht, haben sich in die geheimsten Schlupfwinkel des Gemüths geflüchtet, in welchen die Flamme der Poesie, wenn gleich schwach doch unauslöschlich, fortbrennt; und wenn unser realistisches Zeitalter an jenen lieblichen oder schauerlichen Fabeleien sich nicht mehr erbauen mag, so haben sie doch in dem stillen Drange der Phantasie und des sehnenden Menschenherzens für ihren Fortbestand einen bleibenden Fürsprecher. Bei allen Rechnungen der Philosophen, Historiker und Naturforscher über die Grundkraft des Lebens ist annoch ein unauflöslicher Bruchtheil übrig geblieben; ein Unerklärbares, Räthselhaftes und doch in Natur, Geschichte und eines Jeden eigenem engen Schaffen am meisten Wirksames, Dämonisches oder Göttliches waltet unsichtbar hinter dem Lichte des Tages. Und wenn nun die Poesie in ihrer Weise dessen Dasein ausspricht, so mag dieß wohl den Praktischen oder Verstandesmächtigen unheimlich oder unbequem sein, aber der Dichter hat über seine Aufgaben nicht beim Zeitgeist zu fragen.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu dürfen bei einer Würdigung von Tiecks phantastischen, socialen und historischen Novellen. Ueber den Charakter der Novelle selbst hat sich der Dichter eine bestimmte Theorie gebildet, um diese poetische Darstellung von ähnlichen zu unterscheiden. Die Novelle, sagt er, soll sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinen Vorfall ins hellste Licht stellt, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht

einzig ist. Nach dieser Fassung, welche von dem laxern Gebrauche des Wortes durch engere Begrenzung seines Begriffs abweicht, hat die Novelle die Aufgabe einen Knoten zu schürzen und die Verwicklung durch eine unerwartete und darum überraschende Begebenheit zu lösen. Indeß die Erzählung harmlos auf jede Verwicklung, ja auf die Einheit der Handlung verzichtet, indeß der Roman in breiter Entfaltung eines vielfachen Lebens dem Epos gleicht, spitzt sich die Novelle dem Drama ähnlich zur Lösung eines Problemes zu, mit dem Unterschiede jedoch, daß hier die Entwicklung des Verschlungenen nicht aus dem Kampf der Charaktere selbst zu kommen braucht, sondern dem Deus ex machina gleich auch von außen hinzutreten kann. Die Novelle ist die poetische Privilegirung des Schicksals, das in der modernen Sprache der Zufall heißt. Es liegt etwas Künstliches in dieser Dichtungsart, und die wenigsten Stoffe eignen sich für solche Behandlung; denn der Zufall muß seltsam, pikant oder interessant sein. Sie ist im Grund eine erweiterte Anekdote, ein Lebensräthsel mit drastischer Lösung. Weil aber die Begebenheiten des Lebens so vielfachen Zufälligkeiten unterworfen sind, die sich hinwiederum durchkreuzen und in ihrer Wirkung stören, so ist es des Dichters Aufgabe, diese Störungen zu vermeiden und das Mancherlei fremder Einwirkung auf eine Einheit zurückzuführen. Je mehr er die Saiten zu spannen, je weiter er das Problem hinzustellen, je unvorbereiteter er für das Merkwürdige, das den Umschlag herbeiführt, den Leser zu erhalten weiß, desto entschiedener hat er seinen Zweck erreicht. Schwerlich hat sich indeß Tieck jene Definition, die ihm selbst aus dem Charakter der meisten seiner Erzählungen erst erwachsen sein mag, bei der Bearbeitung sämmtlicher Novellen gegenwärtig gehalten. Manche gehören ins Gebiet der Erzählung, andere, namentlich größere, wie den Aufruhr in den Cevennen,

wüßte ich schwer vom Roman zu unterscheiden; aber im Allgemeinen zeigen die meisten eine spannende Situation und geben ihr einen merkwürdigen und unerwarteten Ausgang.

Es ist das unleugbare Streben der Neuzeit, daß sie, verzweifelnd an genügender Erklärung der Welträthsel im Ganzen, sich mit ihrer Betrachtung ans Einzelne wendet. Denselben Schritt, den die Wissenschaft gethan, hat ihr Tieck in der Dichtung vorgemacht. Indem er sich dem Besondern zukehrte und das Kleine in volle Beleuchtung zu setzen suchte, bekundete er sich als rechten Poeten der Gegenwart, so wenig ihn auch diese in ihren Stimmführern anerkennen wollte. Der rege Geist des Jahrhunderts ist voll von Tendenzen, und Tieck verneinte von jeher die Frage, daß die Dichtkunst äußern Zwecken zu dienen habe; das war sein erster Verstoß gegen die öffentliche Meinung. Nun fand er sich aber bei Darstellung modernen Lebens bei alledem genöthigt auf die Gegensätze der Meinungen einzugehen und, obschon Gegner allen Parteiwesens, eine Parteistellung anzunehmen; da vergaßen es die jungen Politiker und Socialisten, die selbst in Göthe den Fürstenknecht sahen, dem sächsischen Hofrath nicht, daß er in den Fragen über Ehe und bürgerliche Freiheit ein Reactionär war. Mit seinem religiösen Standpunkte waren sie schon eher zufrieden; auch den zweifelhaften Bundesgenossen heißt man im Feuer des Kampfes willkommen, wenn er sonst von Bedeutung ist. Nun hatte er aber in der Novelle die Verlobung (1823) eine köstliche Persiflage des Pietismus geschrieben, auch in der Dresdener Morgenzeitung (1827) und in der Einleitung zur Insel Felsenburg (1828) die Partei des Unglaubens gegen die modernste Ueberchristlichkeit genommen und in der Einleitung zum elften Band seiner Schriften (1829) bei gelegentlicher Erwähnung von Schleiermachers Reden sich also vernehmen lassen: „Man könnte vielleicht bei dem um

sich greifenden Pietismus, der Kunst und Poesie verschmäht, in beschränktem Buchstabendienste so oft das Edelste verfolgt und ein kümmerlich ängstliches Leben so oft für ein frommes ausgeben will, Reden über die Religion an die ungebildeten Enthusiasten für dieselbe schreiben." Aber durch seine theils verneinende theils oppositionelle Stellung gegen die Anmuthungen der Jugend an die Poeten, auch mit am Joche der Tagespolitik zu ziehen, gerieth er bei aller dichterischen Rührigkeit in Vereinzelung.

Indem ich nun darangehe, Tiecks Novellenpoesie näher im Einzelnen zu betrachten, kann ich mich füglich der Zeitordnung entbinden, weil die spätesten wie die frühesten Dichtungen dieser Art denselben Charakter tragen. Hat er schon sonst an sich die Beobachtung gemacht, daß er sich im Ganzen wenig ändere, so kann man diese Bemerkung auf seine Novellistik im vollsten Maße ausdehnen: er bleibt von Anfang bis zum Ende derselbe klare anmuthige Erzähler, derselbe feine Beobachter psychologischer Zustände, ja selbst das Feuer schöpferischer Erfindung ist in seinem letzten großen Gemälde *Vittoria Accorombona* noch nicht im Sinken. Wählen wir also statt der genetischen Darstellung hier die bequemere und übersichtlichere nach Stoffen, die in den drei bereits angedeuteten Rubriken *phantastischer*, *socialer* und *historischer Novellen* eine ziemlich ausreichende Eintheilung bietet.

12.

Phantastische Novellen.

Am nächsten und unmittelbarsten hängen mit seinen frühern Dichtungen die *phantastischen* Novellen zusammen,

Märchen, Geistergeschichten, humoristisch barocke Erfindungen. Zur ersten Art gehörten bereits einige schöne Erzählungen des Phantasus: *der Runenberg*, *die Elfen*, die man geradezu Märchennovellen nennen könnte; dem gestiefelten Kater und Prinzen Zerbino entspricht dagegen unter den Novellen die *Vogelscheuche*. Zu den Geistergeschichten endlich gehören: *Abendgespräche*, *Pietro von Abano*, *der Schutzgeist*, *die Klausenburg*. Den reinsten Eindruck unter den Märchen machen diejenigen, welche die Begebenheit in eine alte Zeit versetzen, wo der Glaube an Zauber und Geisterwesen diesem selbst zu ungestörtem Dasein verhilft. Ein Meisterstück dieser Art der Einkleidung und Durchführung nach ist die Märchennovelle: *Das alte Buch und die Reise ins Blaue* (1834); nicht einmal die sichtliche Tendenz schadet der anmuthigen Erfindung. So wenig Tieck der hausbackenen Lehre huldigt, daß der Dichter, indem er ergötzt, auch nützen solle, so hat er doch vielen seiner Novellen und gerade den besten eine didaktische Richtung geliehen, indem er der Erzählung theils reichern und tiefern Gehalt durch schätzenswerthe Zugabe von historischen oder ästhetischen Notizen theils eine leitende Idee mit auf den Weg gab. Von der letztern Art ist das ungezogene Märchen, ein Manifest gegen die romantische Schule der Franzosen, deren Namen er in burlesker Weise von *roh* und *manschen* ableitet, und deren Entstehung er als ein Werk der Gnomen und Kobolde bezeichnet. Es war ein ritterlicher Jüngling Adelstan, so lautet in ihren Grundzügen die schöne Erfindung, welchen unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Gebirge trieb — ein Lieblingsgedanke unsres Dichters. An einer Zauberlinde zieht die Fee Gloriana mit ihrem Jagdgefolge gegen ihn heran. In Entzückung über ihre Schönheit umarmt er, seiner selbst nicht mehr bewußt, die Königin und drückt ei-

nen langen innigen Kuß auf ihren Mund. Das hat noch kein Sterblicher gewagt, sagt Gloriana, eine Königin unsres Reiches, indem er sie erblickte, auf den Mund zu küssen. Deshalb sei sie ihm mehr unterthan als jemals eine Fee es einem Mann der Erde gewesen; aber auch er werde als Gemahl ihr eigen. Und fortan sind die Herrlichkeiten der Feenwelt seinen Augen erschlossen und die Theilnahme an ihrem Leben ihm zur Aufgabe gemacht. Das Durchdringen und Verstehen der Natur und des Gemüths, das Lieben der Liebe ist ihr Beruf, was der blöde Sterbliche so oft mit verdämmerten Sinnen Poesie nennt. Als Oberon und Titania herrschen sie beide über die Feen und durchstreifen die Region der Kobolde und Zwerge. Unter diesen ist Hannes, der Arsenikprinz, ein boshafter tückischer Kobold, der einst als Wechselbalg auf Erden seinen Pflegeeltern viel Herzeleid bereitet hat. Wolfstein besucht auch wieder die Erde; welchen der Menschen er mit der Absicht anblickt, berührt oder gar umarmt, dem theilt er die Gabe der Dichtkunst mit. An der Zauberlinde umarmte er dreimal jenen Gottfried, der ihm als Köhlerknabe einst den Weg ins Innere des Gebirgs gezeigt; — es ist Gottfried von Straßburg. Schon vorher hat er gleiche Gunst dem Hartmann von der Aue und Wolfram von Eschenbach bewiesen. Seitdem ward es in deutschen Landen nicht wieder gesehen; aber in Italien begegnete er nachher dem großen Dante. Petrarca, Boccaz und Ariost erzählten wohl auch später von einem seltsamen Manne, der sie begrüßt und umarmt habe. Es folgen in seiner Gunst jenes William, auf welchen sich alle unsere neuere Poesie stützt, Chaucer, Spencer, Cervantes, Camoens, Lope und Calderon. Der Sänger des Messias erzählte, es habe ihm ein seltsamer Greis die Hand gedrückt und dann warnend den Finger erhoben. Schiller, wenn er ihn auch leugnete — es bedürfe dergleichen Fratzen nicht, wenn

die eigene Kraft ausreiche — hat eine heimliche Stunde mit ihm zugebracht. Göthe gab er in Umarmungen die höchste Weihe. Auch Tieck wurde noch umarmt von einem alten Kerl unter einer nachgepflanzten Linde, ingleichen Byron, Walter Scott und Manzoni. Jetzt ist Adelstan gestorben und das Heer der Gnomen nimmt sich in Europa der Poesie an. In Frankreich erhebt sich ein neues großes Jahrhundert, das den Musen zum Trotz von jenen Gnomen und Kobolden zu einer wundervollen Höhe hinaufgetrieben wird. Der unheimliche Hannes soll jetzt als Victor Hugo alles Edle mit Füßen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken sein, und wir Deutschen bleiben mit Recht nicht mehr zurück und haben Börne und Heine als deren Lobredner und Vertreter. — Diese ganze literarhistorische Dichtung, welche scharf genug Tiecks Standpunkt charakterisirt, ist mehr als Allegorie, sie ist bei aller Tendenz ein schönes Märchen, mit vielem Aufwand poetischen Schmuckes ausgestattet, der sich in magerer Skizze nicht abbilden läßt.

Weit phantastischer, im Geschmacke des Katers, von noch entschiedenerer Polemik eingegeben, sehr gegen längst veraltete Zeitrichtungen gekehrt und deshalb ohne Zweifel dem ersten Entwurfe nach einer viel frühern Epoche angehörig ist die Vogelscheuche, eine seltsame Dichtung voll schlagendem, wenn auch mitunter forcirtem Witze. Das Unmögliche mit dem Anspruch an Existenz ist hier auf die Spitze getrieben; denn nicht etwa Thiere, denen doch alte Tradition und Erfahrung einen Antheil an Menschenvernunft zugesteht, nein ein pures Kunstprodukt gewinnt Sprache, Bewegung und Leben und spielt als Mensch in der Gesellschaft eine große Rolle, eine Vogelscheuche, die ein Bürger eines Städtchens in der Absicht seine Mitbürger durch die Kunst zu veredeln aus gebranntem Leder in der

Gestalt eines Jägers verfertigt und in die Erbsen gesteckt hat. Ophelia, des Künstlers Tochter, verliebt sich, ein weiblicher Pygmalion, in das Gebilde und nennt es ihren Adonis, bayrischen Hiesel und Robin Hood. Auf einmal hat der Nachtwächter des Orts den ledernen Mann beim nächtlichen Dämmer davonlaufen sehen. Um dieselbe Zeit zieht ein Herr von Ledebrinna in Ensisheim, einem benachbarten Städtchen, ein. Der vornehme Herr gewinnt bald Ansehen bei den Tonangebern des guten Geschmacks, ja er stiftet eine gelehrte Gesellschaft, die er die Ledernen nennt. Nach dem Muster alter Gesellschaften und in Uebereinstimmung mit dem Namen der Societät erhalten auch deren Mitglieder jedes sein Beiwort: Ubique, der Kritiker, heißt der Geschmeidige, Dümpfelleu, der Apotheker, der Zähe, Syndicus Spener der Harte, der Stadtpoet Ulf der Gedehnte, Herr von Milzwurm der Nachgiebige, Ledebrinna selbst endlich der Undurchdringliche. Zweck der Verbindung ist es, wie Vogelscheuchen die sogenannten Genies von der Literatur zurückzuscheuchen. Mit feinster Kunst wußte der Dichter diesen Herrn von Ledebrinna durch die ganze Novelle so zu halten, daß man zwischen dem Verdacht hin und herschwebt, ob Ledebrinna wirklich die lederne Figur sei, bis er in der Hochzeitnacht der zärtlichen Ophelia seine Identität mit jenem eingesteht. Langweilig aber, ja ziemlich unpassend ist zwischen den barocken Erfindungen das Hereinspielen der Elfenwelt, weil diese auf wirklicher Volkssage beruht und ihr heiliges Dasein mit dem rein Barocken im Bunde entweiht wird. Dagegen treffen wir auch in dieser Novelle wieder höchst schätzbare Urtheile über literarische Erscheinungen und Zustände. Ich erwähne beispielshalber nur das verständige Wort über die Schlegel, wo er die Undankbarkeit rügt gegen diese beiden reichbegabten Geister, deren großes Verdienst um die Literatur die Menge und die all-

wissende Jugend nicht mehr anerkenne, obschon ihre Kunsttheile zum Gemeingut geworden seyen. Ich hebe ferner die Aeußerung Ameliens hervor, durch deren Mund er sich über die zur Mode gewordene Literatur für Frauen also vernehmen läßt: „Nur keine Bücher für Frauen! Ich kann nicht aussprechen, wie ich dergleichen hasse. Wie selten findet man einen Mann, ich möchte sagen, noch seltener einen Autor, der die Wahrheit und Schönheit des weiblichen Gemüths auf die rechte Art zu würdigen wüßte! Die meisten beschämen und erniedrigen uns, indem sie uns erhöhen wollen“. Ich führe dieses Wort hier deshalb an, weil solche gelegentliche Bemerkungen die hellsten Streiflichter werfen auf eines Schriftstellers Denkart. Das weibliche Geschlecht hatte an Tieck einen der edelsten Kämpen für sein Recht, nicht für jenes politische oder frivole, sondern für das höhere auf Hochachtung und Anerkennung. Er gleicht in zarter Verehrung sittiger Frauenwürde und weiblichen Adels den bessern Dichtern aus den Zeiten der Minnesänger, die nicht das ganze Geschlecht priesen mit sinnlichem Liebesgirren, sondern die sittliche Weihe der Guten. Ich könnte mit zahlreichen Belegstellen die Größe seines Widerwillens darthun gegen jene übermännlichen Männer, die am Weibe eben nur den Gegensatz des eigenen Geschlechtes sehen, und begehrlich loben, was sie im Grunde geringschätzen, indeß der ächte Mann zugleich das Wesen einer Jungfrau haben müsse. Mit dem hohen Begriff vom Weibe stimmt dann auch seine Zeichnung der sinnlichen Erscheinung der Frauen zusammen. Die meisten seiner Jungfrauen sind hohe Gestalten von blendender Schönheit, und die reiferen verbinden mit bleibendem Liebreiz die Ueberlegenheit einer Bildung, welche bezaubert zugleich und das Gemeine durch ihre stille Größe von sich abhält.

Minder werthvoll als Märchen und humoristische Produkte

sind solche Stoffe, in denen ein Wunder oder Zauber gespenstisch eingreift in das Leben des Tages und durch seine Unmittelbarkeit die Ansprüche des Wirklichen erhebt. Gehört die Geschichte der alten Zeit an, so findet sie beim ungläubigen Leser noch Entschuldigung, weil sie dann dem Märchen verwandt ist. Wenn der höllische Zauberer Apone die bereits beerdigte Crescentia wieder aus dem Grabe hervorruft und in einen Zwischenzustand zwischen Tod und Leben versetzt, ihr das volle Leben verheißend, im Falle sie ihm als Gattin anzugehören bereit sei; wenn sich die Unglückliche im Scheindasein Hingehaltene unaussprechlich nach dem Tode zurücksehnt, den ihr einstiger Geliebter ihr dann wiedergeben werde, wenn er sie an Ostern in der Messe hätte die Hostie anschauen lassen: so folgen wir gespannt der wahrhaft plastischen Schilderung; der Zauber ficht uns im Mittelalter nicht an; denn jede Zeit hat ihre Rechte. Wenn dagegen in der völlig modernen Geschichte von der todtkranken Gräfin, die an Ostern im Münster zu Straßburg zu sein sich vorgesetzt hat, in Gestalt eines Kindes ihr Schutzgeist erscheint und unmittelbar vor dem Tode ihr das Gebetbüchlein wiedergibt, das sie ihm in der Kindheit an demselben Orte geschenkt hat, so fragen wir unbefriedigt nach verständiger Lösung des Mirakels, das in unsere Zeit nicht mehr hereinpassen will. So schön die ganze Novelle dargestellt, so lehrreich sie mit einer Erzählung aus dem Leben Xaveriens und mit Betrachtungen über Liebe und Ehe durchflochten ist, wir legen sie dennoch halbverstimmt bei Seite und scheiden mit der nemlichen Empfindung wie von einem kunstreichen Erzähler, von dem wir überzeugt sind, daß er uns eine Lüge aufheften wollte. Derselbe Fall ist es mit dem grauen Männchen in den Abendgesprächen, einer übrigens auch an sich wenig bedeutenden Gespenstergeschichte, derselbe in der Klausenburg, nur noch verwirrender; weil der alte ge-

müthliche Herr von Blomberg, der die räthselhafte Begebenheit vorträgt, die Richtigkeit der Thatsachen als Augenzeuge verbürgt, und Personen der Gesellschaft selbst folgenreich in den Zauber verwickelt werden. Formell betrachtet gehört diese Novelle unter die besten, welche Tieck geschrieben hat; aber das verbrauchte Motiv aus des Dichters Jugendzeit von einem alten Fluch, der gespenstisch in die Gegenwart hineinwirkt, fordert den Zweifel heraus, und da am Ende gar das Rumoren der Geister sich ins Leben eindrängt, so sind wir geneigt als Gefoppte mit dem Verfasser selbst zu hadern. Würde Elisabeth beim Clavierspiel von der todten Schwester nur in der Einsamkeit gestört, so bliebe die Ausflucht einer Sinnestäuschung; wir könnten die Unglückliche bedauern, aber ihren Tod und sogar den ihres in Mitleidenschaft gezogenen Mannes erklärlich finden; daß aber Franz in Gegenwart des Arztes und Blombergs mit dem knöchernen Gespenste ringen muß, und daß dann Theodor, von der ungläubigen Sidonie zum Wagniß aufgefordert, die unerklärlichen Geistererscheinungen auf der Klausenburg an sich selbst erfährt, ja vom Gespenste das verlorene Document zurückerhält, das ihn reich macht, und den Brief, der ihm die Untreue der koketten Geliebten an die Hand gibt, — diese Unmöglichkeiten wandeln die Wirkung, auf welche die effektvolle Schilderung rechnet, gerade ins Gegentheil um. Glücklicher Weise belaufen sich die eigentlich phantastischen Novellen nur auf sieben, während diejenigen, welche mit Klarheit verschiedene Richtungen des Lebens behandeln vierundzwanzig, die historischen aber acht an der Zahl und meist umfangreich sind. Auf letztern ruht, meinem Urtheile nach, der Schwerpunkt Tieckischer Dichtkunst, die erstern aber sind durch Mannigfaltigkeit der Situationen abwechselnd, durch Leichtigkeit der Darstellung anmuthig, durch lehrreichen Inhalt vielfach gehaltreich, mitunter auch witzig durch treffliche

Komik, wenn gleich manche gesuchte und gespreizte Scherze mit unterlaufen.

13.

Sociale Novellen.

Die socialen Novellen in bestimmte Klassen zu theilen hat seine Schwierigkeit, weil kein Dichter nach solchen Schematen arbeitet und die Grenzen der Abtheilungen einhält, die erst nachträglich der Ordner zur bequemern Uebersicht aufstellen möchte. Gleichwohl müssen wir, um einen Leitfaden für unsre Betrachtung zu haben, den reichen Stoff in gewisse Rubriken zu bringen suchen. Tieck selber entbindet, wie wir schon öfter gesehen, die Dichtkunst von der Nothwendigkeit einer Tendenz; so wird denn auch die Mehrzahl seiner Novellen ein freies und unbefangenes Phantasiespiel sein. Da aber das Leben selbst Tendenzen verfolgt, so hat er diese natürlich auch nicht ausgeschlossen. Die Tendenzen sind der Richtung der Zeit gemäß politische, religiöse, gesellschaftliche und ästhetische. Bei denjenigen Novellen, welche von vorwiegender Tendenz frei sind, ergibt sich ein zweiter Hauptunterschied in den Personen und Situationen. Alte Vorliebe für das Barocke hat ihn am liebsten nach solchen Charakteren und Verhältnissen greifen lassen, in welchen irgend eine Wunderlichkeit zu Tage tritt; das einfach Natürliche bleibt ihm ferner. So läge für uns ein ungesuchter Uebergang von den oben bezeichneten phantastischen Novellen und namentlich von den Geistergeschichten zu solchen Erzählungen, die entweder ein wirklich Dämonisches in die Menschenseele verlegen, oder ein scheinbares rationalistisch auflösen.

Wir haben von Tieck eine seltsame aber gute Novelle, der fünfzehnte November, die jeder Unbefangene nicht ganz in Materialismus Verstockte mit Rührung lesen wird. Ihr Hauptinhalt ist phantastisch, unwahrscheinlich, und doch verfehlt sie ihre Wirkung nicht, weil sie das unauflösliche Räthsel einer Seele zum Gegenstand hat, die in die Unfreiheit der thierischen Natur zurückgesunken und dabei der wunderbaren Zweckthätigkeit, die uns allenthalben aus der gebundenen Welt entgegentritt, wieder anheimgegeben ist. Der unglückliche Sohn eines reichen holländischen Kaufherrn, einst ein wohlbegabter Knabe, ist plötzlich um den theilweisen Gebrauch des Verstandes und der Sprache gekommen; fast tölpelhaft in seinem Gebaren, hat der riesenstarke Jüngling nur Freude an körperlichen Uebungen und entwickelt im engen Kreise seiner Beschäftigung eine Fertigkeit, ähnlich dem Kunsttriebe mancher Thiergattungen. So zimmert er seit zwei Jahren an einem großen Boote, welches der befreundete Schiffskapitän für untadelig erklärt, und je näher sein Geburtstag, der 15. November, rückt, desto unermüdlicher hält er sich Tag und Nacht zur Arbeit. Das Boot ist fertig, und gerade an diesem Tage durchreißt die Fluth die Dämme; der Blödsinnige rettet das Leben Vieler, und versinkt dann nach dem Uebermaß von Anstrengung in langen Schlaf, aus dem er in vollem Besitze der Vernunft wieder aufwacht. Schließlich heirathet er seine Pflegeschwester, die ihm schon in seiner Krankheit mit kindlicher Zärtlichkeit anhänglich gewesen war. Diese Erzählung bleibt bei aller Abenteuerlichkeit spannend vom Anfang bis zum Ende, weil sie die Räthsel der versorgenden Natur, die mancher errathen zu haben glaubt, wenn er das Wort Instinkt dafür setzt, in ihre Betrachtung zieht. Das Göttliche, das wir, wenn es unfrei durch uns wirkt und redet, dämonisch nennen, tritt hier nicht als äußeres Schicksal auf,

sondern innwohnend, an menschliche Kraft gebunden, und wenn auch unerklärlich; doch nach dem Ergebniß ähnlichen Beobachtungen unleugbar. Erzählungen dieser Art veralten nicht, weil sie auf geheimnißvollen Thatsachen beruhen; solche dagegen, die ein vorgeblich Wunderbares durch rationellen Ausgang bekämpfen, wie die Wundersüchtigen, verlieren, wenn der Aberglaube aufgehört hat, wie alle Polemik ihr Interesse. Dicht neben der französischen Aufklärung wucherte in Friedrichs des Großen Tagen das Mysterium geheimer Künste und verborgener Weisheit im Schooße von Verbrüderungen, welche ihre innere Gehaltlosigkeit hinter reicher Symbolik versteckten. Göthe mochte mitten in der Zeit lebendiger Theilnahme an dergleichen Charlatanerien den Groß-Cophta zum Besten geben und im Meister den Geheimbund vergeistigen; jetzt sind auch seine derartigen Motive so gut wie Tiecks Novelle veraltet. Einen zweiten ähnlichen Versuch durch Zauberei anzuziehen, die natürlich sich auflöst, machte er im Jahrmarkt, einer an sich werthvollen Novelle, die, wenn auch das Hauptmotiv nicht mehr in unsrem Geschmack ist, doch durch eine Fülle nebeneinander wirkender Absichten und frische Komik unterhaltend ist. Nürnbergern, welche die verfallenen Herrlichkeiten des Schmausenbucks beklagen, möchte man rathen, an der Hand des Dichters die Kunstnatur in Schönhof zu durchwandern, und in den dortigen Lächerlichkeiten Heilung ihres Geschmacks zu suchen. Da kommen sie aus dem Labyrinth ins Thal der Kindheit, durch die Ebene der Jugend u. s. w., wandeln durch die Geschichte der Menschheit, durch den Saal der Leidenschaften, durchs Thal der Thränen und auf die Höhe der Verzweiflung, auch zur Eremittenhütte, deren Bewohner sich von Wurzeln nähren soll; aber seinem Herrn durchgegangen ist, weil er das Leben nicht ausgehalten. Buchhändlern aber wird sich in unsern bedrängten Zeiten der Ge-

danke des Herrn Zinober empfehlen, der den muthmaßlichen Spitzendieb in seinem Laden an einen Stuhl bindet und denen sehen läßt, die bei ihm ein Buch kaufen. So bietet diese Novelle, eine wahre Jahrmarktsverwirrung, wo auch die unternehmende Spitzbübin nicht fehlt, die als Gräfin kostbare Stoffe im Laden ohne Geld entnimmt, gar viel Frappantes und Lustiges dar, was immer neu bleibt, weil es zu allen Zeiten wiederkehrt.

Rein auf Scherz berechnet unter diesen Schicksalsnovellen ist endlich das Zauberschloß, eine Art Rennen mit Hindernissen, wo der angebliche Zauber durch des Zufalls Wirken und des Liebenden klug ausgeführten Plan zum Schwanke wird. Die neugekaufte Besitzung Graupenheim, verrufen durch den Volksglauben, soll durch die Verlobungsfeier der jungen Tochter mit einem alten Landrath eingeweiht werden. Die vorausgegangenen Hausfreunde treffen dort eine Dichterin, eine karrikirte Person, die die Verlobung besungen hat, und der junge Manßfeld kann die Vorlesung ihres Trauerspiels nur dadurch abwenden, daß er eine pikante Geschichte von der wilden Engländerin — eine Novelle in der Novelle — zum besten gibt, deren Wendepunkt allerdings gar wenig im Geschmack dieser zartsinnigen Schriftstellerin war. Aber Tieck liebt es zuweilen den Schalk zu spielen und mitten hinein in die gute Gesellschaft eine Rakete loszulassen, vor welcher theetrinkende Damen und Herren entsetzt auseinanderlaufen. Es regte sich von Zeit zu Zeit in ihm die alte Polemik der Romantiker gegen die Convention der Sitte, die sie als philisterhafte Steifheit und Unnatur brandmarkten, ohne zu bedenken, daß jene Abneigung vor dem Unfeinen eben gerade eine Frucht der ästhetischen Bildung ist, die sie selbst aus allen Kräften beförderten. Im Däumchen, in der Vogelscheuche, im Tischlermeister wie in dieser Erzählung hat er solche Knalleffekte, die mir aus eben

den Schicklichkeitsrücksichten, die er verspottet, näher zu erörtern unmöglich ist. Doch um wieder auf unser Zauberschloß zu kommen und nicht, wie Tieck Novelle in Novelle, so Betrachtung in Betrachtung zu schieben — kaum hat Manßfeld seine Geschichte geendigt und die Dichterin ihren Abscheu ausgesprochen, so bringt strömender Gewitterregen die anwesenden drei Leute in eine höchst ergötzliche Lage. Das Schlößchen ist zugesperrt; sie schaffen sich Zuflucht so gut es geht, und werden vom tauben Gärtner für Diebe genommen, die einen Einbruch versucht hätten. Endlich kommen bei Nacht die Hauptpersonen an, die das Gewitter so lange unterwegs gehalten. Statt des Verlobungsschmauses sitzen sie — denn auch mit dem Küchenwagen ist eine Fatalität passirt — erst bei einer spärlichen Lampe und stillen den Hunger mit alten Kartoffeln. Endlich sind sie gar im Finstern, und noch immer fehlt der Bräutigam mit dem Küchenwagen. Da beginnt des Gespenstes Rumoren; aber der beschworene Teufel wandelt sich in des Hauses vorigen Besitzer um. Nachdem so vielfache Verwirrung die beabsichtigte Feier gestört, wird diese selbst verschoben, als der Landrath endlich eingetroffen; aber ihr wirklicher Geliebter bringt die Braut durch List in seine Arme, und die Verwicklung findet am Ende einen allerseits befriedigenden Ausgang.

Spricht sich in den bisher angeführten Novellen Tiecks alte Vorliebe fürs Phantastische in den Motiven aus, so tritt sie in andern zu Tag an den Charakteren. Leute mit fixen Ideen oder Wahnsinnige zu schildern war schon ein Lieblingsthema seiner Jugend. Ich erinnere an Balder im Lovell oder an den einsiedlerischen Maler im Sternbald. Auch von seinen größern Novellen sind diejenigen vorzüglich gelungen, die es sich zur Aufgabe machten, den Fanatismus ganzer Zeiten zu schildern, bei welchem immer die Störungen des natürlichen Be-

wußtseins ins Große und Grausige gehen, wie der Aufruhr in den Cevennen beweist oder der Hexensabbath. In andern Dichtungen mit ganz verschiedenem Hauptzweck nehmen wenigstens als Staffage einzelne verrückte Personen einen Platz ein, wie Magister Filletren, Daniel, Franke, Lamprecht im jungen Tischlermeister; die Reisenden vollends spielen zumeist in einem Irrenhause und geben dem Dichter den weitesten Anlaß sich in diesen Malereien zu ergehen. Da sind der Schachspieler, der Leser, Sokrates, die beiden Redner, der Schatzgräber, der junge Raimund, der aus Schmerz wegen des vermeintlichen Todes seiner Braut wahnsinnig geworden, und Methusalem heißt, weil ihm die Stunden zu Jahren sich ausdehnen, gar wohlgezeichnete Gestalten. Die ganze Verwicklung ferner beruht auf dem Gegensatz von Vernunft und Irrsinn; denn jeder Versuch des jungen Mannes, der durch Verwechslung in die Anstalt kam, sich als gesund auszuweisen, wird vom Vorstand für einen neuen Ausbruch seiner Krankheit genommen, und die Katastrophe endlich durch die tragische Thatsache herbeigeführt, daß der alte Medicinalrath, welcher Jahre lang mit Kraft das Ganze geleitet, zuletzt selbst die schmale Schranke zwischen Verstand und Narrheit überspringt, und statt seinem Nachfolger das Institut zu übergeben, die Irren laufen läßt. — Den poetischen Enthusiasmus haben die alten Griechen als momentanen Wahnsinn bezeichnet; der Gott hat die berechnende Vernunft überwältigt und bedient sich der Seele des Sehers oder Dichters als eines willenlosen Werkzeugs. Auch fabelnde Dichter, welche tiefsinnige Märchen ohne Ueberlegung nach plötzlicher Eingebung durcheinander reden, gehören zu den Personen, die Tieck mit Neigung bedacht hat, wie Labitte im Hexensabbath, Cesare Caporale in Vittoria Accorombona. Solche Dichter sind bei ihm redselige Alte, überhaupt eine beliebte Menschenklasse seiner

Novellen, mit deren Ergüssen er wie mit denen der schalen Witzigen mitunter nur gar zu freigebig ist.

Es hält oft schwer im Leben, den Punkt zu bestimmen, bei welchem der Wahnsinn anhebt, weil dieser häufig nicht in der Denkkraft, sondern in den Leidenschaften seine Quelle hat, welche die hohe Wächterin Vernunft in ihr dunkles Gebiet locken. Ich rede hier gar nicht von den groben Leidenschaften, die zu Verbrechen und Schande führen; selbst Lieblingsneigungen, sogenannte Steckenpferde, können den Anschein theilweiser Verrücktheit annehmen. Menschen, die diesen innerhalb gewisser Schranken ganz unschädlichen ja wohl löblichen Trieben die Zügel lassen, werden bizarr, abgeschmackt und lächerlich. Vor allem rechne ich hieher die Kunstkenner und Kunstenthusiasten, deren barocke Verirrungen Tieck bei eigener Kennerschaft und Liebhaberei häufig wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Die Musiknarren in *Musikalische Leiden und Freuden*, die Gemäldenarren in den *Gemälden* geben bezeichnende Abbilder dieser in der guten Gesellschaft gar nicht seltenen Verzerrungen. Wahrhaft ergötzlich ist die Frau Mähler in den *Wunderlichkeiten*, die in die entlegensten Schlupfwinkel der Stadt läuft, für ein Spottgeld eine Bildersammlung alter Meister zusammenzulaufen, und ihre Gallerie als einen geheimen Schatz betrachtet, obschon sie aus lauter werthlosen Stücken besteht. Schade daß die gute Frau nur eine Nebenfigur in einer Geschichte bildet, welche durch ihre widerlichen Betrügereien das sittliche Gefühl verletzt.

Der partielle Wahnsinn, welcher die Harmonie des Lebens vernichtet, ist ein Feind, der unter den mannigfachsten Verkleidungen sich versteckt hat. Hier schmeichelt er sich in unsre Gunst als Leidenschaft, dort macht er uns als Geschmacks- oder Gefühlsrichtung, als sittliche Ueberzeugung zu Phantasten und

bethört unsre Eitelkeit mit seinem trüglichen Scheine. Der Baron in der Gesellschaft auf dem Lande, welcher seine Vorliebe für die gute alte Zeit mit seinem langen Zopfe bekundet und sich den vorher begünstigten bejahrten Freier seiner Tochter durch dessen Neuerungsliebe verleiten läßt; der Alte vom Berge, der sein großes Vermögen zum Wohl seiner Umgebung in Fabriken und Hüttenwerken angelegt hat und sich selbst in trübseligem Menschenhaß abschließt; die Mondsüchtigen, die in gefühlvoller Sentimentalität herumreisen; der pedantische Vertheidiger des Standesunterschiede in der Ahnenprobe, der alte Graf Seestern, welcher nahe daran war durch starres Festhalten an seinem Adel das Lebensglück seiner Tochter zu vernichten, sind nebst andern, die ich übergehe, solche seltsame Exemplare in der Menschengesellschaft, die jeder aus eigner Erfahrung zu vermehren weiß. Die zuletzt genannte Novelle, reich an Charakteren und geschickten Verwicklungen und überraschend durch ihren unvorhergesehenen ergötzlichen und doch ernsten Ausgang, gehört übrigens zu dem Besten, was Tieck gedichtet hat. Der alte starre Graf war selbst in der Jugend ein nivellirender Schwärmer aus der Wertherzeit gewesen. Er hatte eine Bürgerstochter geliebt, diese aber dem Widerstreben seiner Familie ihre Liebe zum Opfer gebracht, und als er immer stürmischer ward, war sie heimlich fortgezogen und hatte einen Tischler geheirathet. Das Zusammentreffen mit seiner Jugendgeliebten macht nun den starren alten Herrn weich; die Entdeckung, daß sein Sekretär, der Freier seiner Tochter, seiner Geliebten Sohn sei, setzt die rein persönliche Neigung für den wackern jungen Mann in noch nähere Beziehung zu seinem Gemüthe; die gröbliche Enttäuschung endlich, als aus dessen Ahnen statt eines Adeligen nach den eröffneten Dokumenten ein Schneider geworden, führt gerade den schweren Entschluß zur

Weise. „Es ist ein Bürgerlicher“, sagt er, nachdem er sein systematisch ausgebildetes Vorurtheil überwunden, „aber meine Liebe zu ihm, meine Verehrung seiner herrlichen Mutter, die wie ein Schutzengel meine Jugend verklärt hat, seine edle Liebe zu meiner Tochter und seine reine Abkunft von einer Bürgerfamilie, die seit mehr als dreihundert Jahren beweisen kann, daß kein Unredlicher unter ihnen war, kein Unwürdiger, der dem Stamme Schande machte, — alles dieses hat mich nach reiflichem Nachdenken bewogen, von meinen bisherigen Grundsätzen abzuweichen und dieses Bündniß zu schließen“. Und damit doch auch dem Vorurtheile der höhern Stände sein theilweises Recht werde, läßt er schließlich den wackern Frimann noch in den Adelsstand erheben.

In der Ahnenprobe hat Tieck eine Menge von Personen, zum Theil höchst wunderliche Leute, und eine ziemlich complicirte Maschinerie in Bewegung gesetzt, daß es möglich wurde die Hände zweier Liebenden in einander zu legen. Einfacher machen es Heinrich und Clara in des Lebens Ueberfluß: das adelige Mädchen geht mit dem bürgerlichen Geliebten durch, und beide leben von der Liebe. Mit wahrhaft klassischem Humor schildert der Dichter in ergötzlicher Kleinmalerei den Kontrast äußeren Mangels mit der erhöhten Stimmung sentimentaler Schwärmerei und der Genügsamkeit jugendlichen Leichtsinns. Es ist die feinste und doch zugleich gutmüthigste Ironie gegen jene Ueberschwänglichkeit, die über dem Besitz des geliebten Gegenstandes die Erde vergißt und über des Lebens prosaische Bedingungen hinüberfliegt, welche der Liebe zu ihrem materiellen Bestande die Grundlage bieten. Die beiden zärtlichen Herzen sind in ihrem einsamen Stübchen unendlich glücklich, und geht auch ihr Geld zu Ende, so begnügen sie sich mit Brot und Wasser. Nun ists aber Winter; sie haben kein Holz;

da verbraucht Heinrich das Treppengeländer und endlich die Treppe selbst. Bis hieher ist die Erfindung originell und ergötzlich; die weitere Geschichte verläuft sich mehr ins Gewöhnliche. — Noch einfacher freilich ist die Gesellschaft, an welcher wir in Waldeinsamkeit Antheil nehmen; denn sie beschränkt sich zumeist auf einen einzigen Menschen, der in ein Jägerhaus mitten im Walde eingesperrt, nichts zu seiner Unterhaltung hat als die Reise des Olearius und ein Manuscript eines Wahnsinnigen, aber während dieses Aufenthaltes von Weltschmerz und krankhafter Sehnsucht nach Waldeinsamkeit gründlich geheilt wird. Der Dichter kehrt hier den Spott gegen sich selbst, indem er zugleich W. Schlegels Urtheil über seine Dichtungen anführt, welcher gesagt habe, in dem Gedichte Waldeinsamkeit, das im blonden Ekbert vorkommt, sei Tiecks ganze Poesie enthalten.

Alle bisher angeführten Novellen tragen irgend eine Wunderlichkeit zur Schau; einfach natürliche, die frei von Bizarrerie wie von Tendenz zum Gemüthe sprechen, wüßte ich aus der großen Fülle nur zwei zu nennen, den Weihnachtsabend und den Gelehrten. Jene enthält das Schicksal einer armen Frau, die aus bessern Verhältnissen durch Unglück jeder Art in die traurigste Lage gekommen und durch die unverhoffte Rückkehr ihres reich gewordenen Sohnes wieder gehoben wird. Der Gelehrte aber, eine meiner Lieblingsnovellen, schildert die durch die Ehe bewirkte Umwandlung eines Hypochonders in einen heitern geselligen Mann. Ich würde auch diesen Charakter zu den bizarren rechnen, wäre nicht Hypochondrie eine alltägliche Krankheit der Gelehrten. Die Denk- und Lebensweise des Mannes ist so natürlich dargestellt, daß man vermuthen möchte, Tieck habe an sich selbst die Studien gemacht. Ob freilich die Heirath sein Wesen so völlig umzugestalten vermöchte,

wie die Schilderung des Dichters uns glauben macht, darf man bei einem so ausgebildeten Hypochonder, der fünfzehn Jahre im Hause gewohnt, ohne des Hausherrn Töchter zu kennen, bezweifeln.

Neben den zahlreichen Novellen, in denen die Poesie ohne vorherrschende Tendenz, als freies Spiel, eine rein künstlerische Aufgabe verfolgte, stehen einige wenige, die der Dichter absichtlich darauf berechnet hat, sein Glaubensbekenntniß über diese oder jene Richtung des Zeitgeistes abzugeben. *Liebeswerben* zieht gegen den seichten Liberalismus zu Felde, gegen den Liberalismus der Leute, die nichts gelernt haben, aber den Kopf voll Verbesserungsideen tragen. Auch in *Eigensinn und Laune* begegnen wir solch einem jungen Manne, der auf der Universität nichts gelernt hat als Freiheitslieder zu singen, auf seine Vorgesetzten zu schimpfen und kleine Libelle zu schreiben. Aber der junge Brutus rechnet sich gerade den Vorwurf seines Pflegevaters zum Ruhm an. Diese Stubensitzerei, sagt er, dieß sogenannte Studieren, diese bis jetzt geforderten Kenntnisse sind es ja gerade, die den Menschen verderben, sein Gehirn verwirren und dem Geist seine Spannkraft nehmen. *Der Wassermensch* aber ist eine Persiflage auf die leidenschaftlichen Freiheitsmenschen des jungen Deutschlands. „Wo ist", läßt er den Geheimerath, den Vertreter seiner eigenen Ansicht, sagen, „unter den jetzigen Stimmführern ein einziger, der was ausführen könnte, was damals (zur Zeit der Befreiungskriege) ein Görres, Arndt, Steffens, selbst ein wundersamer Jahn für die gute Sache thaten? Und so manche Helden der Schlacht nicht einmal zu nennen. Doch diese sind den Neuesten schon veraltet, und ich fürchte, sie sind ihnen zu patriotisch. Denn was kann denn ihr literarisches Treiben, das eigentlich ohne Gegenstand ist, Großes hervorbringen?" Aber Florheim, der

Fanatiker des modernen Freiheitsbegriffs, läßt seine Braut im Stich und geht nach Paris. Ich nehme, sagt er, mein Vermögen mit mir, und verlache dort in fester Sicherheit die Vernichtung alles dessen, wie Sie hoch und unantastbar nennen.

Wie in diesen und gelegentlich auch in andern Novellen Tieck, gleich den übrigen hervorragenden Männern aus den Jahren der Freiheitskriege, unverholen seine Abneigung gegen den französirenden Liberalismus kund gibt, so benützte er gleichfalls die Novellenform, um die traurigen Folgen jener Ueberspanntheit zu entwickeln, die in der Ehe eine Entwürdigung des Weibes erkennt. Bei mehrern seiner Jungfrauen wiederholt sich der Abscheu gegen eine Verbindung der Geschlechter, die durch Religion geheiligt, den sittlichen Fortbestand der Menschheit bedingt; so namentlich bei Vittoria Accorombona und bei Emmeline in Eigensinn und Laune. Wer es übersieht, welche Folgen der Dichter an diese Verirrung knüpft, kann ihn leicht selbst für einen Verfechter der freien Liebe nehmen, weil die Gründe im Munde schöner Frauen, die an der wahren Liebe der Männer zweifeln, mehr als bloßen Schein von Ueberredung haben. Denn es liegt in der unbedingten Hingabe einer freien, schönen, edlen Persönlichkeit in der That etwas Tragisches, das eben nur durch die unbedingte Liebe von beiden Seiten wieder aufgehoben wird. Verfolgt man aber den schrecklichen Lebensgang jener übermüthigen Emmeline weiter, wie sie von Stufe zu Stufe bis zum entehrendsten Gewerbe herabsinkt, so begreift man wohl, wie dem Dichter gerade diese Novelle den Haß derer zuzog, die von Emanzipation des Weibes als von einer Lebensfrage der Gesellschaft schwatzten. — Inzwischen kann an diesem widerlichen Bilde socialer Verirrung keine Partei ein ästhetisches Wohlgefallen haben, weil es die Folgen weiblichen Uebermuthes allzusehr ins Grelle malt. Die Verlobung der

gegen werden die Gegner der geräuschvollen Frömmigkeit, die sich den Anschein der stillen gibt, allerdings ebenfalls mit einer gewissen Schadenfreude lesen, wie sie jede Parteischrift hervorruft, aber diese Schadenfreude liegt doch nicht außerhalb der Schranken des Schönen, weil an die falsche Richtung keine widrigen Folgen geknüpft sind. Die Verlobung ist im Jahre 1823 geschrieben und gibt bei alledem ein Konterfei aus der unmittelbarsten Gegenwart. Voll sittlichen Unwillens sah Tieck den Geist der Selbstgefälligkeit mit der Religion ein Bündniß schließen, dessen ungesunde Frucht die Scheinheiligkeit ist. Dieser Same hat wie jedes Unkraut, zumal seitdem ihn der Wind der Hofgunst weit umhergestreut, mit reißender Schnelligkeit fortgewuchert, und während er in den obern Schichten der verbildeten Gesellschaft seinen natürlichen Boden hatte, bereits vielfach auch in den Thälern Platz gegriffen. Den Pietismus kann man nicht mehr mit Novellen bekämpfen, nachdem er sich mit der Gewalt verbrüdert und politische Macht erlangt hat. Auch er ist eine Ausartung der Romantik, auf protestantisches Gebiet übertragen, während die ersten poetischen Schwärmer den Seelenfrieden ausschließlich im Katholicismus glaubten erwerben zu können. Die süße Poesie des stillen Gemüths in der Wirklichkeit suchen oder erschaffen zu wollen, hat Tieck schon in der Sommerreise für einen Misverstand erklärt; leider ist er den versprochenen Nachweis, wie aus dem besonnenen protestantischen Walther mit vollem Ernst und ganzem Herzen ein Bekenner der katholischen Lehre geworden, und umgekehrt aus dem verliebten Schwärmer, dem Verfechter des Katholicismus, ein protestantischer Eiferer, uns schuldig geblieben. Heutzutage sind diese beiden Kämpen in freundlichen Bund getreten zur gemeinsamen Bekämpfung eines Dritten, der ihr beiderseitiges Gebiet bedroht; sollte es ihnen einmal gelungen sein diesen zu

vernichten, so würden sie nachher aufs neue beginnen sich in alter Weise mit ihren rostigen Waffen zu zerfleischen."

Unter allen Tendenzen aber, welche Tiecks Novellen gelegentlich oder geflissentlich verfolgen, kommt keine auch im entferntesten der literarischen nahe. Literatur war ja der wichtigste Gegenstand der Unterhaltung in guter Gesellschaft: so fügten sich dergleichen Betrachtungen seiner Novellenpoesie, die in diesen Zirkeln spielte, ganz natürlich ein; Literatur war aber auch die rechte Herzensangelegenheit unsres Dichters: so drängte es ihn allenthalben über diese oder jene literargeschichtliche Erscheinung Mittheilung zu machen oder über eine Richtung des poetischen Geschmacks seine Meinung zu sagen. Darum sind auch für den Literarhistoriker und Aesthetiker die Tieckischen Novellen von besonders hohem Interesse. Bald theilt er einige hieher gehörige Anekdoten mit, wie in Uebereilung, bald zerlegt und beurtheilt er Gedichte, wie im Wassermenschen den Taucher von Schiller und den Fischer von Göthe, bald macht er uns bekannt mit schriftstellerischen Persönlichkeiten, wie mit dem alten Cramer in Meiningen in der Sommerreise, bald versetzt er uns zurück in bedeutende Literaturepochen und führt die längst verklungenen Zeiten herauf, daß wir den armen Camoens sterben sehen, und den genialen William als Knaben beim glanzvollen Feste der Königin weilen oder als jungen Mann unter seinen literarischen Zeitgenossen.

Für eine Novelle größern Umfangs muß ich hier einige Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, weil sie in weiterem Umfang ästhetische Bestrebungen vor uns aufrollt, ich meine den jungen Tischlermeister. Obwohl erst 1836 im Buchhandel erschienen, war diese Dichtung doch ihrem Entwurfe nach bereits 1795 entstanden, unter dem Einflusse Wilhelm Meisters, dessen vier erste Bücher in demselben Jahre herauskamen. Tieck selbst

allerdings erwähnt nichts von jener Einwirkung, vielleicht daß ihm nach einundvierzig Jahren, die zwischen Entwurf und Vorrede liegen, dieselbe nicht mehr in der Erinnerung war; vielmehr führt er seine damalige Begeisterung für des Cervantes Novellen an, welche dem jungen Tischlermeister völlig unähnlich sind. Zum Meister dagegen stimmt des Haupthelden Bildung und Persönlichkeit, der Verkehr des Bürgerlichen mit vornehmer Gesellschaft, seine Vorliebe fürs Theater, sein Dilettantismus als Schauspieler; Mittelpunkt der Novelle, wie dort des Romans ist die Darstellung und Besprechung eines berühmten dramatischen Stücks; bei Göthe des Hamlet, bei Tieck des Götz von Berlichingen, für welchen der Jüngling schwärmte. Der Dichter selbst sagt uns, es habe sich beim Entwurfe der Wunsch lebhaft geregt, klare und bestimmte Ausschnitte unsres ächten deutschen Lebens, seiner Verhältnisse und Aussichten wahrhaft zu zeichnen. Erst 1811 habe er die Ausarbeitung begonnen, die sich jetzt mehr ausgedehnt habe und bunter ausgefallen sei, als es im ersten Entwurfe gelegen. 1819 sei das Werk der Presse übergeben worden, welches nun erst 1836 vor die Augen des Publikums trat. So theilte es mit dem Meister denn auch die Zufälligkeit des langsamen Entstehens und der allmählichen Erweiterung. Tieck hat sich bei dieser Gelegenheit in seinen Motiven selbst wiederholt; denn nachdem er den Götz zur Darstellung gebracht, knüpft er daran — ein offenbarer späterer Zusatz — unter breiter Entwicklung seiner Ansichten über den Werth der altenglischen Bühne die Aufführung der Shakspearischen Komödie: Was ihr wollt, und dann wie zum warnenden Exempel mit möglichstem Spektakel die der Räuber, wobei auch des Försters Jagdhunde mitwirken müssen und der Schauspieler Ehrenberg die Rollen des Karl und Franz Moor zugleich übernimmt. Auch dieser Abschnitt scheint dem ursprüng-

lichen Plane fremd und durch Göthes Mißhelligkeiten auf der Weimarer Bühne mit dem Hund des Aubri (1817) einerseits, dann aber durch das Virtuosenthum der Schauspieler entstanden zu sein, das sich wirklich auf die Zusammenfassung jener zwei Hauptrollen ihres Lieblingsstückes geworfen hatte. Dagegen spricht aus der romantischen Begeisterung Leonhards für das Frankenland, insonderheit für Bamberg und Nürnberg, das er in heiliger Andacht wie ein Wallfahrer besuchen will, aus seiner Anhänglichkeit an das Zunftwesen gegenüber den Fabriken, aus seiner Freude an Volksfesten, Aufzügen, Prozessionen, Musik und Tanz, aus seiner Polemik gegen das moderne Humanitätszeitalter, welches wohl dann an der Ecke lauernd stehe, wenn unsre Bauernweiber erst an Nervenschwäche litten, mit seinen alten Lieblingsansichten der Jüngling. Auch die Figur seines Haupthelden, des Tischlermeisters, ist, obschon Gesellen und Lehrlinge mit über Tisch essen, mehr ein idyllischer Traum eines Idealisten, als eine Person von Fleisch und Leben. Leonhards Bildung, welche ihn in den Stand setzt, noch heute den Homer in der Ursprache zu lesen — denn er hatte die gelehrte Schule durchgemacht und war vom Vater zum Studieren bestimmt gewesen — wird sich schwerlich vertragen mit einem unendlichen Vergnügen am Mechanischen, die ihn nebst einem großen Reisetrieb bestimmte aus freiem Antriebe das Tischlerhandwerk zu wählen. Die Verwandtschaft zur Kunst, ohne doch Kunst sein zu wollen, war es, die ihn zu seinem Handwerk zog. Mit diesem Talent, dieser Entwicklung, diesem Geschmack, dieser Kunstbegeisterung, diesem stillen sinnenden Wesen wäre, ich wette, nicht einer unter hundert Jünglingen ein Tischler geworden. Auch weiß man in der That nicht, wozu dem Dichter das Handwerk nützt, das er seinem Lieblinge nur gegeben, damit er sich während der ganzen Erzählung vom Handwerk ent-

fernt hält und mit schüchterner Eitelkeit in der vornehmen Gesellschaft seinen Stand verbirgt. Es ist hier Tieck mit seinem Leonhard ergangen, wie in neuester Zeit Gutzkow mit seinem Louis Armand; beide kokettiren bloß mit dem Tischlergewerke.

Auch unter den übrigen Mitspielern der Novelle hat uns Tieck in seiner Weise nur allzuviele sonderbare Menschen nahe gebracht und den Endzweck „klare und bestimmte Ausschnitte unsres deutschen Lebens" zu zeichnen ziemlich außer Augen gelassen. Was soll uns der linkische Magister Fülletreu, der aus Liebe zur freundlichen jungen Frau Meisterin verrückt wird, und nachdem er lange gefaselt, erst im Irrenhause beim Unterrichte der Kinder sich wieder findet? Was soll uns der irre Daniel, der über die Bibel verrückt geworden und im Propheten Daniel die Quintessenz aller Weisheit sucht? Was soll uns der Herrnhuter Lamprecht und der periodische Narr Franke, der sich gegenwärtig einbildet ein Sohn Friedrichs II. und dazu ein Jude zu sein? was der wüste rohe Wassermann, der aufgezwungene Bräutigam der ländlichen Kunigunde? Und diese Kunigunde selbst, eine an sich reizende Gestalt, können wir dem Dichter glauben, daß sie ein Bauernmädchen aus der Gegend von Bamberg ist? Einem Adel mit einem Firniß feinen Anstandes und leeren Scheines bei gründlicher Unwissenheit, wie sie im Grafen Bitterfeld, oder mit Unkenntniß der vaterländischen Talente neben französischem Geschmack, wie sie in den vornehmen Gästen, die der Aufführung des Götz beiwohnen, uns vor Augen tritt, mag man heute noch in allen Gauen Deutschlands begegnen, eben so gut wie dem Krautjunkerthum, das an der karrikirten Darstellung der Räuber sein Wohlgefallen hat. Auch hatte Göthe bereits ein Vorbild zur Zeichnung der sogenannten guten Gesellschaft im Meister geliefert. Aber diese Schichten dürfen bei Darstellung deutschen Lebens nicht maßgebend sein.

Vermag ich also in dem Zusammenwirken so vieler barocker Persönlichkeiten kein gelungenes Conterfei unserer Bildungszustände zu entdecken, so hat doch hinwiederum diese Novelle, wenn man den geringern Maßstab geschmackvoller und belehrender Unterhaltung anlegt, vor vielen andern ihre bedeutenden Vorzüge. Leonhards Neigung zu ästhetischen Betrachtungen gibt Anlaß zu Gesprächen über das Verhältniß der Kunst zum Handwerk, über die Entstehung genialer Kunstschöpfungen; seine Liebe zum Theater und die seines adeligen Freundes läßt an der Hand der drei dramatischen Hauptdichter Göthe, Shakspeare und Schiller wie ungesucht eine Fülle gehaltreicher Bemerkungen über dramatische Poesie und Bühnenwesen zu Tage fördern; die zahlreiche Gesellschaft aus allerlei Gästen, die sich zu den dramatischen Aufführungen im Schlosse versammelt, so wie die weitere Reise Leonhards durch sein liebes Frankenland, gibt vielfache Gelegenheit zur Zeichnung der verschiedenartigsten männlichen und weiblichen Persönlichkeiten, die fein gedacht und entwickelt, Bewegung und Leben in die einfache Geschichte bringen. Genau genommen ist das Ganze eine Reisebeschreibung in Novellenform, welche auch sonst unser Dichter gerne gewählt hat. Nichts von dem Allen, was an Leonhard von Personen oder Ereignissen herankommt, überschreitet die Bedeutung eines interessanten oder komischen Abenteuers, nicht einmal sein erschütterndes Wiederfinden der frühern Geliebten. Welt und Leben üben an den bereits fertigen Charakteren keine umgestaltende Wirkung, außer daß sie ein paar Mädchen unter die Haube bringen, daß sie die Kokette, wie es häufig geht, in eine Fromme wandeln und die beiden Haupthelden mit Kindern beglücken. Die Dichtung gibt sich ja für keinen Roman, wie Meister, sondern trotz der ähnlichen äußern Anlage für eine Novelle.

14.

Historische Novellen. Schluß.

Es bleibt mir noch übrig, auf seine historischen Novellen einen Blick zu werfen. Es sind acht an der Zahl, alle gediegen und spannend mit Ausnahme des wiederkehrenden griechischen Kaisers, einer Geschichte, die durch die Witzeleien des Hofnarren, durch die langen Reden, durch die wenig glücklichen Schilderungen der Volksbewegung, durch die gedehnte Darstellung, ja schon durch den uns allzufern liegenden Stoff ziemlich langweilig wird. Von den übrigen sieben gehören vier ausschließend der Schilderung merkwürdiger Lebensmomente von Dichtern an. Der Tod des Dichters beschreibt die letzten Lebenstage des Verfassers der Lusiaden Camoens im Zusammenhang mit dem unglücklichen Feldzuge des ritterlichen aber unbesonnenen jungen Königs Sebastian, ein Unternehmen, das durch seinen tragischen Ausgang großes Unheil über Portugal brachte. Man hat in neuester Zeit vom Standpunkt historischer Kritik ausgehend über sämmtliche geschichtliche Novellen Tiecks den Stab gebrochen; man hat ihm Unfähigkeit vorgeworfen die Zeitalter zu sondern und die Formen des Empfindens, Denkens und Redens, die er den Personen geliehen, als völlig in der Luft schwebend und keinem Zeitalter angehörig verurtheilt. Als wäre es Aufgabe des Poeten Geschichte zu schreiben und nicht vielmehr, angeregt durch die Geschichte, des eigenen Geistes Gedanken und Gestalten frei zu produciren. Wiegt im Dichter der historische Sinn vor, nun wohl, so mag er wie Walter Scott historische Romane schreiben, ja sogar wie Trautmann von der alten Zeit ihre Sprache borgen. Aber ein Vorwurf

der seine Waffen rein aus der Rüstkammer der Geschichte holt, kann auf der andern Seite nimmermehr den Dichter treffen, bei welchem etwa das philosophische oder ästhetische Element vorherrschend ist. Jeder Dichter hat überall die Befugniß als Sohn seiner eigenen Zeit die in dieser geltenden Vorstellungen wo er will, wenn nur nicht in abgeschmackter und den selbstgeschaffenen Figuren widersprechender Weise, zur Geltung zu bringen. Sonst werfe man nur gleich Sophokles und Euripides, sammt Shakspeare und Schiller unter den Plunder. Will unsre realistisch-gelehrte Gegenwart Geschichte studieren, statt sich an den unmittelbaren Gaben der Poesie zu erheitern, so gehe sie bei den Historikern in die Schule und überlasse unangerührt die dichterischen Gebilde einer vielleicht wieder genußfähigern Nachkommenschaft. Mögen immerhin die Personen Tiecks in seinen historischen Novellen denken und reden, wie die feingebildete Theegesellschaft im Phantasus, nun wohl, so frage ich, ist denn solches Reden unkünstlerisch und von poetischer Seite verwerflich? Hat es in der Zeit, in welcher Hamlet spielt, einen solchen Grübler gegeben und in Philipps Tagen einen Marquis Posa? Derartige Kritik ist der wahre Todschlag selbständiger Poesie, die aus der Geschichte nichts als den Schein, aus dem eigenen Urquell des Schaffens aber den Gehalt zu nehmen hat. Wird jene Beurtheilungsweise im Stande sein ihre diktatorischen Aussprüche vollends zur Herrschaft zu bringen, so reiche man die Leier nur lieber gleich dem Geschichtschreiber. Es ist wahr, die Gräfin Katharina im Tode des Dichters, Frau Denifel im Hexensabbath, Vittoria in der Accorombona sind durch und durch mit moderner Bildung getränkt und verrathen Anschauungen und Gefühle, die in dieser Ausdehnung und Fassung als reife Früchte nur vom Baum unsres Jahrhunderts fallen können. Aber bleiben sie darum weniger schöne weibliche

Gestalten? treten sie als ungehörig heraus aus ihrer nicht minder der modernen Denkart angenäherten Umgebung? Die Poesie übt ihren Zauber aufs Menschenherz gerade dadurch, daß sie die alten Zeiten als verwandte der Gegenwart nahe bringt. Zudem ist ja zu jenen Dichternovellen namentlich der Stoff aus Zeitaltern hoher Geistesentwicklung herübergenommen. Sollten damals gebildete Geister wirklich so grundverschieden empfunden und gedacht haben, weil sie ihren Gefühlen und Gedanken eine etwas andere Sprache geliehen als der idealisirende moderne Dichter? Unbestochen und unbeirrt von den Machtsprüchen jetziger Stimmführer wage ichs, den Tod des Dichters sowie die drei Novellen, die sich auf Shakspeare beziehen, das Fest zu Kenelworth, der Dichter und sein Freund und Dichterleben, für treffliche Novellen zu erklären. Eigene Begabung, Begeisterung für die Kunst, Liebe zu seinem Gegenstand führte hier vor Allem dem Dichter den Griffel, und die wundervolle Melodie der Sprache, die elegische Weichheit der Darstellung, die kein Späterer erreicht hat, gaben der psychologischen Feinheit seiner Entwicklung einen Zauber, den keine mißliebige Kritik aus den Augen des unbefangenen Lesers zu bannen im Stande sein wird. Was liegt nicht schon in den alten Blättern, „den Seelen zu Gedichten", die er im Tode des Dichters mittheilt, für eine Zartheit und Tiefe! Man dürfte sie nur in Verse bringen, so würden aus diesen fragmentarischen Gedanken philosophischen, pantheistischen, sentimentalen Inhalts die schönsten Gedichte werden. Sodann ist der Tod des Dichters, welcher nach mancherlei abenteuerlichen Schicksalen in weiter Ferne nun arm und unerkannt in der Heimath weilt, kunstvoll mit der gefährlichen Lage seines Vaterlands verwoben, das er von Kind auf geliebt und in dem reifsten Werk seines Lebens verherrlicht hatte; das Privatleben des Einzelnen ist

dadurch seiner engen Beschränktheit enthoben und auf die Weltbühne versetzt.

In den Shakspearenovellen aber wie weiß er für den Knaben zu gewinnen, und an den noch unberühmten Jüngling zu fesseln, der seiner eigenen Ueberlegenheit über den gefeierten Marlow und Green sich noch gar nicht bewußt ist! Kein moderner Dichter oder Kritiker kann sich berühmen gründlichere Studien über Shakspeare und seine poetischen Zeitgenossen gemacht zu haben, und dennoch zucken sie von ihrem historischen Standpunkt aus selbst über diese Dichtungen die Achsel. Wie lebhaft treten die Gestalten in dem Aelternhause des Knaben uns entgegen, der strenge und beschränkte Vater, die vermittelnde Mutter, die an Jahren überlegene heitere Johanna, die nachherige Frau des Dichters, dann sein kindliches Verlangen mit den Andern das glänzende Fest der Königin zu schauen, sein Entzücken beim Anblick Warwicks und der andern Schlösser, seine Erinnerung an die alten Sagen! Und wie sinnig ist sein Mitspielen als Echo und sein Zusammentreffen mit Elisabeth motivirt, deren Geschenk dem künftigen Poeten und Schauspieler schon zum voraus die Weihe gibt! — Im zweiten Stück dieser Novellentrilogie sehen wir den bescheidenen, verständigen und maßvollen jungen Mann mit den berühmtesten damaligen Größen, dem stolzen und leidenschaftlichen Marlow und dem haltlosen gemüthlichen Green, wider seinen Willen sich in Kunstgespräche verwickeln; wir werden bekannt gemacht in der Literatengesellschaft mit den andern Stimmführern des Tages, auch mit dem spekulativen Theaterdirektor Henslow; und hören, wie der wüste neidische Marlow wider Willen vor seinem Untergang den neuen Stern anbetet, der am Himmel der Poesie über England aufgegangen. — Führt uns der Schluß dieser Novelle mit dem leidenschaftlichen Bewunderer Shakspeares, dem

Grafen Southampton, zusammen, so entwickelt der Dichter und sein Freund das Verhältniß beider jugendlicher Männer, zuerst in der Blüthe enthusiastischer Freundschaft, dann gestört durch die gemeinsamen Gefahren der Verführung, später wiederhergestellt und verbunden mit den Beziehungen des bereits anerkannten Dichters zu seinen Angehörigen in Stratford, die er vor Jahren im unbewußten Drange nach seiner Lebensaufgabe verlassen hat. So bilden diese drei Novellen zusammengehörige Gemälde aus Shakspeares sagenhafter Jugendgeschichte, mit möglichster Treue entworfen, in Nebenpartien erweitert und mit liebender Hingabe an den Genius durchgeführt, dem Tieck sein Leben lang gehuldigt und geopfert hat. Als die schwächste unter den drei Dichtungen erscheint mir die letzte; denn wenn schon das zweideutige Verhältniß zweier Freunde zu einer Buhlerin ein ästhetischer Vorwurf von zweifelhaftem Werthe ist, so stören uns auch einige Personen, die nicht zur Sache gehören, wie Camden und Cuffe, oder die durch ihre lächerliche, barocke Natur unangenehm auffallen, wie der Phantast Baptista, der aus der Physiognomie den Stand der Menschen errathen will, oder Florio, der wunderliche Sprachmeister, welcher die Sprachen durcheinandermengt. Es gehört einmal zu Tiecks Manier, witzelnde Leute einzuführen, die dem Leser mit ihrer Redseligkeit zur Last fallen. Freilich hat er auch da seinen Shakspeare zum Muster; aber selbst Shakspeares Wortwitze erhalten nur als Auswuchs der Zeit eine Entschuldigung.

Die drei noch übrigen historischen Novellen haben das gemeinsame Merkmal, daß die dargestellten Begebenheiten dem Boden allgemeiner Geistes- und Sittenverwirrung entsprossen sind. Der Aufruhr in den Cevennen und der Hexensabbath beleuchten das schauerliche Gebiet religiösen Aberglaubens, den in lichten Zeiten wohl die Klugen belächeln, aber wenn er

einmal zum Fanatismus herangewachsen, als schreckhaftesten Dämon zu fürchten haben; Vittoria Accorombona aber, Tiecks letzte größere Dichtung, schildert in Verbindung mit dem tragischen Geschick einer geistvollen Frau eine Epoche italienischer Geschichte, in welcher Gesetz und Ordnung der Wuth zügelloser Parteien zum Opfer gefallen war.

Der Aufruhr in den Cevennen wurde im Jahr 1820 begonnen, nachdem er dazu bereits 1806 auf der Rückreise aus Italien durch drei Schauspiele Sinclairs war angeregt worden. Die Novelle war auf vier Abschnitte berechnet, von denen aber leider nur die beiden ersten 1826 erschienen sind. Ich kann nicht sagen, was ihm die Freude an dieser Dichtung verleidet hat, da das Publikum wenige seiner Schöpfungen mit derselben ungetheilten Theilnahme begrüßte. Indeß gibt auch die vorhandene Hälfte einen genügenden Einblick in die Verirrungen und Greuelthaten der Fanatiker und ihrer Verfolger. Die Erzählung ist so reich an einzelnen Zügen, daß ich sie nicht einmal andeutungsweise berühren kann. Die anziehendste Episode bleibt wohl das Zusammentreffen Edmunds mit dem Geistlichen in einem Thal, das bisher noch von den Schrecknissen des Kriegs freigeblieben war, und die weitern Folgen, welche sich daran knüpfen, bis zum Tode jenes edlen und verständigen Pfarrers, mit welchem das Fragment abschließt. Bei seiner besondern Neigung und Geschicklichkeit zu Schilderung extravaganter Menschen und Zustände ist es Tieck ganz besonders gelungen jene Schwärmer zu zeichnen, die an die Gabe der Weissagung glaubten, und bei der ansteckenden Kraft aller Geisteskrankheiten auch manche ihrer frühern Gegner mit in ihren Wahnsinn verwickelten. Verfolgt und gehetzt von der bürgerlichen Gewalt, bestärken sie sich nur immer mehr im Glauben an die Göttlichkeit ihres Berufs und ihrer Sendung und ver-

gelten Grausamkeit mit Grausamkeit; sengend und mordend streifen sie vom Versteck des Gebirgs herab ins Land; zu den verirrten Frommen gesellt sich unreines Raubgesindel und befleckt die bessere Sache noch durch gemeine Verbrechen. Ein düsteres Gemälde von Anfang bis zu Ende, nur selten durch einzelne Lichtblicke zum Theil matten Scherzes erleuchtet. Vielleicht daß das Trübselige des Stoffes dem Dichter die Freude nahm ihn zu Ende zu führen. Wegen der fragmentarischen Gestalt dieser Dichtung sind wir zu einem Endurtheil darüber allerdings nicht berechtigt; doch wird es erlaubt sein einen Zweifel auszusprechen, ob sich das Ganze hätte zu einem befriedigenden Ausgang führen lassen. Denn es gewährt wohl ein schauerliches Vergnügen die Ueberschwemmung wachsen zu sehen und auf die Brandung zu starren, aber traurig stimmt den Beobachter nachher der Anblick der Verheerungen, wenn der Fluß wieder in alter Weise weiter zieht. Der Dichter scheint mir in dieser Novelle zu viel mit Massen zu operiren; so schwindet uns in dem Tumulte der besondere Antheil an den Schicksalen des Parlamentsraths und seiner Familie, und da es wiederum auch dem Hauptleiter der Bewegung an fester Zeichnung fehlt und allzuviel des Unglaublichen auf den einen gehäuft ist, so läuft man Gefahr sich in dem Labyrinthe von Unvernunft zu verlieren. Bei all ihrem Ruhme würde ich mir diese Novelle, auch wenn sie vollendet wäre, schwerlich zum Lieblingsbuch auserseben.

Weit besser ist die Vertheilung von Licht und Schatten im Hexensabbath, einer Dichtung, welche ebenfalls die grause Gewalt des Aberglaubens zum Gegenstand hat, aber unendlich sicherer und übersichtlicher. Als vages Gerücht beginnt er, belächelt von den Gebildeten; von der Begehrlichkeit wird er als Mittel gebraucht durch Furcht zur Sünde zu treiben; als sich aber hier der Wahnsinn und dort die Bornirtheit, die im Be-

einmal zum Fanatismus herangewachsen, als schreckhaftesten Dämon zu fürchten haben; Vittoria Accorombona aber, Tiecks letzte größere Dichtung, schildert in Verbindung mit dem tragischen Geschick einer geistvollen Frau eine Epoche italienischer Geschichte, in welcher Gesetz und Ordnung der Wuth zügelloser Parteien zum Opfer gefallen war.

Der Aufruhr in den Cevennen wurde im Jahr 1820 begonnen, nachdem er dazu bereits 1806 auf der Rückreise aus Italien durch drei Schauspiele Sinclairs war angeregt worden. Die Novelle war auf vier Abschnitte berechnet, von denen aber leider nur die beiden ersten 1826 erschienen sind. Ich kann nicht sagen, was ihm die Freude an dieser Dichtung verleidet hat, da das Publikum wenige seiner Schöpfungen mit derselben ungetheilten Theilnahme begrüßte. Indeß gibt auch die vorhandene Hälfte einen genügenden Einblick in die Verirrungen und Greuelthaten der Fanatiker und ihrer Verfolger. Die Erzählung ist so reich an einzelnen Zügen, daß ich sie nicht einmal andeutungsweise berühren kann. Die anziehendste Episode bleibt wohl das Zusammentreffen Edmunds mit dem Geistlichen in einem Thal, das bisher noch von den Schrecknissen des Kriegs freigeblieben war, und die weitern Folgen, welche sich daran knüpfen, bis zum Tode jenes edlen und verständigen Pfarrers, mit welchem das Fragment abschließt. Bei seiner besondern Neigung und Geschicklichkeit zu Schilderung extravaganter Menschen und Zustände ist es Tieck ganz besonders gelungen jene Schwärmer zu zeichnen, die an die Gabe der Weissagung glaubten, und bei der ansteckenden Kraft aller Geisteskrankheiten auch manche ihrer frühern Gegner mit in ihren Wahnsinn verwickelten. Verfolgt und gehetzt von der bürgerlichen Gewalt, bestärken sie sich nur immer mehr im Glauben an die Göttlichkeit ihres Berufs und ihrer Sendung und ver-

gelten Grausamkeit mit Grausamkeit; sengend und mordend streifen sie vom Versteck des Gebirgs herab ins Land; zu den verirrten Frommen gesellt sich unreines Raubgesindel und befleckt die bessere Sache noch durch gemeine Verbrechen. Ein düsteres Gemälde von Anfang bis zu Ende, nur selten durch einzelne Lichtblicke zum Theil matten Scherzes erleuchtet. Vielleicht daß das Trübselige des Stoffes dem Dichter die Freude nahm ihn zu Ende zu führen. Wegen der fragmentarischen Gestalt dieser Dichtung sind wir zu einem Endurtheil darüber allerdings nicht berechtigt; doch wird es erlaubt sein einen Zweifel auszusprechen, ob sich das Ganze hätte zu einem befriedigenden Ausgang führen lassen. Denn es gewährt wohl ein schauerliches Vergnügen die Ueberschwemmung wachsen zu sehen und auf die Brandung zu starren, aber traurig stimmt den Beobachter nachher der Anblick der Verheerungen, wenn der Fluß wieder in alter Weise weiter zieht. Der Dichter scheint mir in dieser Novelle zu viel mit Massen zu operiren; so schwindet uns in dem Tumulte der besondere Antheil an den Schicksalen des Parlamentsraths und seiner Familie, und da es wiederum auch dem Hauptleiter der Bewegung an fester Zeichnung fehlt und allzuviel des Unglaublichen auf den einen gehäuft ist, so läuft man Gefahr sich in dem Labyrinthe von Unvernunft zu verlieren. Bei all ihrem Ruhme würde ich mir diese Novelle, auch wenn sie vollendet wäre, schwerlich zum Lieblingsbuch ausersehen.

Weit besser ist die Vertheilung von Licht und Schatten im Hexensabbath, einer Dichtung, welche ebenfalls die grause Gewalt des Aberglaubens zum Gegenstand hat, aber unendlich sicherer und übersichtlicher. Als vages Gerücht beginnt er, belächelt von den Gebildeten; von der Begehrlichkeit wird er als Mittel gebraucht durch Furcht zur Sünde zu treiben; als sich aber hier der Wahnsinn und dort die Bornirtheit, die im Be-

sitz der Gewalt ist, mit dem Dämon verbunden und der leichtgläubige Pöbel in Aufregung gebracht ist, da streckt der wüthige Fanatismus seine Krallen gegen die Unbefangenen aus und führt die arglose Unschuld auf den Scheiterhaufen. Unbegreiflich ist es mir, wie ein neuester Kritiker diese Dichtung eine mißlungene Studie nennen kann. Es sondern sich in diesem Gemälde klar und licht die Gruppen der Gesellschaft; hier die Freisinnigen, Kunstliebenden, Geistreichen, die vermöge ihrer hohen Bildung die Wiederkehr alten Unsinns in einem erleuchteten Zeitalter für unmöglich halten und in anmuthiger Geselligkeit, in Beschäftigung mit Kunst und Literatur Ersatz suchen für die Wunden, die auch ihnen das Leben geschlagen; auf der andern Seite die Frömmigkeit mit ihren Stiefschwestern, der Scheinheiligkeit, der Dummheit, der Herrschsucht. Die Arglosen, sicher in ihrem reinen und unbefangenen Walten, ahnen weder noch meiden sie den Schein, den mit Lästerzungen Bosheit und Verleumdung auf sie zu werfen geschäftig ist, bis sie sich ohne Entrinnen im Netze verstrickt sehen. — Es ist so viel Wahrheit und Unmittelbarkeit in dem Bilde der liebenswürdigen Frau Dentsel und ihrer Umgebung. Wer je so glücklich war mit bedeutenden Frauen in Verbindung zu kommen, die durchs Schicksal geprüft, sich mit Kraft des Geistes und Gemüths in Entsagung geübt und doch die Empfänglichkeit für die schönsten Lebensfreuden gewahrt haben, der wird gewiß sich gern an der Vorliebe des Dichters für diese edle Gestalt betheiligen. Frau Katharina Dentsel, eine schöne Frau von sechsunddreißig Jahren, eine blendende Gestalt mit großen braunen Augen, früher wider ihre Neigung durch den Vater einem alten rohen Manne anvermählt, ist seit zwölf Jahren Wittwe. Sie hat die Hoffnungen der Jugend längst begraben in einer Ehe voll Schmerz und Erniedrigung, aber sie hat auch die

Trauer und Wehmuth überstanden und aus dem Schiffbruch des Lebens die Heiterkeit gerettet, weil sie zwar ohne Ansprüche an die Zukunft ist, aber ihr bestes Selbst nicht verlieren kann. Darum sind ihr Gedicht und Gesang so lieb, Gespräch und Gedanke, edle Menschen und Bücher, weil kein irdisches Bedürfniß sie an sie knüpft und keine Erwartung einer andern Erfüllung, die noch außerhalb dieser zarten Freuden liegt. Aber die Welt deutet ihr das Beste zum Schlimmen aus, macht ihr die Kunst zum Verbrechen und mißdeutet die heitern geselligen Zirkel, zu denen sich begabte und sinnreiche Menschen in ihrem Hause zu versammeln pflegen. Kein Wunder, da selbst ein neuester Recensent, obendrein selbst ein geistreicher Mann, ihre Geselligkeit mit dem Beiwort einer leichtsinnig frivolen bedacht hat. Diesem erleuchteten Kreise, in welchem besonders der kindlich liebenswürdige alte Dichter und Maler Labitte, der aus dem Stegreif Märchen producirt und von poetischen Träumen überfließt, der edle alte Ritter Beaufort und sein Sohn Friedrich hervorragen, und der kluge, ungläubige, lüsterne Dechant, eine echte Pfaffennatur, eine zweideutige Rolle spielt, — diesem Kreise gegenüber, sage ich, steht der unwissende fanatische Bischof, der sich für einen tiefen Menschenkenner achtet, ein Mann voll Beschränktheit und Eigensinn. Erst dient die Geschichte von den Hexen im Dorf als müßige Unterhaltung der Gesellschaft; nun hat sich aber im Anfalle des Wahnsinns die heilige Gertrud selbst als Hexe dem Bischof angegeben, der in seiner Beschränktheit der Verrückten Glauben schenkt; das Märchen wird zur ernsten Geschichte, und die Faseleien einer wahnwitzigen alten Sünderin ziehen, da der weltliche Arm aus Gleichgültigkeit und Eigennutz dem geistlichen nicht Einhalt thun mag, die besten Menschen ins Verderben, und die dem Feuertod entrinnen, wenigstens in Noth und Elend. — Diese Novelle

hat; so schauerlich sie im Ganzen ist, bei alledem etwas unendlich anziehendes und fesselndes, gerade wie ein Trauerspiel, obschon die Großen und Guten im ungleichen Kampf mit Bosheit und Albernheit unterliegen. Oder sollte mich etwa die Vorliebe für einige Hauptfiguren, namentlich für Frau Denisel, blind gegen ihre Schwächen machen? Es ist etwas in den Tieckschen Frauen, was jeden Bewunderer edler Weiblichkeit für sie gewinnen muß: hier die Grazie verfeinerter Sinnlichkeit, eine liebliche Frucht ästhetischer Bildung, dort die melancholische Ueberzeugung, wie die Heiligkeit weiblichen Adels, entweiht von der Gemeinheit, mißkannt und mißachtet von der Rohheit, dem Leben zur Beute wird. Gerade die hervorragendsten seiner weiblichen Charaktere bergen unter der freundlichen Hülle von Anmuth, unter dem blendenden Schimmer von Schönheit, unter dem schmucken Festgewande von Hoheit und Würde den tiefen Schmerz über das herbe Loos der Frauen, das schon von der alten tiefsinnigen Sage als ein Fluch gefaßt wurde, welcher auf dem Geschlechte lastet. Will man vielleicht auch diese hingebende Entsagung, diese stille Trauer edler Naturen über eine Bestimmung, welche sie nöthigt Schönheit und Reinheit dem Drange der Liebe zu weihen und Qual und Noth einzutauschen für die harmlos glückliche Jugend, auf Rechnung krankhafter Romantik schreiben? Auch der Mann bringt einen Theil seiner Freiheit den Gewalten der Natur zum Opfer dar, aber zehnfach ist das Opfer der Frauen, eine Kette von Entsagungen und Leiden, nur schwach auszugleichen durch unendliche Liebe, mit welcher der Mann, wenn er ein Herz hat, sie ihnen tragen hilft.

Aber unsere rauhe Natur ist nur allzugeneigt im Wechsel der Zerstreuungen das alles zu vergessen, um dessentwillen die geschmückte Braut zwar, niemals aber der Bräutigam dem Be-

schauer Thränen in die Augen lockt, oder in stumpfem Sinne, was zagend Liebe gewährt, mit brutaler Gewalt uns anzueignen wie einen Besitz, mit dem unsere Uebermacht nach Lust und Laune zu schalten uns ein Anrecht gibt. Frau Katharina ist aus solchem Fegefeuer männlicher Tyrannei ungebrochen, nur geläutert hervorgegangen; ihr edles Haupt umzieht ein weltlicher Heiligenschein, der an einem hohen Charakter vielleicht noch schöner läßt als der matte Schimmer des himmlischen.

Rechnen wir an dieser großgesinnten Frau etwa achtzehn Lebensjahre zurück, so wird die verjüngte zu Vittoria Accorombona, welche freilich der mißlaunige oben berührte Literarhistoriker mit dem Beiworte des „weiblichen William Lovell und verpfuschten Weibes“ beehrt. Diese herrliche Dichtung, ihres umfassenden Inhaltes wegen Roman, nicht mehr Novelle betitelt, ist die letzte reife Frucht des bereits alternden Dichters, an welchem doch noch gar keine Spur abnehmender Geisteskräfte bemerkbar ist. Im Jahre 1840 gab der siebenundsechzigjährige den Roman in zwei Bänden heraus, welcher gleich nach seinem Erscheinen die Gebildeten unter den Leselustigen fast eben so fesselte, wie vor einigen Jahren Gutzkows Ritter vom Geiste, und wenn auch mit weniger Geräusch in die Welt eingeführt und bald vom Markte verschwunden, doch den Anspruch auf längern Bestand hat. Den Stoff zu dieser Dichtung, den er bereits 1792 kennen lernte, mag Tieck lange im Gemüthe getragen haben. Mit der Zeit, in welcher sie spielt, war er gründlich vertraut durch sein Studium der italienischen Schriftsteller; in die Hauptfiguren, die er in seinen Quellen fand, legte er den Vollgehalt seines Herzens und seiner ästhetischen und sittlichen Ueberzeugungen. Den dunkeln Hintergrund bildet das zerrüttete Staatsleben Italiens, welches im zweiten Drittheile des sechzehnten Jahrhunderts neben hoher Bildung in Frechheit, Sittenlosigkeit und

Anarchie an Fürstenhöfen wie unter dem machtlosen Schirme des Papstes ausgeartet war, und dessen grauenvolle Ungestalt und Verwirrung als Unzucht, Meuchelmord und jegliche Gewaltthat zu Tage kam. Ein zügelloser Adel herrscht durch gedungene Banden, das stille Heiligthum der Familie ist seinen brutalen Angriffen bloßgestellt; hohe Kirchenhäupter mißbrauchen ihre Stellung, durch List und Drohung die Unschuld zu verführen; Fürsten räumen ungestraft die Gattin aus dem Wege und erheben die Buhlerin; junge Wüstlinge, die Söhne angesehener Häuser, treiben das Banditenhandwerk; Sitte und Zucht ist mit dem Glauben verschwunden. Und doch blüht mitten in dem verruchten öffentlichen Treiben Gelehrsamkeit und Dichtkunst, freilich die letztere zumeist von leichtfertigem Charakter. Bewandert in der Lectüre des Bandello, Boccaz und Ariost, frühreifen Geistes und in aufblühender Jugend schon eingeweiht in die Frivolitäten des Lebens, deren abschreckendes Beispiel sich ihr auch ohne Lectüre in den Sitten der Hauptstadt dargestellt hätte, ist die schöne Accorombona herangewachsen, eine Jungfrau stark an Geist und Empfindung, dichterisch begabt und hohen Idealen nachhangend. Ihre Brüder, der eine ein Abt voll geistlichen Hochmuths, der andere wild und unbändig, mit dem Banditenwesen verflochten, der jüngste nur allzuweich und schmiegsam, gaben ihrer Verachtung des Männergeschlechts kein Gegengewicht. Sie schaudert vor dem Gedanken, diesen Herzlosen, Gelangweilten, Geldgierigen, nach Ehrenstellen und Lob der Großen Dürstenden das Kleinod ihres reinen Leibes hingeben zu müssen, wie man sich einen Besitz aneignet; sie schaudert vor der ganzen Bestimmung des Weibes und schwärmt für unvermählte, von großen Geistern verehrte Frauen, an welchen Italien leuchtende Exempel bot. Das Haus ihrer Mutter ist ein Sammelplatz hochgebildeter Männer, ein Tempel der Musen, und

die glänzende Vittoria deren begeisterte Priesterin. Da werden poetische Akademien veranstaltet und Dichter besprochen, da sprühen die Funken von Geist und Witz, da blühen die lieblichen Blumen des Liedes, da umschlingt ein Band holder Geselligkeit mit sittlichem Gemüthsantheil Männer und Frauen. Aber die Gemeinheit der Welt drängt und schleicht sich widerlich an das stille Heiligthum. Sich vor der Gewalt des wilden jungen Orsini, sich vor den Anfechtungen des lüsternen alten Cardinals Farnese zu retten und ihrem gefährdeten Bruder an dem ehrwürdigen Montalto eine Stütze zu suchen, ergibt sie sich, der alle Männer armselig erscheinen, dessen schwachem und liederlichem Neffen. Ich werde eingespannt, sagt sie, wie der Ackerstier, in das Joch der alltäglichen Gewöhnlichkeit; so ziehe ich denn nun auch die Furchen der hergebrachten und regelrechten Langeweile wie die übrigen Menschen. Ich erlebe meine sogenannte Bestimmung, das heißt in meiner Sprache die Nichtswürdigkeit. — Das Haus ihres Mannes ist von nun an, wie früher das ihrer Mutter, der Versammlungsort aller schönen Geister; aber ihr blasirter Gatte, nach kurzem Vorsatz der Besserung in die alte Liederlichkeit zurückgesunken, dem Trunk und den Dirnen ergeben, kümmert sich weder um jene Musenspiele im eigenen Hause, noch um die begabte Gattin. Er verachtet in kurzem die Frau, deren Besitz ihm in augenblicklicher tugendhafter Aufwallung so wünschenswerth erschienen war, und taumelt weiter wie sonst durch schnöde Gemeinheit. Da naht in der Gestalt eines unbekannten Fremden in ihren Zirkel eingeführt der rechte Mann, geeignet den hohen Sinn zu brechen und das stolze Weib erst mit Schrecken, dann mit Liebe zu erfüllen, ein großer, starkgebauter Mann von gebietendem Aeußern, mit mächtiger Seelenkraft, dem Alter näher als der Jugend, der Herzog Bracciano. Aber auch in ihm tobt wilde Leidenschaft;

sich frei zu machen für den Besitz der Geliebten, erdrosselt er heimlich auf den Schein des Ehebruches hin die Gattin; Vittorias Mann fällt auf sein verborgenes Anstiften unter den Händen von Meuchelmördern; die Unschuldige entgeht nur durch das imponirende Auftreten des Mächtigen der Verdammung des geistlichen Gerichtes. Als während der Zeit des Conclave alle Bande der Ordnung gelöst sind, holt Bracciano seine Verlobte aus der Engelsburg, wo man sie, die Vermählung mit dem muthmaßlichen Urheber des Mordes zu verhüten, in Gewahrsam hält, und entflieht mit der neuen Gattin vor dem Zorne des frischgewählten Papstes, der aus einem zurückgezogenen alten Gelehrten trotz seiner Jahre ein kräftiger Herrscher ward, an den Gardasee. Nach kurzer Idylle ungestörten Glücks stirbt der Mann ihres Herzens, den sie namenlos liebte, obschon sie sich eines geheimen Schauders nicht erwehren konnte, an Gift. So war denn Vittorias Leben kaum begonnen so auch beschlossen; ein Frühling, Sommer und Herbst war ihr Glück gewesen; in diesen wenigen Monaten war der Inhalt ihres Daseins befangen. Sie zieht nach Padua und haucht in ihrer Wittwentrauer die Seele aus unter dem Dolche eines der Meuchelmörder, die aus Habsucht und altem Groll ihr widerlicher Verfolger Orsini gegen sie abgeschickt. — "Ein schreckliches und wahres Bild einer entarteten Zeit, eines entarteten Volkes, bei welchem frivole Bildung mit mittelalterlicher Roheit einen unnatürlichen Bund geschlossen; ein Sittengemälde mit warmen Farben gemalt, reich ausgestattet mit vielen Einzelgruppen, die hier näher zu beschreiben zu weitläufig wäre, und gehoben durch die Hauptgestalt einer herrlichen Frau, deren reine große Natur, mitten hineingeworfen in das Chaos roher Leidenschaften, zwar an innerem Seelenadel eine Stütze hat, aber gepackt von den losgelassenen Elementen der Verderbniß zu Grunde geht.

Freilich ließen sich auch an diesem großartigen Roman allerlei Ausstellungen machen. Die Person des blöden Camillo zum Beispiel sammt der seines Oheims, des bornirten Pfarrers von Tivoli, und der alten geschwätzigen Amme sind ziemlich nutzlos; für den Wahnsinn von Vittorias Mutter scheint die nöthige Begründung zu fehlen und der reuevolle Tod ihres Sohnes, des hochwürdigen Bischofs, allzusentimental zu sein; der Dichter und Hausfreund Cesare Caporale mag allzusehr einem verjüngten Labitte aus dem Hexensabbath gleichen, und was dergleichen Bedenken mehr sind, die aber kaum in Betracht kommen können gegenüber dem vielseitigen Gesammtleben der Dichtung, gegenüber der feinen Entwicklung der Hauptcharaktere und namentlich Vittorias, endlich gegenüber dem vielfach eingestreuten literarhistorischen Detail, welches dem Freunde der Literatur eben so viel Genuß als nützliche Belehrung gibt. Allerdings verräth sich auch hierin wieder eine gewisse Einseitigkeit der Tieckischen Compositionen, welche die eigene Vorliebe für ästhetische Betrachtungen in viele seiner Novellen legt. Aber warum will man nicht auch dem Dichter verstatten, was man unbedenklich dem Maler einräumt, in der rechten Weise einseitig zu sein? Es liegt unbedingt eine Hauptstärke der darstellenden Kunst in geistvoller Nachbildung des Selbsterlebten. Das Leben Tiecks culminirte während der Jahre seiner Novellenpoesie in den geselligen Zirkeln, die am Genusse der Poesie Nahrung und Erquickung fanden. Wenn er nun mit entschiedener Liebhaberei seine Stoffe aus solchen Kreisen der Gegenwart oder solchen Epochen der Geschichte entnimmt, in denen Dichter und Gelehrte in Achtung stehen; wenn er demnach die eigene Kenntniß und Erfahrung bei Schilderung des Fremden geschickt zu Rathe zieht, so können wir ja die literarische Dreingabe dankbar mit hinnehmen. Jedenfalls aber muß uns mächtige Hochachtung vor einem

Schriftsteller erfüllen, der an der Schwelle des höhern Greisenalters mit einem Romane von einer Jugendfrische wie Vittoria Accorombona vom Publikum scheidet. — Die dreizehn Jahre, welche von dieser seiner letzten größern Schöpfung bis zu seinem Tode verflossen, waren Jahre glücklicher Muße, in so weit bei einem mit vorrückender Zeit immer hinfälligern Körper dem Glück eine Stätte bleibt. Der König von Preußen hatte ihn mit andern gefeierten Männern der Kunst und Wissenschaft 1842 in seine Nähe berufen, hatte ihm — seit langen Jahren das erste Beispiel königlicher Aufmerksamkeit auf einen Dichter — eine sorgenfreie Stellung gegeben, ja ihn sogar in Besitz einer trefflichen spanischen Bibliothek gesetzt. Da alterte er in Berlin unter Büchern, den Studien ergeben, angeregt von allem Neuen, jeden anregend, der in seine geistige Atmosphäre kam. In den letzten zehn Jahren hatte er aufgehört ein Mann der Gesellschaft zu sein; die quälende Gicht, die seit seiner Jugend niemals völlig gewichen war, fesselte ihn ans Zimmer, ja zuletzt an den Lehnstuhl und ans Lager. Die geistvolle Verfasserin von Godwie Castle schreibt im Jahre 1843 über einen Besuch, den sie bei dem Gefeierten machte: „Tieck war keineswegs spröde im Gespräche. Er stellte mir die interessantesten Fragen und sagte mir überall seinen Beifall, sein Vergnügen dabei. So mit ihm zu sprechen in diesem liebenswürdigen Rechenschaftgeben, so eingehend und verstehend von seinem hellen Geiste beschienen, hatte etwas so entzückendes für mich, daß ich ein Fußbänkchen vor ihn hätte hinziehen und wie Kinder in der Schule dem Lehrer zuhorchen, so meine ganze Seele vor ihm ausbreiten mögen". Unverändert haftete sein munterer Blick an der Poesie aller Völker und Zeiten, und sein beredter Mund blieb mittheilsam gegen die Freunde, bis der Tod ihm Auge und Lippe schloß.

Am 1. Mai 1853 wurde des Dahingeschiedenen Asche ein-

gesenkt, auf seinen eigenen Wunsch nahe an der Ruhestätte des ihm geistesverwandten Schleiermacher. Der Dichter, welcher Lerchengesang und Frühlingswehen so vielfach besungen, ward der Mutter Erde wiedergegeben unter dem geheimnißvollen Sprossen des jungen Lenzes. Des jungen Lenzes wohl in der Natur, aber nicht in der Dichtkunst. Der lange Trauerzug der hervorragendsten Männer, der ihn zu Grabe geleitete, die tiefe Wehmuth, welche lautlos bei seinem Sarge an den Worten des befreundeten Sydow hing, sprach aufs beredteste das schmerzliche Bewußtsein aus, daß einer der Geistesfürsten von uns gegangen, der letzte Sohn einer schöpferischen Zeit, auf welche wir Spätgeborene mit Pietät zurückblicken sollen. Ihre Irrthümer hervorzuheben war bei dem Umschwung der politischen Meinungen und Kunstansichten die Jugend, die jetzt selbst schon dem Alter naht, nur allzubeflissen. Aber wo sind aus den zungenfertigen Kritikern die Dichter geworden, die mit einem Tieck in die Schranken zu treten die Kraft besäßen? Die Geschichte aller Zeiten und Völker gibt den unwiderleglichen Nachweis, ja die Natur selbst liefert die Analogie an die Hand, daß die poetischen Blüthenmonate kurz und vergänglich sind. Die wahre Rosenzeit ging mit Göthe und Schiller dahin; auf sie folgte der Spätsommer der Romantik, voll prächtiger farbenreicher Georginen; aber ach sie weckten doch vergebliche Sehnsucht nach dem Hauch und Dufte des Frühlings; wir, das dritte Geschlecht, vermögen wohl noch Blümlein genug aufzuweisen, welche die Herbststürme überdauern, aber kein Vernünftiger erwartet einen neuen Lenz im October. Die meisten Dichter, welche unter den Lebenden dieses Namens noch werth sind, schweigen; ihre Haare sind grau geworden. Die Welt hat sich verändert; Sorgen um das Nothwendige, Ringen für die nackte Existenz, Streben nach Verbesserung der öffentlichen Zustände, Ausbeuten der Wis-

senschaft für praktische Zwecke hat neben Uebersättigung an den schönen Spielen des Geistes und Herzens hier die Genußfähigkeit und dort die Schöpferkraft schon bei der Jugend gelähmt. Ihre Ideale sind längst zerronnen, ehe des Lebens Mitte heranrückte; Klugheit, ja Altklugheit, die sich größer dünkt, wenn sie die Meister meistert, ist an die Stelle der Begeisterung getreten; der Farbenschmelz ist von den Flügeln des Schmetterlings gestreift, und der Regen drückt nun den Falter zusammen, der sich ehedem lustig über Blumen wiegte. So wollen wir denn in unserem unpoetischen Zeitalter, das doch wieder auf andern Gebieten des Geistes und Lebens hinter keinem andern der Weltgeschichte zurücksteht, damit der Sinn für Poesie nicht absterbe, vorerst die Hochachtung und Liebe zu unsern hingeschiedenen Dichtern festhalten, unbeirrt durch die Machtsprüche einer überweisen Kritik, die das Gute verschmäht, weil es nicht das Beste ist; und damit uns doch auch jenseits der undichterischen Gegenwart eine tröstliche Hoffnung auf die Zukunft bleibe, wollen wir uns der goldnen Worte eines alten Sängers erinnern. Walther von der Vogelweide hatte die schönsten Tage des dreizehnten Jahrhunderts mit durchlebt und in sinnigen Liedern verherrlicht; aber dann kam eine unruhige wilde Zeit, die mit ihren Sturmwolken den blauen Himmel der Dichtkunst verdunkelte. Damals ließ der verständige und tüchtige Mann den beruhigenden Spruch erschallen:

Die Zweifler sprechen, es sei alles todt,
Es lebe Niemand, der mehr singet.
Nun mögen sie doch bedenken die gemeine Noth,
Wie all die Welt mit Sorgen ringet.
Kommt Sanges Tag, man höret singen noch und sagen.
Man kann noch Wunder.
Ich hörte ein kleines Vögelein dasselbe klagen;
Das that sich unter:
Ich singe nicht, es wolle denn eh' tagen.



Classisches Alterthum und christliche Zeit.

von

Dr. A. von Eye.

Den großartigen Naturerscheinungen, durch welche wir an der belebenden Hand unseres verehrten Herrn Professors in den letzten Vorlesungen geführt worden, sind nur die Erscheinungen im Reiche des Geistes und, wenn wir auf Wirklichkeit sehen, die verschiedenen bewegenden Kräfte und Erfolge der Geschichte an die Seite zu stellen. Nur hält es etwas schwerer, eine Reise in entlegene Jahrhunderte, als in ferne Gegenden zu machen und so angenehm über die Höhen und Tiefen, die Klüfte und schroffen Abhänge zu führen, welche nicht im Raume, sondern in der Zeit sich ausdehnen — zumal, wenn man sie nicht einmal selbst angeschaut hat, sondern nur aus fremder Erzählung kennt. Diese liegen sogar nicht selten unserer deutlichen Anschauung so fern, daß die Höhenunterschiede am nebligten Horizonte schwinden und wir, selbst auf der Höhe unserer Zeit, im guten Glauben fortwandern, als gingen wir und wären wir von je auf völliger Ebene gegangen. Wir mögen uns

kaum denken, daß nicht zu allen Zeiten die Leute in der Welt sollten gelebt, gefühlt, gedacht und gehandelt haben, wie wir — und doch ist es gewiß nicht zu viel behauptet, daß einst in der Schöpfungsperiode unseres Erdballs nicht größere Kräfte erfordert wurden, um die Riesenhäupter der Alpen emporzurichten, als in der Schöpfungsgeschichte des menschlichen Geistes nöthig waren, um zu einer solchen Alpenreise zu gelangen, wie wir deren Beschreibung gehört haben. Es ist unglaublich, aus welchen Tiefen, aus welchen nächtlichen Gründen und eisigen Fernen der menschliche Geist hat hervorgeholt werden müssen, und welcher Aufwand von Kraft und Arbeit erforderlich gewesen ist, ihn zu den grünen Auen der Bildung emporzuheben, auf welchen er jetzt bereits doch am Dufte mancher lieblichen Blumen und der Frische mancher nahrhaften Frucht sich erfreut. Wir brauchen, um uns den Grenzbezirken menschlichen Daseins zu nähern, nicht einmal hinabzusteigen zu einzelnen verwilderten Geschichtsepochen oder die dämonischen Gestalten der Neronen, der Dschengiskhane und Tamerlane, der Albas und anderer Menschheitsverderber heraufzubeschwören — diese hatten doch sämmtlich ihre infernalische Staatswirthschaft bereits zu einer ziemlichen Höhe der Kultur gebracht; wir brauchen unsern Blick nur zu den Gegenden unseres Erdballes zu wenden, wo noch gegenwärtig die Geschichte in ihren Anfängen steht, oder wo sie gänzlich fehlt, wie in den Wäldern von Borneo, Brasilien u. s. w. Ja, wir brauchen aus unserer eigenen bürgerlichen Gesellschaft nicht einmal hinauszugehen, um an einzelnen Beispielen einzusehen, auf welchen tiefen Stufen des Daseins der Menschheit zu stehen wenigstens möglich war.

Aber eben weil es in unserer nächsten Nähe noch an solchen demüthigenden Beispielen nicht fehlt, meinen wir wohl,

das sei eben ein Fehler unserer Zeit und es sei in anderen Zeiten besser gewesen.

Neben der bekannten Redensart von der guten alten Zeit, neben der oft geltend gemachten und nicht weniger oft bekämpften Ansicht, daß wir, um unser Streben nach Vervollkommnung in Denken und Handeln, in Haus und Staat zu befriedigen, zu unserer Vergangenheit, zum Mittelalter, als einer besseren, glaubens- und thatkräftigeren Zeit zurück zu kehren hätten — eine Ansicht, welche u. A. Friedrich von Schlegel nach seinem Uebertritte in einer ganzen Geschichts-Philosophie durchzuführen suchte — macht sich nicht selten auch die Anschauung geltend, welche über die ganze christliche Entwicklung hinweg in die Blüthezeit des heidnischen Alterthums als zu einem Paradieses-alter zurückblickt, wo alles Gute und Schöne, Edle und Große, was wir jetzt vermissen, verwirklicht war. Diese Ansichten beruhen zwar oft auf gar keinem schlimmen Grunde. Zufällige Beschäftigung, nähere Kenntniß dieser oder jener Zeit, individuelle Anlage und persönliche Vorliebe, ein gewisser idealer Hang und ein Vorwiegen der Phantasie, die aus den schillernden Dunstmassen der Ferne Zauberpaläste und Wundergärten aufbaut, oder endlich ein überreiztes sittliches Gefühl, welches durch die Gegenwart so wenig befriedigt wird, daß es auch der Zukunft keinen Glauben schenkt, und sich in eine Vergangenheit zu retten sucht, die in Wirklichkeit niemals existirt hat — dies und andere Gründe rufen solche Ansichten hervor, welche als ganz unverfängliche Ueberzeugungen ausgesprochen werden, ohne daß man bedenkt, zu welchen Folgerungen sie führen müssen, um was es eigentlich sich bei einer solchen Urtheilsabgabe handelt. Und doch ist hier nicht allein von nichts Geringerem die Rede, als von einem ganzen Zeitalter und der Menschheit, die in demselben lebte, sondern auch von allen Zeiten, die auf dem-

selben fußen; nicht allein von der Gegenwart, der wir zum guten Theil Recht und Genuß verkümmern, sondern auch von der Zukunft, die um so weniger von der Jetztzeit hoffen darf, wenn eine bessere Vergangenheit eine schlechte Gegenwart hervorgerufen hat. Weit wichtiger aber, als dieses ist der Umstand, daß wir durch Bevorzugung der Vergangenheit vor der Gegenwart die Hauptfrage der Menschheit in Zweifel stellen, ob es überhaupt eine Geschichte gebe; ob in dem, was wir so nennen, das Walten einer höheren Macht von jenseits und eines sittlichen Geistes von hieraus sich offenbare, oder ob wir einem planlosen Wirrwarr unfruchtbarem Chaos, einem trübseligen Wechsel von Leben und Tod preisgegeben sind, wo Alles nur entsteht, um wieder unterzugehen; ob wir hoffnungslos dem Zufalle, oder vertrauensvoll der Kraft und dem Geiste uns anheimgeben sollen, deren Wirken wir bis dahin im eigenen Busen wahrnahmen. Es ist nichts Geringeres, als das älteste Recht, der wichtigste Besitz der Menschheit in Frage gestellt, ob sie Etwas erreicht habe durch ihre vieltausendjährige Arbeit, ob sie durch alle die unzähligen Mühen und unnennbaren Drangsale, in denen ein Volk nach dem andern sich mattgerungen, weiter gekommen sei, und ob sie ein Ziel hoffen dürfe, das alle ausgestandene Noth und Plage, Verheerung, Verknechtung, Verdammung, Geisteszwang, Schwert, Kerker, Scheiterhaufen und alle andern mehr oder minder mißglückten Versuche, menschlicher Beglückungsweisen vergessen machen und versüßen kann. Und nicht weniger als die Gesammtheit betrifft auch den Einzelnen die Frage. Denn wenn es in jener kein Anfangen und Vollenden gibt, so möchte auch für uns die Annahme eines Unten und Oben und mit dem Verlassen des Einen, die Hoffnung, das Andere zu erreichen, aufzugeben sein. Es handelt sich darum, ob wir überhaupt in einer vernünftigen Welt leben,

in der auch die dunklen Mächte als wirkende Glieder des Ganzen ihre Bedeutung haben, und in der wir selbst mit Anlage versehen und zu Vernunft und Glück bestimmt sind, oder ob wir nur den irrenden Lichtern uns vergleichen dürfen, welche über verwesendem Sumpflande ein kurzes, zweifelhaftes Dasein erhaschen, und den Blasen, die über faulen Gewässern emporgetrieben eine Zeitlang im Scheine der Sonne ein lebenvolles Farbenspiel heucheln, bald aber spurlos zur schwarzen Tiefe zurücksinken. — Es wäre ein Ziel auch hier auf das Innigste zu wünschen — und daß in dieser Frage wenigstens der Hauptrichtung nach die Ueberzeugung Aller auf gleichem Wege ginge, daß wir zu allgemeiner Befriedigung mit der Vergangenheit uns abgefunden hätten und die Gegenwart als guten Boden für eine weiter zu bauende Zukunft ansähen. Die Vereinigung über diese Frage würde der Arbeit an der Zukunft nicht geringe Kräfte zuführen; denn es sind nicht gerade die Schlechtesten, die unzufrieden mit der Gegenwart ihren Blick der Vergangenheit zuwenden und in fruchtloser Sehnsucht die Kräfte verzehren, die in förderlicher Arbeit besser zu gebrauchen wären.

Zwar gehört es hoffentlich mit zu einer Arbeit der Zukunft, die Menschen über die richtige Stellung und den wahren Gang der Welt und ihrer selbst aufzuklären, es wird selbst wohl noch eine Zeitlang dauern, ehe darüber eine hellere Anschauung zum allgemeinen Bewußtsein durchdringt. Indessen dürfen wir vorläufig Anlaß nehmen, diese Frage einmal mit gutem Ernst zur Sprache zu bringen.

Der Streit über diese Frage ist schon vielfach geführt worden und zwar oft in der Weise störriger Kinder, von denen das eine nicht aufhört „ja" zu sagen, und das andere nicht müde wird, „nein" zu erwidern. Auch eine rein empirische Ver-

handlung dieser Frage ist nicht ausreichend, indem man bei der Vergleichung zweier Zeiten aus der einen und der anderen einzelnes Gute und Böse hervornimmt und gegeneinander stellt. Denn man kommt damit nicht zu Ende, und so schlimm oder gut wir eine Zeit auch darstellen mögen, wir werden immer finden, daß sie des Guten oder Bösen nach unserer Anschauung so viel enthält, daß wir es nicht zählen und wägen können. Wir müssen, wollen wir hier zum Ziele und befriedigenden Abschlusse gelangen, auf das Wesen, auf den innersten Punkt eindringen, wo der wahre Geist einer Zeit sich verborgen findet. —

Zwar sind im letzten Grunde alle Zeiten und Menschengeschlechter einander gleich. — „Es ist wundervoll, zu leben", sagt einer unserer neuesten Philosophen, „und das Schauderhafteste muß sein, zu dem Unerschaffenen zu gehören!" Daß die Menschen erschaffen sind, daß sie Dasein und Odem haben, ein Leben ein- und ausathmen, das ist eine Thatsache und ein Vorzug, den die Menschen aller Orte und Zeiten gemeinsam besitzen; und diese Thatsache steht gegen alle übrigen Punkte, die wir ihr gegenüber in Betracht ziehen könnten, so erhaben, so überlegen da, daß alles Andere dagegen verschwindet, wie das Endliche gegen die Unendlichkeit, die Zeit gegen die Ewigkeit. Denn erst an die Thatsache des Daseins knüpft sich die Gewißheit der Gegenwart und alle Hoffnung der Zukunft. Alle Menschen sind zu gleichem Glücke und gleichem Ziele berufen, und ob sie dieses ein wenig später oder früher erreichen — was macht es aus! — Was kümmert Den die Zeit, der die Ewigkeit zur Verfügung hat? Und Der fürchtet nicht, sich im Raume zu verirren, der die Unendlichkeit zum Bereiche besitzt. — Wenn wir den Werth verschiedener Zeiten und den Vortheil der aufeinander folgenden Geschlechter vergleichen wollen, so

können wir nur in Betrachtung ziehen, wie weit sie auf dem Wege zum Ziele fortgeschritten, wie weit sie zum Bewußtsein ihres Daseins und Glückes gekommen sind.

Das Bewußtsein, welches ein Mensch sich erworben, ist sein werthvollster Besitz, vertritt bis zum Ziele der Vollendung sein Dasein selbst. Durch dasselbe und in demselben empfindet und genießt er erst alle anderen Güter, die von außen ihm geboten werden. Denn nur nach dem Maaße der Ausbildung unserer Empfindungs- und Denkkraft vermögen wir eine Sache zu erfassen und eines Glückes theilhaftig zu werden. Ein roher Mensch sieht eine Sache anders an, als ein geistig gebildeter, und höhern Genuß schöpft der letztere von der Quelle, aus welcher ein stumpfes, unausgebildetes Bewußtsein nur für niedere Triebe und gemeine Interessen Befriedigung gewinnt. —

Nach dem Höhenpunkte auch, bis zu welchem eine Zeit und ein Volk in der Entwicklung ihres Bewußtseins vorgeschritten sind, müssen wir deren relativen Werth bestimmen, wenn wir zu einem genügenden Ziele unsrer Vergleichung gelangen wollen.

Wo aber und wie erfassen wir rein gegenständlich den Punkt, bis zu dem es ein Volk in seiner geistigen Entwicklung gebracht hat?

Hier gerade werden die größten Fehler begangen, indem man den Standpunkt einer Zeit zu hoch oder zu niedrig anschlägt. Auf einem solchen Mißgriffe beruht gewöhnlich der Irrthum, wenn man im classischen Alterthum, der Welt der Griechen und Römer, eine bessere und schönere Zeit findet, als in der unsrigen.

Wir machen in unserer Vorstellung daraus etwas ganz Anderes, als es in Wirklichkeit war; wir tragen Anschauungen, Empfindungen und Gefühle, eine Denk- und Sinnesweise hinein, die erst unserer Zeit angehören; wir beleben die längst ge-

storbenen Körper mit Seelen, die niemals ihnen angehört haben. Indem wir aber so unser neues geistiges Leben den Formen einverleiben, welche durch besondere günstige Verhältnisse unterstützt, das Alterthum mehr als unsere Zeit auszubilden vermochte, so ist es kein Wunder, wenn wir vor unsern verblendeten Augen eine durch leibliche und geistige Schöne zugleich ausgezeichnete Welt aufgehen sehen, die in Wahrheit niemals da gewesen ist und so bald auch noch nicht wirklich werden dürfte. — Ein Paar Beispiele werden dies klar machen. Vielleicht Mancher der verehrten Zuhörer wird die schöne Broncestatue des betenden Knaben gesehen haben, die sich im Berliner Museum befindet. Betrachten wir die herrliche jugendliche Gestalt, wie sie mit geschwellter Brust, Augen und Hände gleich inbrünstig zum Himmel emporhebt, so werden auch in unserm Innern, das sich mit dem seinigen erweitert, Anklänge des Höchsten und Heiligsten laut, das uns erfüllt und bewegt. All' unser Hoffen und die ganze Liebe, mit der wir Gott und Welt umfassen, löst sich aus der Tiefe unseres Herzens und steigt als heißes Flehen empor zum Sitze des Höchsten — und vor uns haben wir in Wirklichkeit nur einen jungen Mann, der um Schutz bittet, oder einen Athleten, der den Göttern für einen erfochtenen Sieg dankt. Oder betrachten wir die schöne antique Figur im Mengs'schen Museum zu Dresden, die unter dem Titel eines „Genius des ewigen Friedens" im Kataloge verzeichnet steht. Ein schöner Jüngling von idealster Gestalt lehnt, die Arme nachlässig über dem schöngelockten Haupte zusammengeschlagen, am Stamme eines Palmbaums. So könnten wir uns wirklich den Genius des ewigen Friedens denken! dieser himmlischen Erscheinung ist der Dornenpfad erspart gewesen, auf welchem wir zur Befriedigung unseres Gemüthes zu gelangen pflegen; keine Anstrengung hat diese edlen Glieder jemals

aus der Haltung gebracht; keine Sorge dieser Stirn, die gleich dem heiteren Himmel sich wölbt, eine Falte eingepreßt. — Aber alles das legen wir in diese Figur nur hinein; es ist nichts davon bei Hervorbringung derselben in Wirklichkeit gedacht worden, weil ein Künstler damaliger Zeit an einen ewigen Frieden in unserm Sinne noch gar nicht denken konnte. Wir haben eben nur einen schönen Jüngling, der an einen Baum gelehnt ausruht.

Noch eine andere Schwierigkeit tritt uns bei der Vergleichung der beiden großen Zeiträume entgegen, die wir im Eingange unseres Versuches bezeichnet haben. Das classische Alterthum liegt in sich abgeschlossen und vollendet vor uns; die christliche Zeit ist noch begriffen in ihrer Entwicklung und Niemand vermag zu sagen, ob näher ihrem Anfange, oder ihrem Ausgange. Zwar gibt es Leute, welche meinen, auch die christliche Zeit sei abgethan und ein neuer Prophet müsse erscheinen. Das Eine ist am Ende möglich, ohne daß das Andere wirklich zu sein braucht. Seien wir versichert, was für Philosophen auch noch ihre Systeme bauen werden — was Wahres daran ist, werden sie aus demselben Quell nehmen, aus dem auch früher geschöpft worden; und wahr wird nur sein, was ihre in Abzug gebrachte Eitelkeit übrig läßt. — Aber wie dem auch sei — das classische Alterthum ist ganz geworden, was es werden konnte, hat all' seine Frucht und seinen Geist ausgekeltert und in goldenen Schalen uns vorgesetzt. Von der christlichen Zeit läßt sich das noch nicht sagen. Manches, was uns jetzt unzulänglich und dunkel erscheint, wird von der Zukunft seine Erklärung und Vervollständigung erlangen. Vielleicht werden folgende Jahrhunderte die nächstvergangenen in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als wir jetzt sie zu sehen gewohnt sind. — Dürfen wir aber ein Gewächs, das völlig ausgewachsen, im

reichsten Schmucke der Blätter, Blüthen und Früchte dasteht, mit einer Pflanze vergleichen, die sich zwar schon lange, doch noch nicht weit genug, vom Keime entfernt hat, um auf ihre ganze Entfaltung schließen zu können? — Ja wir können mehr sagen. Die Entwicklung des griechisch-römischen Lebens ist in seinem Wesen so verschieden von dem der christlichen Völker, daß beide kaum mit einander verglichen werden können. Jene waren ohne alle Vorbedingung auf die Erde gesetzt und blieben einzig der Gunst der Verhältnisse und ihrer eigenen glücklichen Anlagen überlassen. Sie entwickelten sich, wie auch sonst schon darauf aufmerksam gemacht ist, nach einfachst natürlicher Weise durch ein Kindes-, Jünglings- und Mannes-Alter zur vollsten Blüthe, ohne daß sie selbst es wußten. Als sie anfingen es zu bemerken, begann die Zeit ihres Abblühens und Welkens. Gleichsam bestimmt, das unbefangene Jugend-Alter der Welt mit ihrem Dasein auszufüllen, konnten sie die Selbsterkenntniß, das Bewußtsein ihrer selbst nicht ertragen. — Das geschichtliche Leben jener Völker war im eigentlichsten Sinne ein künstlerisches. Ohne Reflection, wie in unbewußter Begeisterung schufen und bildeten sie Form um Form, eine schöner und strahlender als die andere, nicht allein in der Kunst, sondern auch im häuslichen und bürgerlichen Leben, in politischer und religiösen Verfassung. Und des Geschaffenen durften sie ohne Verkümmerung sich freuen, so lange die Formen zusammenhielten oder von ihnen selbst nicht wieder aufgelöst wurden. Der Grieche — von ihm als dem idealsten Repräsentanten des Alterthums können wir ausschließlich sprechen — schien bestimmt, ein glücklicher Bürger dieser Erde zu sein. Keine verfehlte Vergangenheit, keine verhängnißvolle Zukunft schreckte ihn; der Augenblick gehörte ganz ihm, aber er auch, nach seinem Bewußtsein, ganz dem Augenblicke.

Zwar hatte der Grieche ein Jenseits, doch ein Jenseits, welches dem Diesseits im Wesentlichen gleich war. Wenn dem Glücklichen im Elysium auch ewige Ruhe und Seligkeit versprochen wurde, so war doch das Glück, das seiner dort harrte, durchaus kein anderes, als welches auch die Erde gewähren konnte. „Sinnenglück und Seelenfrieden“ machten hier, wie im zweiten Leben, den höchsten Grad der Glückseligkeit aus. Doch war dies ein Frieden vor dem Kampfe, nicht wie der unsrige, der nach demselben uns zu höherem Bewußtsein und gesichertem Genusse führt. Wer aber so begünstigt war, schon hier jenes Gut zu besitzen, konnte um so unbekümmerter sein Glück genießen, als die Bedingungen der zu erwartenden Freuden, am wenigsten die Entsagung der gegenwärtigen in sich enthielten, vielmehr durch die Bestimmtheit, mit der sie ausgesprochen waren, jeden Zweifel über das zukünftige Loos entfernten. Denn die jenseitige Seligkeit war entweder ein reines Geschenk der Götter, oder unter dem leitenden Schutze der Mysterie auf ziemlich mechanischem Wege zu erlangen. Der Gedanke daran hatte auf die Gegenwart keine andere Einwirkung, als daß er das Drückende des einst bevorstehenden Todes milderte, wenn nicht aufhob — was zu bewirken er jedoch in den seltensten Fällen mag stark genug gewesen sein. Keineswegs störte er aber den Genuß des Augenblickes, vermochte denselben jedoch auch nicht zu veredlen und über die zufälligen Verhältnisse zu erheben. Das Glück dieser Zeitlichkeit galt gewissermaßen mit als Bedingung für das, welches die Ewigkeit bot, und wer hier im Leben elend war, dem blieben für das Jenseits nur Hoffnungen so zweifelhafter Art, daß er am Besten that, wenn er das wenige Gewisse, das ihm noch zu Theil geworden, so gut es gehen wollte, genoß und nicht an das dachte, was nach dem Tode bevorstand. So war man im Alterthum auf

jede Weise auf diese Erde, auf das Diesseits angewiesen, mußte darauf sein Wollen, Denken und Thun, sein Streben nach Befriedigung einschränken. Was die blühende Pracht seines Landes dem Griechen bot, der genuß- und wechselvolle Raum zwischen Wiege und Grab ihm entgegenführte, das mußte er dankbar annehmen.

Die Erde war sein Himmel, seine irdische Natur seine Vollkommenheit: eine Beziehung zwischen ihm und etwas Höherem fand er nirgend. Er mußte die Welt und sich selbst nehmen, wie beide einmal waren, und gestaltete er daran, so geschah es nur für das nächste Bedürfniß. Im Alterthume war Alles berechtigt, weil es da war, und war vollkommen, wie es war, und es war nur da um da zu sein. Jedes war sein eigener Grund und Zweck. Die sinnliche Welt hatte gleiche Geltung neben der übersinnlichen; Natur und Geist, Wirklichkeit und sittliches Bedürfniß gingen nicht auseinander; Schönheit galt so viel, wie die Tugend; die gepriesene *καλοκἀγαθία* war des Menschen höchstes Ideal, die harmonische Ausgleichung von äußerem und inneren Leben seine Vollendung.

Ganz anders sehen wir Alles gestaltet, wie wir in die christliche Zeit übertreten. Was bei den Griechen Einheit, erscheint hier als Zwiespalt; was bei jenen einfache, natürliche Entwicklung war, wird hier Geschichte, Kampf, Reformation, Revolution und was sonst noch Alles im Hintergrunde der Zeiten verborgen sein mag. — Der Christ hat ein Jenseits, das seines Hoffens Ziel, seines Strebens Zweck, der Gegenwart Vollendung und Verwirklichung des Daseins ist. Es schwebt — mögen wir nun annehmen im Raume oder in der Zeit — ein ideales Reich über ihm, dessen geistig sittlichen Inhalt er bis jetzt nur noch im Gemüthe festhält, das er aber einst, hier oder anderswo, nach dem Vorbilde seines Bewußt-

seines in That und Wirklichkeit darstellen soll und will. Wohin wir dieses Reich auch versetzen, jedenfalls ist es noch nichts Gegenwärtiges, sondern liegt noch in weiter, unberechenbarer Ferne. Das Diesseits aber und die Gegenwart hört dadurch zum guten Theil auf, Heimath des Menschen zu sein. Das ganze Leben wird ein Streben nach einem fernen Ziele. Mag Einer in gemessenem, selbstbewußtem Schritte oder in fröhlichem, unbefangenem Tanze sich fortbewegen; mag Einer, wie es auch geschieht, in übereilter Hast die Gegenwart und alle Lust derselben hinter sich werfen oder wie ein dunkler, traumgleicher Schatten auf dem Strome der Zeit fortzittern, keiner kann sich abtrennen von dem großen Zuge der Geister. Ruhe gibt es nur noch in der Bewegung, Befriedigung im Fortschreiten. Schon in früher Jugend wird dem Christen die Unbefangenheit geraubt und ihm beigebracht, daß das irdische Leben nur ein Anfang, die Erde eine Schule, die ewige Seligkeit des Menschen Bestimmung sei. Ueber ihm wird entweder von Anderen eine Welt der Pflicht aufgethürmt oder er selbst baut sich eine Idealwelt, die so gut wie jene die Erde, auf welcher sein Fuß ruht, im Schatten erscheinen läßt. Sowohl das von außen kommende Gebot, als die Qual des eigenen sittlichen Bewußtseins treiben ihn rastlos. Denn kaum erwacht dieses, von den Strahlen eines höheren Lichtes berühret, als es sich auch schon an fremdem Orte fühlt und zu seiner Heimath aufzudringen sich müht.

Und was mit dem Einzelnen in unserer Zeit, dem Christen als solchen, der Fall ist, das gilt nicht weniger von den Völkern, welche bestimmt waren, die Träger des Christenthums abzugeben. Schon ihr erstes Auftreten in der Geschichte ist ein heimathloses. Im längsten und ungeheuersten Kampfe, der je unser Geschlecht erschüttert, werden sie auf die Bühne geführt, und als jener so weit ausgefochten ist, daß die Völker sich

wieder nach neuen Heimathsitzen umsehen, da treten sie sogleich in staatlicher und religiöser Beziehung in so unzulängliche, dem höheren, ihnen überantworteten Bewußtsein widerstrebende Verhältnisse, daß an ein behagliches Gefühl des Daseins nicht zu denken ist. Man mußte sogleich auf Umbauung, Erweiterung und Verbesserung sinnen; das Bestehende mußte ohne Ende verneint und immer Weiteres angebahnt werden. Auch das Leben der Völker, die Geschichte wurde ein Streben und Ringen nach einem fernen Ziele.

Wir werden später auf diesen Punkt ausführlicher zurückkommen; wollten hier aber nur darauf aufmerksam machen, welche Verschiedenheit bei der Vergleichung der alten und neuen Geschichte sich herausstellt, und wie unhaltbar, auf den ersten Blick, die Stellung der letzteren im Verhältniß zu jener erscheint. Während wir durch die griechische Geschichte wie auf ebenem, grünem und lorbeerbeschatteten Felde wandern, von mancher lieblichen oder herrlichen Erscheinung überrascht, müssen wir in der christlichen Berge von Schutt und Trümmern übersteigen, ohne selbst noch zum Ziele zu kommen. Doch ist es eben dieses Ziel, die höhere, geistig und leiblich vollkommene Welt, zu dem wir, wenn auch auf schwierigem Pfade, doch den Weg angebahnt sehen, welches in der Vergleichung den Ausschlag gibt. Die alte Geschichte hat den Vorzug der Erscheinung; die christliche den des bedeutsameren Inhalts; dem Griechen ward eine angenehmere Arbeit, dem Germanen eine höhere Aufgabe zu Theil. Selbst die Römer konnten in gefälligerer Weise den Erdkreis erobern, als es dem Christen möglich war, dieses an sich selbst zu vollführen, obwohl es als Grundlage für den neuaufzuführenden Bau unweigerlich gefordert werden mußte. Die Griechen vollbrachten das, was sie thaten, in voller Lust am eigenen Thun; die Römer schon nicht ohne einige

Ueberspannung und gelegentliches Unbehagen. Was aber gehörte dazu, die neueren Völker zum Angriffe dessen zu bringen, von dessen Bedeutung sie im Anfange selbst nicht die leiseste Ahnung hatten! — Sehen wir auf die bloße Erscheinung, so müssen wir allerdings wohl den Völkern des Alterthums den Vorzug geben — besonders da sie das Glück haben, von der edelsten Seite, hauptsächlich in den Thaten und Werken ihrer Helden, Künstler und Dichter ihr Andenken auf uns gebracht zu haben. Sehen wir aber weiter auf Inhalt und Wesen, so kann es keine Frage sein, daß wir der christlichen Geschichte im Bereiche des sich entwickelnden und schaffenden Geistes eine höhere Rangstufe anweisen müssen.

Und diesen wesentlich reicheren Inhalt, den wir für die letztere beanspruchen, finden wir auch bald genug in derselben kund gegeben. Heben wir unter Vielem nur einen Hauptpunkt hervor. Es begann mit dem Christenthume nicht nur, wie oft gesagt ist, eine neue Menschheit, sondern wir können sagen, es begann erst eine Menschheit überhaupt. — Nicht ohne Bedeutung nennt der Apostel Paulus den Stifter unserer Religion einen neuen Adam. Bis auf Christus hatte wirklich im Bewußtsein der Menschen keine Menschheit bestanden. Es gab Hellenen und Barbaren, Bürger verschiedener Staaten und Städte, Freie und Sklaven, später Römer und Bundesgenossen, Herrscher und Unterworfene. Der Name des Christen hob sogleich alle die Unterschiede auf und gestaltete eine größere Gemeinschaft, als bis dahin je bestanden hatte. — Zwar dürfen wir uns nicht anmaßen, die neuentstandene Christenheit mit Hintansetzung aller Uebrigen sogleich als Menschheit einschieben zu wollen, und recht wohl wissen wir, welche Sprünge und Risse bald in dieser Gemeinschaft ausbrachen, zu welchem Zerrbilde das Antlitz dieses großen Ganzen sich verunstaltete und

wie selbst die Humanitätsgedanken und Bestrebungen unsrer Zeit in ihrer Erscheinung noch manches Fratzenhafte an sich tragen; dagegen ist eben so wenig zu bestreiten, daß nur aus dem gleichen, die Verhältnisse der Erde übersteigenden Berufe, zu welchem im Christenthume allen Menschen die Anweisung gegeben wird, der Begriff der gleichen Anlage und Berechtigung für Alle gewonnen werden konnte. Und haben auch zwei Jahrtausende noch nicht vermocht, diesen Begriff völlig deutlich zu machen, vielweniger in die Wirklichkeit überzuführen; so brauchen wir doch nur einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um uns zu überzeugen, daß wir doch wenigstens einen Schritt der Verwirklichung dieses Zweckes näher gekommen sind. —

Im Alterthume herrschte das vereinsamende Prinzip des Egoismus — nicht zwar des niedrigen, der in der Unterdrückung alles Anderen sich selbst zu behaupten sucht, sondern des geläuterten, der in Anerkennung fremder Rechte die eigenen am besten gesichert weiß. Durchgehens aber bemerken wir im antiquen Leben ein charakteristisches Streben nach Vereinzelung und Verselbstständigung, ein unablässiges Ringen jedes einzelnen Staates, jeder Stadt und, unter gewissen Bedingungen, jedes Bürgers, sich als unabhängige Macht darzustellen. Mit welcher ausgeprägten Bestimmtheit scheiden und unterscheiden sich die einzelnen griechischen Stämme nach allen Richtungen des öffentlichen und privaten Lebens. Selbst auf dem engen Raume ihres ursprünglichen gemeinschaftlichen Vaterlandes findet sich eine Verschmelzung der Stammesverschiedenheiten höchst selten. Und die Kolonieen, die sie durch einander aussandten, pflegten auch in weitester Ferne den eigenthümlichen Charakter zu bewahren, den sie vom Lande ihres Ursprunges mitgebracht, ohne ihrer Umgebung auf Verfassung und Sitte einen Einfluß zu gestatten.

Zwar finden wir einen Vereinigungspunkt der verschiedenen griechischen Staaten in der Einrichtung des Amphiktyonenrathes, der gemeinsamen Spiele, Orakel u. a., aber diese dienten wenigstens ebenso sehr dazu, die hellenische Nationalität gegen außen hin abzuschließen, als im Innern zu verbinden. —

In der christlichen Geschichte gilt — wir wagen zwar kaum es auszusprechen — das vereinigende Prinzip der Liebe; denn diese Liebe hat sich von je kaum anders offenbart, als in Haß, Fanatismus, Verfolgung und Bekehrungseifer, Inquisition und Tyrannei; doch dem Grundbegriffe nach ist dieses alles mit jener eins, nur in der Erscheinung und Wirkung verschieden. Jeder Mensch sieht in jedem anderen sein zweites Ich, einen Theil von dem großen Ganzen, zu dem er selbst gehört, und das gemeinsame sittliche Bewußtsein, wie dieses auch in den verschiedenen Zeiten benannt sein mag, gibt Jedem an jeden Anderen ein Recht. Verkehrt und tadelnswürdig kann allein die Weise sein, wie dieses Recht in Ausübung gebracht wird. — Das aber ist ja eben die Art und Weise, in der bis jetzt in der christlichen Geschichte die Entwicklung der Menschheit sich weiter gearbeitet hat, daß diese, den ihr überantworteten hohen, reinen Geist, den Inhalt der Lehre Christi, nicht begreifend, in der Verwirklichung desselben im Leben gerade das Gegentheil davon darstellte, das mit jenem nur in so fern im Zusammenhange blieb, als es wirklich die Umkehrung davon und eben so fratzenhaft und widerwärtig anzusehen war, wie das rechte Bild schön und lieblich. Der Schrecken des aufgerichteten Scheusals treibt aber endlich die innere, bessere menschliche Natur zum Nachdenken und so allmälig zur Erkenntniß des Wahren und Richtigen. Das früher Verfehlte sucht man besser zu machen, und mißlingen noch die Versuche, so steigern sich eben so sehr Sehnsucht und Erfahrung, welche dem Gelingen nachstreben.

Im Gegensatze zu der Vereinzelung der Staaten des Alterthums tritt die christliche Menschheit sogleich auf als eine allgemeine, durch ein gemeinsames Band aufs Engste vereint unter den beiden obersten Häuptern, den „Lichtern der Erde," wie sie oft genannt werden, dem Papst und dem Kaiser. Zwar zerfällt, wie es nach natürlichen Gesetzen nicht ausbleiben konnte, die Christenheit noch in verschiedene Nationalitäten, doch diese bleiben in größeren Maßen nebeneinander bestehen; statt der Staaten des Alterthums haben wir in der christlichen Zeit Reiche. Und war das Verhältniß unter jenen der Voraussetzung nach ein feindliches, welches nur durch bestimmte Verträge aufgehoben werden konnte, so sind unsere Länder, wenn auch keineswegs stets durch Ruhe und Frieden, doch durch das gemeinsame sittliche Bewußtsein und gleiche geistige Streben zu einander in ein nachbarliches Verhältniß gebracht. Und hat sich auch oft die Politik das Recht angemaaßt, Landschaften und Völker willkürlich zu trennen und zu verknüpfen, so waren es im Grunde doch immer jene höheren Mächte, die um solche Gewaltstreiche die Versöhnung trugen oder sie überhaupt nur möglich machten. — Die Idee allgemeiner Menschenrechte spukte nur in den Köpfen einzelner Philosophen des späteren Alterthums; von einem Gedanken des Weltbürgerthums findet sich keine Spur.

Die gesellschaftliche Bildung war im Alterthume mehr dem Einzelnen überlassen, in unserer Zeit ist sie zum Gemeingut geworden; daher trägt jene mehr den Charakter der Virtuosität, die unsrige den der Universalität. — Neben der besonderen Bildung eines Jeden gibt es noch bei uns eine allgemeine, die, wenn sie auch eher vermißt werden kann, als jene, doch in höherer Schätzung steht. Der Unterricht ist bei uns mehr als im Alterthume eine Sache der Oeffentlichkeit und für jeden Ein-

zelnen sowohl ein Gegenstand des Rechtes wie der Pflicht. Die Forderungen, die man in unserer Zeit an einen gebildeten Menschen macht, waren damals verhältnißmäßig gering und so wenig herrschsüchtiger Art, daß Jeder, der mit Geschick auch nur eine einseitige Richtung im Leben verfolgte, des Gelingens und der gebührenden Anerkennung gewiß sein konnte. Durfte doch jener Feldherr und Staatsmann, als bei einem Gastmahle ihm zum Spiele die Leyer gereicht wurde, die der Sitte gemäß bei Allen umherging, ohne Scham seine Unkunde eingestehen und mit einer stolzen Bemerkung das Instrument seinem Nachbar reichen. Andererseits aber war das thätige Leben der Alten desto unbeschränkter. Der Bürger durfte nur nicht Sklaven-Arbeit verrichten; sonst mochte er versuchen, wozu er sich angetrieben fühlte, und mißlang das Eine, so war das Andere ihm nicht abgeschnitten. Talent fand das weiteste Feld sich zu ergehen. Kein beengendes Vorurtheil, noch falscher Begriff von Anstand stellte sich der freien Wirksamkeit des Mannes entgegen. Sophokles war zugleich Dichter und Schauspieler, Priester und Feldherr. Es gab im Alterthume eigentlich keine Aemter, wie bei uns, denen Einer sich und sein ganzes Leben widmet. — Der Mann war damals freier; aber das Prinzip steht bei uns, von idealem Standpunkte betrachtet, doch höher; die Wirklichkeit wird auf beiden Seiten den allgemeinen Bedingungen der Zeiten unterzustellen sein. — Jeder mußte im Alterthume seine Erfolge den eigenen Anstrengungen verdanken; ein Tragen und Getragenwerden, wie es im christlichen Leben herrscht, fand sich nicht. Nicht Nacheiferung, das Verlangen zu übertreffen, war ein Sporn, der zu Thaten trieb. Ueberhaupt läßt sich eine gewisse Härte aus dem Alterthume trotz seiner gerühmten Humanität nicht verläugnen. Die Handlungen, die

Einer vollbrachte, wurden getrennt von der Person beurtheilt. Verdienst wurde anerkannt, ein Vergehen aber auch am selben Manne unerbittlich bestraft. Wohlthaten brachten mehr Dank als gute Meinung; ein begangenes Unrecht mehr Haß als Verachtung; Größe erregte mehr Bewunderung als Hochschätzung, mehr Lob als Anerkennung — mehr aber noch Neid. Es sind aus jenen Zeiten ja nur zu viele Beispiele überliefert, wie Neid sein volles Spiel hatte, gegen Gute sowohl, wie gegen Glückliche. Undank hat sich nie so in seiner häßlichen Nacktheit gezeigt, wie im Alterthume; nach den Begriffen der Religion machte selbst in der Natur der Götter Eifersucht einen wesentlichen Bestandtheil aus.

Unser thätiges Leben ist bei weitem einseitiger, beschränkter als das der Alten. Jeder Einzelne nimmt einen bestimmten Platz ein in der menschlichen Gesellschaft, und einen solchen zu erringen, bedarf es aller Anstrengung der Jugend; seine Behauptung und würdige Ausfüllung erfordert die ganze Kraft der reiferen Jahre. Derjenige ist noch nicht als der unglücklichste anzusehen, dessen Leben bloß eine Lücke auszufüllen dient. — Dennoch, müssen wir wiederholt behaupten, stehen wir im Princips höher und dem Gedanken einer großen, sittlichen Weltordnung näher, deren Ausführung wir jetzt uns zum Opfer bringen, um später desto größeren Genuß in Empfang zu nehmen. Und für die verlorene Oeffentlichkeit dürfen wir das gewonnene häusliche Leben als nicht zu geringen Ersatz betrachten. Vermögen wir auch keine große Thaten mehr zu verrichten, so wissen wir doch eben jetzt, Kleines auf große Weise zu vollziehen, und das Unbedeutende durch unser eigenes veredeltes Wesen zu adeln und bedeutsam zu machen.

Doch gehen wir endlich dazu über, die einzelnen großen

Verhältnisse des Lebens näher zu betrachten und den Geist der verschiedenen Zeiten, der in ihnen sich ausspricht, vergleichend zu untersuchen.

Der Staat des Alterthums erwuchs und entwickelte sich, wie ein reines Erzeugniß der Natur. — Ueber die Entstehung des Staates überhaupt ist manche Untersuchung angestellt; die einfachste Lösung dieser Frage ist gewiß die sicherste.

Am Anfange lebten die Menschen wohl nur neben einander; es gab weder Freundschaft noch Feindschaft, weder Friede noch Krieg. Klugheit lehrte den Schwächeren dem Stärkeren auszuweichen; dieser behauptete den Platz, den er einnahm, ohne Mühe und Sorge; jenem gaben im Nothfalle Wurzeln und Früchte der Erde unbeneidete Nahrung, diesem blieb sein Jagdrevier zu Wasser und zu Lande unverkürzt. Das natürliche Verhältniß der Familie, welches sicher eher bestand, als der Staat, gewährte die einzige Verbindung der Menschen und fügte zu der bloßen Nothdurft des Lebens die erste Ahnung eines höheren Reizes. Da der Menschen mehr wurden, zogen sie als Hirten umher; aber auch für diese Lebensweise bot endlich die Erde nicht Raum genug, oder ein Theil der Umherziehenden wurde in Gegenden gedrängt, die freiwillig den nöthigen Unterhalt nicht gewährten. Hatte man sich bisher von der Weide des Erdreiches nähren lassen, so mußte man sich jetzt an das Vermögen desselben wenden, man suchte seiner Fruchtbarkeit das Fehlende abzugewinnen. Es entstand der Ackerbau. Der Same aber, den der Mensch der Erde anvertraut hatte, trug ihm schönere, reichere Frucht, als er erwarten mochte; es keimte zugleich das *Glück der Heimath*, die Wohlthat des Staates mit herauf. Der längere Aufenthalt an demselben Orte, den die Ueberwachung der Ernten erforderlich machte, führte zur Einrichtung bequemer Wohnungen.

die Sicherheit des Daches erhielt den Vorzug vor dem losen Schatten eines Baumes; das Dunkel der Höhle wurde ersetzt durch den festen Verschluß der Vorrathskammer; die Flüchtigkeit des Zeltes verwandelte sich in die Stetigkeit eines nie verlöschenden Heerdes, der als der Sitz der Götter endlich seine letzte Weihe erhielt. Gleiche Arbeit und gemeinschaftliche Hoffnung verband die Einzelnwohner zu Nachbarn, gleiche Natur des Himmels und der Erde, gleiche Sprache und die Gewohnheit der Verheirathung untereinander zu Stammgenossen. Gegenseitiges Bedürfniß, gemeinschaftliche Rechte und Pflichten, die Gefahr, die von außen Allen gleichmäßig drohte, führte Einzelne zu noch engern Verbindungen, zu Gemeinden zusammen. Diese konnten sich aus mannigfachen Ursachen und Anlässen, freiwillig oder unfreiwillig, wieder zu größeren Vereinigungen zusammenthun. Ein solcher Verband von Menschen war aber noch keineswegs ein mit bestimmter Absicht geschaffener Staat; ein deutlicheres Bewußtsein erwachte nur nach und nach; und die Menschen erkannten ihren Staat erst, als sie ihn schon lange besaßen. — Zwar der rohesten Existenz hatte man sich durch denselben enthoben; die Ungebundenheit hatte man aufgegeben; jedoch Freiheit noch keineswegs zum Ersatz erhalten. Die Noth hatte zum Staate den ersten Keim gelegt; nach natürlicher Nothwendigkeit entwickelte sich sein Organismus. Verschiedenheit der einzelnen Theilnehmer trat ein; für deren selbstständige Bewegung war noch kein Raum. Die Stelle, die Einer einmal im Besitz hatte, veränderte er nicht, vererbte sie vielmehr an seine Nachkommen. Der Ackerbauer überließ nach seinem Tode seine Ländereien den Kindern, der Hirt seine Heerden — und diese fuhren fort, den Acker zu bauen oder die Heerden zu hüten. Der Sohn des Kriegers erhielt zum Vermächtniß die Waffen seines Vaters und damit dessen Amt und

Pflicht; der Handwerker bereitete schon bei seinen Lebzeiten seine Kinder vor, daß sie das Gewerbe, welches er übte, fortsetzen konnten, und so ging dieß durch alle Stände. Alles Recht war damals Gewohnheit, alle Gewohnheit mußte endlich zum Rechte werden; es entstand die Kasteneintheilung, die eine der ältesten Staatsformen zu sein scheint.

Die weitere Entwicklung der Staaten hemmten dann oft ungünstige Umstände, wie es ja fast allen Asiatischen Völkern erging, die, indem sie unter Despotie geriethen, sich von jenem alles freie politische Leben und sittliche Bewußtsein ausschließenden Mechanismus nie zu lösen vermochten — wenn nicht gar durch fremde Gewalt, wie es meistens geschah, auch die letzte Erinnerung an die frühere eigenthümliche Verfassung getilgt wurde.

Den Vorzug einer freien Weiterentwicklung des staatlichen Lebens behielten vor unserer Zeitrechnung nur die Pelasgischen Stämme, aber nicht einmal sie sämmtlich erreichten den Stand der Bildung, die später als die Hellenische eine so hohe Blüthe erlangte. Daß aber die Griechen — nur der Zeit nach von den Pelasgern verschieden — einmal mit den übrigen Völkern des Alterthums auf einer ähnlichen Culturstufe standen, ist nicht nur nach der Natur aller menschlichen Verhältnisse vorauszusetzen, sondern sogar von ihnen selbst, die doch ihr Geschlecht und alle Einrichtungen so gern unmittelbar von den Göttern ableiten, eingestanden. Das Kyklopische Leben, von dem die Alten sprechen, bezeichnet offenbar nichts anderes als jenen ersten Naturzustand der vorgeschichtlichen Zeit. Und selbst im späteren Alterthume finden sich noch manche Spuren, die darauf hindeuten, daß der Griechische Staat mit dem Orientalischen denselben Bildungsgang genommen habe.

Die Namen, womit die späteren Griechischen Stämme sich

zusammensetzten, waren ursprünglich nichts Anderes, als solche Gemeinden, zu denen Einzelwohner sich verbunden hatten. Das Band, das sie zu größeren Gemeinschaften, zu Staaten vereinte, blieb oft sehr lange nur ein ideelles, wie z. B. in Arkadien. Theseus zog die Komen von Athen zusammen und machte so aus Attischen Bauern Athenische Bürger. Erst jetzt konnte ein politisches Leben erwachen und dies entwickelte sich nun auch, durch die günstigen Umstände befördert, in raschem Fluge, mit stets erhöhtem Bewußtsein.

Vom patriarchalischen Königthum gelangte man zur Aristokratie, von da kam man, zwar nicht ohne der Geschichte oft blutigen Tribut zu zahlen, doch noch in ganz naturgemäßer Bewegung, zur Demokratie, wo das politische Bewußtsein sich gleichmäßig über alle Staatsbürger vertheilte und so sich vollendete.

Dieses entwickelte sich zwar am reinsten und mit den wenigsten Unterbrechungen in Athen, doch schlugen alle Griechischen Staaten eine ähnliche Richtung ein. Denselben Weg ging im Ganzen auch die Römische Republik, zwar unter größerem Aufwande von Kräften und von Anfang an mit mehr Bewußtsein ein bestimmtes Ziel verfolgend, dem jedoch derselbe Gedanke zum Grunde lag, den die Griechen zu verwirklichen strebten.

Mit dem Staate erhob sich der Mensch zuerst aus dem bloß natürlichen Daseyn; der Staat war der erste Anfang und die Wiege seines geistigen Erwachens, das erste Zeugniß seiner sittlichen Bestimmung; er blieb den Völkern des Alterthums, die Muth und Kraft hatten, sich denselben zu erhalten, fortwährende Bedingung ihrer Freiheit und des höchsten Selbstgefühls.

Man hatte vom Staate zuerst nur Schutz gegen äußere

und innere Feinde gefaßt, er verlieh zugleich Macht und Ruhm und die Bürgschaft für die Fortdauer von beiden; er wurde wie er früher des Menschen nothwendigster Besitz gewesen war, zugleich ein unschätzbares Gut, ja das höchste. Denn der Glaube versprach selbst in einem zukünftigen Leben keine höhere Glückseligkeit, als unter dem Schutze des Staates die Erde schon gewähren konnte; die Ehe war noch ohne Verheißung, Kunst und Wissenschaft, soweit man sie damals kannte, standen hinter dem Leben zurück, wie Schein hinter der Wirklichkeit, Kenntniß hinter Besitz und Genuß. — Alles was der Mensch im Alterthum besaß, betrachtete er als ein Geschenk der Götter, nur den Staat verdankte er sich selbst, er trug und erhielt ihn, und so wurde dieser auch sein heiliges Recht. Weil aber nicht Einer, sondern eine Gemeinschaft von Menschen ein gleiches Recht an den Staat hatten, und dieser eben es war, der die Gemeinschaft bildete, so mußte endlich der Einzelne in jenem auch den Quell aller seiner Pflichten erkennen. Und das gerade ist das Wichtigste. Güter und Rechte kann auch der blos natürliche, sinnliche Mensch haben, der für sich allein lebt; Pflichten hat nur der Mensch, der in Gemeinschaft mit andern lebt. Indem aber der Staat den Menschen in eine solche Gemeinschaft einführte, ihm Pflichten gab, stempelte er ihn zu einem höheren Wesen und wurde so selbst der erste Träger der sittlichen Idee, so weit sich diese im Menschengeschlechte offenbart und verwirklicht, sich demselben mitgetheilt hatte.

Deßhalb mußte es aber auch für das größte Glück gehalten werden, dem Staate als Mitglied anzugehören, dieser mußte der höchste Zweck alles menschlichen Strebens sein. Und wirklich galten im Alterthume ihm auch die ersten Pflichten; die sich auf ihn bezogen, waren die vornehmsten; dem Vaterlande geleistete Dienste fanden den meisten Ruhm; der Grabstein des

Aeschylos erzählte, daß dieser bei Marathon gefochten, und verschwieg seinen Dichterruhm. Ja, eine Tugend, die die des Staates, das allgemeine Bewußtsein überragte, konnte nicht geduldet werden; ein noch größeres Verbrechen war es, wenn Einer mehr sein wollte, als nur Bürger des Staates. Ersteres richtete der Ostracismus, der sogar den Aristides verbannte; letzteres Vergehen wurde in der Person des Sokrates bestraft.

Bis zum Staatsbürgerthum brachte man es im Alterthum; als jenes sich lös'te und im Werthe fiel, ging auch das letztere dem Verfall entgegen. Wenn Aristoteles den Menschen als „ζῶον πολιτικόν" definirt, so gibt er damit den höchsten Grad der Bildungsstufe an, den jener damals erreicht hatte, und nach seiner Erkenntniß überhaupt erreichen konnte. — Das Alterthum zeigt, was der Mensch vermag, wenn er selbstständig aus dem Schooße der Natur, allein aus ihren Kräften sich entwickelt.

Aus dem oben Gesagten erklärt sich auch leicht das Verhältniß, in welchem das klassische Alterthum zu der übrigen Welt stand. Es nannte mit vollkommenem Rechte Alle, die nicht in gleichen staatlichen Verhältnissen lebten, Barbaren, und wer nicht Bürger war, nicht mit zum Staate gehörte, mußte rechtlos erscheinen. Daß die Griechen dennoch Sklaven und Fremde nur als Unmündige und Schützlinge ansehen und ihnen ein gewisses Maaß von Recht und Rechten einräumten, ist nur dem milden, humanen Sinne dieses edlen Volkes zuzuschreiben.

Wie aber dennoch oft unbewußt das naturgemäße Verhältniß in den Erscheinungen des Lebens sich hervordrängt, dazu gibt unter Anderem die Einrichtung in Athen ein Beispiel, die die Fremden, wenn sie Streitigkeiten unter sich hatten, vor die

Obrigkeit des Krieges, dem Polemarchen, wies und sie so gewissermaßen als Feinde erscheinen ließ.

Der Staat der christlichen Zeit ist eine reine Hervorbringung der Geschichte.

Lange hatte die Germanische Welt, in welcher er gebildet werden sollte, ein fast regungsloses Leben geführt, hinreichend gesättigt durch das Gefühl innerer Gesundheit und zufrieden mit dem Genusse freiester Unabhängigkeit; zwar ohne Gefühl der Fäulniß, aber auch ohne Bedürfniß der weiteren Entwicklung. Da wendet die Geschichte ihr Auge auf die kräftigen, lebensvollen Stämme, die im Stande sind, ihren ferneren Gang durch Jahrtausende zu unterstützen und mit ihr die neue Aufgabe zu lösen, die ihr nach Beendigung des Alterthums gestellt ist. Sie findet aber noch nichts vor, als eine ungeheure Naturkraft, und es kostet ihr zuerst nicht geringe Mühe, diese für ihre Pläne zu gewinnen und zuzubereiten. Sie lockt sie durch die Reize schönerer Länder, fordert sie heraus durch den Hohn Römischer Söldlinge; sie zerrt endlich die Ungeheuer der Asiatischen Wüsten herbei, um nur erst diese gewaltigen Kinder der Natur vom heimischen Boden loszureißen. Der Schrecken treibt diese zum Bewußtsein der eigenen Stärke; sie gerathen in Bewegung und es beginnt der chaotische Kampf der nun sich selbst überlassenen Kräfte, dessen erster Erfolg der völlige Untergang der alten Welt ist. Die zweite That derselben war die eigene Bewältigung. Es entstehen neue Staaten, aber ganz anderer Natur als die des Alterthums. Hatten diese den Menschen volle Freiheit und die höchste Schätzung seines Werthes zuerkannt, so ist der Gewinn des mittelalterlichen Staates zunächst ein umgekehrter: er raubt die früher besessene Selbstständigkeit und tilgt die Gleichheit. Auf fremdem Boden wird er errichtet; Eroberung ist sein Anfang,

Gewalt sein Fortbestehen; das Feudalsystem seine erste, und fertige Gestalt. Doch einen Vorzug hatte sogleich der Staat der neuen Zeit vor dem des Alterthums. Denn während dieser ausschließlich nur Bürger umfaßte, nahm ersterer sämmtliche Bewohner eines Landes in sich auf; freilich einen Theil derselben nur durch Leibeigenschaft. Diese waren jedoch, wenn auch in Wirklichkeit fast ganz ohne Rechte, doch nicht rechtlos, wie die Sklaven bei den Alten, und nahm, wenn auch den untersten, doch noch einen Platz im Staate ein. Es war überhaupt möglich, Herr oder Knecht zu sein, und doch noch Bürger, Mitglied des Staates zu bleiben. — Dieser gewährte Allen, einem Jeden auf seinem Platze, ein bestimmtes Maaß von Ansehen, und hatte jeder nach seinem Verdienste seinen Stand eingenommen, so war das sittliche Bewußtsein noch in keiner Weise verletzt. Der Tüchtigste war der Erste unter Allen und galt als solcher, so lange er der Würdigste blieb. Es verstand sich von selbst, daß der ganze Bau eine Spitze haben mußte; diese hörte darum doch nicht auf, dem Ganzen anzugehören; der Fürst war zwar das Haupt, doch noch immer ein Glied des Staatskörpers. Und in so fern das Ganze frei war, nahm jeder Einzelne an dieser Freiheit Theil und hatte, nach seinem Maaße, ein politisches Bewußtsein. Das änderte sich aber, seitdem Karl der Große zu Rom die Kaiserkrone empfing und die Würde der alten Imperatoren erneuerte. — Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Entwicklung des mittelalterlichen Staates durch seine ganze Geschichte verfolgen. Die Gliederung der Stände, die das Wesen der neu entstandenen Bildung ausmachte, krystallisirte sich mehr und mehr und wurde immer starrer und unerquicklicher. Und endlich ging die absolute Monarchie Ludwigs XIV. hervor, wo die letzte Ahnung einer politischen Berechtigung verschwand und der Staat wie eine drückende

Last auf den verschiedenen Ständen nur mit verschiedener Schwere lag. Selbst das Phantom äußerer Größe und Herrlichkeit, das Anfangs dem getäuschten Auge vorschwebte, mußte allmälig schwinden.

Aber was gab dem Menschen Ersatz, was seinem Streben Ziel und Befriedigung, wenn sein staatliches Leben so bedingt, gehemmt und endlich unterdrückt wurde? — Trost gewährte die Religion und Ersatz der Genuß eines besseren Daseins auf auf anderem als staatlichen Gebiete, daran alle Menschen, ohne Unterschied des Standes, Antheil hatten. Es kam einzig darauf an, im Reiche des Geistigen, oder, was in jenen ältesten Zeiten damit gleichbedeutend war, des Geistlichen den richtigen Standpunkt einzunehmen; sonst galt es gleich, ob man Herr oder Knecht, schwach oder mächtig war. Im Glauben gab es keine Abstufungen; das ärmste Gemüth konnte an Hoffnung das reichste sein. Und waren doch wirklich jene Verheißungen so reich, gewährte doch schon das Harren auf ihre Erfüllung ein über alle Gegenwart so erhabenes Glück, daß man den Mangel an öffentlichem Leben kaum fühlte. Glaubte doch Mancher des Lebens höchste Bedeutung nur dann erfaßt zu haben, wenn er sich überhaupt ganz vom Leben zurückzog und einzig der Anschauung des eigenen Innern und des Jenseits widmete. Man gab die Welt auf und fand dafür den Himmel, man verschmähte Bürger im Staate zu sein und wurde Mensch im höheren Sinne des Wortes; die Eroberung des Innern gewährte Ersatz für alles verlorene Aeußere. Im weiten Reiche des Glaubens, des neu eröffneten Bewußtseins fand man Raum für alles Sehnen und Streben der Seele. — Tadeln wir nicht den Brauch der Zeiten! Waren es eben doch jene verlorenen Orte der Erde, die Einsiedeleien und Klosterzellen, wo zuerst wieder die stillen Quellen der Wissenschaft und alles geistigen Lebens

geöffnet wurden, auf deren Strom man in das Land hinüber fuhr, daraus man endlich mit der furchtbaren Forderung der Menschenrechte zurückkehrte. —

Der eigentliche Staat der christlichen Zeit, oder das, was in ihr denselben Platz einnahm, den im Alterthum der Staat behauptete, war die Kirche. In ihr erkannte der Mensch die wahre Bedeutung und Hoffnung seines Daseins, fand in ihr die Rettung seines sittlichen Bewußtseins; sie gewährte ihm die höchsten Rechte und legte ihm die heiligsten Pflichten auf. — Aber die Wirksamkeit der Kirche ging noch über die des alten Staates hinaus. Während dieser den Menschen aus dem bloß natürlichen, sinnlichen Dasein heraus entwickelte, bildete und bildet jene ihn zu der rein sittlichen, geistigen Existenz, die schon voraus im Christenthume niedergelegt ist.

Am nächsten an den Staat schließt sich das Verhältniß der Familie. Ist der Staat der große Behälter, der alles Leben und die ganze Entwicklung der Völker aufnimmt und umschließt, so ist die Familie der reine Quell, daraus ihnen Kraft und unerschöpflicher Unterhalt zufließt. Und gehört nicht ausschließlich der Staat dem Manne und seiner Wirksamkeit? das Glück der Familie nur theilt mit ihm das Weib; dieses erhält allein dadurch Antheil auch an den Segnungen des ersteren.

Zur Charakterisirung einer Zeit aber kann kaum Etwas mehr dienen, als die Betrachtung der Stellung, die das Weib darin eingenommen, und der Schätzung, die man der Ehe hat zu Theil werden lassen.

In den ersten Zeiten des Menschengeschlechts mochten Mann und Weib gleiches Ansehen und gleiche Geltung haben, höchstens kam da das Recht des Stärkeren in Anwendung — gewiß das erste Recht, das von den Menschen gefunden wurde. Als aber bei fortschreitender Cultur des Mannes größere Be-

deutung sich mehr und mehr herausstellte, mußte das Weib in eben dem Grade zurücktreten, Sklavin, Besitz des Mannes werden, wie sie es noch im Orient ist und auch im frühesten Griechischen Alterthum gewesen sein mag. Doch wird hier ihr Loos, gemäß den Sitten des Landes, ein milderes gewesen sein, als das ihrer Asiatischen Leidensgefährtinnen.

Sonst könnte man auf die Stellung des Griechischen Weibes fast jenen Ausspruch des Aristoteles, daß der Mensch ein politisches Wesen sei, in seiner Umkehrung anwenden: das Weib nahm keine bürgerliche Stellung ein und zählte deshalb auch nicht mit zu den Menschen. Glücklicher Weise fand sich aber dennoch bei den Alten zu viel feiner, menschlicher Sinn, als daß man dem Weibe im Leben hätte gar keine Stellung einräumen sollen, und höchstens im Rechte fand das vorhin Gesagte eine Anwendung. Denn da wurde wirklich das schwächere Geschlecht kaum anders als ein Gut betrachtet. Es ist ja bekannt, wie z. B. die Tochter eines Verstorbenen mit zu dessen hinterlassenem Vermögen gehörte. Waren keine Söhne da, die erbten, so erhielt nicht der das Erbe, welchen die Tochter heirathete, sondern wer das Vermögen erbte, heirathete möglichen Falls die Tochter mit. —

Doch im gewöhnlichen Leben schrieb man den Frauen mehr sittliche Würde zu, als daß man ein Vergehen von ihrer Seite bloß als eine Verletzung des Eigenthumsrechts der Eltern oder des Mannes hätte betrachten sollen. Aber ihre Freiheit war nichts desto weniger sehr beschränkt. Sie lebten im Hause in äußerster Zurückgezogenheit, und nur bei Festen und feierlichen Aufzügen erschienen sie in der Oeffentlichkeit; doch war wohl auch hier jeder ihrer Schritte ihnen vorgezeichnet. — Als aber unter den Alten das staatliche Leben abnahm und man anfing, die Interessen des Hauses den öffentlichen vorzuziehen, da be-

gannen, wie diese Erscheinung sich in der Geschichte öfter wiederholt, auch die Frauen, sich größere Geltung zu verschaffen. Zwar sehen wir guten Erfolg ihres Strebens zunächst nur da, wo wir die Würde des Weibes am wenigsten vertreten sehen möchten, bei jenen berühmten Hetären, die durch Witz und Geistesgaben sogar eine gewisse Herrschaft zu behaupten wußten. Doch welche Gedanken überhaupt damals die bürgerliche Gesellschaft beunruhigten, lassen uns einige Komödien des Aristophanes errathen, wo derselbe Wahnsinn als Wirklichkeit auftritt, den eben auch zu unserer Zeit wieder die Weltverbesserer als eine ihrer Maximen aufzustellen sich nicht entblöden. — Das Christenthum hat in den letzten Beziehungen und höchsten Interessen des Menschen das Weib dem Manne ganz gleich gestellt. Zwar ist der Unterschied, den Natur und Vorsehung gleich anfangs zwischen beide setzten, keineswegs aufgehoben; dem Manne gebührt noch das Forum, oder was in unserer Zeit dem gleich geachtet werden mag, dem Weibe der Herd.

Nimmt letzteres an Staatsangelegenheiten Theil, so ist dies immer noch als eine Verrenkung der Verhältnisse oder als eine Ausnahme anzusehen, deren Unnatur durch gewisse Bedingungen erträglich gemacht, durch die Erfahrung sogar in einigen Fällen nicht verdammt ist. Die Verheißungen der Religion aber erstrecken sich auf beide Geschlechter, und auch im Gebiete des Geistes ist den Frauen ein Platz eingeräumt — nur daß auch hier, ihrer Natur gemäß, ihre Thätigkeit mehr eine empfangende als schöpferische ist. Und was die sittliche Würde des Menschen betrifft, so ist das Weib der christlichen Zeit in den Besitz derselben, als in ein ihr gebührendes Recht eingesetzt.

Die Griechische Religion, wenn wir so sagen dürfen, von denen des übrigen heidnischen Alterthums zwar durch mil-

denen Sinn, höhere Beziehungen und reineren Ausdruck unterschieden, hatte doch das mit ihnen gemein, daß sie auf natürlichem, sinnlichen Grunde fußte und, wie die meisten derselben, nur symbolisch war.

Das Erste, worauf des Menschen Auge fiel, als seine Sinne begannen über die Empfindung des eigenen Daseins hinauszugehen, war natürlich die Welt, die ihn umgab und sich um ihn regte. Die wunderbaren Gebilde der Elemente, die Erscheinungen der Luft und des Himmels mußten seine Aufmerksamkeit rege machen, und der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, die Bewegungen der Sonne und endlich der andern Gestirne ihn zum Nachdenken anreizen. Dennoch würde dadurch der Mensch — wenn auch mit der Zeit zu einer wissenschaftlichen Untersuchung der Natur, doch niemals zu religiösen Gefühlen und Gedanken erregt sein. Aber er bemerkte zugleich, daß all' die ihn umgebenden Erscheinungen in nächster Beziehung zu ihm selber standen und einen geheimnißvollen Einfluß auf ihn ausübten. Der Boden trug und ernährte ihn; die Sonne gab ihm Licht und Wärme, der Himmel Thau und Regen; der Lauf des Jahres brachte ihm reiche Segnungen und den Wechsel der Arbeit. So wurde der Mensch auf den Gedanken gebracht, daß es außerhalb seiner Mächte gebe, von deren Gunst sein Glück abhange, und je weniger er ihnen entrinnen konnte, desto mehr mußte er sich zu ihrer Verehrung getrieben fühlen. Waren aber solche Gedanken nur einmal angeregt, so genügt jeder Blick in das geheime Leben der Natur, um die Erscheinung eines Gottes hervorzurufen und endlich wurde sie ganz vergöttert und mit Göttern angefüllt.

Aber solche erste Reizungen und Ahnungen des Geistes waren noch keineswegs erlangte Kenntnisse, die man dem reinen Gedanken oder gar einer Wissenschaft hätte anvertrauen können.

Man mußte vielmehr, wollte man sie dauernd bewahren, dieselben dem Gedächtnisse übergeben und Merkzeichen dafür aufsuchen, wovon man zugleich den Vortheil hatte, daß man sie der Anschauung näher brachte und sie bequem hervornehmen konnte, wenn man wollte. Ein unförmlicher Stein, ein gestaltloser Block war anfangs hinreichend die Idee eines Gottes auszudrücken und festzuhalten, der in der Vorstellung des Menschen noch eben so roh leben mochte, wie er in der Erscheinung dargestellt war. Dann gelangte man aber dazu, als man die von außen her erhaltenen Eindrucke mehr ihrem innern Wesen und Charakter nach unterschied, daß man auch jedem Symbole einen entsprechenden äußeren Charakter beilegte. Man erfand Namen und sinnreiche Attribute, die das aussagten, was die Symbole bezeichnen sollten, ja prägte endlich mit Hülfe der Kunst deren Form so aus, daß sie durch diese allein ihre Bedeutung kund zu geben vermochten.

So wurden sogar zusammengesetzte Beobachtungen und Erscheinungen der Natur mit Hülfe solcher Darstellungen versinnlicht; wie ja z. B. die alte Münze bekannt ist, deren Gepräge unter der Umschrift: „*Ζευς κασιος*“ einen kegelförmigen, an Gestalt den feuerspeienden Bergen ähnlichen Stein enthält, der von Weintrauben umgeben ist, und offenbar aus der Wahrnehmung hervorging, daß auf solchen Bergen der Weinbau vorzüglich gut gedeihet.

Doch würde man sich irren, wollte man glauben, daß die Götter der Alten bloße Allegorien gewesen, daß sie im Bewußtsein der Menschen stets nur als Merkmale und Bezeichnungen für an sich todte Dinge und Kräfte gelebt hätten. So wie der Mensch seine Götter schuf, mußte er merken, daß er etwas in sich berge, was diesen nicht fehlen dürfe, wenn der Verehrte nicht unter dem Verehrer stehen sollte, und so

trug man den eigenen Geist auf sie über. Auch war keineswegs ein jeder Gott nur ein Vertreter einer einzelnen Naturerscheinung. Man hatte vielmehr gar wohl erkannt, daß ein genauer Zusammenhang zwischen den einzelnen Kräften und Offenbarungen der Außenwelt stattfindet, und oft viele Erscheinungen aus einer Grundursache hervorsprießen, und ebensowenig hatte man versäumt die so erweiterte Auffassung auf die Begriffe der Gottheiten anzuwenden. Man fügte zu einer ursprünglichen, engeren Bedeutung derselben eine Menge anderer, daraus abgeleiteter Nebenbedeutungen und machte das Einzelwesen, dem sie beigelegt wurden, dadurch zu einer kleinen Welt; den Gott zu einem Pantheon — das zwar immer noch beleuchtet und beschattet wurde von der ursprünglichen Idee, daraus es entstanden war, oft auch in den Bereich eines anderen Gottes hinüberragte. So kommt Zeus vor als Gott des Himmels, des Meeres und der Unterwelt; er wurde in Sparta verehrt als Regengott und Geber glücklichen Windes; in Megara als Erretter aus der Dürre; anderwärts als Frühlingsgott und Treiber der Früchte u. s. w.

Doch blieb man bei der Betrachtung der todten Natur nicht stehen; man fand manche Aehnlichkeiten zwischen dieser und der sinnlichen Beschaffenheit des Menschen selbst, und auch diese zu vergöttern mußte man bald Neigung empfinden. Auch dauerte es nicht lang, daß in dem Menschen und um ihn sich etwas gestaltete, was den gebildeteren Sinn eben so sehr anzog, als die Natur es thun konnte. Dies war die Welt des Innern, Zustände des Gemüths und der Seele und das Leben der menschlichen Gesellschaft mit seinen merkwürdigen Erscheinungen: Geburt, Heirath, Tod, Krieg, Friede u. s. w., in welchen allen man ebenfalls eine göttliche Macht erkannte und verehrte. Doch erfand man dafür nicht neue Götter, sondern die alten mußten

die Repräsentation dieser Dinge mit übernehmen. Dadurch war natürlich bis zu einem gewissen Grade eine Umwandlung der Gottheiten selbst bedingt, und diese nahmen, obwohl die einzelnen ihren ursprünglichen Charakter den Grundzügen nach beibehielten, mehr eine geistige Bedeutung an. So erscheint Zeus nun auch unter Anderm als Rathgeber, als Gott des Reichthums, als Heilgott (als solcher auf Rhodos verehrt), als Schützer der Ehe u. a.

Manche Gottheiten hörten ganz auf, als Symbole für Naturerscheinungen zu gelten, und oft erinnert nur noch ihr Name an ihre älteste Bedeutung.

Im Namen Kastor findet Welker das Wort „ἀστηρ" (Stern) und den Perseus erklärt G. Herrmann für einen alten Lichtgott, für den von der Sonne durchlaufenen Kreis. Die Horen, die später der Zahl nach drei waren und Eunomia, Dike und Eirene (Ordnung, Recht, Friede) hießen, bestanden anfänglich aus einer Zweizahl und wurden Thallo und Karpo (Blüthe und Frucht) genannt. Die Götter, könnte man sagen, entwickelten sich mit den Menschen und schritten, wie diese, in der Cultur fort, wozu der Gott Dionysos ein treffliches Beispiel liefert. Ursprünglich bezeichnete er wohl die übersprudelnde Kraft und Fülle der Natur und war in den ältesten Zeiten, wo er als bärtiger Mann dargestellt ward, als Gott der ausgelassenen Freude über die reichen Spenden der Erndten, durchaus sinnlicher Natur und von orgiastischem Charakter. Die Bilder, die ihn darstellen und oft sehr alt, meist hölzerne Schnitzbilder sind, haben in ihrem Ansehen neben grinsenden Zügen gewöhnlich etwas Rohes, Bäurisches, ja, tragen bisweilen sogar ganz oder theilweise die Gestalt eines Stiers. Diesen verdrängte der jüngere Dionysos, der unbärtig, zwar noch in voller, üppiger, doch stets edler, menschlicher Jugend —

Schönheit strahlt, der, ein Gott des begeisterten, freudig aufgeregten Lebensgenusses, die Menschen zum Wein Gesang, Spiel und sinnreichen Scherz hinzufügen lehrte und selbst gern die Gesellschaft der Satyre und Bacchantinnen mit der des Apoll und der Musen vertauscht.

Die alte Welt gelangte von der Vergötterung der Natur bis zur Vergötterung ihrer selbst; weiter kam sie nicht und konnte sie nicht kommen. Zwar möchte man versucht sein, dieser Behauptung die Götterwelt entgegen zustellen, die neben der, welche im Bewußtsein und den Culten des Volkes lebte, sich in der Phantasie der Dichter gebildet und einen weit geistigern, mehr ethischen Charakter angenommen hatte. Wie erhaben erscheint nicht Zeus bei Homer als Vater der Götter und Menschen, als Beherrscher des Olympos und des Schicksales der Sterblichen; der Beschützer der Fremdlinge und Rächer des Meineides. — Doch auch diese Götter waren nur idealisirte Menschen und hatten in allen ihren Sitten und Neigungen, in ihrem Streben und Handeln die größte Aehnlichkeit mit dem Geschlechte, von dem ihnen geopfert wurde. Das Verdienst der Dichter war hauptsächlich nur, daß sie aus Gottheiten Götter machten, diese zu selbstständigen, für sich bestehenden Wesen, zu Beherrschern jener Naturerscheinungen erhoben, deren Repräsentanten sie früher gewesen waren.

Aber als diese Vorstellung der Götter anfing in das gewöhnliche Bewußtsein überzugehen, da begann auch schon der Glaube an sie zu schwanken.

Komiker verspotteten sie; Sophisten griffen sie an; Philosophen stellten Begriffe auf, die denen, die man von den alten Göttern gehabt hatte, in keiner Weise entsprachen. Man entkleidete diese ihrer Wesenheit und brauchte höchstens noch ihre Namen zur Bezeichnung der abstracten Begriffe, die man

längst in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit erkannt hatte und den Göttern als ihre Grundlagen zu rauben nicht anstand.

Aber besaßen die Alten denn nichts Höheres als diese Naturgottheiten und vergötterten Erscheinungen des Lebens? hatten sie durchaus keine Ahnung vom höchsten Gotte? — Man hat einen Beweis für das Dasein Gottes darin finden wollen, daß eine Ahnung seines Wesens in dem Bewußtsein eines jeden Volkes sich niedergelegt finde. Sollten die Griechen, die so besonders vom Himmel begünstigt waren, nicht vielleicht gar einen hohen Begriff gehabt haben von dessen Reichthum und Güte? — Der Glückliche, der stets vom süßen Gleichgewicht der Tage getragen wird, nur auf der glänzenden Oberfläche des Lebens spielt, bedarf am wenigsten eines Gottes. Des Griechen ewig blauer Himmel war so schön, daß er darüber keinen anderen zu suchen brauchte; in seinem herrlichen Lande, wo unaufhörlich Blüthe und Frucht ihn zum Genuß einluden, mochte er am ersten des Dankes gegen den Geber vergessen. Dennoch hatte man, auch hier hauptsächlich von den Dichtern, den Lehrern und Propheten des Volkes, unterrichtet, einen dunklen Begriff, der auf dem Gebiete des rein Geistigen sich zu halten bemüht war und vorzüglich als Schicksal und Vorherbestimmung sich kund gab. Die Nemesis und die daran sich reihenden Gottheiten, wie die Erynnien u. a. sind unter allen die, welche den meisten speculativ — theologischen Inhalt in sich tragen. — Die Nachseiten des Lebens waren es besonders, woher dem Menschen solche Ahnungen wie bleiche Schattengebilde aufstiegen. Die Moira bei Homer ist zugleich Schicksals — und Todesgöttin. Aber trat man auch gänzlich heraus aus dem Leben und der umgebenden Welt und fragte, indem man Alles mit philosophischem Auge ansah, nach dem Wie und Warum von Allem, man konnte sich keine andere

Antwort geben, als: es ist Alles so, weil es einmal so ist. Der Betrachtende konnte, wenn die Welt ihm auch wohlgefiel, weder den Grund dieses Gefallens angeben, noch, im entgegengesetzten Falle, mit dem Gedanken am Bau der Welt rütteln, noch den Lauf der Dinge hemmen. Es gab auf keine Weise für ihn eine Erlösung; er mußte willenlos sich beugen und anerkennen. Auch so mußte der Gedanke des unbedingten, unabwendbaren Schicksals entstehen; auch so dieser Begriff etwas Dunkles, Undurchsichtiges bleiben, mehr Grauen als Nachdenken, mehr Furcht als Erhebung erwecken.

Dennoch nahm auch dieser Begriff mit Theil an der Entwicklung des Alterthums überhaupt, und wir können die seinige bei den großen Dichtern verfolgen, die ihn vorzüglich bildeten und ausmalten.

Bei Homer schwebt das Schicksal über der Welt der Götter in dunkler, unerkannter Ferne, und selbst Zeus muß seinem Willen sich unterwerfen; nur in seltenen Fällen vertritt er dessen Stelle. Obwohl der oberste und wichtigste mochte dieser Gott dem Dichter noch zu menschlich erscheinen, ihm noch zu nahe stehen. Das Schicksall ist kaum mehr, als ein rein abstracter Begriff, ohne alle Leidenschaft und Wärme; es bestimmt alle Dinge, ohne Theil daran zu nehmen, verschmäht es, von seinem Walten irgend einen Grund anzugeben und einen Trost hindurschimmern zu lassen, der eine Versöhnung zwischen ihm und dem Menschen herstellen könnte. Es ist weder Gerechtigkeit noch Weisheit, nur ein absoluter Wille, der sich durch sein Thun kund giebt und nichts Anderes zu bezwecken scheint, als dem Menschen seine Unzulänglichkeit und Ohnmacht vorzurücken. — Bei Aeschylus tritt das Schicksal, wie von Nacht und Grauen es auch noch umlagert erscheint, doch schon dem Menschen näher. Bald tritt es auf in Gestalt der schlan-

genhaarigen Furien als die Rache heischende Stimme des beleidigten Blutes; bald wälzt es sich fort als rastloser Fluch, der am sündigen Fleische haftet, das damals noch nicht, wie in der neueren Iphigenia, durch eine ganz fleckenlose Sittlichkeit befreit werden konnte. Es gleicht der schwer lastenden irdischen Natur, daran, wie Prometheus am Felsen, die freie menschliche Seele gebunden liegt. Sophokles stellt den Menschen im Kampfe gegen das Schicksal dar. Zwar führt Trotz und Widerstand noch unausbleiblichen Untergang herbei, doch im Nachgeben, im Unterwerfen liegt schon eine Art von Sieg, den der Mensch davon trägt. Philoktet überwindet das Schicksal durch Geduld; dem Oedipus, den es erst heimathlos und in Blindheit umhergetrieben, gewährt es endlich, da er ohne Murren sich seinem Willen gefügt, einen Ruheplatz und ein Ende seiner Leiden. Ja, wenn wir jene erhabene Stelle in der Antigone des Sophokles betrachten, wo die Heldin gegen den Befehl des Kreon sich auf den Willen des Zeus beruft, diese Worte, die weder einem besondern Lande noch einer bestimmten Zeit anzugehören scheinen, so müssen wir zugestehen, dieser herrlichste Dichter hatte, wenn auch ohne es selbst zu wissen, die allein berechtigte sittliche Natur des göttlichen Geistes angeschaut. — Euripides zeigte, wie des Menschen Schicksal in des Menschen Brust liege — ein Gedanke, der nur an der äussersten Gränze des Alterthums liegen konnte; in welchem man damals nur eine Verneinung erkannte, und den erst Shakspeare wieder aufnahm, um ihn seinem positiven Inhalte nach zu würdigen.

Was die Moral der Alten betrifft, so erhob sie sich bis zur Anempfehlung der Sophrosyne — sehr natürlich, denn nur Maaßhalten in jeder Hinsicht konnte das Gleichgewicht zwischen Geistes- und Sinnenwelt erhalten. Die eigentliche Religion und Moral des Alterthums war aber das Recht.

Das „suum cuique“ ist das Höchste, was ein Mensch, dem sichtbarer Besitz so weit gilt wie Reichthum des Geistes, zum Leitstern seines Wollens und Handelns machen kann. Zwar hatten, was merkwürdig ist, die Griechen in ihrer Sprache kein Wort für das Recht, für das, was das Lateinische jus ausdrückt; nichts destoweniger standen sie mit den Römern hierin auf gleicher Stufe der Bildung. Nur stellte vielleicht letzterer, weniger human, als der Grieche, den Satz so: bleibe mir das Meinige, und behalte ein Jeder dann das Seinige, während dieser etwa sprechen mochte: Jedem komme zu, was ihm gebührt, so bleibt mir, was mir gehört. — Rache war dem Alterthum eine eben so wesentliche Bedingung, wie für uns die Versöhnung eine unerläßliche Forderung ist, nur bemächtigte sich dieses natürlichen Triebes der Geist in so weit, daß er seine Befriedigung dem Gerichte überwieß; die Todesstrafe war nur ein Ersatz für die Blutrache.

Die christliche Religion ging weder hervor aus der Betrachtung der Natur, noch der Verhältnisse des menschlichen Lebens; sie ist überhaupt keine Betrachtung, sondern unmittelbares, wirkliches Leben, gibt Inhalt für die Formen, läßt nicht durch diese einen blos gedachten Inhalt ausdrücken; sie ist wirklich, wie die Religion der Alten nur symbolisch war. — Im Anfange erschien das Christenthum auf dem Wege seiner geschichtlichen Verwirklichung in wenig geistiger Gestalt. Die byzantinische Welt benutzte es nur als neuen Inhalt für die Formen des alten Götterdienstes; die Religion ging noch auf im Kultus, die Wahrheit kehrte zum Symbol zurück. Auch unter den germanischen Stämmen ruhte der Geist noch lange in den Bekenntnissen und Glaubensformeln, in denen man ihn herüber getragen hatte. An die Stelle des heidnischen Aberglaubens war nur ein christlicher getreten; Gebräuche und Zehn-

ten galten lange als die Hauptsache. Aber in diesen dunklen Wäldern, wo das Christenthum gleichsam begraben lag, begann es seine Fahrt in das lichte Reich. Während man im Morgenlande die Lehre als Stoff für spitzfindige, sophistische Untersuchungen mißbrauchte, entdeckte das Abendland, welches geschickter zum Handeln als zum Grübeln war, endlich die praktische Seite derselben und gewährte ihr die Möglichkeit in das Leben einzudringen und sich in demselben, wie dieses mit sich zu entwickeln. Als zwar auch hier die Kirche für sich eine strenge Orthodoxie in Anspruch nahm, fing in ihr die Ausbildung und Befreiung des christlichen Geistes an zu stocken; doch übernahm diese Aufgabe allmälig das Volk für sich, zunächst in allerlei Ketzereien, die als die ersten Anfänge einer Reformation zu betrachten sind. Dazu arbeiteten auch die mittelalterlichen Philosophen, obwohl sie sich lange der Rechtgläubigkeit beugten, selbst die wandernden Bettelmönche, welche die Lehre verständlich und volksthümlich machten, unter Mitwirkung der Geschichte selbst und vieler anderer, oft besprochener günstiger Ursachen, wie das Wiederaufleben der Wissenschaft, der aufblühende Handel, der erweiterte Verkehr der Menschen unter einander, welcher das Bewußtsein befreite und erweiterte, u. s. w.

Man betrachtet gewöhnlich die Reformation als hervorgegangen aus einer Entrüstung über das Verderben in der Kirche. Allerdings lag hierin mit ein bedeutender Anstoß; der positive Grund aber, worauf sie fußte, war das gewonnene neue Leben, die erweiterte, freiere Anschauung, ja, sie war dieß erweiterte Bewußtsein selbst. Die Reformation bedeutete mehr, als in dem bloßen Worte liegt; sie stellte nicht allein wieder her, sondern förderte auch weiter; sie brachte etwas Neues, und war dieses Neue auch nichts, was nicht schon ursprünglich im Christenthume gelegen hatte, so machte sie es nun zum Eigenthum

der Menschen und der Geschichte, was es früher nicht gewesen war. Zwar war die Reformation, wie sie im 16. Jhrt. sich darstellte noch weit entfernt, den Geist des Christenthums vollendet ins Leben zu führen; es bildete sich statt der katholischen Kirche eine protestantische und diese mußte wiederum durch Lutheranismus, und Calvinismus, durch Symbole und Religionsedikte, durch Orthodoxie und Pietismus, durch Rationalismus und Supranaturalismus sich hindurcharbeiten, und wer mag bestimmen, welche Wege die christliche Lehre noch wird geführt werden müssen, ehe sie zum letzten Ziele gelangt, und wer kann voraussagen, in welcher Gestalt sie an diesem erscheinen wird. —

An die Stelle des lastenden Fatum der Alten ist bei uns der erhebende Gedanke der ewigen, unendlichen Liebe getreten, die als göttliche Vorsehung und sittliche Weltordnung uns nahe tritt. Im Alterthume durfte der Mensch den Tag nicht vor dem Abend loben; wir wissen am Anfange, daß es bis zum Ende mit uns wird gut gemacht sein.

Auch im allgemeinen Glauben wird der Geist, der stets verneint, immer mehr zur Lüge; und hat dieser doch selbst schon sich als einen „Theil von jener Kraft" bekannt, die zwar „das Böse will, doch stets das Gute schafft". — So doch hat sich endlich in dem Bewußtsein unserer Tage die Welt gestaltet! Ein großes Geisterheer, von den entferntesten Punkten der Unendlichkeit, aus den ältesten Zeiten der Ewigkeit einem Ziele zustrebend, fliegt, mit wachsendem Bewußtsein, sich erkennend und sich einend, dem Urquell der höchsten Liebe zu, woher es unbewußt entstand, zu dem Reiche, wo sich alle Widersprüche lösen und Begriffe, wie Schuld, Strafe, Untergang keinen Platz mehr finden. — Alle unsere Tugenden sind nur von unserer endlichen Bedürftigkeit benannt und laufen zusammen in den einen Grund-

begriffe, mögen wir diesen nun bezeichnen als Glauben, Erlösung, Hingabe an Gott, Aufgehen in die absolute Idee, Erlangung der Freiheit, Vollendung der Sittlichkeit, Verwirklichung des Geistes — es ist in diesem Allen dasselbe Princip nur von verschiedenem Standpunkte betrachtet, und unser Haupttrost ist, daß keine unzulängliche Benennung von der thatsächlichen Wahrheit etwas abzuthun vermag.

In der Kunst vermählt der Geist sich mit dem Körper; wie sollten wir nicht erwarten, daß der Grieche sie vor Allem bei sich heimisch gemacht und mit Vorliebe gepflegt habe? Ihr Bedürfniß war tief begründet in seiner Natur. Denn etwas Abstractes konnte er nicht wohl ertragen, er mußte vielmehr, wo dieses ihm entgegentrat, sich gedrungen fühlen, es in einen Körper zu kleiden und so seiner Natur anzupassen. Nur so konnte der Grieche seine geistigen Schätze zu wirklichem Eigenthum machen. Die Stelle unserer Wissenschaft und Philosophie vertrat bei ihm in gewissem Grade die Kunst. — Ja, wir können mehr sagen, der Grieche war erst Schöpfer der eigentlichen Kunst. Denn wenn die anderen Völker des Alterthums Bilder machten, die etwas ausdrücken sollten, nur mittelbar den Gedanken kund gaben, aus dem sie hervorgegangen, schuf er Werke, die wirklich etwas ausdrückten, und fand in der ungemischten Gestalt des menschlichen Körpers die Form, die unmittelbar den Gedanken zur Anschauung brachte.

Es ist schon oft gesagt worden, daß die Kunst ein treuer Spiegel der Menschen und der Zeit sei; nur eine Umkehrung dieser Behauptung würde es sein, wenn wir sagten, daß die Kunst, die ein Volk pflegt, mit diesem an denselben Wurzeln hafte und daß ihre Ausbildung von den nämlichen Ursachen bewirkt werde, die des Volkes Entwicklung bedingen. In der orientalischen, namentlich der Indischen Kunst finden wir ganz die

üppige Fülle des Asiatischen Himmels, aber jede Regung des Geistes ist vom Uebermaaße des sinnlichen Stoffes überwuchert. Die Aegyptische Kunst trägt durchaus das Gepräge des durch Orthodoxie zurückgehaltenen, in Dumpfheit versunkenen Geistes. In der seinigen bildete der Grieche ebenfalls sich selbst, sein eigenes Ideal. Winkelmann sagt vom Belveder'schen Apoll, der Künstler habe nur so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, um seine Absicht auszudrücken; wir können umgekehrt sagen, der Griechische Künstler habe seiner Materie auch nur so viel Geist eingeflößt, als hinreichte, daß sie belebt erschien. In der Natur des antiquen Gottes haben Geist und Sinnlichkeit sich völlig in's Gleichgewicht gesetzt und zu vollkommener Harmonie vereint; beide haben sich absolut zu einem Leben durchdrungen.

So kommt es, daß trotz der heiteren Lust, von der oft die alten Bildwerke erfüllt sind, diese doch stets etwas Verschlossenes in ihrem Charakter tragen; das Leben der Seele tritt nur hervor, so weit es sich in den Formen des Körpers, den Mienen des Gesichtes ausprägt. Die Regung des Inneren bedingt zwar die Haltung des ganzen Leibes, aber ist diesem wiederum stets so sehr unterthan, daß ihr nie die Schönheit der Formenbildung, die Anmuth der Bewegung zum Opfer gebracht wird. Die Haltung der alten Figuren ist durchweg streng und gemessen, und nie findet sich eine Spur von unserer empfindungsvollen Nachlässigkeit, von dem schwärmerischen Hingeben, wie wir es lieben. Das Auge, durch das vor Allem des Menschen Bewußtsein hindurch leuchtet, ist bei den Griechischen Figuren stets das eine, zwar unvergleichlich schöne, aber unbewegte Oval, unbewegt selbst beim Laokoon und der Niobe, deren übrige Gesichtszüge vom tiefsten Schmerze durchfurcht werden.

Ueberhaupt könnten wir die Darstellung des Auges in den

verschiedenen Epochen der Kunst als ein merkwürdiges Analogon der ganzen Entwicklung der Menschheit betrachten. Vom Boden der Erde erhebt es sich und wendet sich aufwärts, wie das Menschengeschlecht sich aus den Banden der Natur löset und zum freien, leichten Geiste sich emporarbeitet. In der älteren, eigentlich classischen Periode tritt das Auge weit zurück unter den scharf gezogenen Augenbrauen, und die gewöhnliche Haltung des Hauptes ist eine schwachgesenkte; der Blick erhebt sich selten über die Linie des Horizontes.

In einer späteren Kunstperiode fing man an, die sonst unberücksichtigt gelassenen Sterne im Auge anzudeuten, um diesem dadurch einen lebendigeren Ausdruck zu verleihen; der Blick erhebt sich und geht in die Weite. Schon dieses Kennzeichen könnte dienen, die streitige Frage hinsichtlich des oben erwähnten Apoll zu lösen und, wie schön er auch immer ist, sein Entstehen in eine spätere Zeit zu versetzen. — Ein ganz anderer wird sogleich der Ausdruck des Auges, wie die Kunst in die christliche Zeit hinüberschreitet. Schon bei den ältesten Schöpfungen derselben, bei den Bildwerken in den Römischen Katakomben, wo die wenig zarten Umrisse kaum Form genug haben, um eine menschliche Figur anzudeuten, liegt im rohen Auge doch eine Tiefe der Empfindung, ein Ueberströmen des Gemüthes, wie sie nur aus dem Drange einer christlichen Seele hervorgehen konnten. Das Haupt findet sich gewöhnlich nach hinten geneigt und der Blick nach oben gerichtet.

Sehen wir aber ab von diesen vereinzelten Merkmalen, die zwar auch tief im Wesen der Kunst begründet sind, und suchen andere, allgemeinere Unterschiede für diese Seite der alten und neueren Zeit. — Wir haben schon darauf hingedeutet, wie im Alterthume jedes Wesen am höchsten als Einzelwesen galt, selbstständig und für sich bestehend, während wir unser wahres

Sein nur in der Allgemeinheit unseres Geschlechtes finden und jeden Einzelnen als Theil des großen Ganzen zu betrachten gewohnt sind. So pflegte auch die alte Kunst ihren Gegenstand ganz außer Zusammenhang mit anderen aufzufassen und die Anschauung, die der Begeisterung zum Inhalt diente, ohne weitere Beziehung, nur an und für sich — am liebsten in einer Statue — darzustellen. Es kam ihr nur darauf an, einen bestimmten Gegenstand, der irgend wie Interesse erregte, uns vor Augen zu führen und uns die Freude des Anblicks zu gewähren. Von der christlichen Kunst wird hingegen verlangt, daß sie ihren Gegenstand jedes Mal zum Träger eines bestimmten Gedankens macht; und, indem sie ihn, vorzüglich durch Handlung und Gruppirung, in seinen Einzelheiten in Zusammenhang bringt, ihn als kleine Welt und so als einen Theil der großen Welt des Geistes darstellt — was am leichtesten im Gemälde geschieht. Bedeutende Handlungen stellen die Alten nicht vorzugsweise dar; sie wählen oft die geringfügigsten, nur um ein Motiv für die Bewegung der Figuren zu haben, und von eigentlicher Gruppirung, wie sie bei uns ausgebildet ist, finden sich häufigere Beispiele nur auf Gemälden aus den letzten Zeiten des Alterthums. Von dem, was unsere Künstler den Moment eines Bildes nennen, findet sich nur ausnahmsweise eine Spur und selbst bei Darstellung von ganz bestimmten Personen, von Portraits, verschmähete man es, diese durch individualisirende Andeutung näher zu bezeichnen. Wir würden z. B. dem Bilde eines Homer den Ausdruck einer augenblicklichen Begeisterung, einem Plato den des tiefen Nachdenkens beilegen, um jenen als Dichter, diesen als Philosophen kundzugeben; aber nichts dergleichen findet sich bei den schönen Büsten, die uns von diesen beiden Männern erhalten sind. Doch glaube man ja nicht, daß die Alten, wenn sie auch nicht individuell darstellten, ihren

Gegenstand nicht hätten aufs Vollkommenste zu charakterisiren verstanden. Die Statue des Cäsar hat eine ganz gewöhnliche, ruhige Stellung, wie man sie im Leben häufig genug beobachten kann, dennoch giebt die feste, gebieterische Haltung, der durchdringende Blick der Augen, die scharfgebildete Adlernase, diese ungewöhnlich dünnen, gepreßten Lippen genugsam den Eroberer der Welt und Roms zu erkennen.

Die eigentliche Kunst der Alten war die Plastik, wo die Form die vorzüglichste Berücksichtigung findet, und der massenhafte Stoff seinen Bearbeiter nöthigt, sich mit der Bildung einer oder einiger Figuren zu begnügen. Die Malerei dagegen ist mehr eine der christlichen Zeit angehörende Kunst; die leichtere Behandlung des Materials erlaubt dem Künstler mehr Aufwand und größere Freiheit im Gebrauche der Figuren und giebt ihm manigfache Mittel an die Hand, das rein stoffliche, körperliche Element in den Hintergrund treten zu lassen und das geistige mehr hervorzuheben. — Hierin ist aber vorweg ein anderer Unterschied der alten und neuen Kunst ausgesprochen, der am tiefsten das Wesen derselben trifft; mögen darüber einige Andeutungen hier noch Platz finden.

Zu allen Zeiten ist das Schöne die Absicht aller Kunst gewesen; nur die Art, wie es dargestellt worden, war in den verschiedenen Zeiten verschieden. Im Alterthume galten Körper und Geist gleichviel; wie hätte nicht auch in der Kunst der erstere Anspruch darauf machen sollen, an den Gaben derselben theilzunehmen? Das Schöne wurde auch auf ihn übertragen, und so entstand die Schönheit der Form, die Idealität, die den Hauptcharakter des antiquen Kunstwerks ausmacht. Man entfernte von der Gestalt alle menschliche Bedürftigkeit, jeden Mangel und Ueberfluß, wie sie das Leben verunzieren, und suchte in der Phantasie sich bis zu dem Urbilde des Gegenstandes zu

erheben, wie dieser gelebt hatte in dem Gedanken des ersten Schöpfers. Die Griechische Kunst verfuhr ähnlich, wie die Philosophie Plato's: sie beide versetzten die Geschöpfe der Erde in ein Reich höherer Vollendung und Vollkommenheit, nur daß der Philosoph seine Idealwelt in das Jenseits hinüberführte, der Künstler sie vor unsern Augen entstehen ließ. Der Geist nahm dann Theil an der Schönheit, insoweit die Gestalt, die Form nur der Ausdruck desselben, die Verkörperung des Geistes selbst ist. In einem schönen Leibe mußte eine schöne Seele wohnen. So war über beide Theile unseres Selbst die Schönheit gleich vertheilt. — Die christliche Zeit erkennt die Gleichberechtigung des Körpers mit dem Geiste nicht mehr an, und daß es auch die Kunst nicht mehr thut, beweisen nur zu sehr Erscheinungen, wie die heiligen Scheusale eines Ribera, oder die wandelnden Leichname aus der Overbeck'schen Schule. Dennoch wird es, auch bei besserem Geschmacke, unserer Kunst nicht immer möglich werden, die Griechische Schönheit der Form in ihren Werken zu bewahren: in den seltensten Fällen, wo sie ihren Stoff aus der christlichen Zeit nimmt. Was wir von unserer Geschichte sagten, daß ihre Entwicklung Reformation und Revolution sei, gilt auch von unserm Leben, es bildet sich im Kampf und Streit. An die Stelle der Harmonie, die im Alterthum zwischen Geistes- und Sinnenwelt obwaltete, ist der Zwiespalt zwischen beide getreten und grade der Sieg, den das Höhere über das Niedere davon trägt, ist es, was unserm Leben Werth verleiht — ist es zugleich, was unsere Kunst am liebsten zum Gegenstande ihrer Schöpfung macht. Der Sieg des Geistes ist die Schönheit, die dieselbe für sich in Anspruch nimmt, und die sie oft nur darstellen kann, indem sie das Unterliegen des Fleisches schildert.

So waren in den beiden Zeitaltern auch der Zweck und

die Bedeutung der Kunst ganz verschieden. Dem Alten diente sie zur Verschönerung seines Lebens; uns ist sie die Ahnung einer höheren Welt. — Wie glücklich auch der Grieche sich fühlen mochte in seinem Lande, wo weder kalter Nebel die Erde drückt, noch eine zu glühende Sonne sie unwirthbar macht — sein Leben konnte doch nicht ohne Lücken sein. Aber die Kunst war hinreichend, sie, wenn nicht auszufüllen, doch gefällig zu überdecken. Auf überraschende Weise tritt uns dies entgegen, wenn wir einen Blick werfen in die Wunderwelt, die uns im südlichen Italien so lange im Schooße der Erde aufbewahrt worden — wo wir freilich, was die Kunst betrifft, kaum mehr als den Nachklang einer bessern Zeit erkennen dürfen. Aber uns entzückt der Zauber, den die Alten durch jene über ihr Dasein bis zu dessen gewöhnlichsten Ausläufen zu verbreiten wußten. Wie es ein Kind erfreut, wenn es sein eigenes liebliches Köpfchen im Spiegel erblickt, so gefielen sich die Alten darin, sich ihr ganzes Leben umher gegenständlich zu machen. Nicht allein die Tempel und öffentlichen Orte waren mit den Statuen der Götter und der verdienten Männer geschmückt, auch in den Wohnhäusern findet sich kaum ein Raum, der nicht durch die Kunst auf irgend eine Weise seine Zierde erhalten hätte. Noch können wir aus den Gemälden und Mosaiken, die in den Gemächern angebracht sind, deren ursprüngliche Bestimmung errathen. Da finden wir in den Badestuben Quellen und nackte Nymphen, die des kühlen Gewässers sich freuen, Diana, vom Actäon belauscht; den Grund und die Oberfläche des Meeres mit spielenden Fischen, Tritonen, die auf Meerungeheuern sich tummeln; in Speisesälen locken noch reichlich besetzte Tafeln, mit frischen Farben gemalt, unsern Sinn; durch eine gemalte Thür tritt eine leicht geschürzte Sklavin ein, den Weinkrug bringend oder einen Korb mit Früchten zum Nach-

tisch. In einem andern kleinen Raume steht eine Mnemosyne, an einen Alter gelehnt, oder eine auf die erzene Tafel schreibende Klio, der Amor die Lampe vorhält; in noch einem andern finden sich Scenen gemalt, die dem Vulkan die grimmigste Eifersucht erwecken würden. Und nicht allein die Räume im Hause, alle Geräthe sind mit bezeichnendem Schmucke versehen. Auf einer Nachtlampe lauscht ein neugieriges Männchen, um einen Trinkbecher taumeln musicirende Satyrn und trunkene Bacchantinnen, auf einem Spiegel flicht Venus glänzende Perlen durch ihr Haar u. s. w. Selbst die Beschäftigung, die Gewohnheiten und Neigungen der früheren Besitzer lassen sich oft aus den Zierrathen erkennen, die in den Häusern derselben reichlich vertheilt sich finden. Und alles dies ist ausgeführt mit der heitersten Laune und ungetrübtesten Lebenslust. Kein Gedanke an die Dürftigkeit des menschlichen Lebens taucht auf. Wie könnte in so reicher Umgebung, wo alle Reiche der Natur, das weite Gebiet der Phantasie jeden Augenblick ihre Schätze darbieten, die Sorge ihre kalte Hand an unsere Brust legen, der Trübsinn unsere Stirn in Falten pressen? Selbst die Götter verlassen ihre Wohnsitze auf dem Olymp und adeln durch ihre Gesellschaft und Theilnahme den Verlauf unseres Lebens. Es waren keineswegs ausschließlich die hohen Thaten derselben, die man zum Gegenstande der Schilderungen machte; man war eigensinnig genug, den Göttern und Helden ihre menschlichen Schwachheiten abzulauschen und vorzugsweise diese vor Augen zu führen. Man wollte sich nicht in eine höhere Sphäre versetzen; sondern nur die, darin man sein Dasein schon hatte, mit allen Reizen des Lebens ausschmücken. — Bei uns weilt die Kunst nicht so im Familienkreise; es sind nur geweihte Augenblicke des Lebens, die wir ihr widmen. Aber — welche Wonnen durchströmen uns von einer Raphael'schen Madonna,

welche Schauer erweckt der Anblick eines jüngsten Gerichtes von Michael Angelo. — Unter dem Schall der Posaunen, der uns aus diesem entgegentönt, erstirbt der Ruf jeder irdischen Leidenschaft; und aus den Augen jener leuchtet uns der Himmel entgegen, den wir anderwärts vergebens suchen. Wer, der vor dem letzten Werke jenes ersten großen Meisters steht, der im Vatican befindlichen Himmelfahrt Christi, fühlt sich nicht enthoben der lastenden Schwere unserer sinnlichen Natur, feiert, im Anschauen dieses Bildes, nicht selbst eine Auferstehung und Verklärung?

Ueber den Unterschied der classischen und romantischen Poesie, besonders über das Princip des alten und neuen Drama's ist viel gesprochen. Bedenkt man aber, daß jene überhaupt, und insbesondere das Drama die Interessen und Fragen unseres Lebens am unmittelbarsten und tiefsten zur Sprache bringt, und geht man von einer vorurtheilsfreien Anschauung der Zeiten aus, so wird sich der gesuchte Unterschied leicht ergeben.

Bei Aeschylus erscheinen die Menschen noch fast wie die Elemente der Natur. Jeder bewahrt sein eigenes Reich und herrscht darin mit unverkümmerter Selbstbestimmung. Riesengroß, wie aufgethürmte Felsen, stehen sie neben einander und wo sie sich berühren, erfolgt ein krachender Einsturz. Nur der Gewalt, die von oben herab in das Diesseits hineinragt, den Beschlüssen der Götter beugen sie gezwungen ihren Willen. — Bei Sophokles klären sich schon die Gestalten und ein gemeinsames Licht bricht durch alle hindurch. Dennoch bleiben bei ihm die Einzelnen auch noch neben einander stehen, obgleich manche — doch mehr äußere Bande sich um sie schlingen; ein Ganzes, eine wirkliche Gruppe bildet nur der Chor. — Erst Euripides hat eine Ahnung von einer Menschheit; aber in seiner

Welt stoßen die sinnlichen Momente noch eben so sehr sich ab, wie die geistigen sich anziehen. Des Euripides Menschenwelt trägt etwas Hartes, Schroffes in sich, ist ungewiß und verlassen, noch nach dunklen, unbestimmten Gesetzen, ohne letztes Ziel sich bewegend. — Shakspeare zeigt dann, wie in diesen Gesetzen Einheit und Wahrheit sei — Göthe endlich in seinem Faust, daß Vernunft und göttliche Liebe sie begleiten.

Das Lustspiel giebt mehr oder weniger ein Bild des gewöhnlichen Lebens, wie es in jeder Zeit sich gestaltet, und was von dieser im Allgemeinen gilt, ist von jenem im Besonderen zu sagen.

Die Lyrik der Alten unterscheidet sich von der neuen hauptsächlich dadurch, daß ihr der Humor abgeht. d. h. die Betrachtungsweise, welche die Gegenstände ihrer lastenden Schwere entkleidet, mit der sie auf das gewöhnliche Bewußtsein drücken, und unter die Mächte, die einander feindlich gegenüberstehen, aus dem Reiche des Gemüths und der Poesie die Versöhnung trägt. Im Alterthum waren Schmerz und Lust, Leid und Freude getrennt; bei uns liegt oft im tiefstem Schmerze das höchste Entzücken.

In neuerer Zeit ist die Frage über die Weise der Alten, die Natur zu betrachten, angeregt worden, aber der Versuch, für dieselben eine Naturbetrachtung in Anspruch nehmen zu wollen, wie sie bei uns und unsern elegischen Dichtern sich findet, möchte wohl als vergeblich sich erweisen. In den ältesten Zeiten stand die Natur mit ihrem Götterleben dem Menschen noch zu mächtig, zu herrisch gegenüber, als daß er sie ohne Scheu hätte betrachten, ohne Behutsamkeit von ihr sprechen sollen. Die Erde mit ihren Bergen und Thälern, ihren Hainen, Quellen und Strömen ist ihm noch ein Heiligthum, wenn auch nicht unnahbar, doch in Ehrfurcht gebietender Ferne gelegen.

Später zeigen die Alten für die Reize und Annehmlichkeiten der Natur zwar den feinsten Sinn und das schärfste Auge — unzählige Stellen aus den Dichtern und vor Allem die überaus sinnvollen, naiven Schilderungen aus dem stillen Leben der Thier- und Pflanzenwelt auf alten Wandgemälden beweisen es — doch war ihr Blick eben ganz unbefangen; sie nahmen die Natur für nichts Anderes, als was sie in Wirklichkeit ist, für den festen Grund, der den Menschen trägt, den fruchtbaren Boden, der ihn nährt, für eine Wohnung, die zwar mit manigfachem Schmucke ausgestattet sich zeigt, doch nichts für sich ist, nur zu etwas dienen kann. Selbstständiges Leben hatte die Natur für die Alten nicht, und es hineinzulegen, wie wir es thun, dazu besaßen sie selbst nicht inneres Leben genug. Zwar kann man ihnen hohe Verstandeskräfte nicht absprechen, doch über so viel übersprudelndes Leben des Gefühls und Gemüthes hatten sie nicht zu gebieten, daß sie die Außenwelt noch damit hätten anfüllen können.

Zwar kennen wir die Musik der Alten zu wenig, als daß wir mit Bestimmtheit darüber sprechen könnten, doch wird sie nur rhythmisch gewesen sein, ihr Inhalt sich nur durch die Form zu erkennen gegeben haben. Nach einer bestimmten Melodie folgten die Töne auf einander und behaupteten einzeln, jeder an seiner Stelle, ein ausschließliches Recht an den Besitz derselben, aber ohne Hoffnung auf Wiederkehr, auf ein Fortleben durch das Ganze, auf ein Aufgehen endlich in einen allumfassenden, befriedigenden Accord. Das Wesen unserer Musik macht die Harmonie aus, und sie vermag durch diese das Leben in seiner tiefsten und weitesten Bedeutung aufzufassen. Es gestaltet sich in ihrem wunderbaren Reiche eine Welt manigfaltiger, oft feindlicher Kräfte, die in der buntesten Entfaltung und Verwicklung fortleben und oft nur leise ahnen lassen,

daß sie alle von einer Natur sind, alle einem Gedanken dienen. Dieser tritt aber jedesmal aus dem Gewühl des Kampfes siegreich und in aller Herrlichkeit in's Leben.

Auch in der Baukunst hat der Geist der Zeiten sich zu versinnlichen gewußt. — Vergleichen wir z. B. die Orte, wo das höchste Wesen verehrt wird, den Griechischen Tempel und den Gothischen Dom. Jener steht in seiner einfachen Vollendung fertig und abgeschlossen da; der schönste Einklang durchtönt alle Glieder des Ganzen, die sich leicht und gefällig, aber auch nach bestimmt ausgesprochenen Gesetzen in einander fügen. In gleicher Lust reichen all' die schlanken Säulen sich auf dem ebenem Grunde und ohne zu trauren, daß ihr Wachsthum sobald abgeschnitten wird, schmücken sie noch, ehe sie anfangen, die Last des sie abgränzenden Gebälks zu tragen, mit bunten Blumenkronen ihr Haupt. Der Giebel hat nur die Aufgabe, das Gebäude zu Ende zu führen und er schließt dasselbe in seiner ganzen Breite gegen den Himmel ab, ohne das Innere jedoch dessen segnendem Strahle zu entziehen. Selbst kunstlos bietet er der Kunst seine Felder für ihre lebenvollsten Schöpfungen dar und verlangt nur, daß sie unbedingt mit den für sie abgezirkelten Räumen sich begnügen. — Ganz anders stellt sich der christliche Dom dar. Eine unberechenbare Macht entwächst der Erde, aber sogleich, wie sie hervortritt, beginnt sie weiter zu wachsen, sich zu gestalten und zu bilden. Da ist nirgends Ruhe; Alles ringt empor und hebt sich; die schwere Masse verschwindet allmälig, Form und Geist tritt immer mehr in's Dasein. Nichts ist bloß da, um Anderem Raum zu gewähren: Alles hat selbst Bedeutung und nimmt Theil an dem Leben, welches das Ganze ahnungsvoll durchhaucht. Und dieses Lebens, wie es sich mehr und mehr von der Erde entfernt, entfaltet sich zu immer schöneren, zarteren Blüthen und erhebt sich endlich zu

Höhen, die unser Auge kaum noch ermessen kann, vermählt das Irdische mit dem Himmlischen, das Diesseits mit dem Jenseits. Der Anschauende kommt sich selbst klein und dürftig vor; aber voll Lust läßt er sich mit empor tragen; tausend Regungen des Geistes werden wach; Unruhe ergreift die Seele, und nur die Gewißheit des Hinaufschwebens, die Hoffnung, das Unendliche zu erreichen, bleiben frohe und behagliche Empfindungen.

Was die Wissenschaft endlich betrifft, so können wir die der Alten als das erste Bedürfniß des zu sich kommenden Geistes bezeichnen, aber eines Geistes, der zwar anfängt, Freude über sich selbst zu empfinden, doch in dem Bemühen, sich seiner selbst zu bemächtigen, sich gegen die Außenwelt nur noch negativ zu verhalten weiß. Die Alten wollten wissen, um zu wissen; es gewährte ihnen Genuß und zugleich das Bewußtsein, sich den erkannten Gegenstand unterworfen zu haben. Jede Erkenntniß galt für erfreulichen Gewinn, mochte sie sich nun beziehen auf die Natur der Götter, oder auf die Frage, wie viel Sand am Ufer des Meeres liege. Je mehr die Kenntniß ausgebreitet wurde, desto weiter glaubte der Geist seine Herrschaft ausgedehnt zu haben; wie er sich selbst durch das Wissen bereichern und erweitern konnte, davon hatte er noch keine Ahnung.

Zwar war die Wissenschaft der Alten keineswegs ungenau; die Unbefangenheit mit der ihr fein unterscheidendes Auge alle Dinge ansah, ließ sie Alles erkennen, was nur zur Erscheinung kam, und setzte sie viel weniger dem Irrthum aus, als unsere Verfahrungsweise es zu thun pflegt, die, in vorher angefertigten Systemen und Theorien befangen, später erkennen als wissen will, und sich darin gefällt, die Dinge blos anzuschauen, um Beweise darin für vorausgebildete Annahmen zu finden — aber jenes höhere Wissen fehlte den Alten, welches als das Wesen

eines jeden Dinges den Gedanken Gottes aufsucht, aus dem es hervorgegangen; wodurch der Geist sich selbst in den Dingen und das Wirkliche an denselben wiederum in seinem Reiche erkennt und so das Eins findet in der bunten Mannigfaltigkeit der erscheinenden Welt, von dem die Alten so viel sprachen, das sie aber nie erkannt haben. Diese suchten nur zu erkennen, was da war, und Alles, was sie erkannt hatten, wurde als fertig in das Wissen aufgenommen; was auch ein Jeder erkannt hatte, und wie er es erkannt haben mochte, es genügte ihm und jedes Mal war die Kenntniß vollkommen, brauchte nicht durch die eines anderen Dinges vervollständigt zu werden. Ein Ding behauptete sich neben dem anderen, und dieses nur unter dem Widerscheine von einem anderen zu betrachten, mußte als ein Eingriff in seine Rechte angesehen werden. Die Geschichtschreiber z. B. hielten sich in ihrer Erzählung an das, was geschehen war, an die Thatsachen; der tiefere Zusammenhang mußte sich von selbst ergeben; noch weniger dachten sie daran, Bemerkungen einzuflechten über eine höhere Beziehung des Erzählten, wie wir es oft bis zum Uebermaaß zu thun lieben. —

So kam es denn, daß die Wissenschaft im Alterthum an individueller Beschränktheit, wie an einer gewissen Unerquicklichkeit litt; sie blieb lange etwas Vereinzeltes, Zerstücktes und trotz ihres geringen Umfanges doch etwas Chaotisches, in seiner Unordnung schwer Lastendes. Was wir Polyhistorie nennen, findet sich zwar im späteren Alterthume, wie in der Alexandrinischen Zeit auch Akademien in unserem Sinne, Museen u. dgl. aufkamen, aber der Charakter der Wissenschaft änderte sich der Hauptsache nach wenig; diese erweiterte sich nur, nahm aber keine höheren Anschauungen in sich auf. Die Bezeichnung der Alexandrinischen Gelehrsamkeit ist ja fast sprichwörtlich geworden

für eine solche, die das Zusammentragen des Stoffes zu ihrer Hauptaufgabe macht.

Wollten wir von unserer Wissenschaft sagen, daß sie jenen oben angedeuteten idealen Standpunkt durchweg eingenommen habe, so würden wir zuviel behaupten. Sie begnügt sich noch zum großen Theil — was freilich auch stets eine ihrer Beschäftigungen bleiben und sie des Dankes der Menschen versichert halten wird — mit emsigem Einsammeln des Stoffes, dadurch wir unsere Kenntniß bereichern mögen; aber sie erkennt dies doch nicht mehr als ihren letzten Zweck an. Sie bemüht sich auch, was zwar die alte Wissenschaft ebenfalls schon that, Ursache und Wirkung, Grund und Zusammenhang der Dinge aufzufinden, schätzt es aber für eine noch höhere Pflicht, den Endgedanken zu suchen, wodurch jedes Besondere mit dem Allgemeinen, jedes Individuelle mit dem Unendlichen in Verbindung steht. Sie strebt überhaupt dahin, die Masse dem Gedanken zu unterwerfen, den Stoff in den Geist aufzuheben und findet so entweder ihre Vollendung in der Philosophie — wie wir denn auch schon fast von jeder Wissenschaft eine Philosophie derselben besitzen, oder sie übernimmt die Rolle der Kunst und führt, indem sie von dem zusammengetragenen Material jedes Einzelne in seiner Eigenthümlichkeit auffaßt und an die rechte Stelle bringt, ein wohlgefügtes Ganzes vor unseren Augen auf und überläßt, selbst ohne Haß und Liebe, es uns, zu betrachten und uns eine Meinung zu bilden.

Die Wissenschaft bei den Alten legte zuerst Zeugniß davon ab, daß der Geist zu sich selber komme, sich als selbst- und hauptsächlich berechtigtes Moment erfasse, ja, sie war ein Grund mit, der ihn zuerst dazu antrieb, diesen Schritt zu thun; und, indem sie so den Einklang zwischen Natur und Geist, den wir

als das charakteristische Zeichen für das Alterthum festgesetzt haben, aufhob, zersprengte sie letzteres in seinem innersten Wesen. Ist es nun unsere Aufgabe, jenes Zeitalter nur in der Epoche zu betrachten, wo es von seiner wahren unterscheidenden Eigenthümlichkeit noch nichts eingebüßt hat, so würde die Wissenschaft eigentlich nicht mehr vor unsere Betrachtung gehören; weniger aber noch, wie leicht zu ersehen, die Philosophie, auf welche alles, was von der Wissenschaft gilt, in erhöhtem Maaße Anwendung findet. Die Philosophie löste mehr noch, als jene, das Alterthum auf; sie war gleichsam dessen Schwanengesang und letzter Sterbeseufzer. Sie selbst ging mit zu Grunde, denn die unheilbaren Wunden, die sie geschlagen hatte, vermochte sie weder zu heilen, noch ihre tödtliche Wirkung von sich selber fern zu halten. Den Bruch, den sie ihrer Zeit zugefügt hatte, nahm sie auch in sich auf und trug ihn mit sich, so lange sie dauerte; nur indem sie sich selbst aufgab, endigte sie endlich den Streit der in ihr sich bekämpfenden Elemente.

Die älteste Philosophie war durchaus realistischer Natur, wandte sich ausschließlich auf die Betrachtung der Erde und des Himmels — dennoch war sie Philosophie, denn sie begnügte sich nicht mit bloß empirischen Forschungen, sondern suchte nach einem, allen Naturerscheinungen zu Grunde liegendem Principe. Die Jonier nahmen ein materielles Grundelement an, die Pythagoräer ein symbolisches, die Eleaten ein rein abstraktes Princip. Schon hier fielen Wirklichkeit und Philosophie auseinander, und nur das Bedürfniß, das man empfand, die Verbindung zwischen beiden wieder herzustellen, führte jene weiter. Heraklit setzte das Werden als Grund aller Erscheinung, und, indem er dadurch die Frage nach der Ursache des Werdens anregte, gewann es den Anschein, als ob er den Grund zu einer Philosophie des Geistes gelegt habe. Zuerst zwar antwortete die Mythologie

auf diese Frage, und nannte Haß und Liebe; dann gab Demokrit noch die bewußtlose Nothwendigkeit, aber Anaxagoras eine weltbildende Intelligenz als Grund des Werdens an. Doch blieb dies eben doch nur eine Angabe, eine Forderung, die, wie sie gestellt war, auch sogleich wieder aufgegeben wurde. Man vermochte nicht, von der Betrachtung der Natur zu der des Geistes überzugehen, und mußte versuchen, auf anderem Wege das Ziel zu gewinnen. Die Sophisten begannen, indem sie den Menschen zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten, die Philosophie von neuem und entdeckten in der Subjectivität und dem Ich wenigstens den Sitz des Geistes. Auf diesen selbst jedoch und sein eigenthümliches Wesen, wie auf seine eigentliche Bedeutung warf Sokrates den ersten Blick. Aber dieser, wie seine Vorgänger, die Sophisten, verhielt sich gegen die Naturphilosophie gleichgültig, sogar verneinend; und was die Philosophie des Geistes betrifft, so hat er auch hier wohl nicht viel mehr gethan, als daß er für diesen das Recht nachgewiesen, eine besondere philosophische Betrachtung für sich in Anspruch zu nehmen. Plato machte, wenn auch mit weniger Vorliebe, die Natur wieder zum Gegenstande seines Denkens und gab in seinen Untersuchungen manche Anklänge einer wirklichen Wissenschaft des Geistes, doch beide mit einander zur Einheit zu bringen, hat er kaum versucht; und selbst sein Unternehmen, zwischen der lebendigen Welt und der des reinen Geistes den Zusammenhang nachzuweisen, muß als mißlungen bezeichnet werden. Schon Aristoteles hat dargethan, wie die Ideen des Plato von der Wirklichkeit durchaus getrennt ihr Dasein haben, nicht nur in ihrer Jenseitigkeit völlig unnahbar sind, sondern auch bewegungslos und starr unveränderlich, wie sie erscheinen, weder auf das Bestehen, noch auf die Gestaltung alles Diesseitigen irgend einen Einfluß üben können. Zwar behauptet Plato

selbst, daß die Welt ein Abbild des Ideenreiches sei, aber dies ist mehr ein Verlangen seiner eigenen mit dem Idealen bis zum vollsten Maaße erfüllten Seele, mehr das Ergebniß einer erhabenen Gemüthsstimmung, als ein durch logische Schlüsse und philosophische Betrachtung gewonnener Gedanke. Denn wie er sich anschickt, diesen Gedanken dialektisch durchzuführen, wendet er sich sogleich zu poetisch mythischen Darstellungen, wo ein mystisch dunkles Spiel der Phantasie den Leser fesselt und über das eigentliche Verlangen und Bedürfniß der Speculation täuschend hinweghilft, oder eine geistreiche Anwendung von Pythagoreischen Zahlenverhältnissen die treffende Schärfe und überzeugende Klarheit der Gedanken ersetzen soll. Selbst die Gottheit bildet in Wahrheit keine Brücke zwischen der Welt und dem Ideenreiche. Sie schafft zwar jene aus der chaotischen Masse nach den Urbildern, die das letztere ihr liefert, aber es wird nicht angegeben, welche in oder auch nur außer der Gottheit liegende Motive diese dazu bewegt, die Welt zu schaffen; diese ist ein Werk — nicht der Liebe, sondern nur der „göttlichen Neidlosigkeit“. Eben so wenig erfahren wir, welche Beziehung zwischen den Ideen und dem Wesen der Gottheit stattfindet.

Aristoteles stand davon ab, den Geist im Jenseits zu suchen; er wandte sich zurück zur Betrachtung der erscheinenden Welt und glaubte, hier das Princip des Geistes in innigster Verbindung mit dem natürlichen Elemente zu erkennen. Er bestimmt das Verhältniß beider zu einander, wie das der Möglichkeit zur Wirklichkeit, der Materie zur Form, doch vermag er nur diese Verbindung zu vollziehen, indem er, für die Materie sowohl wie für die Form dieselbe Substanz beibehaltend, nur nach gewissen Bedingungen diese einmal Materie, ein ander Mal Form nennt. Die Materie in ihrer Bewegung zur Voll-

endung wird Form, jeder Schritt in dieser Bewegung ist im Verhältniß zum vorhergehenden Form, im Verhältniß zum nachfolgenden Materie; nur wo die Bewegung aufhört, tritt eine Form ein. Diese also, oder absoluten Geist gewinnt der Philosoph nur durch eine Verneinung und verneint auf diese Weise diesen. Denn ginge diese Bewegung, die von der rohen Materie anfangend durch das All der Erscheinung sich hinzieht, bis in's Unendliche fort, so wäre die Form, der Geist in jedem Augenblicke auch noch Materie, Substanz, von der ursprünglichen Materie nur durch die Entfernung, durch die höhere Stufe seines Standortes unterschieden, also niemals ganz rein, absolut. Ein solcher Geist ist seinem Grundwesen nach aber kein Geist, und Aristoteles vermochte, obwohl er das Bestreben der Materie, sich zu vergeistigen, richtig erkannt, dennoch nur durch Verneinung des Geistes die Einigung zwischen diesem und dem natürlichen Elemente herzustellen, d. h. diese in Wirklichkeit nicht herzustellen. Dennoch spricht er von einem absoluten Geiste einer Gottheit, die aber auch, ähnlich wie der „νους" des Anaxagoras, mehr eine Forderung als ein Ergebniß seiner Philosophie ist und wie die Gottheit des Plato, sich eigentlich als der Inhalt ergiebt, den, als Erinnerung des Jugendglaubens oder als ein Theil des gewöhnlichen Bewußtseins oder endlich als eine Ahnung des hohen, über sich selbst hinausgehenden Geistes, mehr der Mensch als der Philosoph in sich trug. — Die Welt des Aristoteles erscheint als eine Bewegung; es mußte sich die Frage aufdrängen nach dem ersten Grunde dieser Bewegung, nach einem ersten bewegenden Prinzipe. Als dieses setzt der Philosoph sogleich die Gottheit, die er unerwartet und auf den ersten Blick ganz ohne Bedürfniß in seine Philosophie einführt, und verfällt dabei in einen ähnlichen Fehler, wie er ihn bei Plato tadelt. Denn seine Gottheit giebt zwar den

ersten Anstoß zur Bewegung der Welt und schafft sie so gewissermaaßen aus der Materie, aber sie bleibt sonst zu derselben ganz außer aller Beziehung. Wir erfahren wiederum weder, warum sie diese That der Weltschöpfung vollbringt, noch unter welchen Bedingungen diese bewerkstelligt wird. Sie selbst ist ewig unbewegt und trägt in ihrem Wesen auch durchaus kein Motiv, das sie veranlassen könnte, nach außen hin eine Bewegung hervorzurufen. Und was ihre Schöpfung, die Welt, betrifft, die so ohne Grund in's Leben gerufen wird, so geht diese, wie sie den Anstoß einmal erhalten hat, ohne ihr Zuthun und ohne daß sie Rücksicht auf ihren Schöpfer nimmt, weiter und schlägt sie auch eine Richtung ein, welche sie am Ende einigermaaßen in die Nähe der Gottheit bringt, sie in ihrem Wesen sich derselben anschließen läßt, so ist dieses wiederum nur eine unbegründete, nicht auf dem Wege des logischen Schlusses gewonnene Thatsache. — Zwar ergeht sich Aristoteles, wo er den Begriff seiner Gottheit auszumalen sich müht, in hoch erhabenen Gedanken und Schilderungen; er theilt derselben alle Eigenschaften mit, die einem absoluten, unendlichen Wesen zukommen, doch findet er weder Anklänge davon in der Welt, von denen ausgehend er zur Gottheit sich erhöbe, noch macht er umgekehrt von deren Eigenschaften eine Anwendung auf jene, daß er sie und ihre Bewegung daraus ableitete.

Den letzten Versuch, diese Kluft zwischen Gott und Welt, Jenseits und Diesseits, Geist und Natur zu überspringen, machte der Neuplatonismus. Dieser, eigentlich mehr eine Lehre, als eine Philosophie und vielleicht nicht ganz dem Einflusse des zu seiner Zeit schon erschienenen Christenthums fremd, ließ aus dem absoluten göttlichen Prinzipe, das er aufstellte, die Welt durch Emanation hervorgehen, wie auch die Seele, die aber vor den übrigen Dingen das Vorrecht besitzt, aus der Sinnenwelt, dem

an sie auf Erden gefesselt ist, zu der Vernunftwelt, die sie nicht aufhört als ihre Heimath zu erkennen, zurückzustreben und zwar durch ein negatives Verhalten gegen alles nur Natürliche, Sinnliche, durch Askese. Durch die Ideewelt, die hier Abbild des Göttlichen selbst ist, gelangt sie endlich zu der unmittelbaren Vereinigung mit der Gottheit, in die sie sich bewußtlos versenkt und verliert. Allerdings ist der Zwiespalt, der bisher in der Philosophie obgewaltet hatte, hier überwunden; die Welt geht aus der Gottheit hervor, und was schätzenswerth in der Welt ist, kehrt zur Gottheit zurück, aber die Aufgabe ist keineswegs auf eine Weise gelöst, wie sie dem denkenden Bewußtsein genügen kann. Es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir versuchen, alle Mängel und Fehler im Neuplatonismus darzulegen; sein Grundton überhaupt ist Mystik und Schwärmerei, Phantasie und Glaube, der ohne Prüfung am Ueberlieferten hängt. Er springt über in seinen Schlüssen ohne Vermittlung des Gedankens und giebt im verzweifelten Bestreben, um jeden Preis sein Ziel zu erreichen, alle Philosophie auf.

Unterdeß hatte Christus den Begriff der göttlichen Liebe und der menschlichen Freiheit in die Welt gebracht und durch die That und in Wirklichkeit die Versöhnung vollzogen, die das Alterthum und seine Philosophie vergebens erstrebt hatten. Die dunkle Ahnung des menschlichen Geistes war strahlende Wahrheit geworden, jetzt mochte sie erkannt werden. — Hat nun unsere Philosophie diese Versöhnung zu unserm Bewußtsein gebracht?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir die christliche Philosophie auf allen ihren Wegen und Umwegen begleiten, aber noch Kant sprach auf zweifelhafte Weise von den Erscheinungen der Welt und stellte neben die theoretische Vernunft die

practische; Fichte läugnete die Wirklichkeit der Natur und sah sie nur als ein Gebilde unseres Geistes an, der sie sich schafft, um einen Gegenstand für seine Pflichtübung zu haben — ein Verfahren, welches der gesunde Menschenverstand nicht billigt; Schelling leitete Natur und Geist aus einem dritten, höheren Prinzipe ab, dem Absoluten, das sich in beiden, wie in seinen Abbildern erblickt, stellte aber damit, indem er von unserer Vernunft verlangt, sich eine Vorstellung von etwas zu machen, das nicht in ihrem Bereiche liegt, eine Forderung an unser Denken, der dieses nicht nachkommen kann. Hegel endlich hebt — wir wollen nicht untersuchen, ob im Einzelnen auf ganz makellose Weise, doch auf denselben Wegen, den auch die Geschichte und das menschliche Leben nehmen — das bloß natürliche, sinnliche Sein durch Sittlichkeit in das rein geistige auf. Wir müssen wohl zugestehen, daß er erlangt hat, was die alte Philosophie zu erreichen nicht im Stande war, und das verwirklichte, was jene nur als Forderung aufstellte. — Eine andere Frage ist es, ob Hegel damit alles Verlangen des menschlichen Daseins ausgefüllt und alle Philosophie für immer abgeschlossen habe. Die Vereinigung unserer beiden Existenzweisen, von Natur und Geist ist durch Aufhebung der ersteren in den letzteren vollbracht worden, aber eine neue Kluft hat sich aufgethan. Werfen wir einen Blick hinein. Das Positive in des Aristoteles Lehre war ohne Zweifel, wie wir schon ausgesprochen haben, die Anerkennung des Strebens der Materie, sich zweckmäßig zu gestalten — denn die Vernunft des Aristoteles ist wenig mehr als Zweckmäßigkeit; auf ganz ähnliche Weise erkannte Hegel das Bestreben der natürlichen Dinge, sich sittlich zu bilden.

Aber wie der Grieche nicht zum absoluten Geiste gelangen konnte, ohne ihn zu vernichten, so gewinnt unser Philosoph

auch nicht die reine Sittlichkeit, ohne sie untergehen zu lassen: Denn die Hegel'sche Idee ist ein ganz abstractes, wesenloses Wesen und findet Existenz nur, so lange sie am Sinnlichen haftet; sein Fortbestehen in der Idee ist in Wahrheit dem Nichtbestehen gleich zu achten. Ein bloß abstractes Dasein genügt nicht; es muß Etwas geben, was darüber hinausreicht und festeren Bestand hat, ein unvergängliches Ich. Was kann dieses Ich aber, will es nicht ein neblichter Hintergrund, ein dunkler, undurchsichtiger Punkt bleiben, anders sein als die lichte, leuchtende göttliche Liebe; der Wille Gottes, durch den wir sind, der unser eigentliches Dasein ausmacht und durch den wir erst vollendet werden, wenn wir seinen Inhalt ganz in uns aufgenommen haben?

Und das ist es, was unsere Vernunft auch von der Philosophie fordert, daß sie die Kluft zwischen dem Geistigen und dem Abstracten ausfülle. Im Alterthum bestand, wie wir gesehen haben, ebenfalls schon eine solche Verbindungslosigkeit zwischen der Welt und der Gottheit und ihre Ausfüllung war damals unmöglich. Denn die Gottheit erschien stets als etwas Unbewegtes, Bewegungsloses, was durchaus in keiner Beziehung zu der Welt stand. Das Christenthum hat aber, indem es die Gottheit in einen Gott verwandelte und in letzterem durch die göttliche Liebe selbst eine Bewegung setzte, die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Gott und Welt hergestellt. Auf der andern Seite spricht es auch die heil. Schrift aus, die überhaupt so Manches enthält, was die stolze Philosophie unseres Jahrhunderts ausschließlich für ihr Eigenthum ausgeben möchte, daß wir Menschen göttlichen Geschlechtes sind. Suche die Philosophie dieses zu begreifen; es wird keines Sprunges bedürfen von da aus, wo sie jetzt steht. Sie wird sich vielmehr wohl

mit einem langsamen Gange begnügen müssen, denn der Mensch erkennt nur den Geist, der ihm gleicht; Gott nicht eher, als bis er in dessen unmittelbaren Nähe steht.

Fügen wir als Schluß der Betrachtung noch einige vergleichende Bemerkungen über die Länder und die Völker hinzu, die hauptsächlich als Träger der alten und neuen Geschichtsentwicklung auftreten. Es war sicher dieselbe Vorsehung, die den Gang der Geschichte überwachend leitete und die Orte bestimmte, wo das große Schauspiel sich entwickeln, und die Menschen erwählte, die die Rollen darin übernehmen sollten. In Hellas, dem Lande der schönen Mitte, das weder die Gluth des Südens noch die Rauhigkeit des Nordens zu hart traf, mußte wohl ein Geschlecht erstehen, so mäßig, edel und schön, wie das Griechische, das eben so gesichert war vor verunstaltenden Auswüchsen, wie vor Unterdrückung seiner natürlichen Entwicklung. Und wie hätten in einem Lande, wo ewigblühende Fluren zum ruhigen Genuß des Lebens einluden und wo der Blick auf das weite Meer kühne und hohe Gedanken im Menschen erweckte; wo neben einander sonnige Felsengipfel zur lauten Freude und kühle Grotten zum Nachdenken aufriefen; schattige Bergabhänge dem Gelage des Bacchus Schutz boten und dunkle Haine den Sinn zur Verehrung der Götter wandten; wo gleich willfährig die Rose den Liebenden und der Lorbeer den Helden bekränzte — wie hätten da die Sinnenwelt und die Welt des Geistes sich nicht in gleicher Herrlichkeit fühlen sollen? — Unser Land, dessen Blüthen ebensosehr unsere Pflege in Anspruch nehmen, wie sie uns erfreuen; dessen Früchte mehr dienen, des Lebens Nothdurft zu gewähren, als Genuß zu bereiten, ist ein Land, wo Entsagung leichter wird; wo oft das Innere dem Menschen die schönsten Auen bieten muß, darauf er sich ergeht; wo ein einengender Winter uns zum Nachsinnen und häufig

ein kurzer Frühling zum Hoffen auf die Zukunft einlädt. Wahrlich, unsere dunklen Nebelwolken würden unerträglich erscheinen, wenn nicht das Licht eines dahinter liegenden reineren Himmels sie mit goldener Einfassung umzöge!

So unterscheiden sich auch die Völker: die Griechen, die Lieblingskinder der Natur und der Vorsehung, ein zartes Geschlecht, gebildet aus dem feinsten Stoffe; gleich blühend an Schönheit der Gestalt und Anmuth der Seele, ganz geeignet, glückliche Bürger dieser Erde zu sein; dagegen die Germanischen Stämme, die Märtyrer der Geschichte, kräftig und rauh wie ihre nordischen Felsen, keusch wie ihr Schnee, rein wie das Eisen ihrer Berge, gewaltig und zerstörend auftretend, die Bildung der Welt scheinbar vernichtend, als ob vor den entfesselten Titanen der Unterwelt die neue Götterdynastie nach kurzer Dauer ihrer Herrschaft erlegen wäre. Der Grieche war mehr erfüllt von Begierde, der Germane von Leidenschaft; jener war mehr mit Empfindung, dieser mit Gefühl begabt. Der Grieche hatte mehr Klarheit des Blickes, der Germane Feuer des Auges; jener mehr Reizbarkeit der Sinne, dieser Ausdauer der Nerven. Den Griechen zeichnete Schärfe des Geistes, Reinheit der Phantasie aus; den Germanen Größe der Seele und Erhabenheit der Gedanken. Was dieser aber als sein besonderes Eigenthum betrachtet, das ist die Tiefe des Gemüths, die allein ihn fähig machte, die Verheißung des heil. Geistes zu empfangen. Nicht um zu genießen, zum Kampfe ist der Germane berufen; aber nur die Art der menschlichen Glückseligkeit hat sich verändert. Der Epheukranz, der das Haupt des Griechen schmückte, hängt nun als Palme des Sieges am fernen Ziele, und beschattet diese auch nicht die erhitzte Stirn des Ringers, so weht doch erquickende Kühlung von ihr herüber.

Ueber den magyarischen Dichter Franz Kölcsey.[1])

Von

Dr. Alexander Flegler.

Viele unter Ihnen haben ohne Zweifel von dem Dichter, über welchen ich heute einige Mittheilungen zu machen gedenke,

1) Wenn die magyarische Literatur ihrem inneren Zusammenhange gemäß gekannt wäre, so müßte die nachfolgende Mittheilung über Kölcsey wo nicht überflüssig, doch mindestens ungenügend erscheinen. Wie indessen die Dinge jetzt stehen, kann auch eine flüchtige Skizze befriedigen. Das dichterische Schaffen bildet nur einen kleinen Theil aus der Wirksamkeit des bedeutenden Mannes, über welchen ich zu reden versucht habe; aber ich mußte gerade diese Seite wählen, weil sie nach ihrem allgemein menschlichen Gehalte zunächst geeignet war, in einem gemischten Hörerkreise das Interesse für den Gegenstand zu wecken. Gründliche Kenner der magyarischen Literatur, besonders magyarische Leser selbst, sind daher inständigst gebeten, das Mangelhafte meiner Arbeit dem Standpunkte, den ich nothwendig einnehmen mußte, freundlich nachzusehen. Aber wenn auch dieses nicht gewesen wäre, so würde schon der Abgang alles genügenden Materiales mir zur Entschuldigung dienen. Man besitzt überhaupt noch keine umfassende Arbeit über Kölcsey's Leben. Die dahin einschlä-

kaum mehr als den Namen, viele selbst nicht einmal diesen gehört. Was aber hier dem einzelnen widerfährt, dasselbe Schicksal theilt mehr oder weniger die ganze Literatur, welcher derselbe angehört. Wir erforschen die Trümmer untergegangener Welten, wir sammeln ängstlich aus alten Handschriften neue Lesarten für griechische und römische Schriftsteller, wir tragen vom entlegenen Ganges die Blüten der Sanskritliteratur zu uns herüber, so wenig sie auch in unserem nordisch rauhen Klima gedeihen wollen; wir übersetzen chinesische Romane: wir holen Weisheit aus persischen Dichtern — aber wir lassen völlig unbeachtet, was dicht vor unseren Thoren liegt. „Es ist nicht weit her" so sagt eine deutsche Redensart, die den Deutschen selber noch weit treffender, als die Sache bezeichnet. Wir haben uns im Laufe der Jahrhunderte gewöhnt, die Dinge auf den

---

eigen Schriften: diejenige von Lorenz Tóth (cf. Ujabb ismeretek tára, V. köt. 116—121 lap.), sodann eine andere von Kölcsey's vieljährigem Freunde, Paul Szemere: „Kölcsey emlékezete" (cf. Budapesti Árvizkönyv IV. köt.), und endlich des Baron Eötvös ausgezeichnete Denkrede auf Kölcsey im Schoosse der Academie (A magyar tudós társaság évkönyvei V. köt. 109—123 lap.) sollen zwar, eine jede von ihrem Standpunkte aus, im einzelnen treffliches enthalten, waren mir aber nicht zugänglich. So blieb ich denn wesentlich auf Kölcsey's eigene Werke, auf die kleine Schrift seines Jugendfreundes Franz Kállay (Kölcsey Ferencz' gyermek- és ifjúkori életrajza etc. Kiadja Kállay Ferencz. Pesten), auf Andreas Pap's Schilderung (Magyar szónokok és statusférfiak. Kiadja Csengeri Antal. Pesten, 1851. 265—332 lap.) und auf einige schriftliche wie mündliche Mittheilungen meiner ungarischen Freunde beschränkt.

weitesten Umwegen zu suchen, aus den entlegensten Fernen herbeizuholen, und darüber das allernächste bei Seite liegen zu lassen; denn dieses „ist nicht weit her." „Es ist nicht weit her!" Diese Worte könnten zu einem reichhaltigen Texte, zu einem mit feinen Variationen unerschöpflichen Thema für die Geschichte der Motive und Triebfedern unserer geistigen Entwicklung und unserer inneren Verhältnisse werden.

Die Vernachlässigung Ungarns in der deutschen Literatur ist um so unerklärlicher, da dieses Land seit drei Jahrhunderten in die innigsten Wechselbeziehungen zu uns getreten ist. Unzähligemale haben deutsche Heere nicht blos in Ungarn selbst, sondern auch anderwärts mit Oesterreichern und Ungarn Siege und Niederlagen getheilt. Auf ungarischem Boden wurde der lange und schwere Kampf mit dem Volke der Osmanen zu Ende gefochten; als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die österreichische Monarchie in Stücke auseinander zu fahren drohte, fand Maria Theresia in jenem Lande Schutz und Rettung. Nirgends auf österreichischem Gebiete, außer in Ungarn, hat die Reformation mit zäher Ausdauer allen Versuchen der Gegenreformation glücklich widerstanden, und durch eine Reihe feierlicher Verträge sich Duldung und Anerkennung zu erringen gewußt. Alle diese Ereignisse und Zustände haben sich in den geistigen Erzeugnissen des Landes zurückgespiegelt; die Geschichte des österreichischen Staates ohne Kenntniß der historischen Literatur der Ungarn zu schreiben ist zur baaren Unmöglichkeit geworden, und dennoch hat man auf dieses Feld die Grundsätze der Brachwirthschaft angewendet, und außer einigen schwachen Versuchen, zwischen jenen Gegenden und uns ein klares Verständniß anzubahnen, liegt es völlig unbekannt.

Aber was verstehen wir unter dem Volke der Ungarn? und was unter seiner Literatur? Ich würde diese Frage kaum

aufwerfen, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, wie verworren hierüber noch, selbst bei Gebildeten, die Begriffe sind. Habe ich doch die Ansicht aussprechen und hartnäckig vertheidigen hören, die ungarische Sprache sei eine Tochter der lateinischen, und wahrscheinlich hat hierbei das Hörensagen von einer rumänischen Mundart der Wallachen, und dem Küchenlatein der ungarischen Reichstage gleichmäßig zusammengewirkt. Andere halten die ungarische Sprache für eine slavische, was eben so irrig ist; selbst die bescheidene Frage konnte ich vernehmen, ob sie nicht Aehnlichkeit mit der Sprache der Schypetaren habe?

Um hier von vorneherein jede Verwechselung zu beseitigen, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der Name Ungarn von seinen Bewohnern selbst nie gebraucht wird, oder wenigstens nur dann, wenn sie in fremder Sprache reden. In dem Lande, das wir mit diesem Gesammtnamen bezeichnen, wohnen eine Reihe verschiedener Volksstämme neben einander. Unter diesen ist derjenige, welcher von dem Gränzgebiete der Szekler im siebenbürgischen Hochgebirge hinweg, über Kolosvár, die Windungen der Theiß, über Pest und Ofen, Székesfehérvár (Stuhlweißenburg), den Balatonsee bis Soprony (Oedenburg) hin, die ganze Mitte des Landes einnimmt, seit dem neunten Jahrhunderte bis zum Jahr 1848 der herrschende Stamm gewesen. Dieses Volk hat sich selber nie anders als die Magyaren, ihr Reich Magyarország oder das Magyarenreich genannt. Diese Magyaren sind nicht zu verwechseln mit den nördlich wohnenden Slovaken, die den Tschechen (Mähren und Böhmen) verwandt sind, nicht mit Croaten und Serben, die den Gruppen der später eingewanderten Slaven angehören, nicht mit den Wallachen im Süden des siebenbürgischen Hochgebirges, welche das Rumänische, eine aus dem Lateinischen gebildete Mundart mit fremden Zuthaten reden, und den Uebergang zu den Ein-

wohnern der Moldau, Wallachei und Bessarabien bilden. Der Kern des magyarischen Volkes wohnt in den großen Ebenen an der Theiß, welche mit dem Namen der Pußten bezeichnet werden. Der Hauptort dieses Landestheiles ist das durch und durch magyarische und größtentheils calvinistisch reformirte Debreczin.

Dieses Volk nun gehört zu der großen finnisch-tatarischen Völkerfamilie, und bildet gewissermaßen den Vortrab derselben auf europäischem Boden. Verwandt sind mit den Magyaren in Europa, wie aus den Sprachen hervorgeht, nur die Finnen in der skandinavischen Halbinsel, die Tschuwassen und Tscheremissen zwischen Nischneinowgorod und Kasan, die Tataren der Krim und die Türken. Aber diese Verwandtschaft ist eine entfernte. So beruht die Aehnlichkeit zwischen dem Magyarischen und Türkischen nur auf dem grammatischen Baue, weniger schon in den Formen, und am allerwenigsten in dem Sprachschatze. Wie die türkische Literatur sich unter dem Einflusse der persisch-arabischen gebildet hat, so die magyarische unter dem Einflusse der christlich-europäischen, namentlich der italienischen und deutschen. Diese Anregung hat sie von außen her empfangen, ohne von ferne in das Verhältniß unbedingter Abhängigkeit zu treten; sie hat vielmehr grade durch die Nachbildung die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit ihres Wesens zu entwickeln vermocht. Jede Ueberschätzung liegt mir dabei durchaus ferne; denn es wäre mehr als lächerlich, die magyarische Literatur neben den umfangreichen und allseitig entwickelten größerer Nationen als gleichberechtigt hinstellen zu wollen. Ein Volk von kaum sechs Millionen Menschen, in die Mitte einer grenzenlosen Sprachconfusion gestellt, losgerissen aus dem geistigen Zusammenhange mit verwandten Stämmen, von inneren Kriegen durchwühlt, zwischen übermächtige Nachbarn eingekeilt — ein kleines

Volk in solcher Lage war allzusehr auf das Nothwendige beschränkt, als daß seine Literatur sich zu einer universellen Bedeutung hätte entwickeln können. Aber eine Besonderheit hat sie doch und einen Vorzug, den man mancher modernen Literatur wohl wünschen möchte: sie leidet nicht an Blasirtheit, nicht an dem Haschen nach dem pikanten, verwürzten und versalzenen; sie ist noch nicht von den Parfumerien aller fünf Erdtheile überwuchert. Wie der Wind scharf und schneidend über die Pußten hingeht und noch lange hingehen wird, so fährt ein frischer Luftzug durch die ganze Literatur der Magyaren: und glaubt man sich auch manchmal inmitten einer allgemeinen Fäulniß und Erschlaffung zu befinden — plötzlich erhebt sich jener Luftstrom von neuem und weht noch schärfer als vorher.

Nirgends aber erschließt sich der Sinn eines Volkes natürlicher und unbefangener, als in der Welt der Poesie; hier lassen sich die im Verborgenen wirkenden Gefühle und sittlichen Motive am sichersten belauschen. Gerade in der Poesie, vor allem in der Lyrik, haben die Magyaren, obschon ihnen auch das Epische und Dramatische keineswegs fremd geblieben ist, Treffliches und Ausgezeichnetes geleistet. Nicht nur, daß die großen Gedanken: Vaterland, Schicksal, Natur und Liebe dieselbe durch und durch beherrschen: auch die Art und Weise, wie sie diesen Gegenständen, die schon an sich von ewiger und unvergänglicher Dauer sind, Form und Ausdruck verleiht, zeigt uns ihre Gesundheit und Frische. Einzelne Ausnahmen können nirgends entscheiden; aber als Ganzes betrachtet, ist die magyarische Lyrik frei von nichtigem Tändeln und schwächlicher Sentimentalität; sie wird durch kein System, durch keine Schule irgend welcher Art, durch kein Dogma beirrt. Die Gegenstände, welche sie bewegen, treten uns ohne alle fremdartige Vermittelung entgegen: sie verbinden sich mit der einfachen Natur der

Dinge, und wirken mit den Mitteln, die diese gibt. Das Allegorische bleibt ihr fremd; man findet nur spärliche Mystik; keine mittelalterliche Romantik, keine wortkramende Pietisterei; aber auch keine Affectation des Gegensatzes, keine polemische Verneinung, keine Extravaganzen gegen menschliche und gesellschaftliche Einrichtungen. Die ganze Natur des Magyaren, der Organismus seiner Sprache, sein politisch bewegtes Leben, seine ganze Geschichte haben alle diese Elemente, nach vorüberzuckenden Anflügen, immer von neuem ausgestoßen. Zu dem Sinne für das Ernste und Erhabene, der die magyarische Lyrik wesentlich charakterisirt, gesellt sich noch ein ganz eigenthümlicher Zug: Schwermuth und ungestillte Sehnsucht. Aber keineswegs als Schwäche; beide erscheinen vielmehr als Kampf des Gemüthes wider die Stürme des Schicksals, als innerer Drang diesen Kampf zu bestehen und durchzuführen, selbst mit der gewissen Voraussicht darin unterzugehen. Dieser tragische Zug ist der Widerklang aller der heftigen Erschütterungen, durch welche die Existenz des Volkes mehr als einmal in Frage gestellt worden ist.

Unter fieberhaften Zuckungen, schneidenden Gegensätzen und heftigen Aufregungen ist auch die neuere Periode der magyarischen Literatur zum Durchbruche gelangt. Sie beginnt mit dem Auftreten Josephs II. Zu den weitgehenden und überspannten Maßnahmen dieses sonst so bewunderungswürdigen Fürsten gehören auch die Verfügungen, durch welche er die deutsche Sprache in Ungarn nicht blos zur Sprache der Behörden und Gerichte, sondern auch zu derjenigen des Volkes und des gesellschaftlichen Lebens zu erheben gedachte. Er weckte damit den damals nur schlummernden Nationalgeist der Magyaren; er bewirkte, daß die Opposition gegen unstatthafte Eingriffe sich auch auf die mit weiser Umsicht angelegten Maßnahmen des Kaisers ausdehnte.

Der ungarische Reichstag von 1790 stellte die magyarische Sprache unter seinen Schutz, und erhob sie zur offiziellen Sprache des Landes. Damals sammelten sich alle denkende und strebende Köpfe unter der heranwachsenden Jugend um den rüstigen Franz Kazinczy, einen Mann, der weniger durch die Genialität seiner Produktionen, als durch sein anregendes Eingreifen und eine beispiellose Thätigkeit in den verschiedensten Zweigen des Wissens, auf die Umgestaltung der ungarischen Literatur eingewirkt hat.

Gerade in dieser Zeit des Aufschwunges ward Franz Kölcsey am 8. August 1790 zu Szödemeter im mittleren Szolnoker Comitate, in einem rein magyarischen Landestheile geboren [2]). Seine Familie gehörte der sogenannten Nemesség oder dem Stande des Landadels an, als dessen allgemeine Kennzeichen wir weniger den großen Grundbesitz, als vielmehr die politische Stimmberechtigung in den Versammlungen der Vármegyék oder Gespanschaften bezeichnen müssen. Sie zählte zu den altmagyarischen Geschlechtern, bekannte sich zum calvinistisch reformirten Glaubensbekenntnisse, war aber nur mäßig begütert.

Kölcsey, der schon in den frühesten Jahren gute, wenn schon nicht ungewöhnliche Anlagen verrieth, verließ sehr bald das väterliche Haus, und erhielt seine Bildung auf den Schulen von Debreczén. Er verschaffte sich daselbst nicht blos eine

---

[2]) ... a Partium egyik megyéjében, közép-Szolnokban, Szödemeter nevű faluban, ... (cf. Pap Endre, in: Magyar szókokok és státusférfiak. Kiadja Csengeri Antal, 288 l.) In Szödemeter war die Heimath der Mutter; das aus den ältesten Zeiten her angestammte Erbgut der väterlichen Ahnen Kölcsey's lag dagegen in dem Szatmárer Comitate an der Theiß.

gründliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, sondern eignete sich auch das Deutsche und Französische an. Wichtiger als die äußere Kenntniß der antiken Sprachen und ihrer Literatur war die Anschauung des öffentlichen Lebens der alten Welt, welche er in sich aufnahm, und welche auf sein ganzes Leben und insbesondere auf seine Behandlung der vaterländischen Angelegenheiten einen unverkennbaren und ununterbrochenen Einfluß ausgeübt hat. Schon im sechszehnten Jahre, so wird uns berichtet, trat Kölcsey in das höhere Collegium von Debreczén ein, ohne daß wir dabei etwas näheres über das Verhältniß dieses Collegiums zu den vorausgegangenen Lehranstalten, oder über die Art der auf demselben betriebenen Universitätsstudien erführen [3]). Von jetzt an traten Kölcsey's reiche geistige Anlagen nach allen Seiten hin in überraschender Weise hervor. In die Zeit seines Aufenthaltes zu Debreczén fallen viele seiner ersten dichterischen Versuche; in seinem siebzehnten Jahre wurde er mit Kazinczy bekannt, der das große Talent des aufstrebenden Jünglings erkannte, und einen fortwährenden Briefwechsel mit ihm unterhielt. Seine Eltern scheint Kölcsey frühzeitig verloren zu haben; aber nach einer Nachricht über sein Verhältniß zu ihnen, sowie über den Kreis seiner Familie überhaupt, habe ich mich vergeblich umgesehen [4]).

---

[3]) Két esztendő mulva csak, tehát 16 éves korában, mikor a' felsőbb iskolai osztályokból diákságra ment, kezdének nagy tehetsége' jelenségei benne szembetűnőleg mutatkozni. — — (Kölcsey Ferencz' gyermek — 's ifjúkori életrajza etc. Kiadja Kállay Ferencz, 9 lap.

[4]) A. Pap berichtet nur, daß der vaterlose und mutterlose Waise (az atyátlan, anyátlan árva) mit seinen Geschwistern das mäßige Vermögen getheilt habe, aber der Zeitpunkt, wann Kölcsey eigentlich seine Aeltern verlor ist nirgends angegeben. (Pap

In dem neunzehnten Jahre seines Lebens sehen wir ihn in Pesth. Die jüngeren Männer, welche sich der öffentlichen Laufbahn widmeten, bereiteten sich durch praktische Rechtsstudien auf dieselbe vor. So arbeitete auch Kölcsey als Jurat bei der königlichen Tafel in Pesth. Für sein weiteres Leben aber, wie für seine spätere literarische Wirksamkeit wurde sein Aufenthalt in dieser Stadt dadurch bedeutend, daß er in jugendlicher Begeisterung mit Stefan Horvát, Vitkovics und Paul Szemere einen engen Freundschaftsbund schloß. Der Einfluß des letzteren namentlich, der nicht blos als Dichter, sondern mehr noch durch die Förderung junger Talente sich um die magyarische Literatur bleibende Verdienste erwarb, beförderte Kölcsey's Entwickelung in hohem Grade, und überwand allmälig die Zaghaftigkeit und Abgeschlossenheit, womit derselbe nicht nur der Uebernahme eines öffentlichen Amtes, sondern auch der öffentlichen Theilnahme an literarischen Angelegenheiten widerstrebte.

Sein Aufenthalt in Pesth währte übrigens nur ein Jahr. Wenn die einen sagen, daß er die dortige Stellung aufgab, weil die Trockenheit des juristischen Geschäftslebens seiner Neigung widersprach[5]), die anderen, weil er den damaligen Staats-

Endre bei Csengeri, 2c. p. 290). Wenn es in Deutschland zur Sitte geworden ist, unsere großen Männer bis in die abgelegensten Winkel ihres Lebens zu verfolgen, so daß wir über der Anhäufung kleiner und winziger Dinge fast die Größe nicht mehr erkennen, so tritt uns dagegen in den biographischen Nachrichten der Magyaren eine Kargheit entgegen, welche das Zusammenfügen der einfachsten Bausteine unmöglich macht. Wir könnten ihnen, ohne alle Gefahr zu verkümmern, wenn es sich anders machen ließe, einiges von unserm überschwänglichen Reichthume abtreten.

[5]) Kállay, p. 37.

einrichtungen grundsätzlich entgegen stand*), so ist wohl in beiden etwas wahres, aber jedes einzelne als ganzes unrichtig. Denn ein zwanzigjähriger Jüngling von den reichen und eigenthümlichen Anlagen, wie Kölcsey sie besaß, mußte von dem natürlichen Drange nach Freiheit und Unabhängigkeit, insbesondere nach dem Besitze einer freien Muße erfüllt sein, die ihn in den Stand setzte sich in dem weiten Reiche des Wissens zu ergeben, bevor er an eine bestimmte Stellung im Leben dachte. Motive, die aus politischen Prinzipien geflossen sein könnten, würden ein Fertigsein in ihm verrathen, dem die Vielseitigkeit seines Wesens von Grund aus widersprach. Er lebte nun längere Zeit in Álmosd, einem Dorfe im Biharer Comitate, in der Gemeinschaft mit seinem Bruder Samuel. Alle Briefe, die er von dort aus mit seinen Freunden wechselte, soweit ich davon Einsicht nehmen konnte, beweisen, daß Kölcsey rastlos mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war, und daß sein Geist, in entlegene Fernen schweifend, sich mit großen Plänen, Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft trug.

Kölcsey's Freunde spornten ihn unausgesetzt zu literarischer Thätigkeit an. Auf ihren Zuspruch veröffentlichte er mehrere seiner Gedichte in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften, und schrieb die erste Schrift von größerem Umfange, die ihm aber durch ihren entschieden polemischen Charakter neben aufrichtigen Bewunderern auch zahlreiche Feinde erwarb. Kazinczy hatte sich nämlich zur Bereicherung der magyarischen Sprache manche neue Wortbildungen erlaubt, die namentlich bei den Freunden des Herkömmlichen, den Stockmagyaren Anstoß erregten. Ein gewißer Gideon Bohógyi unternahm es, diese Bestrebungen in einer Schrift lächerlich zu machen, die er spottweise

*) A. Pap bei Csengeri, p. 290.

Mondolat, das Wörterbuch, nannte. Der Name Mondolat selbst war ein neues Wort, von nicht geringerer Verschrobenheit als andere, aber absichtlich gewählt, um die Bestrebungen der Neuerer lächerlich zu machen. Während eines Besuches bei seinem Freunde Szemere zu Péczel schrieb er seine Schrift: das Gegenmondolat [7]), theilweise in Hexametern, worin schon damals die überlegene Klarheit seines Geistes und die Vollendung seiner Sprache hervortrat.

Im Jahre 1816 nahm Kölcsey, sechs und zwanzig Jahre alt, seinen Wohnsitz in Csekе, einem ansehnlichen, aber einsamen Dorfe der Szatmárer Gespanschaft, ohnweit der siebenbürgischen Gränze. Hier blieb er, mit wenigen Unterbrechungen, bis an das Ende seines Lebens, zuletzt als Főjegyző oder Obernotar des Comitates [8]).

[7]) Felelet a' Mondolatra, néhai Bohógyi Gedeon úrnak. Die Schrift findet sich in Kölcsey's gesammelten Werken abgedruckt: Kölcsey Ferencz' munkái. Skerkesztik B. Eötvös F., Szalay L. és Szemere P. Pesten, 1844 V köt. 55—116 lap.

[8]) Den Zeitpunkt seines Amtsantrittes vermag ich nicht zu bestimmen, zumal ich aus den unbestimmten Nachrichten, die mir vorliegen, nicht einmal über Kölcsey's Aufenthalt in Cseke in's klare gekommen bin. Denn schon im Jahre 1813 schreibt er von dort her an P. Szemere. (Kölcsey F. minden munkái. V. köt. 139 és 141 lap.) Im Jahre 1814 finden wir ihn wieder in Álmosd, und im Jahre 1815 endlich schreibt er von neuem, daß er nicht mehr in Álmosd, und nicht in Pozsony (Preßburg), sondern in Cseke wohne, „a puszta magányos falu Szatmárnak végső szélein. (Kállay p. 69). Lassen uns nun alle diese Angaben im Dunkeln, so sind die Nachrichten über andere Punkte geradezu widersprechend. So setzt Kállay den Aufenthalt Kölcsey's in Pesth

Es bleibt eine sprechende und eigenthümliche Erscheinung, daß der Dichter, der unter den magyarischen Dichtern die umfassendste Bildung, den feinsten kritischen Sinn und eine seltene Kunstvollendung der Sprache besaß, so viel ich weiß, einen kurzen Aufenthalt in Wien abgerechnet, nie über die Gränze Ungarn's hinausgekommen ist, und daß dieser nämliche Mann fast immer durch den Druck der Umstände und das Drängen seiner Freunde genöthigt werden konnte, mit den Erzeugnissen seines Geistes öffentlich hervorzutreten. Noch fremdartiger und widerspruchsvoller aber bleibt für uns die weitere Erscheinung, daß Kölcsey diese geistige Thätigkeit in einem abgelegenen Bauerndorfe pflegte und unterhielt, zuletzt in dem Strudel eines zerstreuenden Geschäftslebens, und fast immer durch Kränklichkeit gehemmt, die ihn sein ganzes Leben hindurch ununterbrochen begleitet hat.

Kölcsey war von schlanker und hagerer Gestalt. Schon frühe hatte er durch die Blattern das rechte Auge verloren. Seine hohe und schön gewölbte Stirne, und das eine, aber große und volle Auge traten in seiner Erscheinung besonders überraschend hervor. Sein blasses Gesicht hatte bei äußerst feinen Zügen den Ausdruck der Seelengüte nicht minder, als den der körperlichen Leiden.

Er blieb unverheirathet. Wissenschaft und Dichtkunst, wozu später noch die Theilnahme an dem öffentlichen Leben kam, mußten ihm die Freuden des Familienlebens ersetzen. Darin förderte ihn die Natur des ihm anvertrauten Amtes. Denn der Obernotar hatte eine ganz andere Stellung, als was wir gewöhnlich unter einem Notare verstehen. In der Gespanschaft

---

in das Jahr 1809, A. Páp in das Jahr 1810. Das Andenken Kölcsey's verdiente doch eine genauere Feststellung der Thatsachen seines Lebens.

vereinigten sich nicht blos Gerichtswesen und Administration, sondern auch politische Angelegenheiten. Sie übte das Recht, in Fragen der Gesetzgebung die Initiative zu ergreifen und darauf bezügliche Anträge an den Reichstag zu stellen. Für alle diese Gegenstände war der Obernotar der Protokollführer, und die wichtigsten Geschäfte des Landes giengen durch seine Hände. So läßt es sich denn auch erklären, wie Kölcsey von seinem Cseke aus mit allen öffentlichen und gemeinsamen Interessen vertraut, und mit den angesehensten Männern seines Vaterlandes in unmittelbarer Verbindung bleiben konnte.

Ein anderer nicht minder günstiger Umstand diente Kölcsey'n, die einsamen Stunden seiner ländlichen Zurückgezogenheit in sehr erfreulicher Weise zu beleben. Der Aufenthalt in der Kanzlei eines Obernotars ward als die tüchtigste Vorbereitung für das öffentliche Leben betrachtet; Kölcsey's Kanzlei galt für eine der besteingerichteten des ungarischen Landes, er selbst für einen der gewandtesten Beamten. Daher traf es sich, daß stets Söhne der angesehensten Familien sich um die Ehre bewarben, als sogenannte Honorarnotare unter Kölcsey's Leitung arbeiten zu dürfen. Diese wohnten in seinem Hause, aßen an seinem Tische, verbrachten selbst die Mußestunden in seiner Gesellschaft.

Kölcsey wohnte zu Csekе in einem nach ungarischer Bauart großen und geräumigen, aber einstöckigen Hause. Neben zu lag ein Garten. Während des Vormittags wurden die laufenden Geschäfte des Amtes beseitigt, und erst um drei Uhr gieng man zu Tische. Nun lenkte Kölcsey das Gespräch stets auf Gegenstände des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Literatur. Waren dann noch ein paar Gänge durch den einförmigen Garten gemacht, so widmete Kölcsey den Rest des Tages, oft bis spät in die Nacht, seinen literarischen Arbeiten und Studien. Diese letzteren bezogen sich unausgesetzt auf die grie-

chische Literatur, besonders die Periode der großen Tragiker, auf die römische Literatur des augusteischen Zeitalters, die französische unter Ludwig XIV., und die neuere deutsche seit Lessing. Fast jedes Jahr reiste er nach Pesth, durchstöberte die dortigen Buchhandlungen und Antiquariate, und kehrte mit einem großen Haufen Bücher in seine Einsamkeit zurück.

Höchst belebend und anregend wurden seine Mittheilungen durch die Sicherheit, mit der er das Material des Geschäftslebens, wie dasjenige seiner Studien beherrschte. Er hatte ein so staunenswerthes Gedächtniß, daß er im Stande war, ganze Gesänge aus der Aeneis der Virgilius wörtlich herzusagen. Dies that er öfters auf Ausflügen und Spazierfahrten mit seinen jungen Freunden, sowie er denn keine Gelegenheit versäumte, diese für die höheren und geistigen Angelegenheiten des Lebens zu gewinnen. Wer neben seinen Amtsgeschäften und Freistunden nicht irgend einer Muse oder freieren Wissenschaft huldigte, der war bei ihm nicht besonders angesehen.

Dieser reichbegabte und höchst eigenthümliche Mann, dessen äußere Lebensschicksale ich Ihnen so eben, wenn schon nur in dürftigen Zügen vorübergeführt, hat sich durch eine dreifache Wirksamkeit dauernden Ruhm erworben: zunächst auf literarischem Gebiete theils als Dichter, theils als Kritiker, und auf politischem Felde als Redner und Staatsmann. Ich werde heute zunächst nur sein dichterisches Wirken im Auge behalten.

Hier tritt uns Kölcsey vorzüglich als Lyriker entgegen. Er hat mit gleichem Glücke die Ballade, die Ode und das Lied behandelt.

Die Romanze und Ballade stellte Kölcsey auf einen vaterländischen und innerlich geistigen Boden. Alles Sententiöse, jeder rhetorische Prunk wird gemieden, obschon die rhetorische Wirkung nicht fehlt. Man findet bei ihm weder das mechanische

Wunder, noch die Verwickelungen und Ueberraschungen der Legende, noch das bunte Farbenspiel romantischer Abentheuer. Es sind sehr einfache Handlungen, die meisten mit einem tragischen Momente, und die ganze Kunst des Dichtres besteht darin, den Reichthum des Innenlebens, den Kampf des Gemüthes mit dem Schicksale hervortreten zu lassen, und die Macht der Wirkung in die Gruppirung der Thatsachen zu legen.

Eine seiner gelungensten Balladen ist Dobozi. Aus der Zeit der Einfälle, welche das wilde Tatarenvolk der Kunen nach Ungarn machte, erzählt eine alte Ueberlieferung — und sie ist uns, wenn ich mich anders recht besinne, von Turóczi aufbehalten, — den Versuch eines Magyaren sich und sein Weib auf schnellem Pferde zu retten. Vergeblich! er wird eingeholt, tödtet zuerst sein Weib, um ihre Unschuld zu retten, und sucht und findet sodann im Kampfe mit den unbändigen Kunen den Tod. Kölcsey hat diesen einfachen Stoff zum Gegenstande einer Dichtung gemacht, in welcher das hinreißende Feuer der Erzählung, wie das dramatische Leben der Handlung gleich bewunderswerth sind. Wenn er dabei das Versmaß der Lenore von Bürger zu Grunde legte, so hat er damit die für alle Zeiten gültige Volksthümlichkeit desselben anerkannt, und nicht minder die hohe Befähigung der magyarischen Sprache, diese Form mit gleichem Geschicke zu handhaben wie die deutsche, unwidersprechlich dargethan.

Dobozi *)

Der Plünd'rer naht, Dobozi hielt,
Zu Pferd sein Weib umschlossen;
Schon saus'ten die Tataren wild
Ihm nach auf schnellen Rossen.

*) Kölcsey Ferencz' minden munkái. I. köt. 67. lap. Die deutsche Uebersetzung ist von Kretter (Fr. Tolby, Hand-

Und fern, wie felsgetrag'ner Schnee,
Blinkt weiß die Fahn' auf dunkler Höh'
Der stauberzeugten Wolke,
Umringt vom wilden Volke.

Er sieht zurück und flieht voran,
Getreu mit dem Gemahle,
Ihn hemmt kein Hinderniß der Bahn,
Der Fels wird gleich dem Thale.
Im heißen Schaum gebadet längst,
Jagt mähneflatternd fort der Hengst,
Die Füße, schnell getragen,
Gleich Blitzen Funken schlagen.

Der Ritter hat nicht Furcht zu Roß,
Trägt Wunden, Tod im Herzen,
Sein Blut gar oft in Schlachten floß,
Oft fühlt er Todesschmerzen,
Und der sein End' als Streiter fand,
Dem schmiedet Ketten keine Hand;
Doch blickt er hin zum Weibe
Schäumt auf sein Blut im Leibe.

Das zarte Weib hält angstverwirrt
Den Helden fest umfangen,
Und ringt, ermattet, glüht und friert;
Es sinkt und wächst ihr Bangen.
Durch ihrer Locken braune Fluth
Erzischt des Mittagswindes Wuth,
Und wenn's im Strauche schwirret,
Däucht's ihr, die Kette klirret.

---

buch der ungarischen Poesie. Pesth u. Wien 1828, T. II, p. 440), und ich gebe sie unverändert, da sie wirklich eine gelungene ist.

„Ach Ritter, Ritter, hast du Kraft
Für Hunderte im Arme?
Ob mich im Unglück wohl entrafft
Dein Flammenschwert dem Schwarme?
Daß fern nicht über Berg und Thal
Des rohen Fremdlings wüste Zahl
Durch Wildnisse mich treibe,
Zur Sklavin seinem Weibe.“

Und schaudernd hört's betrübt der Held
Sein Auge netzt die Zähre,
Blickt seufzend auf zum Himmelszelt
Ob Trost dem Leiden wäre.
„Fleug' zu, fleug' zu, mein treues Roß
Das güt'ge Glück heut beff'res Loos,
Nimmt mich, auf Schmerzenspfaden
Vielleicht noch auf zu Gnaden!“

Und gleich dem Reh, das mit sich trägt
Die Qualen der Geschoße,
Flieht hin der Ungar windbewegt,
Gedankengleich zu Rosse.
Im heißen Schaum gebadet längst,
Jagt mähneflatternd fort der Hengst,
Die Füße, schnell getragen,
Gleich Blitzen Funken schlagen.

Wo ist der Wind, der Wellen schlug
Mit nie erschlaffter Schwinge?
Wo sind Gedanken, deren Flug
In Fernen endlos gienge?
Ermattung hemmt der Sehne Kraft,
Das Roß trabt schnaubend und erschlafft,
Die Mähne langsam flieget,
Der Reiter Trost erlieget.

In ihrer Brust ein Sturm sich hebt,
Ihr Blut wird eine Welle;
Auf eb'nem Plan herbrausend bebt
Der Lärm mit Wogenschnelle.
Und hoch wie fels'getrag'ner Schnee
Naht schon die Fahn' auf dunkler Höh
Der stauberzeugten Wolke,
Umtos't vom wilden Volke.

„Ach Ritter, nur in deiner Hand
Ist Schutz, das Schwert gezogen!
Es löse sich mein Sklavenband
In meines Blutes Wogen.
Ich soll, von Plündrern rings umdroht,
Erschauen deinen Heldentod?
Ich soll in fernen Landen
Um dich vergehn in Banden?

Am Abgrund der Verzweiflung steht
Der Held, in Schmerz versunken,
Kaum glimmt, von Seufzern angeweht,
Der Hoffnung letzter Funken.
„Nur einmal noch, mein treues Roß,
Das güt'ge Glück beut bess'res Loos,
Nimmt mich, auf Schmerzenspfaden,
Vielleicht noch auf zu Gnaden."

Und einmal fühlt es noch den Sporn
Der stachelnd eingedrungen,
Und gleich dem wunden Wild im Zorn
Ist's nun zuletzt gesprungen.
Im heißen Schaum gebadet längst
Jagt mähneflatternd fort der Hengst,
Die Füße, schnell getragen,
Geknickt zusammenschlagen.

Wie Wolken, die vom Hagel schwer,
Und bald wie Blitzesschimmer
Nachsauset des Tataren Speer,
Und blitzt mit düstrem Flimmer:
Und hoch wie felsgetragner Schnee
Weht schon die Fahn' auf dunkler Höh'
Der stauberzeugten Wolke,
Umringt vom wilden Volke.

„Ach Ritter, Ritter, meinem Mund
Den Kuß, den letzten, spende!
Ob meiner Schmerzen tiefem Schlund
Reich' schützend mir die Hände!
Wenn auch der Liebe Himmelkreis,
Nur dieser Horde mich entreiß'!"
Er kehrt sich ab und schweiget,
In's Aug' die Thräne steiget.

„Ach Ritter, jede Hoffnung wich,
Es ist nicht mehr zu säumen,
Ein jed' Gefühl in mir erblich,
Nur eins will flammend keimen:
Die Freiheit reicht zum Bund die Hand,
Doch knüpft ihn nur ein blutig Band!"
Er schweiget tief erschüttert,
Sein ganzes Sein erzittert.

Beneiden muß ich dein Geschlecht,
Dein Loos muß ich beneiden;
Die Waffe schwingend im Gefecht
Fällst rächend du dein Leiden;
Ich, kniegebeugt der Schwäche gleich,
Erbettle mir nur einen Streich.
Ich schenkte Herz und Liebe dir,
Gewähr' dieß eine Flehen mir!

Ach oder soll an Räuberbrust
Ein Kuß den Lohn mir reichen?
Erstickt von schnöder, mächt'ger Lust
In Schmach die Scham erbleichen?
Ach Gatte! denke schaudernd dir,
Wenn bald dein Weib im Sturm der Gier
— Der Lohn mir Treuen winket? —
Im letzten Kampfe sinket."

Verzweiflungsvoll wehklagt der Held,
Vom mächt'gen Schmerz erdrücket;
Im Endmoment er schaudernd hält
Sein treues Schwert gezücket;
Als, gleich dem Leu' im durst'gen Kampf
Nach Raub und heißem Blutesdampf,
Schon wüthend der Tatare
Hinlangt nach seinem Paare.

Und abgewandt, sein ächzend Weib
Im Arme aufwärts schwenkend,
Weiht er sein Schwert, in ihren Leib
Es schnell und tödtlich senkend —
Und stürmt dann in's Barbarenheer,
Empfängt und spendet Tod umher;
Sein theures Blut strömt nieder
Auf seines Weibes Glieder.

Zu den übrigen Gedichten Kölesey's, welche dieser Gattung angehören, mache ich vorzüglich auf zwei aufmerksam: **Schön Lenka** (Szép Lenka) und **das Gewitter** (Zápor), auf jenes, weil es uns in einem gedrungenen Bilde die ganze Wucht des verworrenn und niederschmetternden Schicksales fühlen läßt, und dieses, weil es an ein ganz gewöhnliches Moment des Lebens die höchste Sehnsucht des menschlichen Gemüthes zu knüpfen versteht.

Wie in der Ballade und Romanze Kölcsey vorzugsweise den Kampf des Gemüthes mit der äußeren Welt und der Macht des Schicksales darstellt, so spricht sich in seinen Oden das innere Ringen der Seele nach dem Höchsten und nach dem Ideale aus. Aber auch hier schließt sich der Dichter jederzeit der Wirklichkeit an, und verliert sich nie in das Seraphische. Vorübergehend tauchen wohl einzelne Abstraktionen auf; aber sie werden durch Bild und Gleichniß schnell wieder auf poetischen Boden zurückgeführt. Vaterland, Schicksal und die Regungen des Innenlebens bilden die Gegenstände der Gesänge.

Ich habe zur Mittheilung zwei Gedichte ausgewählt, welche mir für die Charakteristik Kölcsey's von besonderem Werthe zu sein scheinen. Das erste: „der Kampf“ (Küzdés)[10]) gewährt uns einen überraschenden Blick in Kölcsey's wogende und streitende Gefühle, die sich unter der ruhigen Fläche seines äußern Wesens verbargen. In dem zweiten „An die Nymphe in Rákos“ (Rákos' nymphájához)[11]) offenbart uns der Dichter die ganze Gluth des Herzens, mit der er sein Vaterland umfaßte, jenen mächtigen Gedanken, zu dem er aus verwirrenden

10) Kölcsey Ferencz' minden munkái etc. I. köt. 40—42 lap.

11) Kölcsey Ferencz' minden munkái etc. I. köt. 47. und 48. lap. — Der Bach Rákos durchfließt in der Nähe von Pesth das Feld, auf welchem in alter Zeit die Volksversammlungen der Magyaren gehalten wurden, wie auf dem Felde von Wola die der Polen. — Ich bemerke hier gelegentlich, daß die Gedichte „der Kampf“, „an die Nymphe von Rákos“ und das folgende „Ki búban ül“, von denen ich gar keine, so wie das Gedicht am Schluße „der Wunsch“, von dem ich wenigstens keine getreue Uebertragung vorfand, von mir übersetzt worden sind.

Geschäften, wie aus entfernten Gebieten des Wissens, immer von neuem zurückkehrte. Meisterhaft steigert sich die Parallele bis zur Höhe des Schlußgedankens, daß die Liebe zum Vaterlande die unverbrüchlichste und heiligste jeder menschlichen und irdischen Liebe ist.

Der Kampf.

Wie an des Felsens Stirn' der Sturmwind toset,
So steht der Kühne dem Geschick entgegen;
Doch schon ermattend sinkt er
Dem Allgewaltigen zu Füßen;
Ob noch die Seele glüht von Kraft,
Berathmet schon der sterbende Leib.

Aufwärts! zur Höh'!
So mahnt der Schutzgeist.
Dunkel und Wirrniß,
Sie umschatten
Unsre Häupter hienieden;
Voll Ahnungen singt der Sänger
Beß're Schickung und Heimath
Doch räthselvoll bleibt seine Brust:
Wie in Dodonas Hainen
Die himmlischen Redner,
Wie ossian'scher Geisthauch,
Schwindet seine Empfindung
Gleich der dämmernden Nacht.

Denn in des Schaffens Selbstgefühle
Beugt uns die Ohnmacht;
Wenn mit den Göttern wir ringen,
Wenn in der Sphären Einklang
Die Stimmen wir mischen,
Werden wie Träume die Lieder,
Wie schwebender Wolken Schatten,

Der über grünende Saaten
Auf Flügeln des Windes eilt.

Zertrümmerst du wohl,
Deine Hülle von Staub,
Daß mit Gluthschwingen
Die Seele sich hebe?
Daß hehrer Glanz
Dir in die Augen leuchte?
Daß in entleg'nen Fluren,
Die wir nicht kennen,
Du deines Schicksals Leiter werdest?

Ew'ges Sehnen und Hoffen:
Nach dem Vergang'nen
Die bebende Lust,
Wie nach der Zukunft hin —
Dieß unsres Lebens
Verknüpfende Kette,
Und sie leitet
Eine verborgene Hand.
Ja, Hand, gewaltig
Bist du und strenge
Jenseit des Grabes wie hier;
Denn du zernichtest nicht.

Du neigst dich zu uns
In dem Gewande
Der Leiden und Hoffnung,
Heil'ge Ergebung!
Und so steigen
In deinen Armen
Aus Gefilden des Staubes,
Mit dir aus schäumenden Wogen
In die Heimath
Milder Verklärung!

An die Nymphe von Nálos.

Ein Lied, ein Lied,
O Nymphe, an des Lieblings,
Deines Flußes Rand.
Ein Lied von schlichtem Sinne,
Ein Lied, das himmlisch glühend
Zum Herzen rede, und zu dir!

Heimath und Jungfrau! beide Minnen
Bewahrt mein Busen sich.
Ach! schmerzvoll jene, diese schmachtend,
Erglühend jene, diese lächelnd
Schau und umarme ich.
Doch stolzer pocht mein volles Herz
Und Selbstgefühl steigt auf die Stirne,
Wenn ob mir ihre Bilder schweben.

Der Hulden voll, doch grambedeckt
Taucht, Vaterland, dein Bild empor,
Wie Rom in Cäsar's Träumen,
Du heil'ges Land!
Des Schmerzes innerstes Gefühl
Strahlt von dir weg auf mich zurück!
Doch du kommst lächelnd, kommst,
Jungfrau, wie an Maies Morgen
Der neugeborne Tag erglänzt.
An deiner Brust
Schmilzt aller Kummer weg,
Und außer deiner Brust
Ist keine Lust.
Theilt deine Wolke, Heimat, sich
Einmal, blickst lächelnd dann
Du um dich her,
Wird zum Olymp die Brust sich heben,
Von Glut und Kraft durchdrungen.

Doch wenn dir, Mädchen,
Ein stiller Schmerz das Antlitz wölkt,
Stürz' weinend ich in deine Arme,
Und meine Lippe beut dir Trost.

An deinem Aschenkruge
Steigt klagvoll einst das Lied empor,
Und mit erhob'nen Schwingen
Träuft es aus Himmelsthau
Die Lindrung mir herab.
Doch du mußt leben, Vaterland
Und ewig gleich dem Frühling grünen;
Denn ach! an deinen Trümmern
Würd' ich durchschüttert niedersinken,
Mein Vaterland!
Mein Vaterland!

Außer den beiden mitgetheilten Gedichten dürfen auch noch die folgenden: Rákos, der Magyarenhymnus (Hymnus a' magyar nép' zivataros századaibol) und das Zrinyilied (Zrinyi' dala) als solche genannt werden, die sich mehr oder weniger durch eigenthümliche Schönheit auszeichnen. Die beiden letzten haben zugleich in der Masse des Volkes weite Verbreitung erhalten.

Endlich hat sich Kölcsey auch in dem Liede versucht, das nicht wie die Ode und der Hymnus aus der Tiefe des Gemüthes zu schöpfen, oder die Kraft des Geistes auf einen einzigen großen Gedanken hinzulenken hat, sondern in leichter Gefälligkeit den Eindrücken des Lebens und der Natur folgen, oder einem schon gegebenen Kreise von Gefühlen Form und Ausdruck verleihen soll. Wir werden bei Kölcsey, schon seiner ganzen Nation nach, nicht die unversiegliche Heiterkeit eines Göthe, noch die unerschöpflichen Wendungen der Laune eines Béranger suchen. Der ernste, feierliche, oft umwölkte und schwermüthige

Sinn des Dichters macht sich auch auf diesem Gebiete geltend, verbindet sich aber mit dem Heiteren, und gibt dadurch diesen Gesängen eine wunderbare Färbung. Das Jauchzen der Freude und die hell aufsprühende Lust liegen dicht neben den Bildern von Tod und Vergänglichkeit, und werden so von träumerisch einwiegender, narkotischer Wirkung. Aber nie überläßt uns der Dichter dem öden Gefühle der Zerrissenheit; die schlagende Wahrheit seiner Bilder, und die ungesuchte Wendung der Gedanken führen stets eine künstlerische und harmonische Auflösung herbei.

Die beiden Lieder, die ich mitzutheilen gedenke: Im Kahne (csolnakon) [12]) und Ki búban ül [13]) (wörtlich: wer in Traurigkeit dasitzt) sind aus den Jahren 1822 und 1823, und führen uns in jene wehmüthig frohen Stunden ein, die den Dichter in seiner Einsamkeit von Csele wohl manchmal beschleichen mochten.

Im Kahne.

Auf unsteten Wogen
   Saß ich im Kahn,
Hört' den Kranich schwirren
   Im Flug' hinan.
Fleugst, o Himmelspilger,
   Ob Land und Meer;
Ach, daß mir zu fliegen
   Beschieden wär'.

---

[12]) Kölcsey F. minden munkái, etc. I. köt. 79. és 80. lap. Die Uebersetzung ist von Tretter. (Franz Toldy, Handbuch der ungarischen Poesie 2c. tom. II. p. 448.)

[13]) Kölcsey F. minden munkái etc. I. köt. 81. és 82. lap.

Fliegest wol dir suchen
Ein beßres Land,
Lauen, grünen Frühling,
Und Sommers Brand;
Auch ich selber suchte,
Im Flug dir nach,
In dem beßren Lande
Ein treues Dach.

Fänd' ein Hüttchen, drüber
Heiteres Blau;
Wo kein Winter wäre,
Noch Wolkengrau;
Wo, gleich Regenbogen,
Der Hoffnung voll,
Morgen stets auf Morgen
Aufstrahlen soll.

Wo der West durchwehte
Der Bäume Grün,
Würde um mein Hüttchen
Ein Quell' sich ziehn.
Gott mit euch, du Nachen,
Du stürm'scher Strand!
Denn dort beut die Traute
Zitternd die Hand.

Auf unsteten Wogen
Sitz' ich im Kahn,
Hör' den Kranich schwirren
Im Flug hinan.
Fleug zu, Himmelspilger,
Ob Meer und Erd';
Ach! mit dir zu fliegen
Mein Loos verwehrt.

Ki búban ül . . . . . [14]).

Wer traurig weilt, fühlt neue Kraft
  Wenn den Wein zur Lippe er bringet;
Drum sei er willkommen, der Rebe Saft,
  Der nichtige Sorgen bezwinget.
Den Kranz aus deinem Laube
  Den setzt der Dichter sich auf,
Und herrlich in deinem Schirme
  Geht zum Olymp der Lauf.

Wie oft, erwärmt von deinem Blut,
  Sang froh ich heitere Lieder!
Der holden Jungfrau Trauerglut,
  Wie glänzte im Auge sie wieder!
Wie weckte der Lieder schwebender Ton
  Der Seele glühendes Sehnen,
Dieweil den Göttertraum der Held
  Aushaucht' im Arme der Schönen.

Wie oft die Trompete schon setzte ich an,
  Von schäumendem Weine gehoben,
Von Waffen sang' ich, von der Schlachten Plan,
  Mit ewigem Ruhme verwoben.

---

14) Wenn es mir in den beiden andern Gedichten möglich geworden war, genau das Versmaß der Urschrift einzuhalten, so scheiterten an diesem Liede alle meine Versuche. Suffixe, Partizipien und Satzbau der magyarischen Sprache vereinigen sich hier in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, um eine Kürze und Gedrungenheit hervorzubringen, welche wiederzugeben mir ganz unmöglich wurde. Ich will gern einem größeren Sprachkünstler, als ich zu sein mich rühmen darf, die geschicktere Lösung der Aufgabe überlassen.

Und heißer im Busen der Helden
Die Liebe zur Heimat stieg,
Und wie die Morgenröthe,
So schimmerte Tod oder Sieg.

Das Taglicht fühl' ich brennend steigen,
Den Dichter drücket es schwül;
Den Schatten webt mit rankenden Zweigen
Das Rebdach um Fenster und Pfühl.
O! schirme mit grünendem Schleier
Der Muse stillen Erguß,
Des Herzens Fülle, die tönende Leier,
Der Liebe wonnigen Kuß!

Und wenn sie vergangen des Lebens Lust,
Dann kommt mein Engel zur Selde;
Dann sing' ich das Schwanlied aus vollerer Brust,
Verborgen in Weinlaubs Gezelte.
Und dieses mit Windes Wehen
Deckt leise mit Blättern mich zu,
Und schließet die Augenlieder
Dem Freunde zur ewigen Ruh'!

Obschon das Mitgetheilte für eine vollständige Beurtheilung des Dichters noch lange nicht genügen kann, so erkennen wir doch schon in den wenigen Proben so viel individuelles Gepräge, so viel lebendige Handlung, daß wir unwillkührlich zu der Frage geführt werden, ob Kölcsey nicht auch für das Epische und Dramatische den Beruf in sich gefühlt habe. Auch läßt sich kaum zweifeln, daß wir manche größere Arbeit von ihm besäßen, wenn seine Lebensstellung und seine Berufsgeschäfte ihm nicht jede Möglichkeit dazu abgeschnitten hätten. So aber liegen uns nur Bruchstücke vor; zuerst der Anfang einer Tragödie: Perényi, und eine Uebersetzung der beiden ersten Gesänge der Ilias.

Die letztere, im Versmaße der Urschrift verfaßt, ist eine vortreffliche Arbeit, durch welche zugleich die große Bildungsfähigkeit der magyarischen Sprache ganz unwiderleglich dargethan wird. Diese hat sich nämlich die glückliche Fähigkeit bewahrt, Längen durch Position zu bilden, sowie durch Verschiebung der Accente eine große Mannigfaltigkeit der rhythmischen Verhältnisse hervorzubringen, während in unsern modernen Sprachen diese Eigenschaften durch die überwiegende Herrschaft des Begriffes oder des Accentes verwischt worden sind. Stehen nun die letzteren grade darin hinter den antiken Sprachen weit zurück, so nähert sich ihnen in eben dem Maaße die magyarische Sprache; und Kölcsey hat diesen Vorzug mit unverkennbarem Geschicke benützt, um seine Uebersetzung der rhythmischen Gliederung des Originals so nahe als möglich zu bringen[15].

Die dichterische Wirksamkeit Kölcsey's, so bedeutend an sich, ist gleichwohl nicht das Feld, von dem aus er am nachhaltigsten in den Geist seiner Nation eingegriffen hat. Alle seine geistigen Anlagen wirkten erläuternd, berichtigend, reformirend, und verschafften ihm ganz von selbst die Stellung eines Kunstrichters, in der er sich auch bis an das Ende seines Lebens behauptet hat. Wie er vorzüglich vaterländische Stoffe zu Gegenständen seiner Dichtungen wählte, und durch dieselben die heimischen Formen neu belebte, so suchte er dafür in seinen kritischen Schriften tiefere Gründe, die er auf Beobachtung der

15) Die magyarische Literatur besitzt, außer Kölcsey's fragmentarischer Arbeit, noch andere und vollständige Uebersetzungen der Ilias. Allein da sie mir nicht zugänglich gewesen sind, so vermag ich kein Urtheil über den Werth derselben abzugeben, noch ihr Verhältniß zu der Leistung unseres Dichters näher zu bestimmen.

Wie in der Ballade und Romanze Kölcsey vorzugsweise den Kampf des Gemüthes mit der äußeren Welt und der Macht des Schicksales darstellt, so spricht sich in seinen Oden das innere Ringen der Seele nach dem Höchsten und nach dem Ideale aus. Aber auch hier schließt sich der Dichter jederzeit der Wirklichkeit an, und verliert sich nie in das Seraphische. Vorübergehend tauchen wohl einzelne Abstraktionen auf; aber sie werden durch Bild und Gleichniß schnell wieder auf poetischen Boden zurückgeführt. Vaterland, Schicksal und die Regungen des Innenlebens bilden die Gegenstände der Gesänge.

Ich habe zur Mittheilung zwei Gedichte ausgewählt, welche mir für die Charakteristik Kölcsey's von besonderem Werthe zu sein scheinen. Das erste: „der Kampf" (Küzdés)[10]) gewährt uns einen überraschenden Blick in Kölcsey's wogende und streitende Gefühle, die sich unter der ruhigen Fläche seines äußern Wesens verbargen. In dem zweiten „An die Nymphe in Rákos" (Rákos' nymphájához)[11]) offenbart uns der Dichter die ganze Gluth des Herzens, mit der er sein Vaterland umfaßte, jenen mächtigen Gedanken, zu dem er aus verwirrenden

---

[10]) Kölcsey Ferencz' minden munkái etc. I. köt. 40—42 lap.

[11]) Kölcsey Ferencz' minden munkái etc. I. köt. 47. und 48. lap. — Der Bach Rákos durchfließt in der Nähe von Pesth das Feld, auf welchem in alter Zeit die Volksversammlungen der Magyaren gehalten wurden, wie auf dem Felde von Wola die der Polen. — Ich bemerke hier gelegentlich, daß die Gedichte „der Kampf", „an die Nymphe von Rákos" und das folgende „Ki búban ül", von denen ich gar keine, so wie das Gedicht am Schluße „der Wunsch", von dem ich wenigstens keine getreue Uebertragung vorfand, von mir übersetzt worden sind.

Geschäften, wie aus entfernten Gebieten des Wissens, immer von neuem zurückkehrte. Meisterhaft steigert sich die Parallele bis zur Höhe des Schlußgedankens, daß die Liebe zum Vaterlande die unverbrüchlichste und heiligste jeder menschlichen und irdischen Liebe ist.

Der Kampf.

Wie an des Felsens Stirn' der Sturmwind toset,
So steht der Kühne dem Geschick entgegen;
Doch schon ermattend sinkt er
Dem Allgewaltigen zu Füßen;
Ob noch die Seele glüht von Kraft,
Berathmet schon der sterbende Leib.

Aufwärts! zur Höh'!
So mahnt der Schutzgeist.
Dunkel und Wirrniß,
Sie umschatten
Unsre Häupter hienieden;
Voll Ahnungen singt der Sänger
Beß're Schickung und Heimath
Doch räthselvoll bleibt seine Brust:
Wie in Dodonas Hainen
Die himmlischen Redner,
Wie ossian'scher Geisthauch,
Schwindet seine Empfindung
Gleich der dämmernden Nacht.

Denn in des Schaffens Selbstgefühle
Beugt uns die Ohnmacht;
Wenn mit den Göttern wir ringen,
Wenn in der Sphären Einklang
Die Stimmen wir mischen,
Werden wie Träume die Lieder,
Wie schwebender Wolken Schatten,

Der über grünende Saaten
Auf Flügeln des Windes eilt.

Zertrümmerst du wohl,
Deine Hülle von Staub,
Daß mit Gluthschwingen
Die Seele sich hebe?
Daß hehrer Glanz
Dir in die Augen leuchte?
Daß in entleg'nen Fluren,
Die wir nicht kennen,
Du deines Schicksals Leiter werdest?

Ew'ges Sehnen und Hoffen:
Nach dem Vergang'nen
Die bebende Lust,
Wie nach der Zukunft hin —
Dieß unsres Lebens
Verknüpfende Kette,
Und sie leitet
Eine verborgene Hand.
Ja, Hand, gewaltig
Bist du und strenge
Jenseit des Grabes wie hier;
Denn du zernichtest nicht.

Du neigst dich zu uns
In dem Gewande
Der Leiden und Hoffnung,
Heil'ge Ergebung!
Und so steigen
In deinen Armen
Aus Gefilden des Staubes,
Mit dir aus schäumenden Wogen
In die Heimath
Milder Verklärung!

An die Nymphe von Kálos.

Ein Lied, ein Lied,
O Nymphe, an des Lieblings,
Deines Flußes Rand.
Ein Lied von schlichtem Sinne,
Ein Lied, das himmlisch glühend
Zum Herzen rede, und zu dir!

Heimath und Jungfrau! beide Minnen
Bewahrt mein Busen sich.
Ach! schmerzvoll jene, diese schmachtend,
Erglühend jene, diese lächelnd
Schau und umarme ich.
Doch stolzer pocht mein volles Herz
Und Selbstgefühl steigt auf die Stirne,
Wenn ob mir ihre Bilder schweben.

Der Hulden voll, doch grambedeckt
Taucht, Vaterland, dein Bild empor,
Wie Rom in Cäsar's Träumen,
Du heil'ges Land!
Des Schmerzes innerstes Gefühl
Strahlt von dir weg auf mich zurück!
Doch du kommst lächelnd, kommst,
Jungfrau, wie an Maies Morgen
Der neugeborne Tag erglänzt.
An deiner Brust
Schmilzt aller Kummer weg,
Und außer deiner Brust
Ist keine Lust.
Theilt deine Wolke, Heimat, sich
Einmal, blickst lächelnd dann
Du um dich her,
Wird zum Olymp die Brust sich heben,
Von Glut und Kraft durchdrungen.

Doch wenn dir, Mädchen,
Ein stiller Schmerz das Antlitz wölkt,
Stürz' weinend ich in deine Arme,
Und meine Lippe beut dir Trost.

An deinem Aschenkruge
Steigt klagvoll einst das Lied empor,
Und mit erhob'nen Schwingen
Träuft es aus Himmelsthau
Die Lindrung mir herab.
Doch du mußt leben, Vaterland
Und ewig gleich dem Frühling grünen;
Denn ach! an deinen Trümmern
Würd' ich durchschüttert niedersinken,
Mein Vaterland!
Mein Vaterland!

Außer den beiden mitgetheilten Gedichten dürfen auch noch die folgenden: Rákos, der Magyarenhymnus (Hymnus a' magyar nép' zivataros századaibol) und das Zrinyilied (Zrinyi' dala) als solche genannt werden, die sich mehr oder weniger durch eigenthümliche Schönheit auszeichnen. Die beiden letzten haben zugleich in der Masse des Volkes weite Verbreitung erhalten.

Endlich hat sich Kölcsey auch in dem Liede versucht, das nicht wie die Ode und der Hymnus aus der Tiefe des Gemüthes zu schöpfen, oder die Kraft des Geistes auf einen einzigen großen Gedanken hinzulenken hat, sondern in leichter Gefälligkeit den Eindrücken des Lebens und der Natur folgen, oder einem schon gegebenen Kreise von Gefühlen Form und Ausdruck verleihen soll. Wir werden bei Kölcsey, schon seiner ganzen Nation nach, nicht die unversiegliche Heiterkeit eines Göthe, noch die unerschöpflichen Wendungen der Laune eines Béranger suchen. Der ernste, feierliche, oft umwölkte und schwermüthige

Sinn des Dichters macht sich auch auf diesem Gebiete geltend, verbindet sich aber mit dem Heiteren, und gibt dadurch diesen Gesängen eine wunderbare Färbung. Das Jauchzen der Freude und die hell aufsprühende Lust liegen dicht neben den Bildern von Tod und Vergänglichkeit, und werden so von träumerisch einwiegender, narkotischer Wirkung. Aber nie überläßt uns der Dichter dem öden Gefühle der Zerrissenheit; die schlagende Wahrheit seiner Bilder, und die ungesuchte Wendung der Gedanken führen stets eine künstlerische und harmonische Auflösung herbei.

Die beiden Lieder, die ich mitzutheilen gedenke: Im Kahne (csolnakon) [12]) und Ki búban ül [13]) (wörtlich: wer in Traurigkeit dasitzt) sind aus den Jahren 1822 und 1823, und führen uns in jene wehmüthig frohen Stunden ein, die den Dichter in seiner Einsamkeit von Cseke wohl manchmal beschleichen mochten.

Im Kahne.

Auf unsteten Wogen
　Saß ich im Kahn,
Hört' den Kranich schwirren
　Im Flug' hinan.
Fleugst, o Himmelspilger,
　Ob Land und Meer;
Ach, daß mir zu fliegen
　Beschieden wär'.

[12]) Kölcsey F. minden munkái, etc. I. köt. 79. és 80. lap. Die Uebersetzung ist von Tretter. (Franz Toldy, Handbuch der ungarischen Poesie ꝛc. tom. II. p. 118.)

[13]) Kölcsey F. minden munkái etc. I. köt. 81. és 82. lap.

Giengst wol dir suchen
Ein beßres Land,
Lauen, grünen Frühling,
Und Sommers Brand;
Auch ich selber suchte,
Im Flug dir nach,
In dem beßren Lande
Ein treues Dach.

Fänd' ein Hüttchen, drüber
Heiteres Blau;
Wo kein Winter wäre,
Noch Wolkengrau;
Wo, gleich Regenbogen,
Der Hoffnung voll,
Morgen stets auf Morgen
Aufstrahlen soll.

Wo der West durchwehte
Der Bäume Grün,
Würde um mein Hüttchen
Ein Quell' sich ziehn.
Gott mit euch, du Nachen,
Du stürm'scher Strand!
Denn dort beut die Traute
Zitternd die Hand.

Auf unsteten Wogen
Sitz' ich im Kahn,
Hör' den Kranich schwirren
Im Flug hinan.
Fleug zu, Himmelspilger,
Ob Meer und Erd';
Ach! mit dir zu fliegen
Mein Loos verwehrt.

Ki búban ül . . . . .[14]).

Wer traurig weilt, fühlt neue Kraft
  Wenn den Wein zur Lippe er bringet;
Drum sei er willkommen, der Rebe Saft,
  Der nichtige Sorgen bezwinget.
Den Kranz aus deinem Laube
  Den setzt der Dichter sich auf,
Und herrlich in deinem Schirme
  Geht zum Olymp der Lauf.

Wie oft, erwärmt von deinem Blut,
  Sang froh ich heitere Lieder!
Der holden Jungfrau Trauerglut,
  Wie glänzte im Auge sie wieder!
Wie weckte der Lieder schwebender Ton
  Der Seele glühendes Sehnen,
Dieweil den Göttertraum der Held
  Aushaucht' im Arme der Schönen.

Wie oft die Trompete schon setzte ich an,
  Von schäumendem Weine gehoben,
Von Waffen sang' ich, von der Schlachten Plan,
  Mit ewigem Ruhme verwoben.

---

14) Wenn es mir in den beiden andern Gedichten möglich geworden war, genau das Versmaß der Urschrift einzuhalten, so scheiterten an diesem Liede alle meine Versuche. Suffixe, Partizipien und Satzbau der magyarischen Sprache vereinigen sich hier in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, um eine Kürze und Gedrungenheit hervorzubringen, welche wiederzugeben mir ganz unmöglich wurde. Ich will gern einem größeren Sprachkünstler, als ich zu sein mich rühmen darf, die geschicktere Lösung der Aufgabe überlassen.

Und heißer im Busen der Helden
Die Liebe zur Heimat stieg,
Und wie die Morgenröthe,
So schimmerte Tod oder Sieg.

Das Taglicht fühl' ich brennend steigen,
Den Dichter drücket es schwül;
Den Schatten webt mit rankenden Zweigen
Das Rebdach um Fenster und Pfühl.
O! schirme mit grünendem Schleier
Der Muse stillen Erguß,
Des Herzens Fülle, die tönende Leier,
Der Liebe wonnigen Kuß!

Und wenn sie vergangen des Lebens Lust,
Dann kommt mein Engel zur Selbe;
Dann sing' ich das Schwanlied aus vollerer Brust,
Verborgen in Weinlaubs Gezelte.
Und dieses mit Windes Wehen
Deckt leise mit Blättern mich zu,
Und schließet die Augenlieder
Dem Freunde zur ewigen Ruh'!

Obschon das Mitgetheilte für eine vollständige Beurtheilung des Dichters noch lange nicht genügen kann, so erkennen wir doch schon in den wenigen Proben so viel individuelles Gepräge, so viel lebendige Handlung, daß wir unwillkührlich zu der Frage geführt werden, ob Kölcsey nicht auch für das Epische und Dramatische den Beruf in sich gefühlt habe. Auch läßt sich kaum zweifeln, daß wir manche größere Arbeit von ihm besäßen, wenn seine Lebensstellung und seine Berufsgeschäfte ihm nicht jede Möglichkeit dazu abgeschnitten hätten. So aber liegen uns nur Bruchstücke vor; zuerst der Anfang einer Tragödie: Perényi, und eine Uebersetzung der beiden ersten Gesänge der Ilias.

Die letztere, im Versmaße der Urschrift verfaßt, ist eine vortreffliche Arbeit, durch welche zugleich die große Bildungsfähigkeit der magyarischen Sprache ganz unwiderleglich dargethan wird. Diese hat sich nämlich die glückliche Fähigkeit bewahrt, Längen durch Position zu bilden, sowie durch Verschiebung der Accente eine große Mannigfaltigkeit der rhythmischen Verhältnisse hervorzubringen, während in unsern modernen Sprachen diese Eigenschaften durch die überwiegende Herrschaft des Begriffes oder des Accentes verwischt worden sind. Stehen nun die letzteren grade darin hinter den antiken Sprachen weit zurück, so nähert sich ihnen in eben dem Maaße die magyarische Sprache; und Kölcsey hat diesen Vorzug mit unverkennbarem Geschicke benützt, um seine Uebersetzung der rhythmischen Gliederung des Originals so nahe als möglich zu bringen[15].

Die dichterische Wirksamkeit Kölcsey's, so bedeutend an sich, ist gleichwohl nicht das Feld, von dem aus er am nachhaltigsten in den Geist seiner Nation eingegriffen hat. Alle seine geistigen Anlagen wirkten erläuternd, berichtigend, raisonnirend, und verschafften ihm ganz von selbst die Stellung eines Kunstrichters, in der er sich auch bis an das Ende seines Lebens behauptet hat. Wie er vorzüglich vaterländische Stoffe zu Gegenständen seiner Dichtungen wählte, und durch dieselben die heimischen Formen neu belebte, so suchte er dafür in seinen kritischen Schriften tiefere Gründe, die er auf Beobachtung der

15) Die magyarische Literatur besitzt, außer Kölcsey's fragmentarischer Arbeit, noch andere und vollständige Uebersetzungen der Ilias. Allein da sie mir nicht zugänglich gewesen sind, so vermag ich kein Urtheil über den Werth derselben abzugeben, noch ihr Verhältniß zu der Leistung unseres Dichters näher zu bestimmen.

Natur und des wirklichen Lebens zu gründen suchte. Die fremde Bildung sollte zur Belebung des nationalen Entwickelungsganges dienen, und nur ein Mann von so universeller Bildung, wie Kölcsey war, konnte hiefür zugleich die sichere und passende Grenze ziehen. In diesen Bestrebungen wurde er durch eine treffliche Handhabung der magyarischen Prose unterstützt, in der er ohne Zweifel noch mustergültiger geworden ist, als in seinen poetischen Arbeiten. Zu der Klarheit und Einfachheit des Satzbaues gesellt sich die feinste Präcision des Gedankens, eine seltene Eleganz der Wendungen und Formen, und die enge Verbindung aller dieser Elemente zeigt uns, daß sie in Kölcsey etwas gegebenes und angeborenes, nichts manirirtes und angekünsteltes waren. Da die Zeit heute nicht mehr in in das Einzelne einzugehen erlaubt, so muß ich mich mit wenigen Andeutungen begnügen. Zu den Schriften der bezeichneten Art gehören vor allem: sein Briefwechsel mit Döbrentei, noch in Álmosd 1813 begonnen, und zu Cseke 1816 beendigt, worin er in frischen und unmittelbaren Eindrücken sich über einen weiten Kreis literarischer Gegenstände und Aufgaben ausspricht: sowie die geschlossenen Aufsätze, in denen er sein Urtheil über magyarische Dichter, über Csokonai, Kis und Berzsenyi abgegeben hat. Nicht minder müssen die Abhandlungen über das Komische, über griechische Philosophie, über Körners Zrinyi und über Volkssagen dahin gezählt werden.

Endlich hat Kölcsey in seinen letzten Lebensjahren auch als Redner und Staatsmann eine höchst bedeutende Stellung eingenommen. Mußte er als Mann von warmem Herzen und hellem Verstande, der sein Vaterland aufrichtig liebte, zu allen Zeiten den Ideen der Staatsreform zugänglich sein, so schloß er sich doch seit 1830 mit Entschiedenheit der sichtbaren

Partei des Fortschrittes an, die unter Wesselényi's Leitung, und unterstützt von Graf Károlyi und Carl Nagy von jetzt an in das öffentliche Leben eingriff. Er wurde Mitglied des langen Reichstages, der von Dezember 1832 bis Mai 1836 vereinigt blieb, der Opposition allmählig die Mehrheit in der Tafel der Stände verschaffte, und dadurch eine Reihe innerer Reformen vorbereitete. Aber so unentweglich auch Kölcsey's Grundsätze sein mochten, so besaß er doch eine zu tiefe Bildung und einen zu ausgeprägten Charakter, als daß er sich vor den falschen Göttern der Wühlerei, der Unordnung und der Gesetzlosigkeit hätte beugen mögen. Er wurde weder der Schmeichler, noch der Abgott des großen Haufens. In den Verhandlungen sprach er selten, aber stets mit Nachdruck. Nichts war ihm mehr zuwider, als wildes Gelärm und Getöse. Wenn es sich nun zufällig traf, daß während seiner Rede unruhiges Gesumme und Geplauder zu stören anfiengen, so hielt er inne, und schaute ruhig und fest in der Versammlung umher. Schnell kam man zur Besinnung; die lautloseste Stille kehrte zurück, und Kölcsey konnte seinen Vortrag ungestört zu Ende bringen. Der sechste Band seiner Werke enthält seine politischen Reden, und der Mann, der mit seinen Studien oft in ganz entfernten Zeiten weilte, sprach in den öffentlichen Versammlungen mit Sachkenntniß bald über die Angelegenheiten der Gespanschaft, bald über confessionelle Angelegenheiten, über den Zehnten, über das Erbschaftsrecht des Fiscus, und andere Dinge des praktischen Lebens.

Gerade die politische Wirksamkeit Kölcsey's gibt uns den Schlüssel zu seinem Inneren. Der Dichter, der so oft seine Verehrung vergangener Zeiten aussprach, huldigte hier dem Geiste des Freisinns und des Fortschrittes. Er wollte aus der alten Zeit nur ihren Geist und ihre Thatkraft bewahrt, nicht

ihre verwitterten und inhaltlosen Formen in die Gegenwart verpflanzt wissen. So sehen wir denn in Kölcsey den harmonisch gebildeten Mann vor uns, in welchem Gelehrsamkeit und Leben, Dichtung und Wirklichkeit, Gedanken und Empfindung in innerer Verbindung blieben und ununterbrochen zusammenwirkten.

Die Geschicke Ungarns lagen schwer auf seinem Herzen. Nicht ohne Ahnung sah er in die verwirrenden Ereignisse der Zukunft hinein. Unter unzähligen Andeutungen, die sich hierüber in seinen Schriften vorfinden, will ich nur eine besonders bezeichnende Stelle hervorheben. „Der Himmel spendet" so lesen wir einmal in seinen zerstreuten Bemerkungen[16]) „Einem jeden jegliches in reichem Maße, Freude und Schmerz; aber ein Herz, welches sich selber quält, wie das meinige, hat er vielleicht noch niemanden verliehen." — „Ich empfinde; dieß wird mich früher oder später aufreiben. Mag es immerhin geschehen! Ich gewahre Zeiten, in denen ich nicht lange zu leben wünsche."

Kölesey starb nach kurzem, aber schmerzlichem Krankenlager am 24. August 1838 in seinem kaum vollendeten acht und vierzigsten Lebensjahre, tief betrauert von seinen Freunden, und dankbar anerkannt von seinem Vaterlande.

Dem Dahingeschiedenen dürfen mit Recht die schönen Verse nachgerufen werden, die wir als „Wunsch" (Ohajtás)[17]) schon in seinen früheren Gedichte aufgeführt finden, und mit denen auch ich meine Mittheilungen auf passende Weise schließen kann.

---

16) Önpanaszok vid. Kölcsey F. minden munkái V. köt. 170 lap.

17) Kölcsey F. minden munkái I. köt. 21 lap.

Gleichwie die göttliche Laute hintönt durch Tempes Gefilde,
Thespische Musen, so sei heil'ge Empfindung in mir.
Bläulicher Flor des dämmernden Abends umhülle mein Leben,
Hort meiner zärtlichen Glut werde der Liebe Vergelt.
Steht ein Pilger dereinst vor dem Steine, der sprachlos dahin starrt,
Wehe des Schönen Gefühl heiter belebend um ihn.

Drei Rosen.

Poetische Erzählung
von
Julius Merz.

Vor wenigen Monden führte mich mein Weg an einem Garten vorüber, dessen leichte Umzäunung mir die Gelegenheit gab, an dem lebendigen Blumenflore, der seine Zierde ausmachte, mich zu weiden.

Nach einigen Minuten meines sinnenden Verweilens kam ein junger, frischer Gesell mit dem Gartenmesser in der Hand, und lenkte seine Schritte nach einem Strauch, an welchem drei herrlich aufgeblühte Rosen mein Auge bereits besonders gefesselt hatten. — „Was willst du, Junge?!" „„Ich will die schönste davon mir abschneiden, Herr! — Ein schönes Kind soll sie bekommen, dem ich heute noch meine stille Liebe gestehe. Ihr will ich's an's Mieder stecken; ich weiß, sie hat mich auch lieb und wir werden selig sein, und wenn ich dann fort bin, o wie oft, Herr, wird sie dies Röslein (er hatte das schönste inzwischen hinweggenommen) anblicken und sich an ihrem Dufte erfreuen und sie wird es küssen und dabei meiner gedenken."" „Du hast recht, Bursche", mußte ich ihm zugestehen, dem eine Freudenthräne drauf herabfiel, „du hast recht, an ihrer Brust,

da mag sie selig sterben." — Ihn trieb das Liebesfeuer, ich lenkte gedankenvoll vom Platze ab und als ich halblaut wiederholte: dort wird sie selig sterben! — da hatten wir uns längst aus dem Gesichte verloren.

Jüngst ging ich wieder diesen Weg und jene Stelle hielt wie mit Zaubermacht mich fest. Nicht weit davon war auch der Bursch geschäftig und erkannte rasch den, der da Zeuge war, als er der Liebe sich ein Opfer holte. Und der gemüthliche Gesell, er trat herzu und grüßte freundlich, wartend des Gesprächs. „Nun? — Auch die zweite ist hinweggekommen?" — — „„Ja, lieber Herr, doch nicht zu solchem Dienst, wie einst die erste."" — „Und wozu dann?" „„Seht', lieben Leuten starb ihr einzig Kind. Ein blühend Mädchen soll's gewesen sein. Da kam man an mich, eine schöne Rose, recht schön, möcht' ich im Garten auserlesen, die sollt' die theure Leiche in die Hand bekommen. Und ich ging wieder zu dem Strauche, Herr! Mir war's schon damals, als ich meiner lieben Anna die eine Blume auserwählt, als ob die zweite wie zur Trauer blühen sollte. Da habt ihr's; Wonnestunden hat die erste mitgefeiert, mein liebes Aennchen hat mir's oft versichert,"" — „die zweite war" ergänzte ich die Rede, „ein schmerzlich rührend Bild in todter Hand." — „„Die dritte hier, fuhr nun der Gärtner fort, seht, sie ist welk geworden."" —

„Leb' wohl du trauter Bursch," — so mußte rasch ich scheiden. Und wieder, wie einst dort, spricht der Gedanke sich nur halblaut aus. „Ja! Sie ist welk geworden, sprach ich ihm nach, ja, sie ist welk geworden, hat Keines Herz gerührt, hat Niemanden geduftet, hat Niemanden geblüht."

Gedichte.



Ein Vergißmeinnicht.

Der Blume nicht, der in azur'nem Glanze
Das Bächlein seine Frühlingsweisen singt,
Die uns die Liebe heut im Trennungskranze,
Mein schwermuthsvolles Liedchen heute klingt,
Mein Blümchen stammet aus der Wolkenheerde,
Die flüchtig durch den blauen Aether schwebt,
Von wo es niedersteigt zur Mutter Erde,
Und ihr zum Leichentuch die Fäden webt.

Im traurigen Gewande zu veralten,
Begann das Jahr, und zeugte einen Tag,
Dem an der Stirn, wie düstre Unmuthsfalten,
Ein Meer von grauen Nebelstreifen lag,
Schon nahte zögernd in den Silberlocken
Der strenge Greis, und schickt' aus fernem Land
Dem mildern Freunde seine ersten Flocken,
Zum Gruße und zum stillen Friedenspfand.

Da kam mein theures Kind hereingesprungen,
Das Mägdlein mit dem Engelsangesicht,
Und rief, von kindlich reiner Lust durchdrungen:
„O! sieh nur Vater — ein Vergißmeinnicht!" —
Und wie in tausendfältigen Crystallen,
Zu fein und zart selbst für des Künstlers Hand,
War auf ihr dunkel Sammtgewand gefallen
Ein Flöckchen Schnee dort aus dem Wolkenland.

Seitdem ist Jahr um Jahr dahingegangen,
Wie es der Strom der Zeiten wiedergab,
Und Myriaden solcher Blumen prangen
Alljährlich auf des Mägdleins kleinem Grab;

Ich aber trug mein Leid hin zu den Auen,
Wenn unterm Frühlingskusse sie erwacht,
Und durft' ich auch der Blumen Fülle schauen,
Mir hat ihr Lächeln nimmer Trost gebracht.

Doch wenn der kalte Nord den Todesreigen
Entgegenrauscht der schönen Blüthenwelt,
Wenn Wald und Flur im Morgenreif erbleichen,
Und starr das Silberlaub zur Erde fällt,
Dann harre ich, bis von dem Todtenkranze
Mein Kind mir eine weiße Blume bricht,
Und aus der ersten Flocken buntem Tanze
Mir nieder steiget — ein Vergißmeinnicht.

Dr Ebersberger.

Die Fichte in der Heimath.

Stund einst daheim im tiefen Waldesgrunde
Ein junges Fichtenbäumchen schlank und stolz,
Gar traut und heimlich war es in der Runde,
Zwei Namen zierten seines Stammes Holz.

Und eh' die Morgensonne ihre Segen
Dem grünen Wipfelmeere mitgetheilt,
Kam oftmals auf geheimnißvollen Wegen
Ein Mädchen von der Flur herbeigeeilt.

Ein flüchtig Roth trat auf die holden Wangen,
Wenn sie mit Halmengras ein Sträußchen band
An jenen Baum, und dann mit scheuem Bangen
Den Weg zurück zum nahen Dörfchen fand.

Der Abend stieg herab, kein Blättchen rauschte
Mehr in des Waldes stillem Schattenreich,
Und zum Gebet der Abendglocken lauschte
Der alten Tannen mächtiges Gezweig.

Da kam ein Mann im grauen Jägerkleide,
  Der nahm den Strauß mit flücht'gem Liebeskuß,
Und einen Kranz von Enzian und Haide
  Ließ er zurück als stummen Gegengruß.

So wechselten, durch trübes Loos geschieden,
  Die Liebenden gar lang der Treue Pfand,
Bis endlich bei des Lenzes neuen Blüthen
  Ein schöner Tag für's Leben sie verband.

Oft grüßt mein Weib in trauter Abendstunde
  Die welken Kränze im Erinnerungstraum,
Möch' wissen, ob daheim im Waldesgrunde
  Noch grünt und blühet unsrer Liebe Baum.

Dr. Ebersberger.

Arabesken.

1. Des Menschen Hand.

Der Mensch die Hand geschlossen hält,
Tritt er als Kind in diese Welt,
Denn was sie bietet schön und reich,
Die Hand möcht' es erfassen gleich.
Doch Nichts trägt sie in's dunkle Haus,
D'rum streckt er sie im Tode aus.

2. Zwei Schwestern.

A. Du hast auf's Neu', o holde Muse!
Gesegnet mich mit deinem Gruße,
Weil ich dein allerliebstes Kind! —
Noch diesen Reim, und fertig sind
  Die Verse

B. Da habt Ihr nun, ihr armen Kinder!
Zwei warme Strümpfchen für den Winter,
Damit Ihr nicht mehr frieren müßt,
Die Masche noch, und fertig ist
Die Ferse.

3. Wunder.

Du glaubst an keine Wunder mehr?
O lieber Freund komm' einmal her,
Betrachte dir den alten Rath,
Der immer drei Doktoren hat,
Wie er noch frisch und munter —
Und das nennst du kein Wunder?

4. Die Kindercomödien.

Sieh' 'mal die Tannenbäumchen dorten
Auf des Herrn Grafen Gartenhecke,
Sind erst ganz frisch beschnitten worden,
Dürfen nicht machen die kleinste Ecke,
Alles schön rund und glatt rasirt,
Zeitig gestutzt, gehörig dressirt —
Gefallen dem gnädigen Herrn gar sehr,
Werden aber keine Tannen mehr.

5. Rache.

Läßt mich die Welt in Ruhe nimmer,
Und kümmert sie sich viel um mich,
Am allerschwersten räch' ich mich,
Wenn ich mich nichts um sie bekümmer.

Dr. Ebersberger.

Die Reise.

1. Ruf zur Fahrt.

So steh' ich an des weiten Meeres Strande,
Das nirgend Ufer beut dem scheuen Blick,
Das führet zum geheimnißvollen Lande,
Aus dem noch kein Besucher kam zurück.

Ein kleiner Nachen haftet an dem Strande,
Darin ein Fährmann, alt, mit dunklem Blick;
Schon löset er vom Stein die leichte Bande —
Und Du trittst ein, gerufen vom Geschick! —

Was zögerst Du? — Hast Du nicht Muth zum Fahren?
Möchtst festen Grnnd und Aussicht Dir bewahren;
Und klömmest gern auf selbst gewähltem Steg! —

Was fürchtest Du? — Siehst Du nicht ganze Schaaren
Weit um Dich her auf selbem Meere fahren? —
Tritt ein nur! Der Dich führt — er kennt den Weg! —

2. Die Abfahrt.

O Fährmann, welchen Nachen klein
Hast Du zur Reise gewählet! —
„Er faßt' uns Beide; steig' nur ein;
Der Platz ist für zweie gezählet."

O Fährmann, ach! ich fürcht' mich sehr;
Wenn Stürm' und Wogen sich heben? —
„Wir fahren still auf stillem Meer;
Nicht Sturm und Wogen wird's geben."

Und hast für Zehrung auch gesorgt,
Daß Kraft ich zum Reisen bewahre? —
„Gieb Dich in Ruh'; es ist gesorgt;
Du schlummerst, während ich fahre."

3. Die Ueberfahrt.

Gar wundersam ist mir zu Muth;
Weiß nicht, ist es Schlaf, ist es Wachen;
Ob in Mutterarm, ob auf Meeresfluth,
Ob schaukelt mich Wieg' oder Nachen.

Weiß nicht, ob leuchtet der Sonne Pracht;
Ob ziehen am Himmel die Sterne;
In Eins geschmolzen sind Tag und Nacht,
Vereint sind Näh' und die Ferne.

Es tönt zum Ohr so holder Klang,
Es löset so milde die Glieder —
Ist's Wellenrauschen? ist's Ammensang? —
Es zieht zum Schlummer mich nieder.

4. Die Ankunft.

Ha wahrlich, Fährmann, brav gefahren!
Brachtest schnell und wohl mich her;
Werd' Dir treuen Dank bewahren;
Hinter uns liegt Reis' und Meer.

Was ist's, das dort am Ufer pranget?
Sei gegrüßt, du hohe Schaar!
Lang hat mich nach dir verlanget,
Als ich dort noch unten war.

Gebreitet liegt ein Prachtgefilde,
Himmel wölbt sich hell und rein,
Balsam athm' ich, himmlisch milde.
Freunde, kommt nun, führt mich ein! —

Dr. A. v. Eye.

Der Abt und der Mönch.

Ich las, als ich die Chronik aufgeschlagen,
Von einem Mönche einst in grauen Tagen,
Der Abends immer abgespannt und matt
Erschöpft sich streckte auf die Lagerstatt.
Zu Ohren ist dem Abt die Kunde kommen,
Der alsobald zu sich berief den Frommen.
O sage, Sohn, was hast du für Geschäfte,
Die also dich berauben deiner Kräfte?
Fließt doch das Leben aller gleicherweise
So ruhig weiter im gewohnten Gleise.
Mein Vater, spricht der Mönch, Gott stärkt mich Schwachen,
Sonst könnt' ich nicht die Arbeit möglich machen;
Denn nur durch seine Gnade kanns gelingen,
Daß täglich ich zwei wilde Falken zähme,
Den schnellen Lauf von zweien Hasen lähme
Und einen grimmen Lindwurm mag bezwingen;
Daß ich vermag zwei Sperber abzurichten,
Zu bändigen einen Leuen, sehr unbändig,
Zu pflegen einen Kranken unverständig:
Aus eigner Kraft gelingt mir dies mit nichten.
Der Abt entgegnet: Was du vorgetragen,
Sind thörichte und unverständige Klagen.
So viel der Pflichten ward nie aufgegeben
Noch einem Menschen hier im Erdenleben;
Auch ward mir nimmer bis zu dieser Stunde
Von dieser Arbeit in dem Kloster Kunde.

„Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr mir vergönnen,
So will ich Euch die sechs der Pflichten nennen:
Die Augen sind die Falken, die ich zähme,
Auf daß nicht meine Seele Schaden nehme;
Denn allzu eifrig spähen sie nach Dingen,
Die mich um meines Herzens Ruhe bringen.
Die Hasen sind die Füße, deren Eile
Ich nur auf Kosten meiner Ruhe heile,
Die gern mich auf den Weg der Sünde tragen,
Den Freuden dieser Welt nur nachzujagen.
Den Sperbern sind die Hände zu vergleichen,
Die gerne nach verbotenen Dingen reichen,
Sich immer unmuthsvoll der Arbeit wehren,
Sich und den ärmern Bruder zu ernähren.
Und könnt' es je noch grimmern Wurm im Leben
Als in dem Mund des Menschen Zunge geben?
Im Zaume halten muß ich stets den Drachen
Vor Lügen, Schelten, unnütz Worte machen.
Der Löwe ist mein Herz, das Wacht erfodert,
Gott abgewandt in eitler Weltlust lodert.
Ich muß mit ihm beständig kämpfen, ringen,
Das Herz mit seinen Lüsten zu bezwingen.
Mein eigner Leib, er ist zuletzt der Kranke,
Der eigensinnig strebt aus seiner Schranke,
Was schadet wünscht, was Heilung bringt verachtet,
Nicht nach des ewigen Lebens Gütern trachtet.
Soll so viel Streiten, Ringen im Gemüthe,
Nicht auf das Lager strecken Abends müde?"
Verwundert hört der Abt des Mönches Rede
Und spricht: Du kämpfest wahrlich gute Fehde,
Getreu des Herren Weinberg zu beschicken
Will nur durch innerst ernste Arbeit glücken.
Heil deiner Mattigkeit! im ewigen Leben
Wird Gott dir Ruhe, Lohn und Freude geben.

Luise Hoffmann.

Twardowsky.

Eine ungarische Sage.

Es sitzt in der Schenke Twardowsky beim Wein,
Er jubelt und trinkt.
Da tritt ein drei spannenlangs Männlein herein,
Das stolpert und hinkt.
Doch wächst es zu furchtbarer Größe heran,
Zeigt eine Verschreibung mit Siegeln daran,
Und donnert Twardowsky, den Trinkenden, an:
„Komm mit mir ins höllische Haus,
Denn sieh, dein Vertrag ist heut aus."

Es setzet beiseite Twardowsky das Glas:
Wohlan denn, es sei;
Doch erfülle zuerst mir, es ist dir ein Spaß,
Der Bedingungen drei;
Noch bin ich der Herr und noch bist du der Knecht.
Auf, zäume zuerst mir den Rappen zurecht,
Der dort sich im Wirthsschild zu bäumen erfrecht,
Und bring ihn am Stricke von Sand
Zum Ritt mir ins ungrische Land.

Wie rasch fährt der Teufel zum Fenster hinaus,
Wie holt er, o sieh,
Aus hölzernem Wirthsschild den Rappen heraus
Ohn' sondere Müh!
Der strecket sich riesig, der bäumt sich voll Wuth,
Es sprühen die Nüstern die feurige Glut;
Nun drehet den Strick auch von Sande so gut
Der Teufel und führt ihn im Nu
Hohnlachend zur Schenke herzu.

Es schmecket mir wahrlich zu süße der Wein,
Twardowsky es spricht,
Drum mag ich das edele Rösselein dein
Zum Ritte noch nicht.
Doch hast du dich Armer erhitzet für mich,
Du glühest vor Eifer ganz fürchterlich;
Drum bade zum zweiten im Weihkessel dich,
Den hier mit dem Kreuze geschmückt
In der Kirche dein Auge erblickt.

Wie stutzet der Teufel, wie wurmt ihn der Hohn!
Er fletschet vor Wuth.
„Ei warte, Geselle, ich lohne dir schon
Mit höllischer Glut.“
Doch stürzt er sich rasch in den Kessel hinein,
Daß zischend rings um ihn die Wasser erschrei'n;
Er windet sich heulend in grimmiger Pein,
Und wüthenden Blicks und verbrannt
Kommt er zu Twardowsky gerannt.

„Ei ei, wie bekam dir so schlecht doch das Bad!
Du jammerst mich schier;
Drum spendet mein dritter Befehl nun als Rath
Eine Pflegerin dir.
Du kennst ja Twardowska, mein zärtliches Weib;
Die nimm dir ein Jährchen zum Zeitvertreib —
Du schauderst — entsetzest dich — fliehest — o bleib!“ —
Der Teufel lief zitternd voll Graun,
War nie mehr auf Erden zu schaun.

Luise Hoffmann.

Das Burgfräulein von Lauffen.

Eine Sage.

Es ragt ob Tannenwaldes dunklem Grün
Ein hohes Schloß mit ausgebrochnen Zinnen,
Dran wilde Rosen aus den Ritzen blühn

Und Unkraut wuchert in dem Burghof innen.
Mit alter Sage hats die Zeit behängt;
Sie Euch zu melden sei nun mein Beginnen. —

Auf ödem Waldespfade kam gesprengt
Ein Reiter einst daher in Nachtes Dunkel,
Und wie er näher seine Tritte lenkt,

Erglänzt ein stolzer Bau in Lichtgefunkel.
Fremd ist der Gegend er und fremd den Kunden,
Die heimlich raunen sonderbar Gemunkel. —

Er hat sein Pferd im Schloßhof angebunden
Und steigt die Wendeltreppe rasch empor.
Da hat in einen Saal er sich gefunden,

Verwittert alt, doch lehnt im alten Chor
Ein Frauenbild wie Maientag in Eden;
Daß er sogleich sein Herz an sie verlor,

Und schüchtern nur sie wagte anzureden.
Von Kampf und Flucht erzählten seine Worte,
Ein bergend Lager wars, um das sie flehten.

Die Jungfrau wandelt lautlos durch die Pforte,
Und heimlich Graun den Ritter überkam,
Der sich so einsam fand am fremden Orte.

Rings an den Wänden wahr sein Auge nahm
Die Ahnenbilder längs der Halle drin,
Die seltsam auf ihn starren Rahm an Rahm.

Sie tritt herein als holde Schaffnerin,
Und sich zum fremden Gaste freundlich neigend
Stellt sie bescheiden Wein und Brot ihm hin,

Setzt sittiglich sich gegenüber schweigend.
Da zieht ins Herz ihm süßer Liebestraum,
Der Himmelskönigin die Maid vergleichend:

Es glänzte zwischen Schleiers lichtem Saum
Des Haares Gold, der Augen dunkle Sonnen,
Als strahlten sie von Erdenlichte kaum.

Und wie er nun zu fragen sie begonnen,
Ob sie des Schloßherrn edle Tochter sei,
Und wie von Liebe er zu ihr entbronnen,

Und ob ihr Herz und ihre Hand noch frei;
Da spricht sie langsam feierlich geneiget,
Daß sie die Letzte ihres Stammes sei,

Wobei sie auf die Ahnenbilder zeiget.
Und als die Werbung dringend er erneut,
Sie ihre feine Hand ihm lächelnd reichet;

Dann sich zur Seite wendend, hoch erfreut,
Nimmt sie aus alterthümlich seltnem Schrein
Den Brautring, den sie ihm erröthend beut,

Und schlingt den Kranz den blonden Locken ein,
Und winkt dem Bräutigam, zu folgen fertig.
Da schleichen zu der Seitenthür herein

In grauer Kutte, leichenfahl und erdig,
Zwei mönchische ehrwürdig greise Alte,
Brautführer, stumm und auf den Wink gewärtig;

Doch Moderduft entströmt des Kleides Falte,
Und lautlos gehts hinab verfallne Stufen.
Emporgeschrecket aus der Mauer Spalte

Kreischt schauerlich des Käuzleins heis'res Rufen.
Wie graue Schleier hängt hernieder dicht
Der Spinne Werk, das lange Jahre schufen.

Die Todtenstille dröhnend unterbricht
Des Ritters Schritt auf kalten Marmorsteinen,
Die wuchernd feuchtes grünes Moos umflicht.

Der Andern Gehen will ein Schweben scheinen,
Wie Kerzenflamme scheu im Lufthauch zittert,
Ein schwankend Hin und Her, ein trennend Einen.

Nun öffnet sich die Kirche, die verwittert
Zum Himmel strebt mit schlanker Säulen Pracht,
Mit Fenstern halb erblindet und zersplittert.

Geheimnißvolles Leben scheint erwacht
Im weiten Bau, doch regungslos, gleich Todten,
Und grau und stumm ist dies Geschlecht der Nacht.

Aus dicht geschlossnen Helmvisiren drohten
Dem Irwisch gleich die Augen wild hervor,
Die unstät mit der Hölle Flamme lohten.

Und als die Jungfrau näher trat dem Chor,
Hebt sich aus Erz, in geistlichem Ornate,
Ein alter Bischof von der Gruft empor,

Der alsobald sich dem Altare nahte.
Die Kerzen flammten auf, die Orgel klang
Ein trübes Lied von Gottes letzter Gnade,

Und schauerlich erhob sich der Gesang. —
Dann tönt es aus des Bischofs ehrnem Munde.
Und hallet dumpf der Kirche Raum entlang:

„Ich frage dich vor dieser Männer Runde,
Willst du die Jungfrau dir zur Seite frei'n,
So geb' ein deutlich Ja davon uns Kunde."

Ein Schauer rinnt dem Ritter durchs Gebein,
Es schrillet ihm ins Ohr wie Sünder-Glocken,
Als stürzte rings die Wölbung auf ihn ein;

Es sträuben sich entsetzt empor die Locken;
Kein Ja, kein Nein, kein unverständlich Lallen
Entquillt den Lippen, seine Pulse stocken,

In Ohnmacht liegt er in den grausen Hallen.
Da heult's, da gellt's hohnlachend durch die Räume,
Von Sturm die Thüren aus den Angeln fallen;

Dann sind wie schreckbar bange Fieberträume,
Der Todten wirre Schaaren rings verschwunden,
Das Domgewölb, der Säulen stolze Bäume. —

In kleiner modriger Kapelle unten
Lag er gebettet zwischen Leichensteine,
Als wieder die Besinnung er gefunden.

Des Mondes Silber gießt mit fahlem Scheine
Sein Licht auf altersgraue Monumente;
Entsetzt steht unter Todten er alleine.

Er stürzt hinaus, daß er zur Flucht sich wende,
Und schaudernd tritt sein Fuß auf Grabeshügel;
Die Wolken jagen scheu am Firmamente,

Wild schlägt das Roß und schäumend reißts am Bügel,
Des Hofes hohes Gras durchfegt der Wind.
Er schwingt sich auf sein Thier, als hätt' er Flügel,
Und jagt vom Geisterschlosse sturmgeschwind.

Luise Hoffmann.

Westindisches Traumbild.

Der Wächter ruft, die Runde geht,
Im Kloster mahnt die Mette,
Dumpf brummt der Mönch sein Nachtgebet
Vor einem Holzskelette.
Die Glocke schrillt, die Nonne fleht
Ums Heil der armen Seelen;
Dort, wo der Ost durch Palmen weht,
Will meinen Hort ich wählen.

Wär' ich ein Maler, rufts in mir,
Recht tüchtig und gewaltig,
Die schönste Scene zeigt sich hier
Gedrängt und mannigfaltig.
Ein Wolkenrahmen schließt sie ein,
Sternblitzend, breitgefaltet,
Und drüber webt des Mondes Schein
Nachträthsel, luftgestaltet.

Habana prunkt im goldnen Reif,
Die Fürstin der Antillen,
Nicht hölzern, potentatensteif
Und groß durch eignen Willen.
Sie ruft, ein junges Königskind
Auf sammtner Polster-Prangen,
Die leichten Nachtgewänder sind
Von Perlen hold umfangen.

Der Träume Genien sind erwacht
Im Wipfel schlanker Palmen,
Durch heilig stille Meeresnacht
Ziehn ferne leise Psalmen.
Nun taucht Gestalt wohl an Gestalt
Aus dunkelblauen Feuchten,
Jetzt nahen sie, es überwallt
Die See ein magisch Leuchten

In stummen Reihen ziehn sie nun
Zum schlafumfangnen Strande,
Und schweben hin, wo Müde ruhn,
Und grüßen als Bekannte;
Dem streun sie segnend Blüthenscherz,
Dem Liebchens holde Grüße,
Und flüstern jenem Tod ins Herz
Und spenden Flammenküsse.

Sie streifen schwere Fesseln ab,
Sie trocknen herbe Thränen,
Sie öffnen tröstend manches Grab,
Und stillen heißes Sehnen.
Gar manches Mene tekel glüht
Zu Häupten der Tyrannen,
In manch zerrissenes Gemüth
Des Friedens Perlen rannen.

Um ihrer Fürstin Lager ziehn
Sie einen holden Reigen,
Um ihr mit sinnigem Bemühn
Das Köstlichste zu zeigen,
Der Zukunft goldne Herrlichkeit,
Des Handels tausend Masten,
Den Strand mit Gütern überstreut
Und reiche Kaufmannslasten.

Nun über ihre Wangen haucht
Des Friedens milder Engel,
Ein Wort, und in die Lüfte taucht
Er seinen Blüthenstengel.

Da überstrahlt ein Früchtegold
Die Schönste der Antillen,
Die Freiheit, Bruderliebe hold,
Mit Schätzen sie erfüllen.

Hier wallt das Korn, dort Zuckerrohr,
Kaffee hier, reich an Früchten,
Die Wälder stehn im ernsten Chor,
Herrschsucht und Knechtschaft flüchten.
Dort der Vuelta [1]) duftend Blatt
In tausend Vegas [2]) flüstert,
Die Ananas-Platane [3]) hat
Dem Oelbaum sich verschwistert.

So träumt die Fürstin lange fort,
Mit ihr der ernste Dichter,
Da scheucht ein tönender Accord
Der Zukunft heitre Lichter.
Die Träume fliehn vor'm Sonnenbrand,
Es donnert die Kanone [4]),
Habana schlingt ums Prunkgewand
Das Flammengold der Zone.

Knapp.

1) Die Vuelta Abaja, Gegend, wo der Tabak ausschließlich gebaut wird.
2) Vega, Tabakpflanzung.
3) Banane, Musa paradisiaca.
4) Signalschuß bei Tagesanbruch.

Aus dem Leben.

Ein Sonntag war's, das Wetter schön, doch heiße,
Beim Mittagsmahl saß in der Kinder Kreise
Ich heitern Sinn's und theilt' den Sonntagsbraten.
Da winkten sich die Kinder zu, dann baten
Auf einmal alle: Vater, geh' spazieren
Heut Nachmittag mit uns! Du hast, zu führen
Uns auf den Schmausenbuck, seit vielen Wochen
Uns doch so oft und so bestimmt versprochen.
Da sprach ich, leise seufzend: „Nun mein'twegen,
Doch will von eins bis zwei der Ruh ich pflegen,
Um zwei Uhr wird auch nach die Hitze lassen,
Bis dahin müßt ihr in Geduld Euch fassen."
Die Kinder jubelten in lautem Chore
Und gleich nach ein Uhr lag ich auf dem Ohre.
Doch kaum hatt' ich zum Schlafe mich gestrecket,
Da ward ich durch ein Rufen aufgewecket.
Es schlug halb zwei — ich fuhr empor mit Schrecken —:
Mein Söhnchen war's: „Soll ich um zwei Dich wecken?"

C. Lorsch.

Halt an dem Lied.

Halt an dem Lied, mein süßes Kind,
Es hat in trüben Tagen
Zu allen Zeiten wundersam
Die Seel' emporgetragen;

Und seine Macht wird immer sich
Bewähren und vererben,
Bis mit dem letzten Dichter einst
Der letzte Mensch wird sterben.

Julius Merz.

Lied und [illegible]

Den Gesang der Nachtigallen
Wecket milder Frühling wieder;
In der stillen Nacht verhallen
Hör' ich gerne ihre Lieder.

Doch es schwindet mit dem Lenze
Auch das Lied, das schöne, wieder.
Milder Frühling weckt die Liebe
Und die Liebe weckt die Lieder.

Willst du meine Lieder hören,
Freundlich schauen auf sie nieder,
Darfst du nicht der Liebe wehren,
Weißt ja: Liebe weckt die Lieder.

Julius Merz.

W a r u m ?

Warum ich so gerne in's Auge Dir schau? —
Drinn glänzt Deiner Seele belebender Thau?

Warum ich so gerne erfaß' Deine Hand? —
Weil durch sie den Weg zu dem Herzen ich fand?

Warum Deinen Leib ich umschlinge so traut? —
Es hat sich mein Gott ihn zur Wohnung erbaut!

Warum ich Dir küsse den Mund so roth? —
Ohn' Küsse, mein Leben, die Liebe ist todt!

Warum ich Dich liebe? — Warum dies Gedicht?
O frage nicht weiter! — Ich kann anders nicht! —

Julius Merz.

Nachtgedanke.

Wenn der tiefe Ernst des Lebens
Mich in seine Fesseln schlägt,
Komm ein Herz in stiller Stunde
Das mich zu den Sternen trägt.

Missen kann ich, kann entbehren
Erdenlust und Erdenglück,
Führt es mich zum Quell der Liebe,
Führt es mich zu Gott zurück.

Selig möcht ich sein und werden,
Selig werden, wo ichs kann. —
Komm und führ zum Quell der Liebe,
Führe mich zu Gott hinan.

Julius Merz.

Kippsachen.

1.

Ein kleines nettes Schweizerhaus. —
Du schaust es sinnend an,
Und Dir im Traume wächst das Ding
Zur Wirklichkeit hinan.

Du siehst Dich, eine liebe Maid,
An dem Geländе stehn,
Und den Geliebten raschen Schritts
Her nach dem Hause gehn.

Mich freuet Deiner Träume Spiel,
Du liebes, gutes Kind;
Doch Eines fällt mir schwer aufs Herz,
Daß — daß es Träume sind.

2.

Was soll das hübsche Spinnrad wohl
Aus Elfenbein geschnitten?
Ei! Hätt' Dein zarter Finger doch
Vom Spinnen mehr gelitten;

Denn siehe, dem Modelle hier
Hast noch nichts abgewonnen,
Indeß am Rocken manche schon
Ein Männerherz umsponnen.

Und wie der Faden, gleich und fest,
So ist auch meistens dorten
Des stillen Fleißes treues Bild
Der Lebensfaden worden.

3.

„Uz, Göthe, Schiller, Mendelsohn
„Und Gluck als Statuette —
„Verdankst Du viel den Männern hier
„Auf Deinem Bücherbrette?“

„„Ich habe sie mir angekauft
„„Die Wand damit zu zieren““
„Und — wenn es an Gesellschaft fehlt
„Mit d e r zu coquettiren.“

4.

Vom letzten Balle, wie bekannt,
Stammt wohl der Stern am rothen Band?

Er gab ihn, Dir zu sagen fein:
Ein Stern durchs Leben Dir zu sein.

Mein Herzchen, ich mißtraue schier
Dem Stern — von schlechtem Glanzpapier.

Julius Merz.

Dämmerung.

Dämmerung, du trübe, graue,
Sonne du der Fledermaus!
Mag die Eule dir frohlocken
Aus den Ritzen alter Thürme,
Magst du aus den Sümpfen locken
All das nächtliche Gewürme,
Unken, Mölche — von mir aus
Sei ein Pereat gebracht
Dir, Bastard von Tag und Nacht!

Herrlich thronend glänzt die Sonne
An dem himmlischen Azur,
Licht ausstrahlend, Wärm' und Wonne
Auf die glückliche Natur. —

Leise zieht der Silberwagen
Luna's durch die stille Nacht —
Milder stimmt er jedes Klagen —
Und das Glück der Liebe wacht!

Und nur du, lichtlose, blasse
Afterzeit, die ich so hasse,
Schleichest durch der Horen Tanz
Ohne Freude, ohne Glanz!

Und doch bist du eine Stunde,
Die so reizend wie sonst keine,
Und dich sehnt herbei der Eine,
Der in heimlich süßem Bunde
Noch ein Herze nennt das seine.
Horch! die lauen Abendlüfte
Säuseln mild durch die Platanen
Und es hauchen würzige Düfte
Die aufathmenden Genzianen.

Noch einmal ertönt der müden
Luftigen Sänger heller Chor,
Und es steigt in heiligem Frieden
Ferner Glockenklang empor.

Ach! wie süß ist's dann zu eilen
Mit des Tages letztem Schein
In der Laube stille Schatten,
Wo die Liebe harret dein!

Oder in dem trauten Stübchen,
Beide allein, sich eine Welt,
Kosend flüstern mit dem Liebchen,
Das erröthend dich bestellt!

Ja, du wundersame Scheide
Von dem Tag, dem sonnig lauten,
Von der Nacht, der schweigsam trauten,
Wohl bist du in deiner Stimmung
Eine Prüfung für die Herzen:
Wonne bringst du dem Beglückten,
Doch dem Einsamen nur Schmerzen.

Hab' ich selbst doch einst erfahren
Deines Kommens süße Erregung,
Und noch jetzt fühl' ich dein Nahen
Nur mit sehnender Bewegung.

Ja, bei meines Herzens Trieben
Weißt du stets mich noch zu fassen,
Und ich muß — darf ich nicht lieben —
Um so schmerzlicher dich hassen.

A. v. Muralt.

[illegible]

Von den Wällen Santa Chiara's,
Dem einsamen Nonnenkloster,
Tönt schwermüthig ein Geläute
Abends über's stille Meer
Heil Dir: Ave, Maria!

Und jenseits der Aquasola
Mischt das Kirchlein San Francesco
Durch schwarz grünende Cypressen
Seinen weichen Klang darein.

Heil'ge Stunde Ave Maria,
Wie oft hat ach! deiner Töne
Sanfte Wehmuth leis beschlichen
Mein, des Knaben, weich Gemüth —

Wenn ich einsam ging, zur Stunde,
Wo hinstirbt der Tag — am grauen
Meere, lauschend Deiner trauten
Glocken klagendem Gesang!

Seitdem bin ich viel geirret
In der Welt, mit ihr stets kämpfend —
Härter wurde meine Seele,
Darben lernte dieses Herz.

Und ich hab' gelacht — mit Andern,
Hab' oft tief allein geseufzet,
Glücklich bin ich nicht geworden;
Und mein Herz blieb öd und arm.

Oft, wie oft! wenn eine Thräne
Schwer mir auf dem Lide brannte,
Hat die kalte Welt belogen
Lächelnd mein beredter Mund!

O Ihr Glocken Sante Chiara's
Könnte ich nur einmal wieder
Einsam an dem grauen Meere
Lauschend Eurem lieben Klang

Fühlen wie ich fühlte als Knabe!
Daß der Strom der lange Jahre
Hingehaltnen Labe-Thränen
Balsam würde meinem Herz.

A. v. Muralt.

Lilli.

Kind noch war die Schwester meines Freundes,
Als ich ihn im Vaterhaus besuchte,
Halb noch Kind, und halb bereits jungfräulich:

Wir, die Freunde, waren wen'ge Stunden
Nur daheim des Tags; es sah der Morgen
Wandelnd uns am klaren Wasserspiegel;
Denn wir liebten, an des Stromes Ufer
Ernstes Wort beim Wellensang zu tauschen.
Drauf besuchten wir ein Haus, uns beiden
Lieb durch zweier Schwestern holdes Wesen.
Mir geneigt die eine; doch die jüng're,
Wie der Wintersonne Gold in's Freie
Lockt und kalt zurückstößt die Getäuschten,
Lenkte sie den Freund in Lieb' und Zweifel. —
Abends dann, den nahen Berg besteigend,
Führten wir zurück des Tages Gaben,
Blick und Wort abwägend, bis der Dämm'rung
Stilles Fest das Herz zur Feier stimmte.

Schweigend ging der Freund an meiner Seite,
Träumte sich in süße Wehmuthswonnen,
Ungestört von mir; mein Auge suchte
Thalwärts in der Stadt das Haus des Liebchens.

So verging der Tag. Bei Tisch nur sahen
Gast und Sohn die Eltern und die Schwester,
Und sie zürnten nicht, die Anspruchslosen,
Scherz und Unterredung würzt die Speisen.
Aber wenn die Stunde zum Gelage
Der Genossen rief, dann nahm die Leuchte
Lilli — also war benannt das Mädchen —;
Durch den Vorplatz leuchtend bis zur Treppe,
Vom Geländer reicht sie noch die Hand mir,
Und das Auge glänzt ihr: „Gute Nacht denn!“
Ruft sie sanft und eilt beglückt zum Zimmer.

Also jeder Tag und jeder Abend,
Bis der letzte bringt ein schweres Scheiden.
Mit dem Gast auch gilts dem Sohn, zu wandern
Nach der Weisheit Markt, den Geist zu bilden. —
Wieder sitzen wir beim Schein der Lampe,
Dießmal still, am runden Tisch und speisen.
Bald geendet ist das Mahl, die letzten
Augenblicke werden lang gefeiert.
Schweigend sitzt der Vater noch am Tische,
Lilli bannet in ein Buch die Blicke,
Doch wir beide lehnen da am Stuhle,
Manches noch besorgt für uns die Mutter:
Da ertönt der Glockenschlag — aufstehend
Reicht die Hand der Vater, und das Auge
Mahnt den Sohn, und: „Nimmer säumt die Post nun!
Lebt denn wohl! Lebt wohl!“ so sprach er herzlich,
Und die Rührung röthet ihm das Antlitz.
Doch die Mutter weint am Hals des Kindes
Heiße, stille, wohlverborgne Thränen.
Stumm und abgewendet steht noch Lilli,

Ruhig scheinend: — da ergreift sie plötzlich
Meine Hand, und in ein — lautes Weinen
Bricht sie aus, — der scheuen Jungfrau Mäß'gung
Löst der unbewußte Drang des Kindes!

Doch wir eilten weg, und in den Gassen
Sah der Mond die Ahnung meiner Stirne:

„Holdes Mädchen! Deine Züge gleichen
Noch des Frühlingshimmels heitrem Blaue,
Das die Wolkenblumen licht bekränzen.
Also rein und klar durchsichtig harren
Züchtig sie, des Geistes holde Stätten,
Seiner Weihn, wie in verschämtem Glühen
Heimlich der Vermählung harrt die Braut, wann
Tief entzückt zwei Hälften sich vereinen.
Wohl, es kommt die Stunde der Verklärung,
Da der Geist sich wiegt in lichten Formen;
Aber ach! nur von des Lebens Schwüle
Reift so edle Frucht, und ach! ich fürchte,
Daß des Bruders Loos mit schweren Wehen
In der Schwester Herz sich neu gebäre."

Möge dann mein Lied die Jungfrau wiegen
Lieblich, sanft in süße Wehmuthsträume,
Und erwacht die Locke ihr ergrünen
Von dem Kranz der wonnereichen Myrte!

Ludwig Palmen.

Alma und Beresina.

Dort, wo Odysseus einst den Port der Lästrygonen,
Den felsumgürteten nach langer Irrfahrt fand,
Da braust ein Schlachtensturm, der Donner der Kanonen
Dröhnt durch die Luft, erschüttert Meer und Land.
Kampflustge Schaaren finds, von Frankreichs ferner Küste,
Von Albions Eiland trug sie her das Meer,
Die zu des Halbmonds Schutz, entgegen dem Gelüste
Des Czaaren sich vereint zu einem Heer. —

Der Kampf ist aus, — wie stolz weht Frankreichs Tricolore,
Wie glänzt im Abendstrahl Britanniens goldner Leu!
Victoria! ertönts in einem seltnen Chore,
Von dem die Welt geglaubt, daß er unmöglich sei.
Um manchen Tapfern hier auf blutgetränkter Erde
Im schottschen Hochland die Geliebte weint;
Der Wüste schwarzer Sohn, er war sein Kampfgefährte,
Und eine Kugel hat sie hier vereint! —

Und dort — wenn tragen sie auf schnell geschaffner Bahre,
Von blutgen Binden halb verhüllet das Gesicht?
Ein wackrer Krieger ists vom Ufer der Loire,
Im Todeskampfe schon das muthge Auge bricht. —
Da tritt ein Greis hervor aus halbverbrannter Hütte;
Sein schöner Silberbart herab zum Gürtel fließt,
Sein Auge strahlt, hemmt auch das Alter seine Schritte;
„Franzosen!“ ruft er aus, „seid tausendmal gegrüßt!“

„Seit jenem Tag, als an der Beresina Strande
Mein wunder Leib, von Schmerz erschöpft, zusammenbrach,
Hielt mich des Schicksals Grimm in unsrer Feinde Bande
Und jeder neue Tag, er brachte neue Schmach;

Ins Sclavenjoch gebeugt, getrennt von meinen Lieben,
Von Weib und Kind, vom theuren Vaterland,
Ist nichts mir, als der süße Stolz geblieben
Auf dieses Kreuz aus meines Kaisers Hand."

„Mein halb erstorbnes Ohr hat doch den Ruf vernommen,
Der Euch zum Sieg geführt, den Ruf: vive l'Empereur! —
Sagt, Freunde, ist mit Euch des Kaisers Sohn gekommen? —
Sagt: Ist mein Sohn in Frankreichs stolzem Heer?
Mein braves Weib gebar ihn zu derselben Stunde,
Als einst der Glocken Klang vom Invalidendom
Und Notre Dame Paris erfüllte mit der Kunde,
Daß er die Welt erblickt, der König hieß von Rom."

Die Jäger von Vincennes, sie standen um den Alten
Und sahen ihm bewegt ins greise Angesicht,
Aus dessen Narben und aus dessen vielen Falten
Ein halb Jahrhundert fast voll Kampf und Kummer spricht.
„„Des Kaisers Sohn ist todt; er schläft in fremdem Lande,
Doch ein Napoleon ziert wieder Frankreichs Thron.
Und nun sag an, wo ist im schönen Vaterlande
Dein Heimathsort? Wie heißt Du? Wie Dein Sohn?""

„Man hieß mich Verdoulin, ein Dorf an der Loire,
St. Marguerite, hat mich dereinst der Welt geschenkt." —
Da richtet jedes Aug' sich auf die blutge Bahre,
Von der ein Schmerzensblick sich nach dem Greise lenkt.
„„Wie? Verdoulin?! Kennst Du den Braven, der zum Tanze
Dort an der Alma uns geführt, bis wir gesiegt?
Den tapfern Capitain, dem eines Feindes Lanze
Die edle Brust durchbohrt, und der hier sterbend liegt?""

„„Er nennt sich Verdoulin!"" — Kaum war das Wort gesprochen,
Da warf sich bebend auf den Sterbenden der Greis,
Er starrt ins Auge ihm — umsonst, es ist gebrochen,
Ein Leben mehr, es war des schönen Sieges Preis.
Auf der durchbohrten Brust an schwarzem Seidenbande,
Da ruht ein Medaillon, ein reizend Frauenbild,
Der Gattin, die der Greis verließ im Vaterlande,
Der Gattin Züge sinds, so lieblich und so mild! —

„So hab ich denn mein Kind doch einmal noch gesehen,
Im Tode zwar, doch stolz, mit Kriegerruhm geschmückt.
Die Fahnen Frankreichs sah ich siegeslustig wehen,
Und seine Adler hat mein Auge noch erblickt.
Was weint ihr doch? Ich bin vor Freud und Wonne trunken;
Mein Sohn half löschen hier der Beresina Schmach!“
So sprach, auf seines Sohnes Leichnam hingesunken,
Der müde Greis, und auch *sein* Auge brach.

J. Priem.

Die Erfindung.

Don Antonio Millaflores,
Gouverneur der Balearen,
Saß in unterirdscher Halle
Seines Schlosses zu Minorka.

Unter Tiegeln und Retorten,
Die der Schein der blauen Flamme
Schwach beleuchtet, saß er harrend
Dem Ergebniß seines Strebens.

Denn im kleinen Silbertiegel
Gährt ein köstlich Amalgama,
Das der Alchymist gefunden,
Und das Feuer spricht den Segen.

Horch, — da kreischt die Eisenthüre,
Und ein Mönch tritt in die Halle —
Raymund Lullo — aus dem Kloster
San Bernardo in Minorka.

Gleich erfahren in den Künsten
Zu zersetzen, zu verbinden —
Alchymist wie Millaflores,
Nennt ihn dieser Freund und Bruder.

Und er setzt sich zu dem Heerde;
Auf dem Freunde ruht sein Auge,
Dessen Blicke hoffnungstrunken
Haften auf der Silberschaale.

Glaubst du, brach der Mönch das Schweigen,
Daß dein Hoffen sich erfülle?
Daß die unschätzbare Quelle
Dieser Mischung je entspringe?

Eitler Wahn! ihr fehlt das Beste,
Fehlt das Kraut, — die Wunderpflanze,
Die zuerst der Strahl der Sonne
Küßt auf schneebedeckten Gipfeln.

Sieh, indeß du träumend hoffest,
Daß aus dieser kleinen Röhre
Sprudeln wird der Trank des Lebens,
Der des Todes Macht zerstöre,

Hab' ich auf der Berge Höhen
Unter schreckenden Gefahren
An des Abgrunds steilem Rande
Abgepflückt die Himmelspflanze.

Und, — eh' noch der Freund es hindert,
Zischt der Inhalt der Retorte
Schäumend auf in heft'ger Wehre
Mit der Pflanze sich zu einen.

Doch nach kurzem Kampfe senkt sich
Rein, wie die kristallne Quelle,
Eine Perle um die andre
Duftend in die Silberschaale.

Gierig führt sie Raymund Lullo
An die Lippen — sel'ge Wonne
Leuchtet wie der Strahl des Himmels
Aus des Bernhardiners Blicken:

Das ist Leben, das ist Freude!
Ew'ges Leben, — ew'ge Freude!
Koste Freund den Trank des Feuers,
Jeder Tropfen ist ein Eden! —

Und sie schlürfen um die Wette,
Allzulangsam füllt die Schaale
Mit dem Nektar sich, dem süßen,
Für die Gier, die sie ergriffen.

Sieh da ist des Trankes Wirkung:
Heller sieht das trunkne Auge,
Und der Körper fühlt die Wahrheit
Dessen, was der Geist gefunden.

Fühlst du, was wir längst geahnet,
Daß die Welt sich dreht und wendet?
Narretei war unser Wissen
Ohne dieses Trankes Zauber!

Himmelsquelle, heil'ge klare,
Elixir des ew'gen Lebens,
Du, die alles Wissen einigt,
Das Geschöpf zum Schöpfer wandelt —

Du, — du hast dich uns erschlossen,
Nimmer sollst du uns versiegen,
Die uns hier die finstren Hallen
Wandelt in des Himmels Räume.

Mein entzückter Geist erhebt sich
Ueber dieser Zeiten Schranke;
Preisen hör' ich unsre Namen
Durch der Welten ew'ge Folge!

Wonnetaumelnd in die Arme
Sinken sich die Alchymisten;
Ihre Seelen sind im Himmel
Doch der Körper küßt die Erde!

Einen Tropfen — Raymund Lullo!
Eine Perle — Millefiores!
Fallen beide noch am Boden —
Und — der Branntwein war erfunden!

II.

Die Jubelfeier.

Vierhundert Jahre später
Sah man im Spreeathen
Zwei Männer aus dem Volke
Die Linden hinuntergeh'n.

Gehüllt in eine Blouse,
Die Mütze auf dem Kopf,
Vier Groschen in der Tasche
Und jeder Zoll ein Tropf.

He Lude, sprach der Eine:
Mir durstet kollosal,
Bei Piseko gibt's juben,
Und ächten allemal.

Der Andre rückt bedeutsam
Die Mütze auf das Ohr,
Und bald begrüßt die beiden
Der Brüder lust'ger Chor.

In Mitte ihrer Gäste
Thront Mutter Piseke
Und spendet süße Gaben
Gleich einer mächt'gen Fee.

Die trauliche Gesellschaft
Stimmt an manch lustig Lied,
Die Kehlen wurden heiser,
Die Lungen wurden müd.

Da hat der süße Nektar
Sie wiederum erquickt,
Die durstgebeugten Seelen
Erhoben und entzückt.

Die lustige Gesellschaft
Sie schwatzte dies und das,
Die Zungen waren fleißig,
Die Kehlen wurden naß.

Der Feuergeist im Glase
That bald sein Wirken kund,
Er macht zum spitzen Stachel
Das Wort in jedem Mund.

Zum wilden Streite reizt er
Den rohen Haufen an,
Auf allen Sinnen lagert
Des Rausches blinder Wahn.

Geschrei und wildes Toben,
Ein Höllenbachanal,
Zum Schlag geballte Fäuste
Und Flüche ohne Zahl.

Als endlich auf die Straße
Sich wälzt der trunk'ne Chor,
Da krochen aus der Ecke
Zwei Selige hervor.

He, Lude, sprach der Eine,
Es war doch wieder schön,
Noch eenen laß uns trinken,
Und dann nach Hause jeh'n.

Der jroße Mann soll leben
Im Jeiste für und für,
Der uns zum Heil erfunden
Dieß Lebenselixir!

Da, mit donnergleichem Schalle,
Daß des Zimmers Wände dröhnen
Aus der größten Schnapsbouteille
Fährt der Pfropfen bis zur Decke!

Und aus blauer Nebelwolke,
Die der Flasche hoch entstiegen,
Treten menschliche Gestalten,
Trüben Blickes sich begrüßend:

Millaflores! Raymund Lullo! —
Das ist unsres Wirkens Segen?
Schnöder Mißbrauch unsrer Gabe,
Höllenpein für Himmelsfreude?!

Und mit jeglichem Jahrhundert,
Wenn am Tage der Erfindung
Unsre Geister sich begrüßen
Sehen wir die Kluft vergrößert,

Die uns von dem hohen Ziele
Trennt, das frevelnd wir erstrebten,
Denn uns fehlt die Macht zu bannen,
Diesen Geist, den wir entfesselt.

Und ein dreifach Wehe ringt sich
Aus dem Mund der armen Geister,
Das noch aus der Wolke tönet,
Die wohlthätig sie verhüllet.

Und als die beiden verschwunden,
Da priesen noch vor der Thür
Im Rinnstein die letzten Gäste
Das Lebenselixir.

Drinn in der Schenke aber
Da war es todtenstill —
Die Mutter Piseke wurde
Von Stund an somnambül.

In ihrem magnetischen Zustand
Da sprechen die Geister aus ihr.
Die Eckensteher finden
Daran ein großes Plaisir.

Das war der hohen Erfindung,
Die einst zu Minorka gescheh'n
Erhabene Jubelfeier
Begangen zu Spreeathen.

Das war der Erfindung des Schnapses
Glorreiches Jubelfest,
Die heute noch die Erfinder
Im Grabe nicht ruhen läßt.

J. Priem.

Die Feinde.

Die Völkerschlacht bei Leipzig
Entbrannte heiß und schwer,
Bei Mockern jagte Blücher
Die Feinde vor sich her;
Doch plötzlich steht die Garde
Wie eine Mauer da,
Von Flügel ruft's zu Flügel:
Vive l'empereur! En avant!

Schnell ändert sich die Scene,
Des Feldherrn kund'ger Blick
Sieht die Gefahr der Seinen; —
Zum nahen Wald zurück
Führt er die Bataillone, —
Bald knattert's d'raus hervor,
Und die Kanonen brummen
Den Baß zum lust'gen Chor. —

Man kämpft um jede Scholle,
Man ficht um jeden Baum,
Ein Augenblick vernichtet
Gar oft des Sieges Traum; —
Im Einzelkampfe findet
Sich Freund und Feind im Wald,
Der hundertfach vom Tosen
Des Kampfes wiederhallt. —

Zwei Tirailleure stehen
Sich plötzlich Blick in Blick,
Im Anschlag liegen beide
Und keiner weicht zurück;
Es kracht von beiden Seiten,
Doch jede Kugel fehlt,
Der beiden Schützen Tage
Sie sind noch nicht gezählt.

Ein Kampf auf Tod und Leben,
Als hätte das Geschick
An's Schicksal dieser Beiden
Geknüpft des Tages Glück.
Sie stehen festgewurzelt,
Sie wechseln Schuß um Schuß,
Und keiner weicht dem andern
Auch nur um einen Fuß.

Und als die letzte Ladung
Gesenkt war in den Lauf,
Blitzt unter jedem Tschacko
Ein Blick des Hasses auf:

Soll ich den Hund nicht treffen?
Halunk, jetzt bist du hin —
Das war so ohngefährlich,
Der beiden Blicke Sinn.

Die letzte Kugel zischte
Vergeblich aus dem Rohr —
Da loderte die Flamme
Des Zornes wild empor;
Die beiden Schützen rannten
Einander auf den Leib
Und droschen mit dem Kolben
Sich durch zum Zeitvertreib.

Da plötzlich — welch' ein Wunder —
Thut auf die Erde sich,
Im Nu war von den Schützen
Kein Haar mehr sichtbarlich —
Die eben noch im Kampfe
Gerungen toll und blind;
Sie waren von der Erde
Wie weggefegt vom Wind.

In einer engen Grube,
Für Wölfe angelegt,
Da fanden sich die Beiden,
Vom Sturze tief bewegt;
Sie starrten sich in's Auge —
Vom Hasse keine Spur,
In jedem Antlitz malte
Sich tiefer Schrecken nur.

Da rang aus beider Munde
Ein Seufzer sich hervor:
„O lieb's Herrgottle von Biberach
„Was geht denn mit es vor?“ —
„O Je, so schluchzt der Andre:
„Ih moin halt, dös isch g'wiß —
„Wir sind nit mehr auf Erde
„Und nit im Paradies!“

„Potz Veitle," sprach der Erste,
„Daß die des Mäusle beiß,
„Du bischt ja g'wiß aus Schwabe,
„So wahr ih Görgle hoiß?" —
„Von Bopfinge da bin ih
„Dohaim a kloine Streck" —
„Und ih zwoi kloine Stunde
„Von Kirchh'e'm an der Teck."

„Vom Sternewirth a Bruader, — ?
„O Tausig, bin ih blind —
„Du bischt, o lieber Himmel,
„Moi leiblich's G'schwisterkind —
„Und häscht mi bald verschosse
„Und ih han auf dih zielt,
„O lueg doch, wie der Zufall
„So wunderbarlich spielt! —"

„Doch aber, was soll's werde
„Da unte in dem Loch?
„Moi König isch halt immer
„No im Franzosejoch —
„Und du bischt boi de Preuße
„Und folglih bischt moi Feind —
„Mer müsse uns verwürge
„Und sind doch nahe Freund!"

„Moi G'schwisterkind verwürge? —
„Das wär a grausig's Loid —
„Ih han di zwar nit g'sehe
„Seit unsrer Kinderzoit —
Doch wird's ja unser König
„Sei Lebetag nit woll'n —
„Daß sie zwoi seiner Kinder
„Da unt' verwürga soll'n. —

Da brach aus beider Augen
Ein Thränenstrom hervor,
Und plötzlich schallt von oben
Ein lust'ger Hörnerchor:

„Hie Würtemberg allwegen!“
„Hoch Deutschland“ tönt's herab —
Ein Himmelsklang den Beiden
Herunter in ihr Grab.

Die Würtemberger sagten
Valet dem fränk'schen Aar,
An ihrer Brüder Seite
Stand bald die deutsche Schaar.
Und aus der tiefen Grube
Stieg an der Freunde Hand
Das Paar herauf zum Kampfe
Für's liebe Vaterland.

Und unter deutschen Fahnen —
Schwarzweiß und dann schwarzroth,
Da halfen sie erlösen
Das Land aus seiner Noth, —
Und nach erkämpftem Frieden
Gedachten sie im Stern
Zu Kirchheim oft der Grube
Im Wald bei Leipzig gern.

Du guter Gott im Himmel —
Wenn's denn nicht anders ist —
So schick doch eine Grube
Dem deutschen Land zur Frist; —
Sind wir im Glück nicht einig,
So schick das Ungemach
Auf daß es uns errette
Aus unsrer Zwietracht Schmach!

J. Priem.

Sonette.

1.

Mit frischen Sinnen habe ich genossen,
Was die Natur vor meinem Aug' entfaltet,
Zur Einheit hat Zerrissnes sich gestaltet,
Mein Leben ist von ihrem Geist umflossen.

Nur sie ist heilig aus sich selbst entsprossen,
Die ewig reif in Ewigkeit nicht altet!
Die Ihr so fest am Staub des Grabes haltet
Euch bleibt der Freiheit reinster Born verschlossen!

Ihr spaltet die Natur in kleine Reiche,
Daß in Systeme besser sie Euch passet,
Und daß sie Euern morschen Staaten gleiche!

Die Ihr in Kleinheit stets das Große hasset
Ihr legt die Axt nur an die heil'ge Eiche,
Daß Ihr zersplittert besser sie erfasset!

2.

Was je ich liebte, was ich je empfunden,
Was ich im Innersten des Herzens hüte,
Was zu erreichen ich mich ängstlich mühte
In Dir, in Dir hab' Alles ich gefunden.

An Dich ist nun mein ganzes Sein gebunden
Die Gluth, die sonst hinaus in's Leere sprühte,
Sie falte Dir die Knospe auf zur Blüthe,
Sie soll erwärmen Dich und nicht verwunden!

Was je ich liebte, der Natur Gebilde
Ich seh sie schöner in dem Blicke scheinen,
Den du erhebst in himmlische Gefilde.

Die Sterne leuchten schöner selbst, die reinen,
Verklärt durch Deiner Augen Engels Milde;
O, möchten sie in Schmerzen niemals weinen!

Quaglio.

Palme und Tanne.

Weihnachtsgedicht.

In Palästina, wo er lehrend wallte
Der schlichte, weise Mann von Nazareth,
Erheben sich der Palmen hohe Schafte
Und ihrer Wipfel lieblich kühle Schatten
Verstreu'n sich, wo der Quell erfrischend sprudelt.
An solchem Ort mag oft der Menschensohn
Die Lippen aufgethan und feurig bald,
Bald mild die Hörer aufgefordert haben;
Gleichwie die Palme frei zum Himmel strebt
Und wie der Born die durst'gen Wurzeln tränkt,
So auch dem Göttlichen hinan zu ringen
Und werkelthätig Gutes hier zu schaffen.
Ein Windeshauch kam dann vom Libanon,
Wo für den Tempel stark die Cedern wuchsen,
Ein Hauch, der Palmen leicht Gefieder grüßend
Und höh're Weihe so herniederrauschend
In Dessen Brust, dem früh die Ahnung wurde,
Daß ihn — obgleich mit frohen Palmenzweigen
Vom Volk empfangen — dieses doch verläugne.

Die Lehre aber, die er hat verkündet,
Nicht dort allein, wo Palm' und Ceder wachsen
Hat sie die Menschenseelen sich gewonnen:
Auch hier, wo unsrer Lüfte rauhres Wehen
Nur von der Eiche bringt der Tanne Kunde,
Hat sie gesiegt, hat sie des Heiden Wildschur

Von seinen Schultern ihm gestreifet, um
Das Kleid der Sanftmuth seiner Blöß' zu bieten.
Der Mensch, der sich die Pflanze hat erkoren
Zu schönem Ausdruck seiner Herzenswonne,
Er hat auch in dem Sterben seiner Freude,
Die ihm der Sohn von Bethlehem bereitet,
Der Tanne Reis gepflückt und es verschönt
Durch Gaben, die von eig'ner Hand ihm werden.
Und er, der höh're Sittigung empfah'n,
Er bringt auch Früchte edler Art zur Zeit'gung,
Die seinem Lebensbaume so entsprießen,
Wie wenn Natur aus edler Blüth' sie reifte:
Da röthet sich des Lebensmuthes Apfel,
Die Süßigkeit der Milde und der Liebe,
Sie beugt den Zweig, der off'nen Hand sich bietend,
Da leuchten hell die Lichter reinen Geistes,
Ein frischer Waldeshauch umzieht den Baum
Und drüber schwebt der Engel ew'gen Friedens.

Karl Rögner.

Das Himmelsbrieflein.

Bei der Schwester sitzt der kleine Bruder,
Bei dem kranken Schwesterlein, das heute
Sterben will, so sonderbar ihn anschaut,
Daß er wirklich glaubt, es wolle sterben.
Und er weint auf ihre kleinen Hände,
Spricht zu ihr: „Mein Schwesterchen, nicht fortgeh'n!
Bleib' bei mir, ich will dich pflegen, küssen
Und dir jetzt den guten Doktor holen!“
„„Brüderchen, nicht hole mir den Doktor,““
Sagte drauf die kleine, kranke Schwester,
„„Heute sterb' ich noch und geh' zur Mutter,
Komm' zur guten Mutter in den Himmel;
Da ist's schöner, als in dieser Stube,

Wo doch Niemand kommt, daß es uns helfe.
Und ich schreib' dir dann ein liebes Brieflein,
Drinnen steht ein Gruß von deiner Mutter.“ —
Beide sitzen bei einander traurig,
Weinen still in ihre weißen Händchen,
Und als war der stille Abend kommen,
War auch schon das Schwesterlein gestorben.

Und es kam der Sarg und fremde Leute
Legten sie hinein und trugen fort sie,
In das Grab fort auf den stillen Kirchhof.
Immer weinte leis der kleine Bruder,
Tags da saß er auf dem lieben Grabe,
Wo die Mutter und die Schwester lagen,
Nachts auf seinem kleinen, harten Bette,
Wartete auf seiner Schwester Brieflein,
Drinnen steht ein Gruß von seiner Mutter.
Als es aber schon drei Tag lang ausblieb,
Fragt' er drum die Leute in dem Hause, —
Konnten ihm jedoch nicht Antwort geben,
Meinten aber, werde schon noch kommen.

Wirklich bringt auch heut ein Mann das Brieflein,
Drinnen stehet, daß die Schwester fröhlich
Und ein Gruß von seiner guten Mutter,
Und dabei, daß er nur folgen solle
Diesem Manne, der den Brief ihm brachte,
Der ihn dann auch gerne haben wolle.
Und er folgte diesem fremden Manne,
Weil er ihm das Himmelsbrieflein brachte,
Und er ihn so freundlich bei der Hand nahm,
Folgte ihm nach einem großen Hause,
In ein schönes, nie geseh'nes Zimmer.
Da wurd' er gar liebreich aufgenommen,
Da sagt' ihm der Mann, er sei sein Vater
Und er wolle wieder gut das machen,
Was er hab' gethan an seiner Mutter. —

Und er hatte gerne diesen Vater,
Glücklich lebten beide mit einander;
Aber nicht mehr kam ein Brief der Schwester,
Oder auch der lieben, guten Mutter;
Diese aber sah er oft im Bilde;
Wenn sein lieber Vater es ihm zeigte;
Und oft gingen beide miteinander
Nach dem Grabe, wo die Todten ruhten,
Und als kam der Tag von Aller — Seelen,
Traten sie mit Blumen an das Grab hin —
Sieh! es hatte jetzt ein prächtig Denkmal,
Drauf der Inschrift gold'ne Züge glänzten.
Und der Knabe legt auf's Grab die Blumen,
Vater windet um den Stein den Epheu,
Und der Knabe faltet fromm die Hände —
Aber Jener weinet stille Thränen. —

Karl Rögner.

Myrthe und Blumen.

Siehst du das Myrthenstöckchen
  Vor Jungfrau's Fenster steh'n?
Drinn frohen Sinnes waltet,
  Die sich es auserseh'n.
Sie pflegt es reinen Sinnes,
  Noch weiß sie keinen Schatz,
Doch weiß sie's bei sich selber,
  Er kommt und findet Platz.
    Das Mädchen, die Myrthe! —

Der Schatz, er ist gekommen,
  Geschlossen ist der Bund,
Ein selig Fühlen strömte
  Von Auge und von Mund.

Er drückt das Myrthenkränzchen
Ihr sanft in's blonde Haar,
So führt er sie gewonnen
Zum ernsten Traualtar.
Die Braut und das Kränzchen! —

Die Myrthe ist erstorben,
Das Kränzchen ist verdorrt,
Jedoch es ist gehalten
Der Lieb' prophetisch Wort:
Der Aeltern munt're Kinder,
Die Marie und der Hans,
Sie bringen ihnen lachend
Den vollsten Blumenkranz.
Ja, Kinder und Blumen! —

Karl Rögner.

Das stumme Lied.

Schon manches Lied ist aufgewacht
Im Innern meiner Brust,
Urplötzlich hat's mich angelacht
In seiner jungen Lust.

Und hat es nicht der Griffel treu
Gebannt für Aug und Ohr,
Verstummt, verschwiegen ist dabei,
Kein Ton im großen Chor.

Durch Zeit und Raum ein Jüngling geht
Der Geister Schöpferdrang,
Und horcht! mein stummes Lied ersteht
In eines Andern Sang.

Karl Rögner.

Heil in der Natur!

Ist Dir's so wunderbar um's Herz
Und weißt Du selbst nicht wie,
Fühlst kaum die Freude, kaum den Schmerz
Und findest Ruhe nie;

So geh' hinaus in Gottes Welt!
Die heilige Natur
Hat auch für Dich ein freies Zelt
In freudereicher Flur.

Sie öffnet's Dir, ob mild und frei
Die Frühlingslüfte wehen;
Ob stürmisch, düster zieh'n vorbei
Die Wolken, Du mußt sehen;

Ob Alles lieblich lacht und scherzt;
Ob Alles traurig weint!
Sie heilt die Wunde, die Dich schmerzt,
Drum sei mit ihr vereint!

Sigmund Soldan.

Die Blumen.

Ich liebe die Blumen, die freundlichen Kinder
Der ewig liebenden Mutter Natur, —
Der Jubel wird größer, der Schmerz wird gelinder
Durch sie in dem Wald, in dem Thal, auf der Flur.
Drum hat der liebe Frühling
Zu Boten sie gewählt
Als theuerste Begleiter
Sie frisch sich zugezählt.
So blüht Schneeglöcklein wunderschön

Er drückt das Myrthenkränzchen
Ihr sanft in's blonde Haar,
So führt er sie gewonnen
Zum ernsten Traualtar.
Die Braut und das Kränzchen! —

Die Myrthe ist erstorben,
Das Kränzchen ist verdorrt,
Jedoch es ist gehalten
Der Lieb' prophetisch Wort:
Der Aeltern munt're Kinder,
Die Marie und der Hans,
Sie bringen ihnen lachend
Den vollsten Blumenkranz.
Ja, Kinder und Blumen! —

Karl Rögner.

Das stumme Lied.

Schon manches Lied ist aufgewacht
Im Innern meiner Brust,
Urplötzlich hat's mich angelacht
In seiner jungen Lust.

Und hat es nicht der Griffel treu
Gebannt für Aug und Ohr,
Verstummt, verschwiegen ist dabei,
Kein Ton im großen Chor.

Durch Zeit und Raum ein Jüngling geht
Der Geister Schöpferdrang,
Und horcht! mein stummes Lied ersteht
In eines Andern Sang.

Karl Rögner.

Heil in der Natur!

Ist Dir's so wunderbar um's Herz
Und weißt Du selbst nicht wie,
Fühlst kaum die Freude, kaum den Schmerz
Und findest Ruhe nie:

So geh' hinaus in Gottes Welt!
Die heilige Natur
Hat auch für Dich ein freies Feld
In freudereicher Flur.

Sie öffnet's Dir, ob mild und frei
Die Frühlingslüfte wehen;
Ob stürmisch, düster zieh'n vorbei
Die Wolken, Du mußt sehen;

Ob Alles lieblich lacht und scherzt;
Ob Alles traurig weint!
Sie heilt die Wunde, die Dich schmerzt,
Drum sei mit ihr vereint!

Sigmund Schdan.

Die Blumen.

Ich liebe die Blumen, die freundlichen Kinder
Der ewig liebenden Mutter Natur, —
Der Jubel wird größer, der Schmerz wird gelinder
Durch sie in dem Wald, in dem Thal, auf der Flur.
Drum hat der liebe Frühling
Zu Boten sie gewählt
Als theuerste Begleiter
Sie frisch sich zugezählt.
So blüht Schneeglöcklein wunderschön

Der Unschuld Fest froh zu begeh'n,
Den Frühling einzuläuten.
Dann heben ihre Köpfchen schnell
Die andern auf zum Fest zur Stell';
Gar viel hat's zu bedeuten.
Blauveilchen, Röschen in dem Hain,
Maiblumen und Waldmeisterlein
Erfüllen dann mit frischem Duft
Die weite, freie Frühlingsluft.
Dann wird es bunt auf grünen Wiesen,
Es treibt und blüht in Flur und Wald,
Die Rosen und die Nelken sprießen,
Es nah'n des Sommers Freuden bald.
Auch er hat tausend liebe Blumen
Zu seinem Schmucke sich erseh'n,
Und wie er selber stolz und prächtig,
Läßt er auch sie stolzprangend steh'n.
Und kömmt der Herbst mit seinem Segen,
So lächelt noch manch Blümlein mild;
Zuletzt noch tritt Zeitlose Dir entgegen,
Zeitlos von Liebesleid ein treues Bild.
Und kömmt der Winter, deckt er zu
Der Blümlein Schaar zu stiller Ruh.
Das Wintergrün selbst bleibt ihm kaum,
Die andern alle sind entschwunden,
Sie haben all' ihr Ziel gefunden.
Doch lieb ich selbst sie noch im Traum.

Ich liebe die Blumen, die treuen Begleiter
Von Freude und Leid in der menschlichen Brust,
Sie plaudern nichts aus und tragen nichts weiter
Und machen doch Liebe der Liebe bewußt.
Sie sind's, die in dem ersten Kranze,
Der froh der Kindheit Haupt bekränzt,
Schon warnen vor dem eitlen Glanze,
Der zum Verderben oft nur glänzt.
Sie sind's, die Lieb und Treue
Mit heilig süßem Mund

Im Brautkranz machen kund.
Sie sind des Ruhmes höchstes Zeichen,
Wenn sie den Würdigen geweiht,
Als Kranz um ihre Schläfe streichen,

Und ist ein liebes Leben auch verschwunden,
Aus Blumen wird der letzte Kranz gewunden.

Drum lieb ich die Blumen, die freundlichen Kinder
Der ewig liebenden Mutter Natur,
Die treuen Begleiter des Lebens nicht minder,
Ich lieb euch, ihr Blumen in Wald und in Flur!

Sigmund Soldan.

Drei alt-englische Balladen.

(Uebersetzung von Heinrich Wölffel.)

1.

König Lear und seine Töchter.

Saß auf dem Thron einst König Lear
In stolzer Macht und Ruh,
Hatt' alles zu erhöh'n sein Glück
Nach Herzenswunsch dazu.
Nebst andrem, was Natur ihm gab,
Hatt' er drei Töchter fein,
So wunderherrlich anzuschau'n,
Nichts konnte Schön'res sein.

Einmal, da fiel's dem König ein,
Er will die Frage thun:
Wer ihm zu Dank die meiste Lieb
Zeigt von den Töchtern nun.
„Ihr seid ja meines Alters Trost,
Sprach er, so laßt mich sehn,
Wer von euch drei'n in Lieb und Pflicht
Am treu'sten mag bestehn.“

Da hub die ält'ste also an:
  Glaubt, sprach sie, Vater mein,
Vor Eurem Aug' soll, ist's Euch gut,
  Mein Blut vergossen sein.
Ja für Eu'r Heil soll spalten sich
  Entzwei mein blutend Herz,
Eh' ich Eu'r würdig Alter seh
  Berührt vom kleinsten Schmerz.

So will auch ich, die zweite sprach,
  Mein Vater, für Eu'r Heil
Das schlimmste aller Leiden gern
  Annehmen als mein Theil,
Und Eurer Hoheit Sorge weih'n
  Und Liebe Nacht und Tag,
Daß süße Ruh und Freudigkeit
  Unlust entfernen mag.

Solch Thun soll mir das Herz erfreun,
  Rief da der greise Held; —
Doch was sagst du, du jüngste Maid,
  Wie Lieb in dir bestellt?
Die Lieb, sprach jung Kordelia drauf,
  Die Euch zu Dank ich trag,
Soll sein des Kindes schuld'ge Pflicht, —
  Das ists, was ich vermag.

Und willst du mehr nicht thun, sprach er,
  Als treulich deine Pflicht: —
Wohl merk' ich, deine Lieb ist klein,
  Soll mehr ich finden nicht.
Fortan verbann' ich dich vom Hof,
  Du bist kein Kind von mir,
Kein Theilchen dieses meines Reichs
  Sei je vergönnet dir.

Deiner ältern Schwestern Lieb ist mehr,
  Als je mein Wunsch gedacht,
Drum ihnen schenk' ich, gleich getheilt,
  Mein Land und meine Macht.

All meinen Glanz und all mein Gut,
  Auf daß in Lieb und Treu
Von deinen Schwestern ich verpflegt
  Bis an mein Ende sei.

So ernteten mit Schmeichelred
  Zwei Schwestern hier Gewinn,
Die dritte schnöde ward verbannt,
  Doch treuer war ihr Sinn. —
Cordelia nun, die Verwaiste, ging;
  Zog auf und ab in Leid,
Ohn' Hülf und Trost, das holde Kind,
  Durch England weit und breit.

Bis ihr im schönen Frankreich einst
  Ein besser Loos noch fällt: —
Ob arm und bloß, man pries sie doch
  Die Schönste auf der Welt; —
Wie dort der König hört' ihr Lob,
  Und schaut' ihr Bild zumal,
Ward sie, — vom ganzen Hof begrüßt, —
  Sein königlich Gemahl.

Ihr Vater, König Lear, indeß
  Bei den zwo Töchtern blieb.
Vergessend ihrer Treue Schwur,
  Bald ließen die von Lieb,
Und da er lebt' am Regan's Hof,
  Der ält'sten von dem Paar,
Entzog sie all sein Vorrecht ihm
  Und fast all seine Schaar.

Derweil sonst zwanzig Mann das Knie
  Gebeugt zu Dienst und Ehr,
Gab sie Erlaubniß nur zu zehn,
  Bald kaum zu dreien mehr;
Ja Einer dünkt ihr noch zu viel,
  Sie nahm den letzten Mann,
Sie hofft, der gute König bleibt
  Nicht mehr am Hofe dann.

Wird mir vergolten so, sprach er,
 Ich schenkt' all meine Hab'
Den Kindern und soll betteln nun
 Um das, was jüngst ich gab? —
Ich geh' zu meiner Gonorell,
 Des zweiten Kindes Herz,
Ich weiß, ist freundlicher gesinnt,
 Sie tröstet mich im Schmerz.

Sofort zu ihrem Hof er eilt; —
 Sie hört' an seinen Gram,
Und sagte drauf, es sei ihr leid,
 Daß er um alles kam.
Nur könne sie ihm helfen nicht,
 Doch, wollt' er bleiben schön
In ihrer Küch, so sollt' er han,
 Was das Gesind läßt stehn.

Mit bittern Thränen hört er's an,
 Zur Antwort gab er dann:
Was ich gethan, dran nehme sich
 Ein Beispiel jedermann; —
Ich kehre wieder um, sprach er,
 Zu Regan's Hofe nun,
Sie wird nicht, hoff' ich, so an mir,
 Nein, liebevoller thun.

Dort wie er ankam, sie befahl,
 Man sollt' ihn jagen fort,
Wie's wohl ihm ging an ihrem Hof,
 Sagt sie, blieb er nicht dort.
Zu Gonorell nun zurück voll Schmerz
 Der König eilen thät,
Auf daß er hätt' in ihrer Küch,
 Was das Gesind verschmäht.

Doch hier ward jetzo ihm versagt,
 Was sie versprach zuvor,
Weil er's verachtet, sollt er nicht
 Mehr kommen an ihr Thor. —

So bei den Töchtern hin und her
  Ging er nach Liebeslohn,
Begnügt mit Bettlernahrung jetzt,
  Der erst noch trug die Kron.

Und wie er sinnt den Worten dann
  Der jüngsten Tochter nach,
Die sagte, Kindespflicht nur sei's,
  Was Lieb gewähren mag:
Und doch nicht wagt, zu ihr zu geh'n,
  Die er verbannt so hart:
Fiel er in Wahnsinn, weil sein Geist
  Vom Gram verwundet ward.

Da rauft' er sein milchweiß Gelock,
  Vom Haupt sein Kräuselhaar,
Beschmähte greiser Würde Sitz
  Mit Blut die Wangen gar;
Vor Hügel, Busch und Wasserquell
  Er stündlich klagt' und weint',
Bis Hügel, Busch und Fels umher
  Selbst mitzuklagen scheint.

So ganz von Kummer übermannt
  Zieht er nach Frankreich hin,
Er hofft von schön Cordelien dort
  Noch beff'ren Glücks Gewinn. —
Die edle Frau! so wie sie hört
  Von ihres Vaters Noth,
Gleich sendet sie ihm Hülf' und Trost,
  Wie schuld'ge Pflicht gebot.

Ja durch Geleit von edlen Herrn,
  Gar ritterlich und fein,
Hieß ihn an Aganippus Hof
  Ihr Machtwort holen ein.
Ihr Herr und König, edlen Sinns
  Vergönnte da zuhand,
Zu bieten auf sein Heergefolg
  Für Ruhm und Muth entbrannt.

Und heim nach England König Lear
  Stracks als Erob'rer kehrt',
Und stieß die Töchter dort vom Thron
  Durch Kind Kordelia werth.
Das edle, treue Königskind —
  Sie fiel dort in der Schlacht!
Der gute König, hochbetagt,
  Kam neu zu Kron und Macht.

Doch wie er hört Kordeliens Tod,
  Die wirklich nun aus Lieb
Zum theuern Vater starb, für den
  Sie diesen Kampf betrieb:
Sank er gebrochen ihr an's Herz,
  Schied nie davon sich mehr,
Gab auf den Geist an ihrer Brust,
  Die's treu gemeint so sehr.

Wie nun die Herrn und Edlen all
  Solch End' der Dinge sah'n,
Alsbald die andern Schwestern ließ
  Ihr Spruch den Tod empfah'n.
Und als sie todt, da kam ihr Thron
  An den, der nächst verwandt:
So seht ihr nun des Hochmuths Fall,
  Der Untreu Schmach und Schand.

2.

Der Mönch.

Ein Mönch vom grauen Orden einst
  Wollt' hin zu beten gehn,
Da fand er ein Jungfräulein zart
  Im Pilgerkleide stehn.

„Ehrwürd'ger Bruder, — Gott zum Gruß! —
Ich bitt', o sage mir,
Ob je du mein treu Lieb geseh'n
Im heil'gen Raume hier."

Und wie erkenn' ich dein treu Lieb
Vor manchem Andern nun?
„An seinem Muschelhut und Stab,
Und an den Sandelschuh'n.

Und allmeist an dem Antlitz sein,
Das war so holde Schau,
Am blonden schön gelockten Haar,
An den Augen, lieblich blau."

O Fräulein, er ist todt und hin,
Ist todt und hin, Fräulein!
Und ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Und ihm zu Füßen ein Stein.

In diesem heil'gen Kloster starb
Verschmachtend er dahin,
Aus Gram um einer Jungfrau Lieb,
Aus Kummer um stolzen Sinn.

Es trugen ihn frei auf seiner Bahr'
Sechs Knaben kühn und gut,
Und manche Thrän' bethaut' sein Grab
Dort in des Kirchhofs Hut.

„Und bist du todt, herzlieber Knab',
Bist todt und hin, — o Schmerz!
Und starbst aus Liebe du zu mir?
Brich, grausam steinern Herz!"

O weint nicht, Fräulein, weint nicht so!
Sucht fromme Tröstung auf!
Gebt eitlem Gram nicht Euer Herz,
Hemmt Eurer Thränen Lauf!

„O mach nicht, mach nicht, heil'ger Mann,
Mir meinen Gram zur Sünd,
Der süßeste Knab' ist mir verlor'n,
Den je eine Jungfrau minnt'.

Und ach, um dich Verlornen muß
Ich weinen immerbar,
Mein Wunsch für dich zu leben nur,
Für dich zu sterben war."

O weint nicht, Fräulein, weint nicht mehr,
Eu'r Gram ist eitles Müh'n,
Gepflückte Veilchen macht auf's Neu
Kein milder Schauer blüh'n.

Im Flug wie Träume flieht das Glück, —
Laßt auch den Kummer ziehn!
Da Gram Eu'r Leib nur mehr beschwert,
Beklagt nicht, was dahin.

„O sag nicht so, du heil'ger Mann,
Ich bitt dich, so nicht sag;
Seit mein Treuliebster starb um mich,
Meine Thrän' wohl fließen mag.

Und kommt er nimmer wieder nun?
Kommt er nimmer wieder nun?
Ach, nein! er ist todt und liegt im Grab
Für immer dort zu ruh'n.

Seine Wang war röther als die Ros',
Der holdeste Knab war er,
Doch ach! er ist todt und liegt im Grab
Und ach! mein Herz ist schwer!"

Seufzt nicht mehr, Fräulein, seufzt nicht mehr,
Stets war der Mann voll Trug,
Den Fuß zur See und den am Land,
Nie war ihm Eins genug.

War't Ihr nur zärtlich, wär er falsch
  Und ließ Euch düstrem Gram,
Denn jung Mann's Blut hegt Wankelmuth,
  Seit Laub im Lenze kam.

„O sag nicht so, du heil'ger Mann,
  Ich bitt dich, so nicht sag,
Mein Liebster hatte das treu'ste Herz,
  O treu zum letzten Tag.“

„Und bist du todt, herzliebster Knab,
  Und starbst um mich dahin?
Fahr' wohl denn Heimat; ich fortan
  Will sein eine Pilgerin.

Doch erst auf mein's treu Liebsten Grab
  Mein müder Leib sich streckt,
Und dreimal küß' ich den Rasen grün,
  Der seine Hülle deckt.“

Nein, bleibt! schön Fräulein, ruht Euch aus
  Hier unterm Klosterzelt,
Kalt durch den Hagdorn bläst den Wind,
  Und Regenschauer fällt.

„O halt mich nicht, du heil'ger Mann,
  O halt mich nicht, ich bitt',
Kein Regenschau'r, der auf mich fällt,
  Nimmt mein Verschulden mit.“

Nein, bleib! schön Fräulein, komm zurück
  Und trockne die Perlenthrän';
Denn hier im grauen Rocke siehst
  Dein eigen treu Lieb stehn.

Von Gram und Liebesleid gebeugt
  Sucht' ich dies heil'ge Kleid,
Und enden meine Tage wallt
  Ich hier in Einsamkeit.

Doch ist zum Glück mein Gnadenjahr
Noch nicht entschwunden mir;
Dürft ich noch hoffen, du liebtest mich,
Nicht länger blieb' ich hier.

„Fahr hin denn, Gram! willkommen, Glück!
Zieh neu in's Herz mir ein!
Nun ich dich fand, herzliebstet Kind,
Soll's nimmer geschieden sein."

3.

Der Jude von Venedig.

Vor kurzem in Venedig war's,
Da wohnt' ein harter Jud,
Der lebt' allein von Wucherzins,
Wie man berichten thut.

Gernutus war der Jud genannt,
Der nie zu sterben meint',
Noch je an Einem Gutes that,
Der in den Straßen weint'.

Sein Leben glich dem Mastschwein,
Das lebt von Tag zu Tag,
Doch nie und nirgend Nutzen schafft,
Bis man es schlachten mag.

Es glich dem schmutz'gen Haufen Dung,
Der liegt im Trog bereit,
Nie aber Nutzen schaffen kann,
Bis man ihn rings verstreut.

So geht es mit dem Wucherer,
  Er hat nicht Schlaf noch Ruh,
Aus Furcht, der Dieb kommt über ihn,
  Und wirft ihn von der Truh'.

Auf manche Tücke sinnt sein Herz,
  Wie Arme er bethör';
Sein Rachen ist schier voll von Mist,
  Doch schnappt er stets nach mehr.

Sein Weib muß leih'n den Zwanz'ger aus,
  'Nen Groschen für die Woch',
Doch bring ein Pfand, das zwier so werth,
  Sonst kriegst du keinen noch.

Und schau ja, daß du hältst den Tag,
  Sonst kommst du drum im Nu:
Das war des Weibes Pfründe nun,
  Sie nannt' es ihre Kuh.

Zur selben Zeit wohnt' in der Stadt
  Ein Kaufmann ruhmbekannt,
Der in Bedrängniß einst und Noth
  Sich an Gernutus wandt':

Ersuchend um den Freundesdienst,
  Auf Jahr und Tag er sollt'
Ihm leihen hundert Kronen nur;
  Dafür er zahlen wollt',

Was immer er von ihm begehrt',
  Auch Pfänder sollt' er han.
Nein, sprach der Jud mit listgem Blick,
  Nehmt, Herr, was ihr wollt han.

Kein Gröschen sollt ihr auf ein Jahr
  Mir zahlen Zinsbetrag'
Ihr könnt ja auch thun mir noch Dienst
  Vor meinem Sterbetag.

Doch woll'n wir haben lust'gen Spaß,
Der lang zu reden macht;
Stellt mir 'ne Handschrift aus, sprach er,
Recht groß und ungeschlacht.

Und dieß soll Euer Einsatz sein,
Vom eignen Fleisch ein Pfund,
Wenn's Euch gefällt, stellt aus die Schrift,
Hier sind die Hundert rund.

Von Herzen gern! der Kaufmann spricht,
So kam man überein.
Als Jahr und Tag nun kam heran
Solls heimbezahlet sein.

Des Kaufmanns Schiff all sind zur See,
Und Geld kam nicht zu Hand,
Wohin sich wenden nun, was thun,
Er zu bedenken fand.

Und zu Gernutus stracks er kam
Hut ab, und knieend schier,
Und sprach: Gar höflich bitt ich Euch
Habt noch Geduld mit mir.

Mein Ziel ist da, mir aber fehlt
Das Geld zu zahlen gleich,
Und wenig Nutzen, denk ich, wird
Die Buße bringen Euch.

Von Herzen gern, Gernutus sprach,
Prägt's ins Gemüth Euch ein;
In Dingen, wicht'ger noch, werd' ich
Euch gern zu Willen sein.

Er geht hinweg; der Tag läuft ab —
Und jetzt im Augenblick
Gernutus einen Waibel holt'
Und faßt' ihn beim Genick.

Und übergab ihn strenger Haft,
  Und wollt' durchaus sein Pfand,
Und als der Richttag kommen war,
  Er auf Entscheid bestand.

Des Kaufmanns Freundeschaar erschien,
  Und manch ein Auge weint',
Denn andren Ausweg sah'n sie nicht,
  Als daß er stirbt noch heunt.

Fünfhundert Kronen setzte man
  Statt seiner hundert ein,
Man setzte tausend, zwei und drei,
  Doch er sagt' immer Nein.

Zuletzt bot man zehntausend gar
  Um ihn zu retten an.
Gernutus sprach: ich will kein Geld,
  Mein' Buße will ich han.

Ein Pfündlein Fleisch, das ist mein Recht,
  Und das muß werden mein.
Da sprach der Richter: Nun, mein Freund,
  Laß dir empfohlen sein;

Und nimm das Fleisch von solchem Ort,
  Daß er noch leben kann:
Thu so, und hundert Kronen, schau!
  Will ich dir geben dann.

Nein, nein, sprach er, nein, Urthel gilt,
  Drum sei er schnell bereit,
Denn ich will haben mein Pfund Fleisch
  Aus seiner rechten Seit'.

Das schmerzte die Versammlung rings
  Zu schau'n solch grausam Thun,
Den Freund noch Feind nicht helfen konnt',
  Er mußte sterben nun.

Da stand der blut'ge Jude schon,
Den scharfen Stahl zur Hand,
Zu nehmen des Unschuld'gen Blut
Als Buße für sein Pfand.

Und als er dran war, nun den Schnitt,
Den tödtlichen zu thun:
Halt, sprach der Richter, ich befehl's,
Laß Grausamkeit noch ruh'n.

Weil du durchaus die Buße willst,
Vom Fleisch ein Pfund — wohlan!
Vergieß mir ja kein Tröpfchen Blut,
Noch thu' ein Leid ihm an.

Denn wenn du thust nach Räuber Art,
Wirst du gehängt im Nu.
Auch schneide ja nicht mehr vom Fleisch,
Als just dir stehet zu.

Denn nimmst du wen'ger oder mehr,
Nur wie ein Körnchen schlecht;
So wirst du hier sofort gehängt,
Das ist Gesetz und Recht.

Da ward Gernutus wirr und toll,
Kein Wort er bracht' herfür;
Zuletzt er sprach: so zahl' er dann
Zehntausend Kronen mir;

Dann meinetwegen sei er frei.
Der Richter drauf versetzt:
Nicht einen Pfennig sollst du han;
Nimm deine Buße jetzt.

Zuletzt er dann nur noch begehrt',
Was er geliehen baar,
Nein, sprach der Richter, thu nach Lust,
Dein Recht soll werden klar.

Du nimmst dein Pfündlein Fleisch, sprach er,
Wo nicht, quittir' den Schein.
O harter Richter, sprach der Jud,
Mein Widerpart zu sein.

Und so mit Pein und Herzeleid
Er seinen Abschied nahm;
Und alle Leute priesen Gott,
Wem dieß zu Ohren kam.

O Leutchen, die ihr hört dieß Lied,
Ja glaubt nur, was ich sag:
Wohl mancher Kerl, so schlimm als er,
Lebt auch noch heutzutag;

Der nichts begehrt als den Ruin
Von manchem Ehrenmann,
Und für die Unschuld Fall und Strick
Ersinnt, so viel er kann.

Davor Gott mich bewahr' und auch
All christlich Menschenkind,
Und schicke jedem gleichen Spruch,
Wer so zu thun gesinnt.

Der Elfen Lohn und Rache.

Maskenspiel.

(Aufgeführt im literarischen Vereine den 14. Februar 1855.)

Puck (sich nach allen Seiten verneigend.)

Willkommen ihr alle, ihr Damen, ihr Herrn,
Zusammengeströmet von nah und von fern! —
Ihr meint wohl, ihr wäret bei Sinnen und Witze
Und schauet in mir den Bekannten, den Ritze;
Betrachtet genau mich, so seht ihr den Puck;
Der hilft heut tragiren ein meisterlich Stuck.
Ihr wähnet euch mitten in Auingers Saale,
Und steht doch auf grünenden Matten im Thale.
Von Bergen umsäumet voll heimlicher Schlüfte,
Voll heiliger Linden und dämmriger Grüfte. —
Ihr blicket verwundert, vernünftig und kalt:
Seht eben die Bäume nicht vor lauter Wald. —
Hier hatten ein trauliches Plätzchen die Geister,
Wo Oberon herrschte als König und Meister;
Da saugen die Elfen zum ringelnden Tanz
Beim Flimmer der Sterne, bei Mondlichtsglanz.

Nun ist uns ein schmutziger Wirth hergekommen,
Hat's blühende Thal zum Besitze genommen,
Haut nieder die Eichen zum Pferdestall,
Vernagelt mit Brettern den Wasserfall,
Zertrampelt die Wiese mit tölpischen Bauern,
Thut immer in schnöder Gewinnsucht lauern,
Zerstampft uns die Blumen mit rothem Sand,
Verschreibet Touristen aus Engeland.
Nicht mag ich mehr weilen — muß eilen,
Dem Meister es sagen — und klagen,
Will drauf mich verstecken — und necken,
Dann woll'n wir ihn sprechen — uns rächen. (ab).

Ein Schützenzug erscheint, Schweizer und Schweizerinnen, auch andere Alpentrachten.

Alle:

Es lebe der Schützenkönig! Hoch!

Schützenkönig.

Habt Dank, ihr Freunde, wackre Schweizersöhne,
Die nach uraltem Brauche sich gesellt
Aus allen Gauen dieses schönen Landes;
Wo lustig her die Reuß vom Gotthard schäumt,
Wo still die Rhone durch die Fluren ziehet,
Von Waatlands schmucken rebenreichen Hügeln,
Bis wo der Senne von der Ebenalp
Das Auge schweifen läßt auf Schwabens Blachfeld;
Wo breit der stolze Rhein von Felsen stürzt,
Bis hinter wo in schauerlicher Schlucht
Das eis'ge Moschelhorn sein Bächlein tränket. —
Und ihr, Genossen unsrer hohen Alpen
Von Baiern, von Tirol, vom fernen Steier,
Die nachbarlich zum Feste sich gefunden,
Die ihr das Schützenhandwerk ehrt gleich uns,
Seid all' am frohen Abend hier willkommen.
Es war schon in der Väter alten Tagen,
Es bleibe bei den Enkeln Büchsenknall
Die liebste Musica dem Sohn der Berge!

Puck (unsichtbar) Zwerge!

Erster Bauer.

Wer hat den Schützenkönig frech verhöhnt?

Zweiter B.

Warst du's?

Dritter B.

Ich nicht.

Puck (von andrer Seite).

Du Wicht!

Vierter B.

Da drüben kam das Wort her vom Getümmel.

Puck (von andrer Seite.)

Du Lümmel!

Fünfter B.

Nein doch, der Grobian, er steckt dahinten.

Puck (von andrer Seite.)

Wirst ihn nicht finden.

(Die Bauern sind in Bewegung.)

Wirth.

Ruhig, gute Leute, es ist ein vielstimmiges Echo. Es macht mir Freude, daß ich euch so überrasche.

Puck.

Plaudertasche!

Wirth.

Ich habe, um meinem Etablissement noch größere Reize zu verleihen, mit einem Aufwande von mehr als hunderttausend Francs an den Bergen ungeheure Schallfänge einhauen lassen, daß sich die Tonwellen sammeln. Schau z. B. da drüben; 's sieht von weitem aus, wie eine kleine Grube.

Puck.

Spitzbube.

Wirth.

Nun setzt euch nieder und trinkt. Befehlt ihr fremde Weine, Rüdesheimer, Burgunder, Bordeaux, oder heimische, Veltiner, Oberländer, Muscateller?

Puck.

Wasser im Keller.

Wirth.

Oder wollt ihr lieber vorerst etwas speisen? Bruder Tiroler, herrlichen Gamsbraten?

Puck.

Vom alten Hammel.

Tiroler.

Potz Velten! das reimt sich nit...

Puck.

Ist aber doch wahr.

Tiroler.

Das is kei Echo! Hör's hundertmal in Berg'n und alleweil thuat sich's reima. Hia geht's um!

Frauen.

Ja hia geht's um.

Puck.

Dum, dum, dum.

Wirth.

Es reimt sich ja. Hört ihr's nicht, dum, dum, dum? immer leiser, bis es sachte verhallte. — Der Schabernack kommt mir sicher vom Meier, dem Duckmäuser, den's ärgert, daß ich ihn den Bretterverschlag vor dem Wasserfall nicht in Arbeit gegeben. Hat er mir doch schon das Gespreng in die Landschaft gebracht vom König Oberon und den Elfen. — Kinderpossen! Kein gescheiter Mensch glaubt an Geister seit vielen Jahren.

Puck (immer von anderer Seite.)

Wirst's erfahren.

Wirth.

Nun Mädchen, was steht ihr da, sperrt's Maul auf? Hab' ich euch deshalb um ein volles Drittel vom Trinkgeld gedungen? Käthe, hast du die Rosinenbrühe an den Seewein gethan? Liese, hast du die Deimenten unter'n Thee gemischt? Käthe, hast du die Eicheln zum Kaffee gebrannt? Liese, hast du das Mehl unter die Milch gerührt? Käthe, hast du die Katze als Hasen gespickt? Liese, hast du den Raben als Feldhuhn hergerichtet? Käthe, hast du das gebrauchte Bettzeug geplättet? Liese, hast du in Nr. 40 neue Bougies aufgesteckt, weil der lumpige deutsche Professor die Stumpen mitgenommen? Ha, ha, ha! der Pinsel meint, daß er Wachslichter habe. (Puck. Rabe!) Fort, Fort! 's könnten Herrschaften kommen. — Ein armer Wirth muß doch an alles denken. — Lustig, ihr Leute! Trinkt und singt. Laßt euer Fest nicht stören. Bruder Steiermärker, du kannst da so ein schönes Lied.

Steiermärker (singt.)

Hoch vom Dachstein an, wo noch haust der Aar,
Tief von Welschland bis zum Bett der Saar,
Wo die Sennerin frohe Lieder singt
Und der Schütze hoch sein Jagdhorn schwingt,
Dieses schöne Land, dieses Steierland,
Ist mein liebes theures Heimathland.

Puck (singt.)

Wohl in Steierland, wo noch haust der Aar,
Ist es heute schön noch offenbar.
Doch nur Lug und Trug theilt man hier euch aus,
Und der Fremde kommt gerupft nach Haus.
Dieses schöne Land, dieses Schweizerland
Ist der theuern Wirthe Heimathland.

Bauern.

Bravo!

Bäuerinnen.

's ist nicht geheuer.

Wirth.

Ich möchte dem Schelm den Hals brechen, könnt' ich sein nur habhaft werden. Freunde, ich gesteh's, es war kein Echo; ich wollt' euch nur auf die Probe stellen, ob ihr meinem Schwanke Glauben schenktet. Ich habe vielmehr einen Comödiensänger um zweihundert Francs zum Schützenfest verschrieben, daß es Scherz gibt. Nun foppt mich der Schelm selber. Was erträgt ein Wirth nicht zur Unterhaltung seiner Gäste. — Jetzt gib dich zur Ruhe, Freund! hast genug schlechte Witze gemacht. Die Leute wollen tanzen.

Puck.

Wir wollen dich curanzen.

Bauerntanz.

(Gegen den Schluß erscheint ein Engländer und ein Schöngeist und beschauen den Tanz, jeder die Augen besonders auf ein Mädchen gerichtet, dann halten sie die zwei Mädchen auf.)

Erstes Bauernmädchen.

Gebt Rua!

Engländer.

Will Ihr nit spreck mit mich, fein Kind? ick thu nit wiss, wat ick soll thun hier. Ist alles so lankueilig.

Erstes Bauernmädchen.

Vor'n Herrn sei Langweil bin i z'guat. (ab. Der Engländer verblüfft.)

Zweites Bauernmädchen (zum Schöngeist.)

Na was wollt Ihr denn von mia?

Schöngeist.

O Jungfrau, Jungfrau, Götterbild, ach weile!
Du bist der ganzen Schöpfung Königin,
Die mir bestrickt mein Herz und meinen Sinn.
Hast du denn jetzo gar so große Eile?

Es muß heraus,
Ich halt's nicht aus!
Laß mich von deinen honigsüßen Lippen
Nur einmal nippen.

Zweites B. (zu ihrem Burschen.)

Friedel, da den rappelt's (ab.)

Schöngeist (zum Engländer.)

Mein Herr, so sind wir beide abgefahren,
Tuisco's Sohn und Albions hoher Sprosse,
Zwei Gentlemen; drum sein Sie mein Genosse!
Will Ihnen meinen Plan gleich offenbaren.

Auf! bilden wir des Landes rohe Frauen!
Vom Berg der Jungfrau soll herniederschauen
Die Bildungsanstalt in die weite Welt.
Ich gebe die Ideen, Sie das Geld.

Engländer.

Hab' ik gefrakt Sie um Kind? Wenn Kind nit mak sprech mit mich, wat tu Sie? — Wirth, Wirth! Thee, Thee! Und die Reckening! Ick soll gehen next Morning. Nix tu sehen hier, und alles so lankueilig.

Wirth.

Halten zu Gnaden, Mylord. Das Divertissement in meinem Etablissement ist berechnet auf die ganze Sommersaison. Da würden sich Euer Gnaden täglich neue Reize offenbaren.

Engländer.

Sie haben geschrieben: Berksturz. Wo is Berksturz?

Wirth.

Das ist es eben, was ich Euer Lordschaft die Ehre hatte zu bemerken: Sie müssen länger hier bleiben. Sehen Sie, dort oben hat der Berg einen Riß, und wenn nun meine Kühe immer auf der einen Hälfte herumtrampeln, wird diese nächstens stürzen sicherlich.

Engländer.

Ik kann nit seh'n. Aber ik soll sitzen hier, bis de Berk stürzen. (setzt sich auf die rechte Seite.)

Schöngeist.

Herr Wirth, ich will hier für den Sommer bleiben,
Des Weibes Bildung mir zum Thema wählen,
Ihr Etablissement dabei empfehlen,
Ein großes Werk in Ihrem Gasthof schreiben.
Dann ziehn zur Stätte Edelleut' und Grafen,
Wo einst der neue Salzmann hat geschlafen.

Wirth.

Bedaure, daß ich nur noch ein Zimmer zur ebenen Erde habe, aber geräumig und schattig. In der Wintersaison wird es bewohnt von den Töchtern des Hauses; während des Sommers, wo diese auf den Alpen sind, steht es zu Ihrer Verfügung. Die Bauern geben ihm den gemeinen Namen Kuhstall. — Solche Lumpen muß man vertreiben. (ab.)

Schöngeist.

Ha, schnöder Wirth, zum Sporn wird mir Beschimpfung:
Im Stalle streu' ich aus die Frauenlieder,
Dann kau'n im Winter sie die Kühe wieder,
Sie kommen in die Mägdlein mit der Impfung.

Aus Kuhmilch wird die Frauenbildung sprießen:
Die Lieder wandeln sich in Käs' und Butter,
Es kann die Jungfrau wie die alte Mutter
Zu Brot und zu Kartoffeln sie genießen. (ab.)

Staatshämorrhoidarius (mit einem Karren voll Acten.)
Wie ich keuche, wie ich schwitze! welche Arbeit hat's gemacht,
Bis ich den vermaledeiten Karrn den Berg heraufgebracht!
Sagt der Doctor, daß ich reisen oder zeitig sterben muß:
Lieber todt am alten Leiden, als crepiren vor Verdruß.
Nichts als Berge, Steine, Wälder, wilde Wasser weit und breit!
Wär' ich doch zu Haus geblieben! 's reut mich meine liebe Zeit!
(setzt sich in die Mitte und holt einen Actenfascikel herauf.)
Staarmatz Wittib contra Ohrwurm, Düngerdiebstahl, Actus IV. —
Wie mich dürstet! — Wirthschaft! Wirthschaft! (zur Kellnerin) Bring' ein Mäßlein Bairisch Bier!
Will mich laben, will mich stärken; ha wie wässert mir der Mund!
(Er versucht). Das soll Bier sein? Diese Brühe richtet Leib und Seel zu Grund.

Engländerin.

(Auf den Engländer zugehend.) Ah! dear brother, ik hab gewesen bei de Wasserfahl. Wonderfull! Is groß Brett vor; ik hab geschaut für drei Francs durch grün Glas, gelb Glas, roth Glas: wonderfull!

Engländer.

Swester, thu mich nit stör bei de Schauing de Berksturz!

Engländerin.

(zum Staatsh.) Ah, wat das für dick Männ mit de viel Päppers. Ik hab nit gesehn such man in Ingländ. Wonderfull. Ik hab kauft in my journey ä ganz chamber voll antiquities; „da is dabei ä groß Stuhl, so groß: Wenn dick Männ drin möcht sitz unter die antiquities, wonderfull. — Ah, wat kost Sir? Ik will kauf Sir? Ik will setz Sir in my chamber of antiquities.

Staatsh.

Madam, Sie stören mich in meinem stillen Fleiße,
Hab' wichtigers zu thun auf meiner Schweizerreise.

Engländerin.

Wat soll ik thun, ik arm Lady? Bruder nix will wissen von mich; dick Männ nix will wissen von mich. Ik doch nit kann beginn Conwersäschen mit de Pöbelvolk. Ik will zeichnen de dick Männ in my sketshbook. (setzt sich links.)

Reisende (mit Reisesack rc.)

Guten Abend! Ist kein kleiner dicker Mann hergekommen und hat nach mir gefragt?

Bäuerin.

Ja da drüben (auf den Staatsh. deutend) sitzt einer; aber gefragt hat er nach Niemand.

Reisende.

Nein, der ist's nicht.

Wirth.

Wen sucht die Madam?

Reisende.

So einen kleinen dicken Mann.

Wirth.

Vielleicht den dort?

Reisende.

Ach nein, er sieht gerade Ihnen gleich; er hat auch so einen großen Kopf und so was Vigilantes in seinen Manieren. Es ist mein Mann; er hat mich drüben in Wachhusen auf die Post gegeben; eine Stunde von hier bin ich ausgestiegen. Hier in Ihrem Gasthaus wollten wir zusammentreffen; vielleicht treibt er sich noch auf einer Alpe unterm Vieh herum.

Erste Bäuerin.

Das ist sicherlich eine Metzgersfrau.

Zweite Bäuerin.

Hat auch so ein rothes Kleid an.

Wirth.

Will vielleicht die Madam einstweilen hereinspazieren? Und wenn Jemand fragt, darf ich um den Namen bitten?

Reisende.

Luise Hoffmann von Nürnberg.

Wirth.

Kann ich inzwischen mit etwas aufwarten? Hier ist die Speise- und Weinkarte.

Reisende.

(Nach langem Besinnen und Lesen.) Der Hoffmann hat mir ja kein Geld mitgegeben. Richtig gerade noch 5 Centimes. Sein Sie so gütig, wenn ich bitten darf, und geben Sie mir ein Stückchen Brot und ein Glas Wasser.

Kellnerin.

Bitte, den Reisesack.

Reisende.

Dank Ihnen recht sehr; den kann ich schon selbst tragen. (ab.)

(Ein Dichter, ein Maler und ein Musiker treten zusammen auf.)

Dichter.

O dreimal selig, daß ich euch gefunden!
Dumpf schweift' allein ich durch die stillen Auen,

Lauschte des Gießbachs Rauschen lange Stunden,
Saß hoch auf schroffem Grat, dahinzuschauen
Auf's weite Schneefeld und die Thäler unten
Von Sonnenaufgang bis zum Abendgrauen.
Jetzt spiegelt erst Natur das Herze wieder:
Bei frohen Menschen keimen frohe Lieder.

Maler.

Leichtbeschwingter Sinn
Trägt den Künstler hin
Ueber's schwere sorgenvolle Leben.
Ist Natur im Bund
Und des Dichters Mund,
Muß es echte frische Bilder geben.
(Musik.)

Musiker.

Ihr biedern Genossen, ich höre ein Klingen,
Melodische Töne umwehn mich und bringen
Mir leise in's Ohr.
Es spielt um den Sinn mir ein lockendes Scherzen
Von Flöten und Geigen,
Als wär' es ein Reigen.
Ist's Täuschung, ist's Wahrheit? es singt mir zu Herzen
Wie fröhlicher seliger Geister Chor.
(Die Elfen erscheinen, geführt von Oberon und Titania.)

Dichter. (unter Musikbegleitung.)

Nicht Täuschung ist's — die Herrlichen, sie nahen;
Seht ihr dort wandeln König Oberon,
Die blühende Titania zur Seite
Und hinter ihr die Schaar der guten Elfen? —
Sie halten an, sie stellen ihren Kreis,
Zu feiern ihre heimlich stillen Spiele,
Wo Poesie und Schönheit und Musik
In holdem Dreiklang sich zur Einheit finden. —
So wird zur Wahrheit jetzt die alte Sage,
Die in der Kindheit Tagen mir ein Greis
Mit freundlich ernstem Antlitz hat verkündet.

Zu seinen Füßen saßen wir und lauschten
Und schauerten zugleich beim schönen Märchen,
Das von den Lippen ihm wie Honig troff.
Da sprach ein frecher Bursch das kecke Wort:
Glaubt's nicht! was der erzählt, sind eitel Lügen.
Da leuchtete geheimnißvoll des Alten
Halbdunkelnd Aug', er legte mir die Hand
Auf's Lockenhaupt, als wie bereit zum Segen.
„Sohn, sprach er, glaube fromm an meine Geister!
Noch leben sie und trauern in den Schlüften.
Doch wenn im heil'gen Thale die drei Priester
Der hohen Einen dreigespaltnen Kunst
In Liebe einig sich die Hände reichen,
Dann treten wiederum hervor die Holden
Und tanzen sichtbar ihre Ringelreihen
Und segnen die Vertreter reinster Menschheit.
O säh' dieß Auge dich in solchem Dreiblatt!"
So sprach der Greis; ich hab' es nie vergessen.
Nun wird es wahr, Geliebte, 's ist kein Traum.

Titania.

Im heiligen Dunkel
Bei Sternengefunkel
Beim Vollmondschein
Spielet ihr Elfen, schlinget die Reih'n.

(Musik.)

(Tanz der Elfen.)

Schweizerinnen.

1. Aber die hoben schön tanzt, mir woars so ganz eign, wan i zugschaut hob.

2. Und wie sie ausschaun, mei Seel, wie die guatn Geista, die zu Aettis Zeiten durch die Wälder streiften, und wer sie gschaut hat, den hat nimmer sei fröhliches Herz verlassen und guat isn ganga sei Lebe lang.

3. O Margrit, wie bin i selber fröhli und doch nit so lusti wie auf der Kirchweih; mir is grad, als sollt mir was guats begegna; i schau auf den Glanz und Schimmer, wie wenn d' Mutter in der Stuben 's Weinachtsbäumela hat anzunden, und i hob neigluagt durchs

Schlüsselloch, und wenn mi d' Großmutta nit ghalten hät, nei wär i glaufen und hätt mi nit halten lassen vor Freud.

4. Woll mer nüber geh zu de guatherziga Fräuli; woll mer sie anreda, vielleicht daß sie uns was schenka. Mir sagt mei Herz, daß es d' Fea sin, und d' Fea geba Glück, wenn mer mit ihna vertrauli is.

Tiroler.

Ja freili sinds d' Fea, aber nüber dürft ihr nit, daß sie euch nit bös werden. I weiß ganz gnau: mit Vorwitz macht mer si unwirsch. Bis bscheiden, Babeli. I weiß ganz gnau, denn mei Aehni hat mers gseit, jeds Däandl, die d' Fea gschaut hat ohne Vorwitz, kriegt ihrn Buaba und jeder Bua sei Däandl, und sei Acker steht voll Korn und sei Baum hänge voll Aepfel und sei Alm springt voll Kälber. Aber seids still, daß wir sie nit störa.

Dichter.

Mich zieht dahin ein glühendes Verlangen,
Mich hält zurück ein zagend schaurig Bangen.

Maler.

Der Schönheit Reiz, der Anmuth süße Zier —
Wir wollen's wagen, Brüder, folget mir.

Musiker.

O stört mir nicht die lieben Zaubertöne!
Besprecht ihr's, so verschwindet euch das Schöne.

Elfen (singen.)

Ew'ger Jugend Freude wohnet
In der Elfen Zauberreich;
Wo ihr milder Segen lohnet,
Fliehet Sorge nebelgleich.
Komm zu uns.

Farben brennen, Töne klingen,
Bäume rauschen, Blumen blüh'n,
Wo wir heitre Tänze schlingen,
Bei des Glühwurms Feuerglüh'n.
Komm zu uns.

Willst du dich am Borne laben,
Wo die reine Schönheit quillt,
Geister schenken ihre Gaben,
Und dein Sehnen ist gestillt
Auf ewig.

Dichter.

Nun kann ich es länger nicht lassen.

Musiker.

Die Gütigen würden uns hassen.

Maler.

So wollen das Glück wir erfassen.
(sie gehen zu den Elfen.)

Elfenchor.

Ihr Jünglinge, Heil euch!

Titania.

Ich nehm' euch jede Schwere vom Gemüthe,
Die erdenwärts die Menschenkinder zwingt;
Es sei die Kunst ein Reich von Lieb und Güte
Dahin kein Mißton des Gemeinen bringt;
Daß der Begeist'rung duft'ge Rosenblüthe
Sich immer frisch durch eure Jahre schlingt.
So sollt ihr ewig jung den Brüdern allen
Als Genien dahin durch's Leben wallen.

Oberon.

Ich nehm' euch jedes Dunkel von den Augen,
Das arme Sterbliche zum Abgrund rafft;
Es soll die Kunst vom klaren Borne saugen,
Daß Göttliches sie aus dem Wahren schafft.
Aus Erd' und Wasser werden Geister tauchen,
Zu leih'n dem Liebling willig ihre Kraft.
Ruft sie nur an! und ob die Geister schliefen,
So holet selbst das Schöne aus den Tiefen!

Sechs Baumelfen.

1—3. Wir dienen gern
4—6. Den neuen Herrn,

1—6. Kommt nur geschwind.
1—3. Braucht nicht zu fragen,
4—6. Wollen euch sagen,
1—6. Wer wird sind.

(Eiche und Linde zum Dichter, Birke und Tanne zum Maler, Erle und Espe zum Musiker.

Eiche.

Mächtig wurzl' ich in den Forsten,
Sehe stolz die Adler horsten
In der Zweige Baldachin.
Strebend auf zum Götterfitze
Wind' ich mir um's Haupt die Blitze,
Aller Bäume Königin.

Linde.

Wir Linden, wir rauschen,
Wo Liebende tauschen
Sich Schwüre und Kuß.
Aus sammtener Matten
Behaglichem Schatten
Strebt wurzelnd der Fuß.
Die Blüthen verhauchen den würzigen Duft,
Und saugende Bienen durchsummen die Luft.

Birke.

Die Ranken, sie schwanken
Gewiegt von leiser Abendluft;
So geisterhaft
Der weiße Schaft
Erglänzt aus Thaues Dämmerduft.
Wie bei den Sagen aus der Kinderzeit
Die Menschenbrust ein Heimweh oft befällt,
Weckt meiner Sprossen Spiel, mein schimmernd Kleid
Ein Sehnen oft nach Nordlands stiller Welt.

Tanne.

Ich wachse einsam auf im tiefen Hain
Mit melancholisch dunklem Franzenhaar;

Die Weihnachtszeit verleiht mir hellen Schein
Mit Lichtern wunderbar.
Ist von den Schwestern in des Jahres Flucht
Durch scharfen Frost gestreift ihr Blätterkleid,
Glänzt Tannengrün noch frisch aus Schnees Wucht
Wie Seelenruh aus Leid.

Erle.

An des klaren Baches reinen Silberwellen
Bück' ich mich zum Spiegel, lausche ihrem Schwellen.
Wenn der Wind der lose durch die Aeste wittert,
Seh' ich, wie der Zweige Bild im Wasser zittert,
Lasse mich von Wogen, von dem Lufthauch wiegen,
Fühl' in heitrer Stille seliges Genügen.

Espe.

Ein Bild von frischer Mädchenlust,
Das sind die lust'gen Espen,
Die Blätter schwank an dünnem Stiel
Unruhig gleich den Wespen.
Es plaudert her und plaudert hin
Zu der und jener Nachbarin
Und tanzt in frohem Scherzen.
Und meine ganze Blätterschaar
Ist wie die Mädchen wunderbar
Nur lauter, lauter Herzen.

Wirth.

Das Comödiantengeschwätz ist nicht mehr auszuhalten. Mir nichts, dir nichts, meinen Platz zur Probe benützen; meine Gesellschaft vom Trinken zum Gaffen verleiten! Hören Sie, mir reißt die Geduld; scheeren Sie sich wo anders hin!

Oberon.

Du wagst dich, Wurm, in unsern Zauberkreis —

Wirth.

Das ist der Dank für meine Langmuth; jetzt fängt der Lump noch zu schimpfen an.

Dichter (zu seinen Freunden.)

Das ist der freche Bursch aus meiner Jugend.

Oberon.

Und fürchtest nicht den König Oberon,
Dem du die Bäume freventlich geschädigt,
Dem du mit Sand bestreut die grünen Matten. —

Wirth.

Die Unverschämtheit! Ihr seid wohl der Schauspieler, der neulich in Winterthur den Oberon gespielt hat; nun habt Ihr Eure Kleider versetzt und müßt in Eurem Costüme herumlaufen.

Oberon (zu Puck.)

Auf, flinker Diener, gib ihm seinen Lohn!
Verjag' das Menschenvolk aus meiner Aue!

(Puck setzt dem Wirth den Kopf von einem Raubvogel auf; während des Folgen, den zerrt der Wirth vergebens ihn herunter zu bringen.)

Puck (zum Engländer.)

Fort!

Engländer.

Wat will Ihr?

Puck.

Fort!

Engl.

Ah! groß Sosceity!

Puck.

Fort!

Engl.

Warum soll ik nit sehn Berksturz? (ab.)

Puck (zum Staatsh.)

Fort!

Staatsh.

Keine Realinjurien!

Puck.

Fort!

Staatsh.
Ich kann ja nicht so laufen!

Puck.
Fort!

Staatsh. (ohne Acten fortgetrieben.)
O meine Acten! (ab.)

Puck (zur Engländerin.)
Fort!

Engländerin
Thut man so sprek mit ä Lady?

Puck.
Fort!

Engländerin.
O dick Männ wär gewest gleich fertig

Puck.
Fort!

Engländerin (die das Buch hatte fallen lassen.)
O my sketshbook! (ab)

(Puck schickt sich an auch die Bauern zu verjagen.)

(Sie gehen nicht.)

Wirth.

O ich geschlagener Mann, wenn ich den Raubvogelschild gleich im Angesicht trage! Verzeihung, Euer Majestät, wenn Sie denn König Oberon sind! Ich will sie herzensgern mit ihrem Hofstaat umsonst bewirthen — (die Elfen verzehren ja nichts.) Ich will auch der redlichste Wirth werden, will nicht einmal mehr die Engländer prellen, sondern allein die Russen.

Schützenkönigin (mit Begleitung.)

Ach gnädigste Frau; ich bin auch eine Königin, bin Schützenkönigin. Legt eben ein gutes Wort beim Herr König ein für uns Bauersleute, daß wir heut an unsrem Fest hier bleiben dürfen. Ich soll auch euch alle dazu einladen, wenn wir so grob sein dürfen.

Titania.

O mein Gemahl, mich lüstet selbst zu weilen,
Harmloser Menschen Abendlust zu theilen.

Oberon.

Wohlan, es sei! ich liebe biedres Volk,
Das treu und ächt noch ehrt die alte Sitte.
Es steht das Leben fest auf altem Brauch;
Denn auf dem Brauche ruht Gesetz und Ordnung,
Mit schlichten Menschen freut sich Oberon —

(zum Wirthe.)

Du aber magst des Hauptes neue Zier
Geduldig tragen, bis dein Herz sich wandelt;
Dann wird sie selbst abfallen dem Bekehrten.

(zu den Landleuten.)

Auf, Alpensöhne, folget unsrer Spur,
Mischt unverzagt mit Elfen eure Reigen!
So lange Berge stehn', wird nimmer weichen
Der Geister Huld von Kindern der Natur.

(Oberon mit den Elfen voran, dann die Landleute umgehen den Saal unter Musikbegleitung, und es schließt sich an die Polonaise.)



Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1857.



Nürnberg.
Verlag von Bauer & Raspe.
1857.

Druck der W. Lämmel'schen Offizin.

Inhaltsverzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Gedichte.



Lucian der Satiriker

geschildert

von J. L. Hoffmann.

1. Zeitverhältnisse.

Gibbon sagt in seinem berühmten Werk über den Verfall des römischen Staats: „Würde Jemand aufgefordert, in der Geschichte den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem der Zustand des Menschengeschlechts am glücklichsten und segensvollsten war, so würde er ohne Anstand die Periode von Domitians Tode bis zur Regierung des Commodus nennen.“ Und in der That bietet das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein so großartiges Gesammtbild alles dessen dar, was dem Freunde der Gesittung als wünschenswerth erscheinen muß, daß er vergebens nach einem zweiten sich umsieht, welche an Größe, Farbenreichthum und Schönheit jenem entspräche. Ein weites Reich umfaßt von der Mündung des Tajo bis zu der des Euphrat, von den Gebirgen Schottlands bis zu den Wasserfällen des Nil die anmuthigsten Erdstriche, deren Boden alles trägt, was der Mensch zu behaglichem Lebensgenusse bedarf, deren Klima weder den Geist durch Hitze erschlafft noch durch Kälte verkrüppelt. Ein großes Meer voll Busen, Baien und Buchten war zum Binnensee geworden, auf welchem zahlreiche Schiffe von und nach der Hauptstadt, von und nach den zahlreichen blühenden Handelsplätzen ungefährdet hin und wieder fuhren. Zwei Sprachen, die geistreichste und kräftigste, die jemals das Bedürfniß vermittelt und die Kultur getragen, kreuzten sich vom Abend- zum Morgenlande; gebot die

Zunge des Siegers Ruhe und Ordnung im Osten, so schmeichelte die des Besiegten die Freude an Wissenschaft und Kunst dem Westen ein. Afrikas und Asiens Küsten- und Binnenländer, die nun seit mehr als einem Jahrtausend in Barbarei zurückgesunken sind, waren übersäet mit blühenden Städten, und die Fülle dieser Länder hatte durch Segensüberfluß die Wunden bald wieder vergessen lassen, die ihnen Bürgerkriege und habgierige Beamte geschlagen. Der Unterschied von Herrschern und Ueberwundenen hatte, seit ein Wille auch den Siegern gebot, allmählich einer gleichen Stellung sämmtlicher freien Reichsglieder Platz gemacht; auch der geringste Unterthan trug das stolze Gefühl im Busen einem unüberwindlichen Weltreich anzugehören, dem in seinen unerschöpflichen Hilfsquellen eben so wie in heiligen Ueberlieferungen ewiger Bestand verbürgt schien. Die Energie der vollziehenden Gewalt war mit der möglichsten Freiheit individueller Entwicklung wundersam gepaart. Mit weiser Mäßigung hatten die Eroberer überall Sitten und Einrichtungen der Völker und städtischen Corporationen geschont und geachtet. Dieselbe Scheu, welche in der Hauptstadt noch von Alters her den republikanischen Einrichtungen von Seite der Machthaber zur Schau getragen ward, erstreckte sich in den Provinzen auf Brauch und Gewohnheit. Jede Landschaft hatte ihre ehemaligen Freiheiten und Rechte, in soweit sie mit dem Gesammtorganismus verträglich waren. Russischer Despotismus, der auf tausende von Meilen das Leben in dumpfer Furcht erstickt, war selbst jenen Imperatoren fern geblieben, welche die Weltgeschichte als Ungeheuer gebrandmarkt hat; die Republikaner, der Adel, die Reichen ihrer nächsten Umgebung hatten ihren Argwohn, ihren Uebermuth, ihre Habsucht erfahren, dem gemeinen Mann in der Hauptstadt und in den Provinzen hatten ihre Wunderlichkeiten zum Schauspiel gedient und ihre Grausamkeiten waren über deren Häupter hinweggegangen. Die

büreaukratische Gleichförmigkeit, welche die Herrschaft der eitlen Franzosen bei ihrem kurzen Versuch eines kleinen Weltreichs so drückend gemacht, lag weit vom politischen Takte des besonnensten Volkes, das neben der Gewalt gern des Scheines entbehrte, weil ohne diesen die Macht sicherer war. Des Reiches ungeheure Ausdehnung entzog den Blicken des Herrschers die Kleinigkeiten, an denen die Menschen mit zäherer Vorliebe haften, als an dem Großen und Wichtigen. Religiöse Meinung und vielgestaltige Gottesverehrung hatte in jeder Form einen Freibrief; ja die Herrscher hatten die besiegten Götter der Beherrschten dem Chor der eigenen zugesellt, um auch ihres Beistandes nicht verlustig zu gehen. Kunst und Wissenschaft genoß Achtung und Schutz bei Reichen und Mächtigen; gelehrte und elegante Bildung gehörte zum guten Ton; Lehrer der Philosophie und Beredsamkeit hatten bis in die fernsten Grenzen des Reichs ihre Lehrstühle aufgeschlagen, die Jugend zu unterrichten und die Erwachsenen in geistreicher Weise zu unterhalten und fortzubilden. Eine Reihe edler Männer, vom lautersten Streben beseelt, thatkräftig und weise, zierten den Thron, geehrt und geliebt von den Bürgern, denen sie in natürlich einfacher Herablassung lieber Zutrauen als Furcht einflößen wollten, Republikaner in Sinn und Wandel, hocherhaben über kleinliche Eifersucht, die sich in ihrer Würde beeinträchtigt wähnt, wenn Andere nicht sclavisch im Staube knieen. Die rohen Völker umher, die seit lange beutegierig auf Länder und Schätze lauerten, wurden durch die kraftvollen Kaiser theils in Respekt gehalten, theils in ihre Schranken zurückgewiesen. Die Regierungen der Antonine, sagt Gibbon, sind vielleicht in der Geschichte der einzige Zeitpunkt, wo das Glück eines großen Volks der einzige Zweck der herrschenden Macht war. Ja unter dem zweiten Antonin, dem Studium und Sittenstrenge den Beinamen eines Philosophen erwarb, schien sich Platos Ideal verwirklicht

zu haben, welches der Menschheit nur dann einen vollkommen glücklichen Zustand verheißt, wenn die Philosophen herrschen und die Herrscher philosophiren. Hätte nur die Geschichte ein ausgeführteres Bild dieses edlen Mannes hinterlassen, als die trockene Skizze seiner moralischen Selbstbetrachtungen, es würde uns wohl Anlaß geben zu einer Parallele mit dem Weisen von Sanssouci, der anderthalb Jahrtausende später ein zweites Beispiel eines philosophirenden Königs bot.

Aber so viele Umstände sich auch vereinigten, der Ansicht Gibbons über das Glück der damaligen Zeiten einen glänzenden Schein zu geben, so waren doch die Zeitgenossen selbst unbefriedigt von ihrer Lage, und hatten ihre Blicke sehnsüchtig rückwärts gewendet. Alle Ansichten vereinigten sich in der Ueberzeugung, daß die großen schönen Tage der Geschichte längst vorüber seien. Hatte doch schon Plutarch in seine Nationalgallerie griechischer und römischer Berühmtheiten keinen einzigen Mann aus der Kaiserzeit aufgenommen, und durch Tacitus melancholische Schilderungen seufzt stille Wehmuth und Verzweiflung an der Gegenwart; Sittenlehrer und Satiriker sind im Zeitalter der Imperatoren die bedeutendsten Schriftsteller, weil die Ueberzeugung von der Unseligkeit der vorhandenen Zustände ihren Gedanken eine kräftige und wahre Färbung gab. Das Unbehagen, welches gerade die Besten ergriffen, beruhte nicht auf überspannten Vorstellungen und utopischen Träumen, sondern auf der in den Dingen begründeten Vorahnung, daß das Menschengeschlecht, wenn es auf diesem Wege fortgehe, unaufhaltsam in den Abgrund stürze. Was halfen all' ihre Schätze den blasirten Reichen, die Genuß auf Genuß pfropften, bis sie in halbthierischer Stumpfheit erlagen? Jene alten einfachen sokratischen Gastmahle, in denen heitere Weisheit die Speisen würzte und der Geist der Tischgenossen dem Weine Feuer gab, waren doch unendlich genußreicher, als der geräuschvolle Schmaus des Tri-

malchio, bei welchem Koch und Konditor den Witz der Gäste ersetzten. Was schuf aller Redeprunk der Sophisten, deren Wortflittern der schöpferische Gedanke fehlte? Was vermochte die wissenschaftliche Geschäftigkeit der Philosophen, selbst wenn es ihnen Ernst war, Großes zu Stande zu bringen? Sie kamen doch nimmer hinaus über eitles Schulgezänk; ihr Wissen und Denken war ein armseliges Conterfei der Gedanken ihrer großen Vorfahren. Aber selbst der sittliche Ernst kam selten über diese Rabulisten der Weisheit. Wenig bedacht auf die Würde der Wahrheit, dem blendenden Schein ergeben, stritten die verschiedenen Sekten mit unwürdiger Leidenschaft um den Vorrang bei hohen Gönnern, und die Philosophie diente zum Gelderwerb. Nur die Zweifler zeigten Originalität und wirklichen Forscherernst; Sextus Empirikus, der alle Systeme verneinte, war der selbständigste Denker seiner Zeit. Und da der Zweifel vor allem seine Spitze gegen die Religion kehrte, wie mochten Götter und Orakel, Zauberei und Zeichen den wankenden Glauben stützen, die in eben dem Grade sich mehrten, wie die Zahl der Spötter unter den Gebildeten? Daß im Himmel höhere Wesen wohnen, die die Schicksale der Menschen mit Freiheit lenken und durch Opfer und Gebete zu gewinnen seien; daß unter der Erde Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen seien, ein anderer zum Lohn für die Guten, ein anderer zur Strafe für die Bösen; daß es unter den Menschen ein uneigennütziges Handeln gebe zu allgemeinen Zwecken, eine Hingabe an sittliche Ideen, für welche der Einzelne sich selbst vergesse; mit einem Worte, daß neben dem, was man mit Augen sieht und mit Händen tastet, noch eine unsichtbare höhere Welt vorhanden sei, durch die das Leben erst Bedeutung gewinne, erschien den Geistreichen jener Tage eben so eitles Geschwätz, wie die Märchen der Ammen. Ein plumper Materialismus, weit widerlicher noch als der Materialismus unserer Tage, beherrschte in seinem Denken

und Handeln den Zeitgeist. Dem heutigen verwehrt es die tiefere Wissenschaft, die Welt zu entgöttern, und die gute Sitte, das Leben zu vergiften; der damalige aber kannte gedankenlos und fühllos keinen andern Sporn als das Jagen nach Schätzen, kein anderes Ziel als den Sinnengenuß, keine andere Lebensweisheit als die verzweifelte Lehre, daß alles eitel sei. Der hingeworfene silberne Todtenschädel wird von Trimalchio als Mahnung benutzt, fröhlich zu leben, so lang es möglich ist, weil wir ja doch alle ihm gleich sein würden, wenn uns der Orcus dahingerafft. Bis in das innerste Mark hinein verdorben war das Geschlechtsleben; man staunt, man schaudert, man wendet sich mit Abscheu von Betrachtung der unnatürlichen Laster, deren häufige Erwähnung für ihre Verbreitung das traurigste Zeugniß gibt. Gegen jene Schilderungen sind die Pariser Romane noch wahre Tugendspiegel. Abgesehen von allem andern kann schon um deswillen der Segen des Christenthums nicht hoch genug angeschlagen werden, weil es ihm gelungen ist das Liebesleben, auf welchem unmittelbar die Fortdauer und das Glück der Menschheit beruht, auf seine natürlichen Verhältnisse zurückzuführen. Je mehr man sich in jene Zustände vertieft und namentlich die Haupttriebfedern betrachtet, welche damals die civilisirte Menschheit in Bewegung brachten, desto entschiedener wird die Gewißheit, daß die ungeheure Maschine jener Civilisation bis nahe zur Unbrauchbarkeit verdorben war. Das große Weltreich fing schon in jenem scheinbar glücklichen Zeitalter an, einem faulen Sumpfe zu gleichen, dessen Giftstoff weit durch die schwüle Luft hinzog. Selbst abgesehen aber von allen eingerissenen Lastern würde der Riesenleib schon seiner Unbehülflichkeit erlegen sein. Gliederung hält das Leben der Völker gesund; denn die Gegensätze wecken die sittlichen Mächte, ohne welche die Sinnlichkeit wie eine Wucherpflanze um sich greift, bis sie den ganzen Stamm erstickt. So herrlich also aus der Ferne die Verhältnisse

eines Reiches erscheinen, dessen Bürger dasselbe seit lange mit dem stolzen Namen des Erdkreises beehrten, so gewahrt man doch alsbald, wenn man dieser Schönheit näher tritt, die tiefgefurchten Spuren des Verfalls und die deutlichen Zeichen des nahen Untergangs.

2. Schriftstellerischer Charakter.

Schriftstellerische Erzeugnisse solcher Zeiten mögen schwerlich einen rein ästhetischen Genuß gewähren. Mittelmäßige Köpfe fahren im breiten Geleise der Gewöhnlichkeit, und wenn sie ihre Vorgänger zu überbieten sich anstrengen, so werden sie schwülstig und gesucht. Schönrednerei tritt an die Stelle alter großartiger Einfachheit; dabei sind sie glücklich und stolz, weil sie nicht einmal ahnen, wie klein sie sind. Die Masse muß die Gediegenheit ersetzen, und überbieten, was die bessere Vorwelt hervorgebracht. Das Literatenthum zu den Zeiten der Antonine dürfte kaum von dem heutigen übertroffen werden. „Lucian zählt etwa 14 Geschichtschreiber des parthischen Krieges auf, deren werthlose Worte er neuerdings in Jonien und Achaja kennen gelernt habe"; jeder von ihnen litt an einer andern Geschmacklosigkeit. Auf Tritt und Schritt verfolgten den gebildeten Mann Poeten und Philosophen; die einen quälten mit ihren Gedichten, die andern mit ihren Lehren, beide mit ihrem Hochmuth. Aller Orten war man der Gefahr ausgesetzt Vorlesungen oder Predigten anzuhören. Erklärlicherweise nahmen nun dieser schalen Vielgeschäftigkeit gegenüber wirklich bedeutende Geister eine angreifende Stellung ein, um durch Ernst und Scherz das Unwesen von sich abzuhalten. Aber ihr Scherz wird bitter und ihr Ernst menschenfeindlich, weil sie nur halbverstanden und halbbeachtet mit der allgemeinen Nichtigkeit einen vergeblichen Kampf aufnehmen. Mehr pikant als humoristisch, hinterläßt die Unterhaltung, die sie dem Leser gewähren, in dem Herzen

desselben einen schmerzenden Stachel. Man hat Lucian bald den Rousseau, bald den Voltaire seiner Zeit genannt; sein vernichtender Spott, den er allem Positiven entgegensetzt, seine entschiedene Feindschaft, mit der er alle Schwärmerei und alle Aufgeblasenheit ins Lächerliche zieht, rechtfertigen die letztere Vergleichung mehr als die erstere. Rousseau war für sein System mit Leidenschaft eingenommen, ein Puritaner des Naturzustandes; er hatte ein bestimmtes Heilmittel, der gesunkenen Welt aufzuhelfen, dem er vertraute, von dessen Wirksamkeit er mit allen Mitteln seiner blühenden Sprache zu überzeugen suchte; bei Lucian dagegen wie bei Voltaire ist die Verneinung dergestalt überwiegend, daß zwischen den Trümmern dessen, was sie zerstören, kaum für ein grünes Fleckchen Raum bleibt, auf welchem für die Zukunft neues Leben emporsprießen kann. Er fliegt als Rabe über den Leichenfeldern des Heidenthums hin und her; seiner Kehle entströmen nimmer die Lieder der Lerche; mit einförmigem Laute wiederholt er immer von neuem seine rauhe Melodie des Atheismus, nicht klagend wie Schiller, daß die Olympier vom Throne gesunken und die trübselige Welt der schönen Götter beraubt sei, sondern mit einer gewissen Schadenfreude sein Triumphlied kalter Verständigkeit den etwa noch gläubigen Ohren entgegenjubelnd. Wie Voltaire das Erdbeben von Lissabon den Anhängern der besten Welt entgegenhielt, so Lucian die Leiden des Lebens und den schneidenden Gegensatz zwischen Tugend und Glück; wie Voltaire die Mythen des Christenthums und den Wandel seiner Priester frivolem Spotte Preis gab, so Lucian die Sinnlichkeit und Unvollkommenheit der griechischen Götter sammt den Bestrebungen der Philosophen, welche der Frömmigkeit der Gebildeten eine morsche Stütze gaben, seitdem sie mit der unbefangenen Annahme die Ueberlieferung ihren natürlichen Halt verloren hatte. Lucian ist Parteimann, bei Mit- und Nachwelt geschätzt und beliebt in jenen Kreisen, wo kühle

Zweifelsucht dem warmen Glauben an Götter und Menschen den Zugang wehrte, bei Zeloten und Gefühlsmenschen verhaßt, weil beiden sein kalter scharfer Witz ein Aergerniß gibt. — Mit Unrecht hat man ihn zum besondern Feinde des Christenthums machen wollen, da er der Christen doch nur an ein paar Stellen gelegentlich Erwähnung thut; die Widersprüche des griechisch-römischen Götterthums aufzudecken war ihm unendlich wichtiger, als fremden Aberglauben in ernstere Betrachtung zu nehmen. Die Christen standen ihm eben auf einer Stufe mit den Anhängern anderer ausländischer Religionen, den Isis-, den Astarte-, den Mithrasgläubigen; wie sollte er ein näheres Interesse haben, gerade sie zu verfolgen, in deren Verneinung des Polytheismus noch eher ein Anlaß zu freundlichen Beziehungen lag. Die Christen werden merkwürdiger Weise einige Male auf eine Stufe mit den Epikureern gestellt, weil beide das Dasein der Götter sammt den Weissagungen und Orakeln bekämpften. Aber unsere Glaubensgenossen waren immer sehr empfindlich gegen das leiseste Anrühren dessen, was ihnen heilig ist; Geringschätzung ihrer Mysterien schrieben sie allezeit auf Rechnung bösen Willens; und wo sich kein Scheiterhaufen mehr bauen ließ, verfolgten sie den Verächter wenigstens mit ihren Verwünschungen. Es ist ergötzlich, wie sich bei manchen ganz unschuldigen Stellen, in denen Lucian an's Christenthum gar nicht gedacht hat, der Scholiast ereifert, wie er mit Schimpfworten um sich wirft, wie sie jener nur im Munde der Cyniker gewohnt war; der Lexikograph Suidas vollends läßt ihn von Hunden zerreißen, weil er gegen die Wahrheit gewüthet; denn im Leben des Peregrinus greife der ganz abscheuliche Mensch das Christenthum an und bediene sich gotteslästerlicher Aeußerungen gegen Christus. Deßhalb sei er auch im gegenwärtigen Leben für seine Wuth gebührend gestraft worden, im zukünftigen aber werde er mit Satan Erbe des ewigen Feuers werden. Nach solchen Kraftsprüchen der

Vorfahren blieb bei vielen spätern Philologen und Historikern wenigstens die Behauptung stehen und hat sich bis in die neuesten Bücher fortgeerbt, Lucian habe sich die doppelte Aufgabe gestellt, den alten Volksglauben und die neue Lehre des Christenthums zu bekämpfen, während ihm in der That nichts so fern lag als eine ernstliche Fehde mit einer meist aus ungebildeten Leuten bestehenden, wenn auch ziemlich ausgebreiteten Religionsgenossenschaft, deren künftige Bedeutung er unmöglich vorausahnen konnte. Nur in zweien seiner ächten Schriften wird der Christen im Vorbeigehen gedacht, aber ohne Haß und Abneigung. In der Schilderung des Lügenpropheten Alexander bezeichnet er diesen als ihren Gegner, welcher die Menge aufreizte, Atheisten, Epikureer und Christen mit Steinen zu vertreiben, und vor Beginn der von ihm angeordneten dreitägigen Festfeier jedesmal bekannt machte: Wenn ein Atheist oder Christ oder Epikureer als Zuschauer der Orgien gekommen ist, der soll fliehen. Zu Anfang der Feier selbst hub der Prophet jedesmal mit den Worten an: Hinaus mit den Christen! und die ganze Volksmenge rief sodann: Hinaus mit den Epikureern! In dieser merkwürdigen Stelle sehen wir also die Christen mit den übrigen Gegnern des orthodoxen Heidenthums in eine Klasse geworfen und von jenem betrügerischen Orakelmann, welcher auf die Börse der Frommen speculirte, mit gleichem Hasse verjagt und vertrieben. Die andere Schrift, in welcher Lucian der Christen erwähnt, ist die Lebensbeschreibung des philosophischen Charlatans Peregrinus Proteus, welcher nach Ermordung seines Vaters mit den Priestern und Schriftgelehrten der Christen um Palästina zusammengewesen, die wunderbare Weisheit dieser gelernt und in kurzem bei ihnen das höchste Ansehen erworben habe. Und nun fährt er fort: „Sie verehren ja dort noch jenen großen Menschen, der in Palästina gekreuzigt worden ist, weil er diesen neuen Cultus in's Leben einführte." Peregrinus sei nun deßhalb in's

Gefängniß geworfen worden, und die Christen hätten alle Mittel in Bewegung gesetzt, ihn daraus zu befreien. Schon am frühen Morgen habe man alte Frauen, Wittwen und Waisen am Gefängniß wahrnehmen können, die Vorsteher aber hätten die Wachen bestochen und mit ihm drinnen die Nacht zugebracht; man habe ihm gutes Essen geschickt und für ihn gebetet, und der gute Peregrinus — denn so habe man damals noch gesagt — habe ein neuer Sokrates geheißen. Aus den Städten Asiens seien Abgeordnete gekommen, zu helfen, zu rathen und zu trösten. Bei dieser Gelegenheit habe er aus Veranlassung seiner Gefangenschaft eine schöne Einnahme gemacht; denn in solchen Fällen sparten die Christen nichts. Nun heißt es wörtlich weiter: „Denn die Unglücklichen sind überzeugt, daß sie unsterblich sein und ewig leben werden, weshalb sie den Tod verachten und sich ihm meist freiwillig überliefern; sodann hat ihnen ihr erster Gesetzgeber die Ueberzeugung beigebracht, daß sie alle Brüder seien, wenn sie einmal übergetreten, die griechischen Götter abgeleugnet hätten, dagegen jenen ihren gekreuzigten Sophisten anbeten und nach seinen Gesetzen leben. Sie achten nun allen Besitz gleichermaßen für gering und halten Gütergemeinschaft, ohne genaue Rechenschaft zu fordern. Wenn demnach ein schlauer Betrüger zu ihnen kommt, der sich die Verhältnisse zu Nutze zu machen weiß, so wird er in kurzem sehr reich, indem er die unbefangenen Menschen übervortheilt.“ Dieß also ist die berühmte Stelle, um derentwillen Suidas den Lucian im ewigen Leben zu Satans Genossen macht, aus der dagegen ein nüchterner Beurtheiler nicht einmal eine eigentliche Feindschaft desselben gegen das Christenthum wird ableiten wollen. Selbst der „gekreuzigte Sophist“ verliert viel von seinem gehässigen Klange, wenn man erwägt, daß der Name Sophist während der römischen Kaiserzeit ohne jene schlimme Nebenbedeutung, die Sokrates einst dem Worte angeheftet, einfach von denen ge-

braucht wurde, die als Lehrer und Redner im Reiche umherzogen und aus der Wissenschaft ein Gewerbe machten. Was er sonst an dieser Stelle von den Christen berichtet, legt nur Zeugniß ab von ihrer arglosen Gutmüthigkeit, vermöge deren sie sich von Ränkemachern übervortheilen ließen, so wie andererseits von der freudigen Begeisterung, mit der sie ihrem Glauben anhangend in der Hoffnung des ewigen Lebens die Güter und Leiden der Welt verachteten. Eine dritte Stelle im „Lügenfreund", wo von dem Syrer aus Palästina die Rede ist, welcher die bösen Geister aus den Besessenen um großen Lohn austreibe, spricht von einem Lebenden, von einer zu Lucians Zeit bekannten Persönlichkeit, und geht nicht auf Christus. Denn einer der in der Gesellschaft Anwesenden hat den Dämon ausfahren sehen; er war schwarz und rauchähnlich. Diese gelegentlichen Beziehungen Lucians zum Christenthum habe ich gleich vorangestellt, um sie ein für allemal los zu werden. Ich würde sie kaum erwähnt haben, hätten ihnen Andere nicht ein besonderes Gewicht gegeben. So war es nothwendig, ihn in einer christlichen Gesellschaft erst von dem ungerechten Vorwurf des Christenhasses zu befreien, damit meine Zuhörer ohne Vorurtheil zu dem geistreichen Mann mit mir herantreten können.

Und bei alledem haben die Strenggläubigen gegründete Ursache, gerade diesen Schriftsteller mit Mißtrauen aufzunehmen, weil sie in seinem äzenden Verstande einen aus der ganzen Klasse von verneinenden Geistern sehen, welche den historischen Kern aller positiven Religionen annagen. Wie die Romantiker Julian den Abtrünnigen mit besonderem Glimpf, ja mit gewisser Vorliebe behandeln, weil er den Glauben seiner Väter mit neuen Stützen zu halten bemüht war; wie eben diese unter den mitlebenden Juden gerade die altgläubigen bevorzugen, weil sie ihrer eigenen Auffassung religiöser Dinge näher stehen als die reformirungslustigen, so erblicken sie hinwiederum in Lucian nicht sowohl den

Feind des Heidenthums als den grundsätzlichen Gegner der Ansichten, auf denen ihre Frömmigkeit begründet ist. So lange der Kampf um die Götter die Menschheit zu Streit und Haß entflammte — und dieß geschah vom Anfang der geschichtlichen Erinnerung bis zum heutigen Tage —, sind es zwei Pole, die die verwandten Kräfte anziehen und die entgegengesetzten abstoßen: hier der selbständige Forschungstrieb, der unbefriedigt bei den Erzählungen der Alten nach dem Wesen der Dinge sucht, dort die gestaltenbildende Phantasie, die den unsichtbaren Urgrund der Dinge mit Wesen bevölkert, welche der Menschennatur mehr oder weniger ähnlich sind. Was der Dichter im dämmernden Zwielichte des Bewußtseins geschaffen, zieht der Philosoph vor die Tageshelle seiner Untersuchungen, und die Zuschauer neigen mit Leidenschaft zum einen oder zum andern hin, je nachdem in jedem Verstandeskälte oder Gefühlswärme überwiegend ist. Ich habe es hier lediglich mit einer geschichtlichen Erscheinung zu thun; wie Lucian heut zu Tage als Christ denken würde, zu untersuchen, soll mir eben so fern bleiben als die Erklärung meiner Beistimmung oder Abneigung bei Darlegung seiner Grundsätze. Bietet ja die einfache historische Entwicklung des Interessanten genug; religiöse Parteiansichten auszusprechen ist dem Zwecke dieses Vereins zuwider.

Nun hat sich aber Lucians Satire nicht allein des griechischen Volksglaubens bemächtigt, so sehr er auch mit Vorliebe gerade bei religiösen Mythen weilt, sie hat vielmehr ihren Gesichtskreis über das ganze Leben ausgedehnt. Er ist ein Sittenmaler seiner Zeit; freilich, wie es bei Satirikern immer der Fall ist, streifen seine Genrebilder meist an's Karrikaturartige; sie sollen ja Heiterkeit erregen; und zur Ehre der damaligen Menschen, namentlich aber der Philosophen, auf die er seine giftigsten Pfeile abdrückt, sei es geglaubt, daß sie besser waren als der Ruf, den er von ihnen in Gang brachte. Seine Zweifelsucht und Spottlust hat

überall nur selbstsüchtige Beweggründe der Habsucht, der Genußsucht und Eitelkeit zu Grunde gelegt, wo vielleicht auch edlere Triebfedern walteten. Aber bei alledem — denn sonst hätte die Satire über's Ziel geschossen — bleiben die Thatsachen stehen in ihrer grellen Sonderbarkeit.

Lucian der Satiriker ist aber auch gestaltender Dichter, mögen immerhin die zwei mittelmäßigen versificirten Stückchen auf's Podagra sammt den Epigrammen untergeschoben sein: er ist Erfinder einer ganz neuen Gattung, des komisch-satirischen Zwiegesprächs. Manche seiner Dialoge, ich meine hier nicht seine bekannten Göttergespräche, deren Werth ich ziemlich untergeordnet finde, aber andere Dialoge, mit denen ich Sie im Verlauf meiner Vorträge bekannt machen will, sind von so schöpferischer Erfindsamkeit eingegeben, mit so dramatischer Beweglichkeit ausgestattet, daß ihr Verfasser mit Recht zu allen Zeiten als unübertreffliches Muster dieser überaus wirksamen Gattung gegolten hat.

Endlich ist er Meister seinen Ausdrucks, Verwalter des gesammten griechischen Sprachschatzes, Kenner der klassischen Literatur in allen ihren Zweigen, belesener Kritiker der entarteten modernen, und durch all' diese reichen Mittel von Erfindungsgabe, Geist, Witz und Gelehrsamkeit der gewandteste Redekünstler seiner Zeit, der die frischen Jahre seines Lebens im weiten Reich nach damaliger Literatensitte umherzog und mit der einträglichen Kunst der Beredsamkeit eine anständige Summe zusammenbrachte, welche ihn in den Stand gesetzt zu haben scheint, im spätern Mannesalter von seinem Vermögen zu leben, bis er in höhern Jahren noch einen einträglichen Beamtenposten in Aegypten übernahm.

Trotz aller schwarzer Schatten, welche die wachsende Schlechtigkeit auf jene Jahrhunderte wirft, trotz aller innern Hohlheit derer, die als Träger der Bildung der Verderbniß um so weniger

Einhalt zu thun im Stande waren, weil ihre Sinnlichkeit sie in den Strudel mit hineinriß, bleibt doch immerhin die Thatsache rühmenswerth, daß ein strebsamer Kopf im Stande war, eine selbst glänzende Existenz auf die freie Wissenschaft zu gründen. Lucians Leben, wie es in seinen allgemeinsten Umrissen aus seinen Schriften skizzirt ist, gibt einen so hohen Begriff von der damaligen Stellung der Literaten, daß ich es schon aus Standesinteresse in kurzen Zügen nacherzählen will. Allerdings stellt das Schwanken über die Aechtheit seiner Schriften einzelne Punkte fortwährend in Frage, zumal seitdem Bekker von den 81 Nummern nicht weniger als 28 verurtheilt hat, inzwischen wird das Wesentliche dadurch nicht beeinträchtigt.

3. Lebensumriß.

Samosata, die Hauptstadt der nördlichsten syrischen Provinz Comagene, am westlichen Ufer des Euphrat gelegen und noch heutzutage als kleines Städtchen vorhanden, ist weit berühmter durch diesen seinen großen Sohn geworden, als dadurch, daß es vor der römischen Besitznahme kleine Könige beherbergte. Das Griechische hatte selbst in jenen entlegenen Gegenden die alte Landessprache verdrängt, wie in unsern Tagen das Französische die Sprache der Flamländer und Wallonen. Doch war das aufgepfropfte Reis gänzlich verwildert und die aramäischen Bewohner immer noch halbcivilisirte Barbaren. Hatte also Lucian bis zu seiner Ausbildung zur feinsten attischen Redeweise auch nicht die Schwierigkeiten eines vollkommenen Ausländers zu überwinden, so hing ihm dagegen die schlechte Mundart seiner Heimath als ein noch stärkeres Hemmniß an, da es größere Mühe macht, üble Manier abzulegen als völlig neu zu beginnen. So wenig ihm die Muttersprache fördernd entgegenkam, eben so wenig die Verhältnisse des Aelternhauses. Er sollte unter jene stolzen Geister

gehören, die ihre bedeutende Lebensstellung sich selbst verdanken. Als er an der Schwelle des Jünglingsalters aus der Schule entlassen war, gedachte man im Familienrath ihn einem Beruf zu übergeben, der wohlfeil zu erlernen und bald auch für die armen Aeltern einträglich wäre. Von des Vaters Stande wird nichts berichtet; als Rathgeber erscheinen nur die mütterlichen Verwandten, eine Künstlerfamilie. Der Großvater war Bildhauer wie die beiden Brüder der Mutter. Was lag näher, als daß man ihn zu einem der Oheime in die Lehre that? Und er schien Kunsttalent zu besitzen. Hatte er doch schon in der Schule das Wachs von den Schreibtafeln gekratzt und daraus Ochsen, Pferde und Schafe modellirt, woraus der Vater in Aelterneitelkeit auf seine Begabung schloß, während der Lehrer ihn dafür geprügelt hatte. Der Oheim nimmt ihn gleich mit nach Hause und gibt ihm eine Steinplatte zu behauen. Dieß war sein erster und einziger Kunstversuch. Denn als er zu stark darauf schlug und die Platte zerbrach, gab ihm der Meister eine so derbe Lection mit dem Stocke, daß der Bursche weinend davonlief und die Striemen nach Hause trug, dabei in kindischer Einfalt meinte,, der Onkel habe ihn aus Neid so grob behandelt, weil er fürchtete, er möchte ihn in seiner Kunst übertreffen. Wir sagen noch heute dem jähzornigen Manne Dank für seinen eindringlichen Unterricht, der den jungen Menschen auf dem schnellsten Wege seinem wahren Beruf entgegentrieb. Lucian war auf keine Weise mehr zu seinem Meister zurückzubringen. Mag auch das Traumgesicht, das er in der Nacht auf diesen verhängnißvollen Tag gesehen haben will, nur eine allegorische Einkleidung seines innern Kampfes sein, so zeigte doch eben die Herrlichkeit, in welcher er darin die Wissenschaft der Kunst gegenüber auftreten läßt, in einem poetischen Abbild, welche von beiden Berufsarten für ihn die lockendere war. In höhern Lebensjahren, als er zu Ruhm, Geld und Ansehen gelangt, der Vaterstadt

einen Besuch abstattete, erzählt er dieses Traumgesicht zur Ermunterung armer Jünglinge, denen sein eigenes Beispiel ein Sporn sein möge. Wie dem Herkules nach Prodikus Dichtung am Scheidewege die beiden Gestalten Wollust und Tugend erschienen, so treten hier an den unschlüssigen Jüngling die Bildhauerkunst und die Bildung heran und bekämpfen sich um den Besitz seiner Jüngerschaft. Aber die eine der Musen wird ihm zum Zerrbilde der bestäubten Handwerkerin; und könnte er auch Bildsäulen machen, denen des Phidias und Praxiteles gleich, er würde doch nur gebückten Hauptes in Samosata meißeln und ohne geistige Durchbildung, stumpfer Einseitigkeit verfallen, sich vor dem mittelmäßigsten Beherrscher des Wortes demüthigen. Aber die Bildung verheißt ihm Ehre und Namen, daß die Leute, die ihn vorübergehen sehen, mit Fingern auf ihn deuten und sich zuflüstern: Das ist er! Als er ihrer Ueberredungsgabe Folge leistet, da setzt sie ihn mit herrlichem Gewand angethan auf einen Wagen von Flügelrossen gezogen, und indem er von Morgen gegen Abend über die Häupter der Menschen dahinfährt, säet er etwas wie Triptolemus — nemlich Aufklärung und Wissenschaft. Diese Gegenüberstellung von Kunst und Bildung ist nicht allein im Geschmack Lucians, sie ist ganz im griechischen Geiste: bei aller Kunstliebe, bei aller Kunstvollendung ließ man den Künstler selbst nur als Handwerker gelten; das unschöne Mechanische des Handwerks schien den freien Mann zu entehren und das harmonische Seelenleben zu verkümmern. Die moderne Welt ist dem Stande der Künstler günstiger, die antike dem der Literaten.

Auf welchem Wege Lucian seine Neigung zu dem letztern Stande durchgesetzt, ist uns unbekannt. Ob er vielleicht den Aeltern durchgegangen, wie dem Oheim, und auf gut Glück hinaus in die Welt gelaufen? Wir haben für diese Vermuthung wenigstens eine Andeutung, indem er die Redekunst sagen läßt, sie

habe ihn gefunden, wie er als ganz junger Mensch noch mit seinem ausländischen Dialekt in Jonien herumgelaufen sei und nicht gewußt habe, was er anfangen solle; da habe sie den armen jungen Mann umsonst gebildet und sich ihm angetraut, habe ihn berühmt gemacht, ihn zuerst in Griechenland und Jonien begleitet, dann sei sie ihm nach Italien und Gallien gefolgt und habe ihm zu Reichthum verholfen. Es war kein Leichtes, sich in der damaligen Zeit als Literat einen weitgefeierten Namen zu erwerben; denn die Zahl der Mitstrebenden war ungeheuer. Bei der alten Neigung der Griechen ihre zierliche Sprache zu künstlerischer Form auch in Prosa auszubilden, wimmelte das römische Reich, seitdem formale Bildung zu Geld und Ansehen verhalf, an Concurrenten, die in wohlgesetzten, feingegliederten Perioden über erdichtete Fälle oder moralische Gemeinplätze ihre Redegewandtheit bald vor einer großen Volksmenge, bald vor einem gewählten Hörerkreis glänzen ließen. Die einen gaben sich in den Dienst der Großen, welche selbst bei mangelhafter eigener Bildung eine Ehre darein setzten, gelehrte und redefertige Männer in ihrem Gefolge zu haben, andere eröffneten als Lehrer einen Cursus der Beredsamkeit; denn es wurde für unerläßlich gehalten für einen Mann von Familie, eine Rednerschule durchgemacht zu haben; andere endlich, die es vorzogen, sich nirgend zu binden, reißten nach Virtuosenart umher und legten um Honorar Proben ihrer Geschicklichkeit ab. Unter die letztern gehörte Lucianus so manche Jahre in der ersten Hälfte seines Lebens. Eine Zeit lang widmete er sich auch dem praktischen Leben und beschäftigte sich mit der gerichtlichen Beredsamkeit.

Es war sicher keine Kleinigkeit und erforderte neben reichen Gaben der Natur auch großen Fleiß und eindringendes Studium, zumal von dem Sohn einer weitentlegenen Stadt, bis er in jenem schon etwas verschrobenen und verkünstelten Jahrhundert sich den

Ausdruck der guten alten Zeit aneignete. Die Sprache hatte ihre Natürlichkeit verloren, die meisten gefielen sich in neugebildeten Wörtern und Wendungen; Prosa und dichterischer Ausdruck war längst vermischt, der Nachfolger überbot den Vorgänger in gesuchter Redeweise. Ein Redner mußte ferner das Gesammtgebiet der Literatur beherrschen; er war Grammatiker und Aesthetiker; Lucians Schriften wimmeln von Citaten und Anspielungen aus Dichtern, Historikern, Rednern und Philosophen; die Beschäftigung mit der sehr ausgedehnten Literatur war allgemein; um so schwieriger also für den Einzelnen, sich hervorzuthun. Aber trotz allem Kraftaufwand blieb das literarische Treiben der Redevirtuosen schal, und mußte auf die Dauer einem bedeutenden Kopf langweilig werden. Darum zog sich Lucian, als er etwa 40 Jahre zählte, von seiner bisherigen Laufbahn zurück, sich in Athen der Philosophie und einem mehr beschaulichen Leben zu widmen. Für einen Mann der Wissenschaft war diese Stadt die angenehmste im ganzen römischen Reiche. Seit Altem Mittelpunkt des besten Geschmacks und der feinsten Bildung und Sammelplatz der geistreichsten Männer, hatten ihr die Antonine einen neuen Glanz gegeben, indem sie dieselbe durch Anstellung besoldeter Lehrer aus allen Philosophenschulen — man hört von 10,000 Drachmen Gehalt — nach unserer Art zu reden zur Universität erhoben. Dabei hatte sie sich in ihrem Aeußern noch möglichst abgesperrt von Ueberladung und Roheit des sich plump vordrängenden Reichthums; ja die gute Sitte daselbst wirkte sogar umbildend auf diejenigen, deren erstes Auftreten ihr Hohn sprechen wollte, wie Lucian im Nigrinus den Athenern mit der Wärme des Begeisterten nachrühmt. Als z. B. ein Fremder, der sich dort niedergelassen, in einem Kleid von schreienden Farben einherging, sagten die Athener spottend zu einander, so daß er es hören konnte: Es ist schon Frühling, oder: Woher kommt dieser Pfau? oder: Vielleicht ist's

von seiner Mutter. Dergleichen Exempel legt er dem Philosophen Nigrinus eine Menge in den Mund, der in dem widerlich geräuschvollen und aufgeblasenen Rom seine Sehnsucht nach der gebildeten Hellenenstadt mit inniger Rührung zu erkennen gibt.

Während der Jahre seines Aufenthaltes in Athen verfaßte Lucian ohne Zweifel die meisten seiner interessanten Schriften, und bildete vor allem den Dialog zum Mittel satyrischer Darstellung aus. Diese Neuerung zu rechtfertigen, läßt er selbst in einem Dialog die Redekunst klagbar gegen sich auftreten, daß er sie, seine Wohlthäterin und Gattin, verlassen, und wirft ihr dann als Grund seines Abfalls ihre Buhlerkünste vor; nachdem der Prozeß zu seinen Gunsten entschieden ist, klagt hinwiederum der Dialog, daß er ihn entwürdigt und von seiner Höhe herabgedrückt; Lucian dagegen gibt ihm die Bemerkung zurück, er solle froh sein, daß er ihn menschlich gemacht; denn bisher sei er stachelich gewesen wie die Igel, die niemand in die Hand nehmen möge. In Platons Weise bediente man sich nemlich bisher der dialogischen Form nur zu philosophischen Betrachtungen; Lucian dagegen gebrauchte sie zu humoristischen und satyrischen Zwecken. Von seinen Lebensverhältnissen zu Athen können wir nur die Vermuthung äußern, daß er dahin seinen alten Vater geholt, um ihm die Jahre zu erleichtern. Daß er verheirathet gewesen, läßt sich aus einer Stelle des Eunuchen schließen, wo er von seinem noch ganz jungen Sohne spricht. Mit den meisten der Philosophen daselbst wird er schwerlich in gutem Vernehmen gewesen sein; denn wie hätten die eitlen Leute ihm ruhig zum Stichblatt dienen mögen? Es geht unter seinem Namen eine vielleicht unächte Schrift über den Philosophen Demonax, eine Sammlung locker aneinandergereihter Anekdoten, welche übrigens mit großer Pietät geschrieben ist. Hier heißt es, daß er mit diesem lange Zeit zusammengelebt, und die Aehnlichkeit ihrer religiösen An-

sichten gibt der Notiz, auch wenn die Schrift einen andern Verfasser haben sollte, alle Wahrscheinlichkeit. Demonax war ein Freidenker voll Seelenadel und Sittenreinheit, der niemanden mit seinem Unglauben belästigte, aber die Anmuthungen anderer mit sanftem Humor zurückwies, ein Geistesverwandter von Moses Mendelssohn. Auf die Anklage, daß ihn niemand noch habe opfern sehen, antwortete er, er habe der Athene nicht geopfert, weil er annehme, sie bedürfe seiner Opfer nicht; auf den Vorwurf, daß er nicht in die Mysterien eingeweiht sei, entgegnete er, er würde sie ausplaudern, wenn sie schlecht wären, wären sie aber gut, so würde er sie erst recht ausplaudern aus Menschenfreundlichkeit, so daß die Athener, die schon Steine in Händen hatten, wieder besänftigt wurden. Der Aufforderung eines Freundes, mit ihm in den Tempel des Asklepios zu gehen und für seinen Sohn zu beten, begegnete er mit den Worten: Du hältst wohl den Asklepios für taub, daß er unser Gebet nicht auch von hier aus hören kann. Auf die Frage: Wie meinst du, daß es in der Unterwelt aussieht? sagte er: Warte, und ich will dir von dort schreiben. Dieser stille Weise lebte an die hundert Jahre und hinterließ ein gesegnetes Andenken, daß die Leute ihn nach seinem Tode wie einen Heiligen verehrten und den Stein küßten und bekränzten, auf welchem er auszuruhen pflegte.

Daß Lucian in vorgerückten Jahren wiederum Reden gehalten, sehen wir aus zwei noch vorhandenen Anreden; ob zu neuem Erwerbe, weil sein Erspartes auf die Neige gegangen, oder aus bloßer Vorliebe für den alten Beruf, ob regelmäßig oder bloß hie und da gelegentlich, muß unentschieden bleiben. Im höchsten Alter endlich finden wir ihn einen hohen viele Tausend Thaler tragenden Posten in Aegypten bekleiden, eine Art Generalsecretärsstelle beim Gerichtswesen, die ihm Hoffnung gab, selbst noch Statthalter zu werden, wegen deren Annahme er aber sich veran-

laßt sah den Vorwurf der Inconsequenz in einer eigenen Vertheidigungsschrift von sich abzulehnen. Ehedem, in jungen Jahren nemlich hatte er gegen jene Gelehrten in starkem Tone geschrieben, welche bei Großen in Dienst gingen, und nun, konnte man sagen, sei er auf der Schwelle des Todes noch selbst in ein Dienstverhältniß getreten. Er weist in seiner Apologie den Unterschied nach zwischen Privat- und öffentlichem Dienst; während er den erstern als schimpflich bezeichnet, rühmt er den letztern als ehrenvoll. Sein Todesjahr ist so unbekannt als sein Geburtsjahr: nur so viel ist gewiß, daß er Marc Aurel überlebt hat. Der Kaiser, unter dem er in Aegypten diente, war wohl Commodus, das schwachsinnige Ungeheuer, welches im Jahre 193 aus der Welt geschafft wurde.

Es kann bei der Menge und Vielseitigkeit von Lucians Schriften durchaus nicht meine Absicht sein, auf alle einzelne einzugehen. Seine rednerischen Uebungsstücke, seine Anreden an Einzelne oder an eine Gesammtheit, um die Aufmerksamkeit und Gunst einer Zuhörerschaft zu wecken, sind für uns nicht wichtig genug. Wenn er dem Tyrannen Phalaris die berüchtigte eherne Kuh als Weihgeschenk nach Delphi senden und in zwei Reden die Annahme dieses grausamen Marterwerkzeugs empfehlen, oder wenn er den Lohn für Tyrannenmord den in Anspruch nehmen läßt, in dessen zurückgelassenes Schwert sich der Tyrann gestürzt hat aus Schmerz, weil ihm jener den einzigen Sohn statt seiner getödtet; so bezeichnen dergleichen Kunststücke, bei aller geistreichen Durchführung, nur die Schalheit der damaligen Rhetorik. Seine eleganten Anreden, mit mythologischer oder geschichtlicher Einkleidung, können als Stilproben des feinsten Geschmackes gelten; wenn er z. B. erzählt, wie der Scythe Anacharsis, aus Verlangen die griechische Bildung kennen zu lernen, nach Athen gekommen und von seinem Landsmanne Toxaris dem Solon zugeführt worden sei als dem

Manne, der in seiner Person ganz Griechenland darstelle; so macht er von dieser anmuthig ausgeführten Erzählung die Anwendung auf sich selbst; denn auch er sei als unbekannter Fremdling in die blühendste Stadt Macedoniens gekommen und von allen auf zwei Männer hingewiesen worden, Vater und Sohn, die er eben hier anredet. In einer andern Ansprache berichtet er vom Flötenspieler Timotheos, der seinem ruhmbegierigen Schüler Harmonides die Unterweisung gegeben, er werde dann in seiner Kunst berühmt werden, wenn er den Geschicktesten gefallen. So werde auch er seinen Ruhm für gesichert halten, wenn er sich des Beifalls dessen erfreue, an den diese Anrede gerichtet ist. Wie er durch dergleichen geschichtliche Parallelen seine Complimente verfeinert, so benimmt er eben dadurch dem Tadel die unliebsame Schärfe. Nichts war ihm unangenehmer, als wenn seine Reden nur durch das Neue und Ungewöhnliche Beifall fanden, statt durch das Kunstvolle und Schöne. So drückt er denn bei einer Gelegenheit der Art sein Bedauern aus, daß es ihm ergangen sei wie dem Zeuxis, als er eine Hippocentaurin mit ihren Füllen malte, oder dem König Antiochus, als er über die Galater dadurch siegte, daß diesen seine sechzehn Elephanten eine neue Erscheinung waren. In diesen kleinen bloß durch stilistische Virtuosität ausgezeichneten Aufsätzen verräth sich der gewandte durch Umgang mit der Welt abgeschliffene Geist unsers Schriftstellers.

Dagegen tritt wieder in andern theils sprachlichen, theils beschreibenden Inhalts der feine Beobachter hervor, dem auch die kleinste Erscheinung nicht entgangen ist. Sein Lob der Mücke hat immer für ein kleines Meisterstück gegolten; sein Proceß der Buchstaben, in dem sich unter dem Vorsitz der Vocale das S über die steigende Anmaßung des T beschwert, ist eine geistreich eingekleidete sprachliche Untersuchung. Daß ein berühmter Redekünstler über das Theoretische seiner Kunst nachgedacht und ein

witziger Kopf die Schwächen seiner Mitstrebenden beobachtet hat, wie er sie in seiner Rednerschule in directer Satire zum Besten gibt, ist leicht begreiflich. Aber auch bloß verwandten Gebieten, wie dem der Geschichtschreibung, hat er seine Betrachtung gewidmet. Lucian hat in der Schrift: Wie soll man Geschichte schreiben? unter den uns vorhandenen Autoren des Alterthums allein den Versuch gemacht, eine Kunst der Historik zu entwerfen, und wenn auch seine Bemerkungen nicht eben einem System entfließen, so tragen sie doch bis auf den heutigen Tag noch den Charakter der Anwendbarkeit; die Menge der Beispiele aber zeigt uns den Kenner der Geschichtsliteratur. Wie fein und gründlich weiß er sich noch im höchsten Alter bei seinem Vorgesetzten über einen ungewöhnlichen Gruß zu entschuldigen! Auch in dialogische durch Scenerie belebte Form versteht er seine sprachlichen Beobachtungen einzukleiden. Einen Standesgenossen, der sich ein guter Grieche dünkt, überführt er dadurch, daß er eine Menge Sprachfehler in der Unterredung vorbringt, die jenem nicht einmal auffallen; einen andern läßt er den Anfang eines Werkes vorlesen, in welchem derselbe in Platos Weise ein Gastmahl beschrieben haben will. Aber diese Schrift strotzt dergestalt von seltenen und neuen Ausdrücken, daß der Verfasser ihm wie dem dazukommenden Arzt halbwahnsinnig erscheint. Nachdem ihn nun der Arzt durch ein Vomitiv von einem Theil seiner Wortungethüme befreit hat, übergibt er ihn dem Lucian, daß er ihn sprechen lehre, und dieser verweist ihn an das Studium der guten Schriftsteller von ehedem und an die feste Kost, von Jean Paul und Pückler Muskau, würden wir sagen, an Lessing und Göthe. Wehe dem aber, der ohne ein recht gutes Gewissen Lucians Ausdrucksweise zu tadeln wagte! Einem Timarchus hatte er mit einem etwas dunklen Worte seine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben, worüber sich dieser eine Erklärung ausbat. Aber diese Auseinandersetzung

ist zu einer ewigen Schandsäule des Mannes geworden. Ueberhaupt konnte einer nichts schlimmeres thun, als den reizen, dem die ganze Schärfe des Ausdrucks zu Gebote stand und die Rücksichtslosigkeit eines streitfertigen literarischen Fechters zur zweiten Natur geworden war. Ob wohl jener ungebildete Reiche, den er wegen seiner Wuth Bücher zusammenzukaufen in einer Schandepistel verfolgte, ihm ein Lieblingsbuch weggeschnappt oder das Gesuch ihm eines zu leihen abgeschlagen haben mag, weil er ihn am Schluß mit dem Hund in der Krippe vergleicht, der durch Bellen die Hunde vom Hafer zurückhält? Besser, meint ein Kritiker, hätte jener gethan, ihm die ganze Bibliothek zu schenken, als dergestalt zum warnenden Beispiel zu werden.

Ich konnte die rein rhetorische und sprachkünstlerische Seite des Lucian nicht völlig übergehen, da er einen guten Theil seines Lebens ein Sophist war gleich den übrigen, wenn auch ein Prometheus in Reden, wie einst einer sagte, worauf er den Sinn dieser Aeußerung durch alle Möglichkeiten hindurch variirte. Aber weder wäre der bloße Rhetor bei der Nachwelt so berühmt geworden, noch hätte ich ihn für interessant genug gehalten ihn vor eine nichtphilologische Versammlung zu bringen. Der Schwerpunkt seiner Schriften liegt in ihrem positiven Gehalt, in ihrem Ankämpfen gegen religiöse Irrthümer und sittliche Gebrechen seiner Zeit, die er mit der scharfen Waffe der Satire unerbittlich verfolgte.

4. Religiöse Polemik.

a. Götterglaube.

Lucian war nicht der erste, welcher die Erzählungen der alten Dichter über die Götter verspottete. Seit länger als einem halben Jahrtausend hatten Philosophen den Glauben an die Mythen untergraben, von deren ursprünglichem physischem Tiefsinn nichts ins

Bewußtsein der Nation übergegangen war, und Komödienschreiber die alten Sagen zum Spaß heruntergezogen. Jene Erzählungen von den Liebschaften des Göttervaters, von der Eifersucht seiner Gemahlin, von den Streitigkeiten, Rivalitäten und Leidenschaften der Olympier enthielten, buchstäblich aufgefaßt, auch so viel des Abgeschmackten, Grobmenschlichen, daß kein hoher Grad von Frivolität dazu gehörte, sie lächerlich zu finden. Den Lustspieldichtern sah man in den Tagen der Freiheit gar Vieles nach; sie hatten das Narrenrecht in göttlichen und menschlichen Dingen. Wenn nun aber die großen Vorgänger in der Philosophie Sokrates, Plato, Aristoteles, welche über die Volksgötter kaum anders dachten als Lucian, bei alledem für ungefährliche gottesfürchtige Leute gegolten haben, letzterer dagegen für einen frechen Spötter, so hat dies darin seinen Grund, daß jene hinter den Wolkengebilden, mit welchen die Poeten die reinere Gotteserkenntniß umzogen, noch einen blauen unendlichen Himmel suchten, in dessen Aether das gottbedürftige Herz sich flüchten konnte; bei Lucian dagegen bleibt nach Abstreifung des Wahnes nichts übrig als die kahle, leere Oede. Es fehlt ihm durchaus der fromme Sinn, der mit sittlicher Scheu an das Heilige tastet; so wird denn seine Polemik burlesk und frivol, und seine Götter zu Theaterfiguren, deren Pomp und Flitter an der Tageshelle des Verstandes in purer Erbärmlichkeit paradirt. Die Himmelsbewohner sind ihm, mit Shakspeare zu reden, nichts als geflickte Lumpenkönige.

Aber wozu denn, kann man fragen, der ernste, grobrationalistische Streit gegen leere Ausgeburten der Phantasie, an welche der Glaube schon seit Jahrhunderten verschwunden war? Die Antwort liegt dem Kenner des damaligen Zeitgeistes keineswegs ferne. Neben dem Atheismus der Philosophenschulen, die seit Aristipp und Epikur Welt und Menschen auf den Zufall stellten, hatte die

ernste Stoa nicht allein an der Vorsehung festgehalten, sondern auch die Träger derselben, unter welche einmal der Polytheismus das eine göttliche Wesen vertheilte, durch naturphilosophische Deutung dem Gebildeten annehmbar gemacht. Gewann auf diese Weise der alte Glaube an eine höhere Weltregierung sammt dessen Gefolge von Wundern, Ahnungen und Orakeln eine neue Grundlage, so eröffnete zweitens das Eindringen aller möglichen ausländischen Gottesdienste und ihrer phantastischen oft unsittlich sinnlichen Gebräuche Thür und Thor jeglichem Aberglauben. Und innerhalb der einheimischen Religion fehlte es nicht an schlauen Betrügern, welche auf die Glaubensbedürftigkeit der großen Masse ihrer Zeitgenossen zu ihrem eigenen Vortheile speculirten. Das Jahrhundert der größten Freigeisterei war zugleich das des kraffesten Köhlerglaubens. Lucian mußte also den alten Kampf gegen die alte Religion von vorne beginnen, weil seine Gegner die verrosteten Waffen wieder blank geputzt hatten.

Wie viel man damals der Leichtgläubigkeit unter der Maske der Frömmigkeit bieten konnte, geschützt durch den Fanatismus, der jederzeit der Superstition zur Seite geht, zeigt uns Lucian selbst an der Lebensbeschreibung des Lügenpropheten Alexander als einem recht schlagenden Beispiel. Man möchte staunen bei dieser Erzählung, böte sie nicht wunderbare Parallelen mit modernen Erscheinungen, z. B. der Entstehungsgeschichte der Mormonen, die in unserem Jahrhundert, das sich seiner Wissenschaft rühmt, und in einem Welttheil, der die Zukunft in seinem Schoße tragen soll, immer ausgedehntere Verbreitung finden. Alexander also — und ich will hier etwas weitläufiger sein, weil dieses Beispiel in das religiöse Treiben der Zeit den deutlichsten Einblick gibt — war ein großer schöner Mann von weißer Haut, feurigen Augen, angenehmer Stimme, leichter Fassungsgabe und großem Scharfblick, gebürtig aus Abonutichos, einer Stadt Pa-

phlagoniens am südlichen Ufer des schwarzen Meeres. Keiner, der ihm das erste Mal begegnete, trennte sich von ihm ohne den besten moralischen Eindruck. Doch hatte er schon eine ausschweifende Jugend verlebt, erst in Gesellschaft eines kräuterkundigen Zauberers von Tyana, dann mit einem Byzantiner Kokkonas im Gefolge einer Frau, die zwar schon über die Jahre hinaus war, aber noch liebenswürdig sein wollte und beide ernährte. Zu Pella in Macedonien, der Vaterstadt jener Frau, kaufen nun beide Abenteurer eine sehr schöne zahme Schlange, deren es dort in Menge gab. Mittelst dieser beschließen sie ein Orakel zu gründen, und zwar will Alexander seinem Geburtsort diese Ehre erweisen, weil die Paphlagonier umher „dick", wir würden sagen gepappt, sind. Zu Chalcedon also vergraben sie im Tempel des Apollo eherne Tafeln — man sollte denken Smith habe den Lucian studirt —, welche natürlich aufgefunden wurden, und auf denen geschrieben stand, daß alsbald Aesculapius mit seinem Vater Apollo nach dem Pontus kommen und zu Abonutichos sich niederlassen werde. Kokkonas starb bald; Alexander aber trat vor seinen Mitbürgern im Theatercostüme des Perseus auf, seines vorgeblichen mütterlichen Ahnen. Häufig erschien er mit schäumendem Mund, indem er die Wurzel des Seifenkrauts kaute, und spielte den Rasenden. An dem Platze nun, wo bereits der Grund zu dem Tempel gegraben wurde, der den künftigen Aesculapius aufnehmen sollte, legt er ein ausgehöhltes Gänseei, in das er eine kleine Schlange verborgen, in den Schlamm; dann eilt er auf den Markt und verkündet in unverständlichen Worten, die wie Hebräisch und Phönicisch klangen, und deßhalb nur um so andächtiger gehört wurden, die unmittelbare Erscheinung des neuen Gottes; hierauf holt er, von der Volksmasse begleitet, das Ei aus dem Schlamm, zerbricht es, und zeigt das Schlänglein, das sich ihm um den Finger ringelt, der wundersüchtigen Menge als den jungen

Aesculapius. Bald durchlief die freudenreiche Botschaft die ganze Umgegend und weithin die benachbarten Länder. Von Bithynien, Galatien, Thracien strömten die Leute zusammen voll Verlangen nach dem Anblick des jungen Gottes. Alexander zeigte nun in angemessenem feierlichem Ornate bei halber Beleuchtung die Schlange, die er aus Pella mitgebracht, und alles staunte wieder, wie der Gott in jüngster Frist so groß geworden. Das schöne Thier lag ihm mit dem Vorderleib auf dem Schoße, den Kopf hatte er unter seine Achsel verborgen; der Hinterleib hatte sich ihm um den Hals geringelt, und doch schleifte ein Theil des Schwanzes noch auf der Erde nach. Statt des wahren Schlangenkopfes zeigte er aber einen künstlichen aus Leinwand, der ein etwas menschliches Ansehen hatte, und mit Roßhaaren gezogen den Mund öffnen und schließen ließ; auch die gespaltene Zunge folgte der Bewegung des Roßhaars. Aber der Gott mußte weissagen. Alexander läßt sich die Anfragen versiegelt geben; die Antwort sollte erfolgen, ohne daß das Siegel erbrochen würde. Natürlich öffnete der Prophet die Siegel und befestigte sie wieder, oder machte sie künstlich nach. Jeder Orakelspruch kostete 1 Drachme und 2 Obolen (etwa 30 kr.); dieß machte das Jahr eine Einnahme von 35,000 bis 40,000 fl, die er mit seinen zahlreichen Gehülfen theilte. Manchmal ließ er den Gott auch in eigener Person Orakel ertheilen; zu dem Ende steckte er in jenen Leinwandkopf die Luftröhre eines Kranichs, durch welche er von außen hineinreden ließ. Solche Weissagungen wurden jedoch nur den Reichsten und Freigebigsten zu Theil. Viele der Fragenden verwies er auch an andere Orakel, nach Klaros, Didymi, Mallos, um sich das Handwerk zu befreunden. Der Ruf der neuen Anstalt verbreitete sich bis nach Rom, und der dickste Glaube fand sich gerade in den obersten Schichten der Gesellschaft; ja ein gewisser Rutilianus, ein Mann von 60 Jahren, ließ sich sogar verleiten des Propheten

Tochter zu heirathen, die diesem, wie er versicherte, die Mondgöttin geboren hatte. In Rom hielt Alexander eine Menge Spione, welche den Meister schon vorher von den Fragen unterrichteten, ehe noch die Boten ankamen. Auch Mysterien wurden gefeiert, vor deren Beginn er allen Atheisten, Christen und Epikureern durch öffentlichen Aufruf fern zu bleiben gebot, und nicht fehlten dabei die Ausschweifungen des Muckerthums. Eine Beamtenfrau, mit der er eine wirkliche Liebschaft hatte, spielte die Mondgöttin, Personen über 18 Jahre durften ihm nur die Hand küssen, die jungen und schönen küßte er selbst; wessen Frau er mit einem Kusse beehrte, der war überzeugt, daß Glück und Segen auf sein Haus herabregnen würde. Viele Frauen rühmten sich sogar Kinder von ihm zu haben, und die Männer betheuerten, daß sie die Wahrheit sprächen. Wen er mit dem Ausruf: Zum Geier mit ihm! verfehmte, der war im ganzen Lande geächtet; den tödtlichsten Haß aber hatte er natürlich auf die Schule Epikurs geworfen, dessen Hauptschrift er auf dem Markt öffentlich verbrannte. Als die Menge der Orakelsuchenden zu groß ward, um sie einzeln zu befriedigen, so schlief er auf deren Schriften und verkündete wie im Traum seine Weissagungen, für die er dann Ausleger angenommen, welche ihm einen namhaften Pacht bezahlten. Auch fremden Völkern, Celten, Syrern, die in ihrer Sprache fragten, ertheilte er Antworten. Lucian selbst hatte ihm ziemlich stark mitgespielt; er hatte in künstlich verschlossenen Zetteln, die ohne Verdacht nicht geöffnet werden konnten, allerlei verfängliche Fragen gethan, z. B.: Ob Alexander eine Glatze habe, oder: Wann er über seinen Betrügereien ertappt werden würde u. dgl. m., und darauf eben so unschuldige als unpassende Bescheide erhalten; die Fopperei war ruchbar geworden und dem Propheten selbst zu Ohren gekommen. Ferner hatte er jenem Rutilian von der Heirath mit des Propheten Tochter abgerathen,

und auch dieß war nicht verborgen geblieben. Als er den Alexander dann auf seiner Durchreise besuchte, und jener ihm die Hand zum Kusse reichte, hatte er ihn heftig hineingebissen. Bei alledem ließ derselbe keinen Haß merken und gab sich den Anschein, als bewerbe er sich um seine Freundschaft, und sie schieden von einander in ganz leidlichem Vernehmen. Aber der tückische Heuchler hatte den Schiffern aufgetragen Lucian auf seiner Weiterreise mit seinen Leuten ins Meer zu werfen; nur der Redlichkeit des Steuermanns, der die Ausführung des Bubenstücks nicht über sich gewann, verdankte er sein Leben. Er wollte wegen dieses Mordversuchs eine Klage anhängig machen; aber der Statthalter von Pontus und Bithynien bat ihn aus Rücksicht für Rutilian davon abzusehen. Der Prophet selbst hatte vorhergesagt, er werde 150 Jahre alt, vom Blitze getroffen, sterben; aber ihn nahm, noch ehe er 70 zählte, eine häßliche Krankheit aus der Welt. Bei dieser Gelegenheit sah man auch, daß er kahlköpfig war; weil ihm nemlich die Aerzte, seine Schmerzen zu lindern, den Kopf mit Wasser benetzten, so mußte er seine Perrücke herunternehmen. — Die Lebensgeschichte dieses Alexander, von der ich nur einige der wesentlichsten Züge mitgetheilt habe, ist eine der allerwichtigsten Schriften Lucians, weil sie einen hellen Strahl auf die Nacht des Aberglaubens wirft, die am Ende des zweiten Jahrhunderts sich bereits über einen großen Theil der Menschheit gelagert hatte, und die bittere Polemik rechtfertigt, die unser Satiriker der ganzen von Betrügern ausgebeuteten Altgläubigkeit entgegenschleudert.

Die bekanntesten unter seinen religiös-polemischen Schriften sind die Göttergespräche, sowohl die der olympischen als die der Meergötter; gleichwohl gehen diese leichthingeworfenen, nur skizzirten Unterhaltungen nicht über ein flüchtiges Geplauder hinaus. Mit Plänkeleien der Art war es auf keine Schlacht abgesehen. Zwar das reinmenschliche Auftreten der Gottheiten, das

Hervorkehren ihrer sinnlichen Schwächen und Leidenschaften würde den pedantisch Frommen unserer Tage leicht Anstoß geben; aber da dem Alterthume jene Mythen seit Homer, so zu sagen seinem Religionsbuche, geläufig waren, und Lucian es bei Dialogisirung homerischer Darstellungen bewenden läßt, so konnte die Göttergespräche selbst der Gläubige von damals unbeschadet seiner Gottesfurcht in die Hand nehmen. Des Zeus Liebschaften, der Here Eifersucht, der Athene und des Bacchus wunderliche Geburt, des Hermes List, des Eros Uebermuth, des Ares und der Aphrodite Verlegenheit, des Paris Urtheil, und was da weiter im Tone des Scherzes berührt wird, waren von Dichtern und Philosophen längst mit heiterer Parodie behandelt, namentlich auch in Pantomimen öffentlich dargestellt. Lucians kleine Bildchen aus dem Götterleben hätten ihn noch lange nicht zum Spötter gemacht.

Einen erhöhten Reiz haben die Gespräche der Meergötter dadurch, daß alle diese Gottheiten mit Ausnahme des Poseidon einen mehr beschaulichen und darum unschuldigen Charakter tragen. Den Bewohnern des feuchten Elements fehlt die Heißblütigkeit der Olympier; so sind auch ihre Neigungen sanft, ihre Werke hülfreich ohne heftige Leidenschaft. Zwar bleiben auch sie gebend und nehmend der gewaltigen Macht des Eros unterthan, aber die Einsamkeit des Meeres gibt ihnen mehr Zeit zu stiller Betrachtung und mehr Anlaß zu Theilnahme an einzelnen Vorfällen, die das Einerlei ihres Daseins unterbrechen. Diese Eigenschaften haben denn auch Lucians Meergöttergespräche zumeist festgehalten, denen überdieß die phantastischen Gestalten und Lebensverhältnisse dieser Wesen noch einen eigenthümlichen Reiz verleihen.

Näher rückt er dem Polytheismus seiner Zeit zu Leibe in der Götterversammlung. Wie der Vorsteher einer Stadtgemeinde hat Zeus eine allgemeine Versammlung berufen, die

Misbräuche zu besprechen, die sich im Götterstaat eingeschlichen haben. Denn es befänden sich eine Menge Fremde darunter, denen das Bürgerrecht nicht zustehe, und die gleichwohl anmaßend genug seien im Himmel Ansprüche zu erheben. Momus, der Hofnarr des Olympus, macht den Ankläger. Da seien manche, sagt er, die, wie z. B. Bacchus, selbst nur ein halbes Anrecht auf göttliche Ehre hätten, und die für ihr ganzes Gesinde denselben Rang haben wollten. So hat dieser den Pan, den Silenus und die Satyrn, größtentheils Bauern und Ziegenhirten und der Gestalt und Sinnesart nach wahre Mittelwesen zwischen Thieren und Menschen, zu eben so viel Göttern gestempelt. Der eine mit Hörnern, Bocksbart und Bocksfüßen ist mehr als zur Hälfte ein Bock; der andere, ein alter Kahlkopf mit aufgestülpter Nase, der fast immer auf seinem Esel reitet, ist ein geborener Lydier; die Satyrn mit ihren spitzigen Ohren und kleinen Hörnern, wie sie bei jungen Böcken hervorzusprossen pflegen, sind Phrygier; und alle haben Schwänze. Und wir wundern uns noch, sagt Momus, wenn uns die Menschen verachten? Aber auch Zeus, fährt er fort, trage selbst einen großen Theil der Schuld. Warum habe er durch seinen Umgang mit menschlichen Frauen die Welt mit Götterbastarden bevölkert? Dazu gesellten sich nun die fremden Götter Attis und Korybas, Sabazius und Mithras und vor allem die unwürdigen Gestalten der Aegyptier: Wie kommst du in Linnen gewickeltes Hundsgesicht dazu, daß du unter die Götter dich einzubellen glaubst? Und was will der memphitische gefleckte Bulle dort, daß er Kniebeugungen annimmt, Orakel spricht und Propheten im Solde hält? Ferner gibt es unberechtigte Wahrsager wie Trophonius und Amphiaraus, welche eigenmächtig Orakel halten und den Apollo um seinen Kredit bringen; ja es ist so weit gekommen, daß jeder gesalbte Stein und Altar, den ein Taschenspieler bedient, Prophezeihungen von sich gibt. Nun

haben die Philosophen noch neue Gottheiten dazu erfunden und mit aufgeblasenen windigen Begriffen den Menschen die Köpfe verwirrt. Da spricht man von einer Tugend, einer Natur, einem Glück und andern dergleichen Hirngespinnsten, die zwischen Götter und Menschen eingeschoben, die vollbürtigen Olympier um Ehre und Opfer bringen. Auf des Redners Vorschlag wird nun eine Commission niedergesetzt, vor welcher an einem bestimmten Termine jeder Gott über seine Abkunft Rede stehen soll. Die falschen Götter müssen dann in ihre Gräber zurückkehren, von den wahren und echten aber jeder wieder sein ordentliches Amt haben, ohne in die Sphäre seines Mitbürgers einzugreifen. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle die hier gerügten Uebelstände der altväterlichen Frömmigkeit großen Abbruch gethan; denn die fremden und neuen Götter überspannten den Glauben einfacher Gemüther zum Aberglauben, indeß sie der Freigeisterei die Thore öffneten. Es war mit der Vervielfachung des Kultus gerade wie mit dem Heiligendienst; auch dieser gab dem Aberglauben die breiteste Grundlage und der Frivolität die bequemsten Handhaben. Auch die Reformatoren wiesen die eingedrungenen Götter in ihre Gräber zurück; aber sie führten mit ihrem Reinigungseifer für die alte christliche Religion aus, was dem Lucian für die hellenische nicht gelang; denn sie wirkten und schafften mit aller Kraft frommer Begeisterung; er aber hatte nichts als Spaß und Witz; ernstlich genommen waren ihm die alten Götter so nichtig als die neuen. Der Witz aber hat noch nie eine weltgeschichtliche positive Wirkung hervorgebracht.

Wie könnte man glauben, daß ihm wirklich an einer Wiederherstellung der alten Religion gelegen war, da er diese selbst und vor allem ihren obersten König Zeus mit unerbittlichem Spotte verfolgt? Ich meine hier nicht die Märchen der Dichter von dessen Liebschaften, bei deren Erwähnung er den Momus fürchten läßt,

Zeus möchte einmal als Stier geschlachtet, oder als Gold von einem Goldschmied in Ohrenringe verwandelt werden, auch nicht die Sagen der Kreter, welche unter anderem sein Grab zeigten; seine Polemik geht tiefer gegen jede Vermenschlichung des Gottesbegriffs, und nimmt Anstoß an den Widersprüchen, welche dem Verstande bei Betrachtung des Verhältnisses Gottes zur Menschenwelt sich aufdrängen. Zeus soll die Gebete der Menschen anhören, ihre Eide beachten, ihren Weissagungen sein Ohr leihen, ihre Opfer annehmen, dazu Wind und Wetter Befehl geben. Wie mag er das alles anfangen? — Obgleich sich Vogt über das eigenthümliche Religionsorgan lustig gemacht hat, welches Wagner zur richtigen Würdigung von Glaubensfragen fordert, so muß ich diesem doch in soweit beipflichten, daß religiöses Bedürfniß nicht jedermanns Sache, daß aber auch der, welchem es einmal abgeht, nicht über die Denkart des andern zu spotten berechtigt ist. Mögen auch die Vorstellungen der Gläubigen über Gebet und Vorsehung mitunter kindisch sein, so hat doch eine fast zweitausendjährige Erfahrung seit Lucian das Festhalten an beidem für die unendliche Mehrzahl als zu ihrem Glück unentbehrlich nachgewiesen. Der persönliche Gott wird auch in seinen neuesten Anfechtungen über den Materialismus siegen, weil der letztere mit seinen Annahmen das Dasein der Welt so wenig zu erklären als das Herz zu beruhigen weiß. In eine Unendlichkeit von Wundern hineingestellt, wollte das dämmernde Bewußtsein, das in der Spanne Zeit zwischen Wiege und Grab kaum recht zu erwachen im Stande ist, jene Bande zerreißen, die uns instinktartig in Verbindung mit der Geisterwelt halten? Vermag der Materialismus mit seinen Hypothesen nur eines der großen Räthsel zu lösen, so kann sich der Glaube an eine nach Zweck und Vernunft über den Dingen waltende Macht ihm gefangen geben; bis dahin verarge er's uns nicht, wenn wir ihn an die Bescheidenheit mahnen, die

seit Sokrates Tagen ein Kennzeichen des Weisen ist. Aber wozu diese Abschweifung? Weil ich schon in Lucian den alten Schalk erkenne, der unter dem Namen gesunder Menschenverstand bis auf unsere Tage mit der Religion sein neckisches Spielwerk treibt. Vogt hat mit seinem Ahnen zwar die Derbheit, aber nicht den vielseitigen, feinen, erfindsamen Geist gemein. Solch ein Angriff auf die allen Religionen mehr oder minder gemeinsamen Vorstellungen über die Beziehungen zwischen Gott und Mensch findet z. B. in Ikaromenippus Statt. Menippus, eine Lieblingsfigur unseres Schriftstellers, ehedem ein cynischer Philosoph, erzählt seinem Freunde, wie er voll Wißbegierde erst bei den Philosophen die Natur der Dinge zu erkunden versucht, als er sie aber mit einander in Widerspruch gefunden, den Entschluß gefaßt habe zu den Sternen und in den Himmel zu fliegen. Er band sich an den einen Arm einen Adlerflügel, an den andern den eines Geiers an, und hob sich wie Ikarus nach immer kühnern Flugversuchen empor, erst in den Mond, dann an der Sonne vorüber zum Himmel. Zeus fragt ihn über allerlei Verhältnisse in Griechenland aus, so wie über die Geltung, die er selbst noch dort besitze. Nun kommt die Zeit heran, wo er von der Götterversammlung sich trennen und auf die Gebete hören muß. Er nimmt den Menippus mit an den bestimmten Ort und setzt sich nieder. Es waren Fenster neben einander angebracht, den Brunnenmündungen gleich; sie hatten Deckel, und bei jedem stand ein goldener Stuhl. Die frommen Gebete nahm Zeus und legte sie rechts hin, die gottlosen blies er wieder hinab. Von da ging er ans zweite Fenster und horchte auf die Eide, beim dritten auf die Weissagungen, dann genoß er den Duft der Opfer u. s. w. Dem Menippus läßt er zuletzt die Flügel nehmen und ihn durch Hermes beim rechten Ohre gepackt wieder in Athen auf den Keramikus niedersetzen.

Zu der Wirkung des Lächerlichen gesellt sich im Zeus Tragödus noch die des unmittelbaren Angriffs, in welchem er die zwei entgegengesetzten Philosophenschulen, die Stoiker und Epikureer, die Gläubigen und Freigeister, repräsentirt durch Timokles und Damis, in hartnäckigem Kampf über das Dasein der Götter aneinander führt. Eine feine Ironie liegt darin, daß diesem Streite die ganze Götterversammlung zuhört, besorgt um ihre künftige Ehre, ohne doch das drohende Uebel abwehren zu können, weil selbst die Handlungen der Götter von den Schicksalsbestimmungen bedingt sind. Dieses ungeistlich geistliche Drama, das abwechselnd im Himmel und auf Erden spielt und ziemlich alles, was sich gegen den Volksglauben aufbringen ließ, zusammenfaßt, ist so kunstvoll komponirt und so gedankenreich, daß ich mich schon einige Augenblicke dabei aufhalten muß. In tragischen Jamben — daher der Name — spricht Zeus am Anfang seine Besorgniß aus, ob die Götter noch ferner geehrt, oder ob sie verachtet werden würden; denn der Stoiker Timokles und der Epikureer Damis hätten mit einander gestritten, ob es Götter gebe; der Kampf sei unentschieden und ein neuer Termin zu dessen Fortführung angesetzt; was sei zu thun, die augenscheinliche Gefahr abzuwenden? Hermes soll eine Götterversammlung berufen und jedem nach Würden seinen Platz anweisen. Ein grotesker, eines Aristophanes würdiger Zug ist die dem Volksbewußtsein abgeborgte Gleichstellung der Götter mit ihren Bildsäulen. Die goldenen Götter soll er voransetzen, hernach die silbernen, dann die elfenbeinernen, die von Erz und von Marmor, und wieder die von berühmten Künstlern vor den übrigen Pöbel, der sich zusammendrücken mag, wo er Platz findet. Freilich kommen so die Barbarengötter auf die ersten Bänke zu sitzen, allein das Gold muß doch den Vorzug vor der Kunst behalten. Die griechischen sind leider alle von Stein oder Erz und, wenn's hoch kommt, außen

von Elfenbein, mit etwas Gold angefärbt, im Innern dagegen lauter Holz und mit Herden von Mäusen bevölkert. Nun aber erhebt sich der Rangstreit: Poseidon will es nicht dulden, daß das ägyptische Hundsgesicht über ihm sitze, Aphrodite begehrt auf die erste Bank, weil sie Homer die goldene nenne, der Koloß von Rhodus verlangt den goldnen vorgezogen zu werden, weil sein Metallwerth größer sei. Um allem Hader ein Ende zu machen, läßt sie Zeus sich durcheinander setzen. Nun beginnt ein Rufen nach Ambrosia, nach Nektar, nach Hekatomben. Hermes versucht Stille zu gebieten; aber nicht alle verstehen seine Sprache, und er kann bloß griechisch. Endlich gelingt es ihm, sich durch Winken verständlich zu machen. In Verlegenheit um den Anfang seiner Rede parodirt Zeus — eine Anspielung auf die damaligen Plagiate der Rhetoren — den Eingang der ersten olynthischen Rede des Demosthenes. Dann erzählt er, wie er gestern nach dem knauserigen Opfer des Schiffsrheders Mnesitheos, der ihnen für Rettung seines Schiffes einen alten Hahn und vier Körner Weihrauch dargebracht, Abends sich in Philosophengestalt zu Athen unter die streitenden Weisen gemischt habe. Da kämpften der Stoiker Timokles und der Epikureer Damis um die Existenz der Götter; jener war schon müde, die Menge aber hing dem Damis an — ganz wie bei uns dem Moleschott und Büchner. Er habe die Nacht über sie geschickt, aber heute würde sich die Sache entscheiden; fiele sie für Damis günstig aus, so müßten die Götter in Zukunft hungern, weil niemand mehr opfern möge. — Auf gestellte Umfrage erhebt sich keiner der obern Götter; Momus dagegen hält ihnen in einer Strafpredigt ihre Fahrlässigkeit in der Leitung der menschlichen Angelegenheiten vor; hätte nicht zufällig Theseus die Bösewichter gestraft und Eurystheus zu gleichem Zwecke den Herakles abgeschickt, von Seiten der Götter sei noch nie etwas geschehen; sie säßen nur auf der Schau, ob einer opfere und Weih-

rauch anzünde. Poseidon meint, man solle den Damis vor Wiederanfang des Streits aus dem Wege räumen, wogegen Zeus erinnert, das sei ja unmöglich, da die Schicksalsgöttinnen einem Jeden seinen Untergang zuspännen. Indem die griechische Religionsphilosophie nicht allein die Menschen sondern auch die Götter von einem Schicksal abhängig machte, verdoppelte sich den Widerspruch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Wäre er nicht, setzt Zeus hinzu, von den Mören gehemmt, wie würde er da die Tempelräuber ungestraft lassen, die ihm erst kürzlich in Pisa zwei Locken abgeschnitten hätten, jede 100 fl. werth? Apollo weissagt auf ihr Verlangen den Ausgang des Kampfes, aber so dunkel, daß ihn niemand versteht. Bei Beginn desselben müssen die Horen die Himmelsthore öffnen, daß man auch zuhören kann. Des Timokles Hauptstärke liegt im Schimpfen; wie Damis die Vorsehung läugnet, fordert jener die Leute auf ihn zu steinigen. Bei uns würde er die Polizei zu Hülfe nehmen, in der Schweiz die Bauern aufbieten. Warum reizest du die Menschen gegen mich auf, o Timokles, ruft ihm Damis zu, oder wer bist du, daß du für die Götter eiferst, da sie selbst nicht eifern? die mir doch nichts Schlimmes gethan, obschon sie mich lange hören — wenn sie mich hören. Ja sie hören, sie hören, entgegnet pathetisch der Stoiker, und werden dich später einmal bestrafen. Nun werden der Reihe nach die verschiedenen Beweise für das Dasein der Götter vorgebracht, wie wir sie noch heute in Compendien lesen, und eben so rasch widerlegt, erst der aus der Zweckmäßigkeit der Natur, der sogenannte physikotheologische, dann der aus dem Zeugnisse des Homer und Euripides — wir würden sagen der Bibel und der Kirchenväter, hierauf der aus der Uebereinstimmung der Völker, aus Orakeln und Weissagungen, aus der moralischen Weltordnung, endlich der sonderbare Schluß von dem Vorhandensein der Altäre auf das der Götter. Bekanntlich drehen sich alle

Beweise vom Dasein Gottes im Zirkel, oder beruhen auf Analogie; logisch zwingend ist keiner; ein Dasein läßt sich überhaupt nicht beweisen, nur gläubig annehmen; der zureichende Grund ist subjektiv; wem er nicht zureicht, nun der mag selbst mit sich und der Welt, so gut er kann, fertig werden. Nicht also denkt Timokles, nicht also die Wächter der Kirche. Als Damis seinem letzten Beweise nur Ironie entgegensetzt, hebt jener außer sich vor heiligem Ingrimm also an: Du willst meiner noch spotten, du gottesräuberischer, schäbiger, verruchter, schändlicher Galgenstrick? Wir wissen ja, was dein Vater war und was für eine Dirne deine Mutter. Du Brudermörder, du Ehebrecher, du Verführer, du Lotterbube! Wart' ich will dir mit diesem Ziegelscherben den Schädel einschlagen, du Bösewicht, du verfluchter! Hiemit läuft der Epikureer davon, der Stoiker ihm schimpfend nach, entschlossen die Götter handgreiflich zu rächen, weil es ihm theoretisch so schlecht gelungen ist. Was fangen wir an bei diesem Ausgang? fragt Zeus, und läßt sich nicht an dem Troste des Hermes genügen, daß bei dem Abfall Weniger ihnen doch die unendliche Mehrzahl auch ferner anhangen werde. Eingedenk des Wortes, welches einst Darius über Zopyrus sprach, meint er, ein einziger Bundesgenosse wie Damis würde ihm lieber sein als zehntausend Babylonier.

Die schon im oben angeführten Dialog berührte Frage über Freiheit und Nothwendigkeit ist in einem Gespräch zwischen Zeus und einem cynischen Philosophen eingehender behandelt, welches die Aufschrift trägt: Der überführte Zeus, und mit wenigen Schnitten die Widersprüche der Theologie bloslegt. Wenn die Götter unter den Schicksalsmächten stehen, fragt der Cyniker, wozu die Opfer? Weil die Menschen sie als die bessern ehren. Aber wie so die bessern, da sie mit ihnen der nemlichen Knechtschaft anheimgefallen sind, aus welcher sie nicht

einmal der Tod befreit? Aber sie sind selig. Selig? Höchstens möchte das von Zeus, dem Könige, gelten. Hephästus dagegen, der Feuerarbeiter? und Prometheus, der gekreuzigte? und Kronos, der in Tartarus schmachtet? und die verwundet oder bei Menschen in Dienstbarkeit gegeben wurden? wo ist deren Seligkeit aufzufinden? Umsonst verweist ihm Zeus seinen Spott, welchen er dereinst noch bereuen werde. Was kümmern ihn die Drohungen des Götterkönigs, welche doch nicht in Erfüllung gehen können, wenn es ihm nicht vom Schicksal bestimmt ist? Nicht einmal die Schicksalsgöttinnen brauche man zu verehren; denn sie könnten das einmal Verhängte nicht wieder zurücknehmen. Selbst die Weissagungen helfen zu nichts, da die Zukunft unabwendbar ist. Als Zeus mit dem Donnerkeile droht, schleudert er ihm das kecke Wort entgegen: Wirf mich, o Zeus, wenn es mir bestimmt ist vom Blitz erschlagen zu werden. Und wenn dieser Donnerstrahl ein Strafwerkzeug für Verbrecher sei, warum lasse er doch die Tempelräuber und Spitzbuben ungestraft und treffe oft eine Eiche oder einen Stein oder den Mast eines unschuldigen Schiffes, bisweilen auch einen rechtschaffenen und braven Wandersmann? Warum starben Aristides und Phocion in Armuth, und Kallias und Alcibiades schwammen im Ueberfluß? Warum wurde Sokrates hingerichtet und Melitus ging frei einher? Du weißt nicht, entgegnet Zeus, wie große Strafen die Bösen nach dem Tod erwarten, und in welcher Seligkeit die Guten leben. Aber der Cyniker wollte lieber die Spanne Zeit, die ihm hienieden gegönnt ist, glücklich hinbringen, als mit den Heroen auf der elysischen Wiese zu Tische sitzen. Wie? du zweifelst an dem Gericht nach dem Tode? Ich höre, daß der Kreter Minos richtet; aber beides, Lohn und Strafe ist ungerecht, weil wir nichts freiwillig thun; man sollte vielmehr die Schicksalsgöttinnen als den Sisiphus strafen. — Auf dieselbe Weise läßt Lucian an einer andern Stelle

den Straßenräuber Sostratus sich in der Unterwelt gegen Minos verantworten, worauf dieser zu Hermes sagt: Binde ihn los und laß ihn ungestraft; aber du nimm dich in Acht, daß du nicht auch die andern Todten dieselben Fragen thun lehrest. — So ist denn der unauflösliche Widerspruch zwischen Bestimmung und Zurechnung einerseits und andrerseits der erfahrungsmäßige Kontrast zwischen Glück und Würdigkeit aufs schneidendste ausgesprochen, und durch Verbindung beider Sätze die rechtliche Möglichkeit aufgehoben, diesen Contrast in einem andern Leben vernünftig aufzulösen.

b. Unsterblichkeitsglaube.

Wer übrigens in diesem Leben die Vorsehung läugnet, der wird schwerlich nach einem zweiten Verlangen tragen, welches die dießseitigen Räthsel löse und seine Unebenheiten ausgleiche. Anstatt Aufklärung zu erwarten, hat er die Rechnung mit dem Schicksal zerrissen. Als man den Demonax fragte, den Lucian, wie wir sahen, unter den Zeitgenossen sich zum Ideal eines Philosophen auserwählt, ob die Seelen unsterblich seien, antwortete er: Ja, aber so wie alles. Die älteste Vorstellung der Griechen von dem Zustand nach dem Tode war bekanntermaßen ziemlich unerfreulich; die Schatten schwanken allesammt in derselben trübseligen Dämmerung hin; erst die Philosophen hatten jene Ausgleichungstheorie von Glück und Verdienst auf die Bahn gebracht und die sittliche Harmonie, die das Leben nicht aufweist, durch Betonung der Seligkeit und Verdammniß der Verstorbenen herzustellen versucht. Aber mit dem Glauben an die obern Götter, ja noch früher, war auch der an die untern verschwunden, und der arme Ueberrest, der von der ganzen Fülle menschlichen Daseins nach dem Tode blieb, war der kahle Schädel und die bleichen Gebeine. Daß es aus sei mit dem letzten Athemzug, ist Lucians vollständig ausgeprägte Ueberzeugung, und daß Schönheit, Adel, Macht und Reichthum in dasselbe

Nichts zurücksinken, sein schauerlicher Trost über die Ungleichheit menschlicher Güter. Erst unter den Todtenschädeln herrscht ihm die wahre demokratische Gleichheit, und der ist der wahre Weise, der lachend, indeß die Uebrigen sich sperren und heulen, zu einer solchen eigentlichen Ausgleichung menschlicher Dinge herniedersteigt. Bei Darstellung dieser Ansicht bedient er sich jedoch fortwährend der hergebrachten volksmäßigen Terminologie von Charon, Acheron, Lethe, Minos und allen Göttern und Oertlichkeiten des Todtenreichs, als bequemer Maschinerien, aber seine Unterwelt sieht nur noch trübseliger aus, weil er sie mit Todtenknochen anfüllt. Wenn ich dir den Vorzug der Gestalt streitig machen wollte, läßt er den Diogenes zu Mausolus sagen, so würdest du dem Richter keinen Grund angeben können, warum dein Schädel schöner als der meinige sein soll. Beide sind kahl und abgeschält, unsre Zähne grinsen auf gleiche Art, wir haben beide statt der Augen leere Löcher und aufgestülpte Affennasen. Dem Menippus zeigt Hermes statt der altberühmten Schönheiten einen Haufen Knochen und Schädel. Staub sind die gepriesenen Helden und leeres Geschwätz, und jeder der Todten erhält von Aeakus höchstens einen Fuß breit Land als Eigenthum zugetheilt. Die ganze Unterwelt ist also zu einer bloßen Allegorie zusammengesunken für den Satz, daß der Tod mit uns ein Ende mache; ein Satz der Verzweiflung für jeden, dem sein liebes Ich das Höchste ist, welches er um jeden Preis selbst über den Weltuntergang hinaus retten möchte, eine Mahnung zur Entsagung und zum Gleichmuth für die bescheidener denkenden griechischen Weisen. Die beste Lebensphilosophie, sagt Menippus, sei die, sich begnügen mit dem, was da ist, und nichts davon für unerträglich halten, wie er denn auch in der Unterwelt, in welche er gleich Odysseus bei lebendigem Leibe hinabgestiegen, die Mahnung erhält, er solle die Gegenwart sich zurecht legen und gerade wie die Ungelehrten nichts in

der Welt zu ernst nehmen. Unter diesen Voraussetzungen kann Lucians ganze hierher gehörige Betrachtung eigentlich nur auf Beantwortung der Frage zurücklaufen: Wie unterscheidet sich das Sterben des Weisen von dem des Thoren? — Unter andern Dialogen ist diese Untersuchung in der Ueberfahrt trefflich in Scene gesetzt. Charon und Klotho harren lange umsonst der Todten, welche Hermes, der Seelenführer, heute herniederbringen soll, und sind eben daran, den Gott absichtlicher Säumniß zu beschuldigen, weil er sich auf der Erde so viele andere Geschäfte zu machen pflege, als er schweißtriefend mit einem langen Zuge von Kindern und Greisen, von Gefallenen, Hingerichteten und Selbstmördern erscheint; unter dieser Schaar ist auch ein Tyrann Megapenthes, den Hermes hat binden müssen, weil er sich auf alle Weise sperrte, und noch an der Pforte des Hades in einem unbewachten Augenblicke davonlief. Ein braver Cyniker war ihm beim Einfangen und Transportiren behülflich und schlug wacker mit seinem Prügel drein. Auch jetzt will der Tyrann nicht einsteigen; nur auf kurze Zeit bittet er ihn zurückkehren zu lassen, daß er seinen halbfertigen Palast ausbaue, nur auf einen Tag, daß er seiner Gemahlin wegen seiner Hinterlassenschaft Befehle gebe und ihr sage, wo er den großen Schatz vergraben, und so hätte er noch allerlei Wichtiges zu besorgen, was er der Reihe nach unter Versprechung königlicher Belohnung bei der Schicksalsgöttin mit vielem Flehen leider umsonst vorbringt. Sein Schmerz aber verdoppelt sich, als er auf die Anfrage nach den künftigen Besitzern seines Eigenthums erfährt, seine Gattin werde sein Freigelassener haben, der schon lange mit ihr im Ehebruch gelebt, seine Tochter werde unter die Kebsweiber des jetzigen Herrschers kommen. Er selbst sei übrigens an Gift gestorben, das ihm einer seiner sogenannten Freunde in den Becher geschüttet. Auch an einem Sklaven und an seiner Maitresse möchte er sich rächen,

die ihm nach dem Tode gar schändlich mitgespielt. Als er sich fortwährend weigert einzusteigen, wird er bei den Füßen in den Kahn gezogen, wo er sogleich wieder den obersten Platz in Anspruch nehmen will. Wie ganz anders benimmt sich dagegen der arme Schuster Micyllus! Sobald Atropos winkte, erzählt er, warf ich fröhlich meinen Kneif weg und mein Sohlleder — ich hatte eben einen Halbstiefel in der Arbeit —, sprang auf und folgte sogleich barfuß ohne nur den Ruß von den Händen gewaschen zu haben, oder vielmehr ich ging voran und schaute nur vorwärts. Denn nichts hielt mich zurück von dem, was hinter mir war. Weil er arm war, hat er gemeint, er dürfe erst zuletzt einsteigen, und Charon will ihn nun nicht mehr mitnehmen, da der Kahn voll ist. Als er aber sich anschickt hinüberzuschwimmen, so wird er noch mitgenommen und dem Tyrannen auf die Schultern gesetzt. Einen Obolus hat er übrigens so wenig als der Cyniker, der den Fahrlohn durch Rudern abverdient und, indeß die andern um ihre Güter jammern, ein fröhliches Schifferlied singt. Hermes fordert Micyllus auf, doch auch zu klagen, weil es der Brauch ist, worauf dieser also anhebt: O weh meine Brandsohlen! o weh meine alten Stiefel! ach, ach, meine zerrissenen Schuhe! Nicht mehr werde ich Unglücklicher vom Morgen bis zum Abend hungern, noch im Winter barfuß und halbnackt herumgehen und vor Kälte mit den Zähnen klappern. Wer wird nun meinen Kneif und meine Ahle erhalten? — Was aber noch weiter erzählt wird, ist lediglich eine geistreiche Anbequemung an die gewöhnlichen Vorstellungen von einem Todtengericht. Tisiphone führt unter Fackelschein die ganze Rekrutenschar durch dichte Finsterniß vor Rhadamanthus zur Untersuchung. Da müssen sie sich ausziehen; denn was ein jeder im Leben Böses gethan hat, davon trägt er unscheinbare Punkte mit auf der Seele herum. Der Cyniker kommt dem eigenen Wunsche gemäß

zuerst an die Reihe; er hat nur schwache Kennzeichen aus der Zeit, bevor er sich mit Philosophie beschäftigte; viele sind ganz verwischt; der Schuster Micyllus ist völlig rein. Der Tyrann aber, gegen welchen überdieß der Cyniker als Kläger aufgetreten, ist ganz blau von Punkten; jene beiden kommen auf die Inseln der Seligen, dieser aber wird damit gestraft, daß er das Wasser der Lethe nicht trinken darf. Daß solche Unterscheidung künftiger Zustände nach sittlichem Werthe des Menschen bei Lucian nur Spielerei und nichts weiter ist, obschon er sie auch anderswo, z. B. im Menippus, wiederholt, geht schon aus der nicht minder hervorgehobenen Gleichheit aller Todten und aus dem Umstande hervor, daß er sie sämmtlich zu Gerippen macht. Wenn Aeakus, sagt er eben daselbst, einem jeden seinen Platz, der aufs höchste einen Fuß beträgt, zugemessen hat, so muß er damit zufrieden sein und so eng zusammengeschmiegt liegen, als der kleine Raum erfordert. Aber zwischen solche drastische Stellen hinein ranken sich dann wieder allerlei geniale Arabesken um den Volksglauben herum. So sollen z. B. die Schatten, welche auf Erden überall von den Körpern unzertrennlich sind, in der Unterwelt gegen die Menschen Zeugniß geben; die Armen sollen nur die halbe Strafe der Reichen leiden. Den Philippus von Macedonien sah Menippus in der Unterwelt als Schuhflicker, andere Könige als Bettler auf den Kreuzwegen; Sokrates geht auch dort herum, die Leute aufs Eis zu führen; Palamedes, Odysseus und andere schwatzhafte Leute leisten ihm Gesellschaft; seine Glieder aber sind noch aufgeschwollen vom Gifttrank; Diogenes lacht die klagenden Könige aus, liegt auf dem Rücken und singt dabei; gegen die Reichen, die sich auf Erden viele Gesetzwidrigkeiten erlaubt, wird der Volksbeschluß gefaßt, daß ihre Körper in der Unterwelt wie die der andern Uebelthäter bestraft werden, ihre Seelen aber in die Leiber von Eseln fahren, darin 250,000 Jahre verharren und

von den Armen getrieben werden sollen u. dgl. m. Es mag wohl lockend, wenn auch wenig dankbar und wirksam gewesen sein, in einem Jahrhundert, welches wie die Eintagsfliege um das Licht, so um den lockenden Schimmer der Erde flatterte, die Eitelkeit der Welt zu predigen und den geizigen Reichen und übermüthigen Mächtigen ihre Vergänglichkeit vorzuhalten in Skizzen, welche unsern berümten Todtentänzen ähnlich sind. Für die Armen freilich ist es ein unsittlicher Trost, wenn sie vertröstet werden auf die künftige Gleichheit, die ihnen kein Licht, aber den beneideten Großen dieselbe Nacht bringen wird. Aber gerade diese Gleichheit, diese Entäußerung Aller von allen Gütern, deren sie sich hier freuen mochten, ist die trübselige Botschaft, die er mit leidenschaftlicher Bitterkeit in den verschiedensten Einkleidungen den Menschen zu Gemüthe führt. Dem auf die Erde zurückkehrenden Polydeukes gibt Diogenes aus dem Hades Aufträge mit: an Menippus, er solle herunterkommen; denn dort oben sei er doch oft unschlüssig, ob er lachen oder weinen solle; hier aber werde er nicht aufhören können zu lachen, wenn er sehe, was für eine klägliche Rolle die Reichen, die Fürsten und Könige spielen, wie man sie nur an ihrem Geheul unterscheiden könne und wie wehmüthig und unedel sie sich geberden, wenn sie sich ihres Zustandes auf Erden erinnern; an die Philosophen, sie sollen aufhören die Zeit mit Possen zu vertreiben; an die Reichen, sie sollen sich nicht mit Sammeln von Schätzen quälen, da sie bald nur einen Obolus haben würden; an die Schönen und Starken, es gebe hier unten weder blondes Haar noch blitzende schwarze Augen oder rothe Wangen, noch straffe Sehnen und starke Schultern; an die Armen, sie sollen ihr Klagen und Weinen endigen; denn sie würden sehen, daß die ehedem Reichen hier nicht besser daran seien denn sie. — In einem andern der mannigfaltigen Todtengespräche setzt Charon der zur Ueberfahrt versammelten Schaar auseinander, sein Kahn

sei klein und morsch; sie müßten also alle die unnützen Geräthschaften ablegen und allen Ueberfluß abthun; ganz nackt müßten sie einsteigen, um eine gute Fahrt zu machen. Menippus ist der erste, der Knüttel und Ranzen in den See geworfen; er erhält den Ehrenplatz und über die andern die Aufsicht. Der liebreizende Charmolaus, der für einen Kuß 2000 Thlr. bekam, muß seine Schönheit abthun sammt den Küssen, sein langes Haar, seine Rosenwangen, seine ganze Haut; der Tyrann Lampichus Diadem und Purpur, Stolz, Gewaltthätigkeit und alle die Unarten, mit denen er beladen herniederkam, der Athlet seine Muskeln und Siegerkränze, und so jeder das, womit er ehedem sich brüstete. Am ärgsten wird dem Philosophen mitgespielt, nicht nur daß er die Last von Aufschneiderei, Unwissenheit, Streitsucht und windiger Einbildung, von unnützen Streitfragen und verwickelten Spekulationen, nicht nur daß er sein Gold, seine Wollust und Völlerei wie seine Aufgeblasenheit ablegen muß, auch sein langer Bart wird ihm auf des Hermes Befehl von Menippus abgesägt. Nun wird der Anker gelichtet, das Segel aufgespannt, der Kahn kommt in Bewegung unter Wehklagen aller Passagiere mit Ausnahme des Menippus; und auch von der Oberwelt herab hört man das Klaggeschrei um die Todten. Als Hermes gegen Menippus die Bemerkung macht, daß ihn allein niemand beweine, und daß sein Körper einsam und ruhig unter freiem Himmel liege, entgegnet dieser gefaßt und humoristisch: Nicht so einsam als du glaubst, o Hermes; denn in kurzer Frist wirst du die Hunde erbärmlich über mir heulen hören und die Raben mit den Flügeln schlagen, wenn sie sich versammeln werden, mich zu begraben. Menippus kann leicht fröhlich sein; er hat nichts zurückgelassen, an dem sein Herz hing. Wiewohl selbst Armuth und Alter bei Manchen nicht im Stande sind die Lebenslust zu ersticken. Drei Philosophen spazieren im Hades mit einander dem Eingang zu,

neue Gesellschaft ankommen zu sehen; während sie sich von den Begleitern unterhalten, die sie selbst beim Herabsteigen gehabt hätten, begegnen sie einem alten Manne, welcher Thränen vergießt. Er hatte an die neunzig Jahre erreicht und in bitterer Armuth das Leben mit der Angelruthe gefristet, war kinderlos und fast taub und blind, und dennoch weint er; denn süß war ihm das Lebenslicht. Aber am ungeberdigsten stellen sich natürlich immer diejenigen an, welche ein unvollendetes Werk zurückgelassen hatten und in ihrer Hoffnung jämmerlich betrogen sind. Da mußte z. B. Terpsion im dreißigsten Jahr herniederfahren, und der 90jährige Thukritos, den er zu beerben sich alle Mühe gab, hat ihn überlebt. Wie viel hat er ihm gegeben, um in sein Testament zu kommen, während der Alte immer seinem Ende nahe schien; sobald er in sein Zimmer trat, fing jener an zu ächzen und aus dem Innersten heraus wie ein aus dem Ei gekrochenes Küchlein zu pipen. In der festen Ueberzeugung, daß jener den einen Fuß schon im Grabe habe, glaubte Terpsion gar nicht genug schicken zu können, um von keinem seiner Nebenbuhler ausgestochen zu werden. Gewiß war diese Sorge, die ihm manche schlaflose Nacht bereitete, die Ursache seines eigenen Todes; und nun ging der alte Sünder ihm gestern mit der Leiche. Nur das einzige ist sein Trost: er hört, der Alte werde auch die Uebrigen überleben, die nach seinem Vermögen schnappen. — Dagegen ist der greise Simmias noch ganz fröhlich in der Erinnerung an den Verlauf seiner letzten dreißig Jahre, in denen es ihm gar gut ergangen war. Eingeladen, bewirthet und von tausend Liebhabern umschwärmt, hat er seine Zeit auf 98 Jahre gebracht, und zuletzt sein Vermögen einem neugekauften Phrygier hinterlassen, der nun unter die haute volée gerechnet wird, adelicher als Kodrus, schöner als Nireus, verständiger als Odysseus. Die untern Götter selbst haben ihre Freude daran, heuchlerischen Erbschleichern ein Schnippchen

zu schlagen. Pluto trägt dem Hermes auf, den reichen Eukrates zu seinen 90 Jahren noch andere 90 erleben zu lassen, und seine sieben Schmeichler, die auf die Erbschaft lauern, der Reihe nach herabzuführen. — Aber alle dergleichen Skizzen, welche dazu dienen, eine Art Nemesis zu veranschaulichen, sind Gebilde bloßer poetischer Willkür, keineswegs des Glaubens, wie ja mancher auch Legenden macht, der über die Heiligen spottet; die Unterwelt bietet einen hübschen Rahmen, um mancherlei satirische Betrachtungen einzufassen, sonst nichts weiter. Eine Unsterblichkeit im modernen Sinne, welche durch ewigen Wechsel der Zustände auch den unersättlichen Wissenstrieb befriedigt, haben die Alten nie in Aussicht gehabt, ein Leben mit den Göttern nur wenigen Begünstigten aufgespart, die Inseln der Seligen sind als gar zu träumerisch bei den plastischen und rührigen Griechen nie recht populär geworden, und der alte Hades, in welchem die Schatten ein mattes Conterfei der Oberwelt darstellen, bot neben seinen Schrecknissen auch abgesehen vom Todtengericht so wenig des Erfreulichen dar, daß ein förmliches Aufgeben solcher Aussichten das irdische Dasein kaum trauriger machte; höchstens daß dessen Vergänglichkeit um so schroffer hervortritt, wenn die nebliche Perspektive der Unendlichkeit völlig hinweggenommen wird.

5. Scheinglück der Welt.

Aber glücklicherweise drängt sich den Vielbeschäftigten, leidenschaftlich Erregten dieser Gedanke während der Tage ihrer Vollkraft nur selten gewaltsam auf; Sorgen und Hoffnungen lassen ihnen wenig Zeit, in Charons Weise zu philosophiren, der in allen ihren scheinbar auf ewige Dauer berechneten Bestrebungen nur den endlichen trostlosen Ausgang sieht. Denn wofern dieser Rabengesang zur Lebensmelodie würde, so wäre der Lebensmuth gelähmt für immerdar. Der Dialog Charon oder die Welt-

beschauer gehört eben so zu den vollendetsten, wie zu den düstersten Scenen, welche der Höllenbreughel Lucian gemalt hat. Jene mephistophelische Schadenfreude an der Vernichtung, ein Grundzug unseres Satirikers, konnte gar keinen geeignetern Vertreter finden, als Charon, den wahren Leichenbestatter aller menschlichen Entwürfe. Der alte Fährmann hat sich auf einen Tag Urlaub erbeten, einmal zu sehen, worin denn das Glück da oben bestehe, dessen Verlust die neuen Ankömmlinge unten allesammt beweinen. Er bittet den Hermes ihm auf der Oberwelt den Erklärer zu machen. Eine Umsicht zu gewinnen, setzen sie in der Giganten Weise den Pelion auf den Ossa und darauf noch den Oeta und Parnaß. Hermes nimmt dem Charon mit einem spöttischen Seitenhieb auf Homer die Dunkelheit von den Augen, daß er selbst aus dieser Vogelperspective noch alles Einzelne erkennt. Da sieht er denn viel Land und einen großen Sumpf, der es umgibt, Berge und überaus kleine Menschlein und eine Art von Höhlen oder Nestern, worin sie wohnen, die Städte. Da bemerkt er zuerst den Milo, den alle bewundern, weil er einen Stier durch die Rennbahn tragen kann — ah, um wie viel stärker, sagt Charon, bin ich, der den Milo selbst bald packen und in seinen Nachen legen wird, wenn er zu uns kommt, von dem unbezwinglichsten der Gegner, dem Tode, niedergeworfen, ohne nur zu merken, wie er ihm ein Bein stellt. Darauf fällt sein Auge auf Krösus, mit dem gerade Solon sein berühmtes Zwiegespräch hält; er schenkt dem Ausspruch des weisen Mannes seinen Beifall. Eben tragen des Königs Diener auch die goldenen Ziegel als Weihgeschenk nach Delphi. Es ist das erste Mal, daß er Gold sieht; er geräth in Verwunderung über die Albernheit der Menschen, die zu einem blaßgelben schweren Ding eine so erstaunliche Liebhaberei haben. Nun kommen Cyrus, Tomyris, Kambyses, Polykrates an die Reihe, deren baldigen Sturz zu Charons Be-

friedigung Hermes von Klotho vernommen hat. Der Führer richtet das Augenmerk seines Genossen von diesen hervorragenden Gipfeln der Menschheit auf die großen Menschenmassen, wie die einen auf dem Meere hin und wieder fahren, andere Krieg führen, andere Feldarbeit thun, andere einen Gerichtshof oder eine Wechselbude umstehen. Welch ein Gewimmel! welch ein Durcheinander! Ihre Städte erscheinen dem Charon wie Bienenstöcke, wo jeder seinen Stachel hat und seinen Nachbar sticht, einige aber treiben wie Wespen die Schwächern vor sich her. Aber was sind denn das für Gestalten, die wie in einem Nebel sie umfliegen? Das sind die Hoffnungen und die Sorgen, o Charon, die falschen Einbildungen und die lockenden Freuden, und alle Arten von Leidenschaften. Mit angestrengtem Blicke gewahrt er auch die Fäden, die von den Spindeln der Parzen wie Spinnefäden auf die Einzelnen herabgehen, und an denen ihr Leben hängt; diese Fäden sind wieder manchfach unter einander zusammenhängend und verwoben. Dazwischen wandeln des Todes zahlreiche Diener und Boten, kalte und hitzige Fieber, Abzehrung und Lungensucht, Schwerter und Gifttränke, Richter und Tyrannen. An all das denken sie nicht, so lang es ihnen gut geht; wenn sie aber daliegen, da kommt das Weh und Ach. Im Ganzen erscheint dem stygischen Fährmann das Menschenleben gleich den Wasserblasen, welche den Schaum bilden; die einen sind so klein, daß sie augenblicklich wieder verschwinden, manche dauern länger, und indem mehrere kleine mit ihnen zusammenfließen, blähen sie sich groß auf, bis auch sie zerplatzen. Charon, so sehr er bis dahin den Spötter machte, fühlt sich zuletzt übermannt von Mitleid; er möchte ihnen aus Leibeskräften zurufen, daß sie abstehen von ihren Bestrebungen; aber Hermes hält ihn zurück; denn sie hätten die Ohren ärger als die Gefährten des Odysseus mit Wachs verstopft. Nachdem er sich noch über die sonderbaren Ehren gewundert, die sie den Gestor-

denen erweisen, fragt er schließlich auch noch nach einigen der großen Städte, von denen er viel Rühmens gehört. Ninive ist so zerstört, daß man nicht einmal den Ort mehr zeigen kann, wo es gestanden; auch Babylon wird man bald vergebens auf dem Erdboden suchen; denn auch die Städte sterben wie einzelne Menschen dahin.

So sehr er sich aufdrängt, ist aus dem traurigen Gedanken an das Nichts für das Leben kein Gewinn zu ziehen; er würde uns, ernstlich festgehalten, in Melancholie versteinern. Denn also will es die bewegliche Herrscherin Phantasie, daß Wünsche und Hoffnungen das menschliche Leben umgaukeln. Ein guter Theil unsres Glückes besteht in Träumen, die uns die Vergangenheit und Zukunft in liebliche Paradiese verzaubern, ja selbst in der Möglichkeit, in dem bloßen Gedanken eines vollkommenern Zustandes schwelgen lassen. Warum genießt man Helden- oder Wundergeschichten, warum auch reine Märchen mit dem innigen Behagen, wie ein narkotisches, berauschendes Getränk? Worauf beruht Doctor Fausts und Fortunats ewige Dauer, als auf der Ergänzung unserer Sehnsucht? Wenn ich dies und jenes hätte, wie wollt' ich da leben! denkt jeder, und spinnt sich die Art seiner Wünsche und die Folgen ihrer Befriedigung nach seinem eigenen Wesen aus. Lucian ist ein viel zu guter Menschenkenner, als daß ihm diese unsere Schwachheit hätte entgehen sollen, und wenn er auch alle dergleichen eitle Gedanken durch seine gewöhnlichen Mittel wieder zu dämpfen weiß, so ist er doch nicht mürrisch genug, um es den Unzufriedenen zu misgönnen, daß sie sich mit einem Mohntranke berauschen, der ihnen angenehme Erregung, aber keinen Schaden bringt. Die Angelhaken des Glücks, welche der Mensch am Lebensmorgen hinab ins Meer läßt, und am Abend oft leer wieder heraufzieht — die Wünsche sind in einer heitern Scene von ihm aufs behaglichste nachgebildet. Mit der feinsten

Ironie werden Luftschlösser aufgebaut und wieder eingerissen, wie die Kartenhäuser der Kinder. Die Iris, ein großes mit Getreide beladenes Lastschiff, welches von Aegypten nach Italien fährt, ist in den Hafen von Athen eingelaufen. Viele Leute gehen hinaus, den Koloß zu sehen, und unter ihnen vier Freunde. Nachdem diese seinen Bau und sein riesiges Takelwerk zur Genüge bewundert haben, kehren sie um, vermissen aber einen aus ihrer Mitte, der dann beim endlichen Wiederfinden als Grund seines Abhandenkommens die unschuldige Träumerei anführt, die ihn seine Umgebung ganz hat vergessen machen, was er alles thun wollte, wenn er dieß Schiff, das seinem Herrn wenigstens 16,000 Thlr. jährliches Einkommen bringt, als Eigenthum besäße. Die heitere Aufregung, in welche ihn dieser Gedanke versetzt, steckt die Freunde an, und so beschließen sie zum Spaß, es solle jeder der Reihe nach bis zur Stadt seine Wünsche sagen. Unser neuer Schiffsrheder also wünscht sich einen Schatz von 1000 Schäffeln gemünzten Goldes. Da baut er sich an einem hübschen Platz in der Stadt ein prächtiges Haus, er kauft in ganz Griechenland die schönsten und anmuthigsten Güter zusammen und bewirthet seine Freunde aus goldenen Servicen, er geht in Purpurgewändern, in dem Hause wimmelt es von Gästen, und die jetzt die Nase hoch tragen, bücken sich um seine Gunst. Die jetzigen Geldmänner platzen vor Neid, wenn sie seine herrliche Equipage sehen und seine zahlreiche Dienerschaft von bildschönen Leuten. Auf seine Tafel kommen Gerichte aus den fernsten Ländern, und wenn er einem Gast aus einem der schweren Goldbecher einen Trunk zubringt, und dieser leert den Becher auf einen Zug, so mag er ihn behalten. Auch die Stadt soll seine Freigebigkeit empfinden: alle Monate will er Geld austheilen, an jeden Bürger 25 Thaler und an jeden Insassen die Hälfte, und großartige Bauten will er ausführen zum öffentlichen Nutzen und Vergnügen. — Des Zweiten Wünsche

stecken sich ein höheres Ziel: ein König möchte er werden, ein Eroberer wie Alexander. Beim Räuberhauptmann anfangend, begehrt er fürs erste nur dreißig getreue Genossen, die bei ihm ausharren bis aufs Blut. Aus diesen werden 300, dann 1000, und so wächst seine Macht zu einem Heere von 50,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern an. Von diesen einhellig zum Anführer gewählt, weil sie ihn für den tauglichsten halten, vertheilt er die Unterbefehlshaberstellen an seine Freunde, erobert Griechenland und die asiatischen Reiche und setzt sich, nachdem er den Partherkönig im Zweikampf erschlagen, zu Babylon die Krone auf. — Der Dritte möchte einmal zur glücklichen Stunde dem Hermes begegnen und von diesem verschiedene Ringe zum Geschenk erhalten, einen, der ihn gesund und unverwundbar, einen zweiten, der ihn unsichtbar, einen dritten, der ihn stärker als 10,000 machte, wieder einen, der ihm die Geschicklichkeit gäbe zu fliegen, einen andern, der die Kraft besäße alle Menschen einzuschläfern und ihm trotz Schloß und Riegel alle Thüren öffnete, endlich, und das sei die Hauptsache, einen Ring, der ihn allen Menschen liebenswürdig mache, in dem Grade daß viele Frauen, weil sie ihr Sehnen nicht aushalten können, sich aufhängen; und also mit allen Gaben und Freuden begünstigt, wünsche er ein Lebensalter von 1000 Jahren, wobei er immer wieder jung würde und alle 17 Jahre das Alter abwürfe, wie die Schlangen die Haut. So könnte er die köstlichsten Genüsse an Ort und Stelle haben, und die Quellen des Nils sammt den Antipoden schauen, und wenn er in Syrien gefrühstückt, in Italien zu Abend essen. Wollte er sich an einem Feinde rächen, so könnte er ihm unsichtbar ein Felsenstück auf den Kopf fallen lassen, und um einen Freund zu erfreuen, dürfte er ihm nur während des Schlafs einen Haufen Gold vors Bette schütten. Mit der Geliebten könnte er ungestört umgehen; denn er käme zu ihr ungesehen und hüllte

außer ihr alle in Schlaf; aus der Höhe schaute er der Feldschlacht zu, und indem er die Feinde einschläferte, würde er nach Belieben den Sieg vertheilen. Ja das ganze Leben der Menschen wäre sein Spielwerk, und er ein Gott unter den Uebrigen. — Und Lycinus, der vierte Freund, in welchem des Dichters Person steckt? Er hat schon im Verlauf der Unterhaltung jedes Einzelnen Herzensergießung in spöttischer Kritik durchgezogen, und ist nun froh, daß die Andern die Zeit mit weggenommen haben, welche ihm selbst zum Vortrag seiner Wünsche bestimmt war. Das Stadtthor ist erreicht. So wird er doch nicht wie jene, nachdem der lustige Reichthum verschwunden, mit Unlust zu seiner armseligen Schüssel Mehlbrei zurückkehren; ihnen aber wird es ergehen, wie den Schauspielern, welche die Könige spielen, und zu Hause hungern müssen. Er selbst würde nicht die Schätze Babylons nehmen um das Vergnügen über ihre Wünsche zu lachen.

Das Glück des Reichthums, welches einer der vier Freunde hier mit lebhafter Phantasie sich ausgemalt, genoß einst im Traume der Schuster Micyllus, unser liebenswürdiger Freund und Bekannter von den Göttergesprächen her. So verwünscht er denn seinen Hahn, der ihn mitten aus dem seligen Genuß aufgekräht, daß er nicht einmal in der Nacht das drückende Gefühl der Armuth los wird. Auf einmal beginnt der Hahn zu reden: daß er ihn aufgeweckt, sei aus Wohlwollen für ihn geschehen; denn wenn er bis Sonnenaufgang auch nur einen Schuh fertig brächte, so hätte er doch schon viel zu seinem Unterhalte verdient. Wunder über Wunder! Der Gockel kann sprechen, wie ein ordentlicher Mensch! Ja staune nur nicht; was ist's denn weiter? sagt der Hahn, ich bin ja einst der Philosoph Pythagoras gewesen. Der Schuster wäre wohl begierig seine Verwandlung zu hören; aber noch hängt er ganz dem süßen Traume nach. So thut ihm denn der Hahn den Gefallen, ihm zuerst die Zunge zu ziehen; für

die eigene Geschichte bleibt auch nachher Zeit. Er sei, hebt Micyllus an, den Abend zuvor beim reichen Eukrates zu Tische gewesen, welcher den Geburtstag seiner Tochter feierte. Eukrates habe ihn nemlich ursprünglich nur als Stellvertreter für einen kranken Freund eingeladen, welcher vermuthlich nicht kommen würde; nun aber habe sich der gebrechliche alte Bocksbart Thesmopolis durch seinen bösen Husten bei alledem nicht abhalten und in einer Sänfte hertragen lassen; allein Eukrates habe ihn gleichwohl heraufgehen heißen, weil er sein trübseliges Gesicht gesehen, und dafür den Sohn ins Zimmer der Mutter zu Tische geschickt. Bei diesem Gastmahl war ein Ueberfluß und eine Pracht; lauter Geschirr von Gold und Silber; da wimmelte es von schönen Aufwärtern, von Musikanten und Possenmachern; kurz es war der angenehmste Abend von der Welt, nur daß dem Micyll der philosophische Schwätzer Thesmopolis zuwider gewesen; denn da Niemand neben diesem habe Platz nehmen mögen, hätten sie ihn zum Philosophen hin postirt. Nach solch glücklichem Abend nun habe es ihm heute Nacht geträumt, Eukrates habe ihn zum Universalerben eingesetzt und sei gleich darauf gestorben. Nachdem er dann alles in Besitz genommen, sei er in prächtiger Karosse mit milchweißen Schimmeln gefahren und habe seine Freunde köstlich bewirthet; als jedoch die goldenen Becher eingeschenkt waren, und der Kuchen kam, da habe ihn Pythagoras mit seinem verwünschten unzeitigen Gesang aufgekräht und alle seine Schätze in die Luft gesprengt. Aber bist du denn ein gar so großer Verehrer des Reichthums, fragt der Hahn, daß du dich dann vollkommen glücklich hieltest, wenn du recht viel Gold hättest? Ach ja, mein guter Pythagoras, und ich stehe nicht allein mit meinem Glauben; auch habe ich guten Grund dazu; du kennst ja meinen Nachbar und Handwerksgenossen, den Schuster Simon, der erst jüngst an den Saturnalien auf einen Bohnenbrei, in welchen ich zwei Stückchen

Wurst geworfen, bei mir zu Tische war. „Ich kenne ihn sehr gut, den stumpfnasigen Knirps, der uns die einzige irdene Schüssel wegmauste, die wir im Hause hatten.“ Nun gut, dieser lumpige Mensch, der unsern Topf ausleckte, hatte einen steinreichen Vetter, der ihm bei Lebzeiten keinen Kreuzer gab; von dem ist er Universalerbe geworden. Nun kleidet er sich in Purpur, hat Bediente, Equipage, goldene Becher, Tische mit elfenbeinernen Füßen, bekommt von allen große Komplimente und sieht unser einen nicht mehr an. Neulich wie er vorbeiging, sagte ich: Grüß Gott, Simon; er aber sprach unwillig: Saget diesem Bettler, er soll meinen Namen nicht verstümmeln; denn ich heiße Simonides. Und was das Aergste ist, nun lieben ihn auch die Weiber; er aber spielt den Spröden gegen sie, nimmt die einen an und ist gnädig, die andern aber drohen sich aufzuhängen, wenn er sie vernachlässigt. Du siehst also, was das Gold vermag, wenn es sogar die Misgestalten liebenswürdig macht, wie der Zaubergürtel des Dichters. Der Hahn muß lachen über den Irrthum seines Herrn; denn während der vielen Verwandlungen, die er selbst durchgemacht, und in denen er wahrlich das Leben kennen gelernt, hat er keinen glücklichern Menschen gesehen, als eben ihn, den Micyllus. Der Schuster fragt, was er denn alles gewesen? Erst Euphorbus — „A propos, hat denn Homer die Wahrheit vom Trojanischen Krieg erzählt?“ Ei woher sollte er sie gewußt haben, der dazumal ein Kamel in Baktra war? Später, fährt der Hahn fort, wurde ich Pythagoras, ein Sophist so gut wie die andern. „Aber warum hast du denn damals verboten Bohnen zu essen?“ Damit sich die Leute die Köpfe zerbrächen und dadurch mein Ansehen stiege. Dann wurde ich Aspasia, sodann der Cyniker Krates, König, Bettler, Satrap, Pferd, Frosch und noch vieles andere, oftmals Hahn, weil ich an dessen Leben meine Freude hatte. Nun also durch alle diese Metamorphosen ein com-

petenter Richter, hat er das Glück der Armuth begreifen und rühmen gelernt. Ist Krieg, so braucht Micyllus bloß zu laufen, um seine Person in Sicherheit zu bringen; ist Friede, so tyrannisirt er als ein Glied des souveränen Volkes die Reichen, wirft ihnen auch wohl Pflastersteine an den Kopf und confiscirt ihr Vermögen. Er fürchtet weder Diebe noch Sykophanten, braucht keine Rechnungen durchzugehen, keine Schulden einzutreiben, sich mit keinem spitzbübischen Hausverwalter herumzubalgen. Er macht seinen Pantoffel, streicht seinen halben Gulden dafür ein, steht Abends auf von seinem Rappen, geht ins Bad, kauft sich einen Hering oder ein Paar Bücklinge und einige Zwiebeln, und singt dazu, in seinem Gott vergnügt. Darum ist er auch gesund und stark und kennt keine von den verwickelten Krankheiten der Reichen; überfällt ihn einmal ein leichtes Fieber, so läuft er nach einigen Tagen wieder frisch davon, oder vielmehr das Fieber läuft vor ihm davon, wenn es sieht, wie er sich mit kaltem Wasser vollpumpt und sich um die periodischen Tage der Aerzte nichts kümmert. Aber immer will dem guten Micyllus sein ungemeines Glück noch nicht zu Kopfe gehen. Wie befandest du dich denn, fragt er den Gockel-Pythagoras, als König? Da warst du doch selig, auf dem Gipfel menschlicher Wünsche? „Erinnere mich nicht an das gleißende Elend. Ich regierte über ein volkreiches fruchtbares Land, und hatte alles, was einen Thron zu schmücken pflegt. Wenn ich mich öffentlich zeigte, fielen die Leute zur Erde, und alles lief, was Beine hatte. Ich aber sah mich mit einer Art Mitleid an und verglich mich mit den kolossalen Götterbildsäulen; außen ist's ein Zeus von Gold und Elfenbein, innen sieht man nichts als Balken und Nägel, Pech und Lehm und Nester von Ratten und Mäusen“. Genug, genug, ruft Micyllus aus, nachdem er alle Gefahren vernommen, welche den Thron umstehen; da will ich mich lieber über meinen Leisten herbücken und Leder

schneiden, als aus goldener Schale in Schierling meine Gesundheit trinken. Die einzige Gefahr für mich ist bei meinem Geschäfte die, daß mir der Kneif ein wenig ausweicht und in den Finger fährt. Aber wenn du nun Pferd, Hund, Fisch oder Frosch warst, wie befandest du dich bei ihrer Lebensweise? „Immer besser als bei der menschlichen, weil sich alle diese Wesen in den Schranken natürlicher Bedürfnisse halten." Das mag wohl alles seine Richtigkeit haben, meint Micyllus, welcher bei alledem innerlich noch keineswegs überzeugt ist. Das Verlangen nach Reichthum, das von Jugend auf sein Herz in Besitz genommen, beherrscht ihn trotz der Beredsamkeit seines wunderlichen Freundes noch diesen Augenblick; der Traum spielt ihm noch immer das Gold in die Augen; auch möchte er sich zu Tode ärgern über den verfluchten Simon, der in solchem Vermögen schwelgt. Seinen ungläubigen Herrn mit eigenen Augen zu überzeugen, macht der Hahn den Vorschlag, er wolle ihn in einige Häuser der Reichen führen, und vor allem zu Simon. Er dürfe nur eine seiner langen Schwanzfedern ausziehen; damit vermöge er unmittelbar jede Thüre zu öffnen. Und wie treffen sie den Simon? Bei einer spärlich genährten Lampe sitzt er da, von Sorgen gequält, es möchten seine Hausgenossen das Geld, das er partienweise an verschiedenen Orten vergraben und versteckt, ausgekundschaftet haben. Nun geht er im Hause umher, Spitzbuben witternd; nun gräbt er einen Haufen Goldes aus, unsicher, ob er's neulich recht gezählt hat. Am allerwenigsten traut er, wie er in seinem Monologe versichert, dem Nachbar Micyllus, der ihm dafür beim Fortgehen noch eine unsichtbare Ohrfeige applicirt. Eben so ängstlich ist der Gemüthszustand des Wechslers Gniphon, dem die nächtlichen Wanderer den zweiten Besuch abstatten; beim reichen Eukrates vollends kommt Micyllus zu einer so wüsten Scene, daß er mit den eigenen ärmlichen Verhältnissen von nun an vollständig ausgesöhnt ist.

Worin sollte auch gerade die wesentliche Bevorzugung des Reichthums bestehen? Im Gegentheil dem äußern Schimmer ihrer Glücksgüter entsprechend haben sich von jeher um die Krösuse der Welt nur Lügengewebe von Schmeichelei und Trug angesponnen, welche den begünstigten Göttersöhnen kaum die Aussicht auf wahres Glück ermöglichen, und nach etwa bemerkter Täuschung sie mistrauisch, menschenfeindlich und namenlos elend machen. Timon, der Wohlthäter so Vieler, wird, da er arm geworden, von denen verachtet, die ihn einst anbeteten, und muß um vier Groschen das Feld bestellen. Jupiter hört seine Klagen und Vorwürfe, und schickt den blinden und lahmen Gott des Reichthums hinab, ihn einen Schatz finden zu lassen. Aber dem Timon sind die Augen über seine ehemaligen Freunde geöffnet auf immerdar. Eine Landspitze will er nun kaufen, über den Schatz einen Thurm sich bauen, der eben zur Wohnung für ihn ausreicht und dereinst auch sein Grab sein soll. Mit keinem Menschen will er umgehen, keinen kennen, alle verachten. Kaum hat er das Geld, so sind auch wieder die alten Schmeichler da, in die frühere Gunst sich einzuschleichen. Timon ist gewitzigt; er hält jedem seine Schlechtigkeit und sein schamloses Benehmen während der Zeit seiner Erniedrigung vor und schlägt mit der Hacke auf sie los, und nachdem er sie alle in die Flucht getrieben, wirft er sie noch aus der Ferne mit Steinen. Was hat nun, kann man fragen, der Menschenkenner und eben darum auch Menschenhasser Timon vom Besitze seiner Güter? Ein ausgesuchteres Mahl, einen theurern Wein, aber der Wohlschmack von beidem wird ihm auf der Zunge zu Galle werden. Gerade jene sanften Gefühle von Liebe und Freundschaft finden sich gar selten in den Sälen der Großen ein, weil nur die Feilheit um eine Gunst zu buhlen pflegt, die der Edle zu erbetteln unter seiner Würde hält. Ist auch die Zeichnung, die der Misanthrop von der Menschheit entwirft, karrikaturartig

verzerrt, so bleibt doch, wenn wir die ausschweifenden Ecken und Kanten seiner Figuren auf die richtigen Linien zurückführen, so viel als wahr zurück, daß das gemeinsame Hauptziel unserer Bestrebungen, dieses blasse gelbe und schwere Ding, keinen besondern Grad von Glückseligkeit einschließt. Nicht allein Glaube und Hoffnung, auch die Liebe der Welt ist eitel, weil sie auf unwürdige Gegenstände gerichtet und in nichts als Täuschungen befangen ist, lehrt Lucian in seinen anmuthigen Scenerien über die Wünsche und Neigungen der Menschen, denen bei all ihrer beweglichen Heiterkeit doch nicht der bittere Stachel fehlt.

6. Zwischenspiel.

Aber mehr noch denn auf der Unersättlichkeit der Leidenschaften beruhen unsere thörichten Wünsche auf der dichtenden Kraft der Phantasie, welche den Träumerischen lockende Gemälde vorzaubert. Ist ja doch die bloße Betrachtung des Märchenhaften reizend genug; wie erst, wenn wir selbst als Hauptspieler hinein verwickelt würden? Der romantisch-phantastische Geist, den wir dem Mittelalter zuschreiben, stand auch dem Alterthum niemals ferne. Zeuge davon ist die unendlich reiche Götter- und Heroensage, Zeuge die uralte Vorliebe für die epische Dichtkunst, Zeuge mitten in der hellsten historischen Zeit die in ausschweifenden Erfindungen unübertroffene Komödie des Aristophanes, die unserm Lucian in Ernst und Scherz zum Muster diente. Was Wunder, wenn er auch einmal, von scharfer Polemik auszuruhen, der Phantasie völlig die Zügel lassen und den Leser durch eine recht extravagante Dichtung ergötzen wollte? Die wahre Geschichte Lucians, an welcher, wie er selbst sagt, die einzige in der Vorrede gegebene Versicherung wahr ist, daß er lügen werde, bietet nach der Odyssee das erste Muster einer wunderbaren Reise, neben welcher Rabelais und Swifts groteske Erzählungen kaum auf-

kommen können. Daß er es dabei gelegentlich auch auf Verspottung der Lügenberichte alter Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen abgesehen, würden wir selbst ohne die ausdrückliche Versicherung des Reisebeschreibers vermuthen; Hauptzweck aber bleibt immer der, von ernster Lektüre einmal eine angenehme Rast zu bieten. So mögen denn diese burlesken Capriolen auch für uns auf Augenblicke ein angenehmes Intermezzo sein. Versteht sich kann ich hier wieder nur die obersten Spitzen der Dinge berühren.

Unser Welttourist also fuhr durch die Säulen des Hercules nach Westen hin, um zu erfahren, welches das Ende des westlichen Oceans sei und welches die jenseits wohnenden Menschen, — ein Columbus auf dem Papier 1300 Jahre vor dem auf dem Meere. Am Schluß des zweiten Buches kommt er auch in das überseeische Festland und verspricht die Begegnisse daselbst in den folgenden Abschnitten zu berühren, die leider niemals erschienen oder wenigstens nicht mehr vorhanden sind. Wie interessant wäre es, seine Vorstellungen mit dem thatsächlichen Amerika zusammenzuhalten, ob vielleicht mehr als eine dunkle Ahnung von der berühmten Insel Atlantis zu den Griechen gedrungen war. Bis zur endlichen Ankunft aber erfährt er so viel unerhörte Abenteuer, daß die Irrfahrten des Odysseus dagegen ein Kinderspiel waren. Mit fünfzig Genossen an Bord vom Sturme verschlagen, gelangt er am achtzigsten Tag auf eine Insel, auf welcher eine Säule in griechischen Buchstaben die Inschrift enthält: Bis hieher kamen Herakles und Dionysos. Auf einem Felsen gewahren sie wirklich noch zweierlei Fußtapfen, à la Eppelein von Gailingen, — die einen 100 Fuß lang, die andern geringer. Und Bacchus hatte auch sichtliche Spuren seines Aufenthalts zurückgelassen. Da strömt ein Weinfluß; er hatte keine Quelle, sondern Weinstöcke träufelten von ihren Trauben Tropfen herab; andere aber waren

sehr seltsamer Art: unten knorriges Holz, erhoben sie sich zu Frauenleibern, und die Finger liefen in Reben aus. Ihr Kuß machte sogleich trunken; ja zwei von den Gefährten, welche die Traubenmädchen zu feurig umarmten, wuchsen mit ihnen zu einem Stocke zusammen. Vom Wirbelwind in die Höhe getrieben, fährt das Schiff 7 Tage in der Luft fort, und erreicht dann ein rundes bewohntes Land, welches der von Luna einst geraubte Endymion beherrschte. Dieser Fürst des Mondes hat schon lange Krieg mit Phaethon, dem König der Sonne, wegen einer Kolonie, die er nach dem Morgenstern abschickte. Gar wunderliches Kriegsvolk zieht zu Felde: Roßameisen, Krautflügler, Hirsewerfer, Knoblauchkämpfer, Flohschützen (so ein Floh hat die Größe von 12 Elephanten) u. s. w. Das Fußvolk Endymions belief sich auf 60,000,000; Spinnen, größer als die cycladischen Inseln, mußten die Luft vom Mond bis zum Morgenstern mit einem Gewebe überziehen und also einen Kampfplatz schaffen. Eine der Friedensbedingungen enthält die Bestimmung, daß Endymion an Phaethon jährlich 10,000 Eimer Thau bezahle. Von den Mondbewohnern wird u. a. erzählt, sie hätten keine Eingeweide, sondern ihr Leib sei innen zottig, und wenn die kleinen Kinder frieren, so pflegten sie dieselben in diesen natürlichen Ranzen zu stecken — siehe da eine Vorahnung der neuholländischen Beutelthiere. Nach andern Erlebnissen wieder ins Meer hinabgesunken, verschlingt sie ein 45 deutsche Meilen großes Ungeheuer, eine Erfindung, die Rabelais in seinem Pantagruel copirt hat. In dem Thiere fanden sie nebst Schiffstrümmern aller Art auch Wälder, einen See und angebautes Land; ja sie stießen auf zwei Griechen, die schon 27 Jahre im Leibe des Ungethüms wohnten. Mit diesen vereinigt rotten sie die wilden Leute aus, mehr als tausend der Zahl nach, die mit ihnen das Thier bewohnen, tödten dieses später selbst durch Anzünden seiner Wälder und entkommen, ehe

es vollends todt ist, indem sie beim letzten Aufathmen seine Kinnladen unterstützen. — Nachdem sie das Schiff über das 400 Klafter dick gefrorene Meer auf dem Eise fortgezogen, und das Milchmeer sammt der Käse- und Korkinsel passirt haben, weht ihnen von einer neuen Insel eine wunderliebliche von Wohlgerüchen durchwürzte Luft entgegen. Es ist, als ob sie den Geruch von Rosen, Narcissen, Hyacinthen, Lilien und Veilchen, dazu von Myrthen, Lorbeeren und Weinblüthe auf einmal einschlürften. In Entzücken verloren fahren sie näher; da verlieren sich crystallene Flüsse in sichere Buchten, und vom Ufer wie aus den Bäumen ertönen die Stimmen von Singvögeln, ja von weichen Lüften sanftbewegt lassen die Zweige ein melodisches Geflüster vernehmen wie Flötenton — da haben wir ja die singenden Wälder der Romantiker. Auf blumigen Wiesen hinwandelnd fallen sie den Wächtern der Insel in die Hände und werden mit Rosenketten gebunden — das sind bei ihnen die stärksten Fesseln — und vor Rhadamanthus, den Herrscher, geführt. Es ist die Insel der Seligen, auf der sie gelandet sind. Ein siebenmonatlicher Aufenthalt wird ihnen gestattet; die Beschreibung der Stadt gleicht der des neuen Jerusalem in der Offenbarung, ihre Bewohner aber, in feine purpurne Spinneweben gekleidet, haben keine wirklichen Körper, sondern die Seelen gehen umher, mit dem Schein einer Leibeshülle umgeben, so zu sagen Schatten in der Färbung natürlicher Menschen. Jeder bleibt in dem Alter, in welchem er herkam. Es herrscht ewige Dämmerbeleuchtung, ewiger Frühling, ewiges Zephyrwehen. Dreizehnmal des Jahres tragen die Obstbäume, die Aehren aber statt des Weizens Brote wie Mohnköpfe. Zum Mahle gehen sie nach dem Elysischen Gefilde, einer lieblichen Wiese, umschattet von Waldbäumen; da lagern sie auf Blumen; Diener sind die Winde, Singvögel streuen Blüthen hernieder, und aus den Wolken träufeln wie Thau wohlriechende Essenzen,

als Dünste aus den Quellen emporgestiegen. Denn außer den Wasserquellen gibt es auch welche von Honig und wohlriechenden Oelen sowie Wein- und Milchflüsse. Während der Tafel erhöht Musik und Gesang die Fröhlichkeit. Am liebsten singen sie Homers Gedichte, und er selbst ist dort und hat seinen Platz über Odysseus. Den Chören von Knaben und Mädchen folgen die Lieder von Schwänen, Schwalben und Nachtigallen; und haben diese gesungen, so flötet der ganze Wald, bewegt von den Lüften. Da sah er denn alle die Heroen der Heldenzeit und sonstige Berühmtheiten von Staatsmännern und Gelehrten, auch den Sokrates, plaudernd mit Nestor und Palamedes und von vielen schönen Jünglingen umgeben. Man sagte aber, Rhadamanthus zürne ihm und habe ihn oftmals aus der Insel zu werfen gedroht, wenn er fortfahre zu schwatzen und bei Tische sein ironisches Wesen nicht aufgebe. Plato allein unter den alten Philosophen war nicht da, sondern es hieß, daß er in der Republik wohne, die er eingerichtet und für die er selbst Gesetze geschrieben. Aristipp und Epikur sind am besten gelitten als fröhliche angenehme Tischgenossen; Aesop macht den Hofnarren; Diogenes hat so sehr sein Wesen geändert, daß er die Lais geheirathet und dem Trunk sich ergeben hat. Von den Stoikern war keiner da; sondern sie stiegen, wie man sagte, noch ihren Tugendberg hinan. Uebrigens herrscht hier vollkommene Frauengemeinschaft und unter den Männern deshalb keine Eifersucht, sondern sie denken in diesem Stücke ganz platonisch.

Ich übergehe die weitern satirischen Anspielungen, den Kampf mit den Verdammten, die ihrem Zuchthaus auf einer andern Insel entsprungen, die Spiele und Festlichkeiten, an denen den Reisenden während ihres Aufenthaltes auf der Insel der Seligen Theil zu nehmen vergönnt war, und knüpfe wieder an bei der Begebenheit, welche ihre unfreiwillige Entfernung veranlaßte. Kinyras, der Sohn

jenes Skintharas, den sie in dem Bauch des Ungeheuers getroffen, ein großer schöner junger Mann, hatte sich in die Helena verliebt und augenscheinlich bei ihr Gegenliebe gefunden; denn über Tisch war ein immerwährendes Zuwinken und Zutrinken, und wenn alles lagerte, standen beide auf und spazierten im Wald herum. Endlich, da er sich nicht mehr bemeistern konnte, beschloß er die Geliebte zu entführen. Helena war einverstanden; drei beherzte Leute Lucians hatten sich von beiden in den Plan ziehen lassen; aber bevor noch die Fliehenden in die Milchsee und in die Nähe der Käseinsel gekommen, waren sie von des Rhadamanthus Leuten eingeholt. Helena weinte und verhüllte sich aus Scham in ihren Schleier; der Verführer wurde mit seinen Helfershelfern an den Ort der Verdammniß geschickt. Die Reisegenossen aber müssen noch vor Ablauf der vergönnten Frist auf ihre weitere Irrfahrt, an den fünf Inseln der Gottlosen und der der Träume vorüber, nach der Insel der Kalypso, an welche Odysseus heimlich vor der Penelope dem Lucian einen Brief mitgibt; dann würden sie, versichert Rhadamanthus, auf das große Festland kommen, das dem von ihnen bewohnten gegenüberliegt, und nachdem Lucian viele Abenteuer bestanden, vielerlei Völker durchwandert, unter wilden Menschen sich aufgehalten, würde er endlich wieder den eigenen Continent erreichen.

Jenseits der wohlriechenden Atmosphäre, welche die Insel der Seligen umgibt, kommt ihnen ein starker Dampf von brennendem Asphalt, Schwefel und Pech und ein häßlicher und unerträglicher Fleischgeruch, wie von bratenden Menschen, entgegen; die Luft war finster und dumpfig, und ein pechartiger Thau träufelte herab; auch hörten sie ein Klatschen von Geißeln und ein Wehklagen vieler Menschen. Nur auf einer dieser Inseln stiegen sie aus. Steil und schroff erhob sie sich ringsum zu unförmlichen Felsmassen; nirgends ein Baum oder ein Wasserquell; auf schmalem

dornbedecktem Fußpfade durch abscheuliche Gegend kommen sie zur Strafanstalt. Der Boden umher ist gespickt mit Schwertern und Palisaden, und außerdem umströmen sie drei Flüsse, der eine von Schlamm, der andere von Blut, der dritte von Feuer, letzterer ein Strom von mächtiger Breite; er wogte wie ein Meer und enthielt viele Fische, die großen wie Feuerbrände, die kleinen wie glühende Kohlen. Den schmalen Eingang hütete Timon von Athen. Unter den Gepeinigten sahen sie viele Könige und Privatleute und erfuhren die Ursachen ihrer Strafen; am schärfsten werden die Lügner gezüchtigt und unter ihnen die lügenhaften Geschichtschreiber, in deren Kreise er merkwürdiger Weise den Herodot gewahrt. Er selbst schöpfte aus dieser Wahrnehmung gute Hoffnung für die Zukunft; denn er war sich, setzt er humoristisch bei, keiner einzigen Lüge bewußt. — Lucian hat wie alle seine Landsleute zu viel Schönheitsgefühl, um sich am Scheuslichen zu weiden; erst einem christlichen Dichter war es aufbehalten, die Hölle interessanter zu malen als das Paradies; der Grieche eilt fort und läßt die andern Inseln unbesehen, weil er das jammervolle Schauspiel nicht auszuhalten vermag. — Nachdem sie auf der Insel der Träume, der er eine nähere Beschreibung widmet, weil Homer ihrer nur obenhin gedacht, dreißig Tage in glückseligem Schlafe verlebt haben, landen sie auf Ogygia und besuchen die Nymphe Kalypso. Odysseus bereut in seinem Briefe die Thorheit, daß er von ihr zu seiner Frau zurückgekehrt sei, und verspricht bei Gelegenheit von der Insel der Seligen wieder zu ihr zu fliehen. Als sie den Brief gelesen, vergoß sie reiche Thränen; dann bewirthet sie die Ankömmlinge und erkundigt sich nach Odysseus und Penelope, und ob sie denn wirklich ein solcher Tugendspiegel sei, wie jener immer gerühmt habe; und sie antworteten ihr, wie sie meinten, daß sie es gerne hören würde.

Nach einem feindlichen Zusammenstoß mit räuberischen Wilden, die in Kürbisschalen gefahren kommen und Mastbäume von Rohr und Kürbisblättern statt der Segel haben, und von deren Angriff sie durch ihre Gegner, die Nußschalenschiffer, befreit werden, schaffen sie ihr Fahrzeug über den Gipfel eines dichten mitten auf dem Ocean schwimmenden Waldes hinweg, und fahren nicht ohne Gefahr über eine Brücke von Wasser, welche zwei durch einen ungeheuren Abgrund getrennte Meere verbindet. Durch energische Wehr den minotaurusartigen Ochsenköpflern entronnen, welche bereits drei ihrer Gefährten zu schlachten im Begriff waren, und von ihnen als Lösegeld für die gefangenen Volksgenossen mit Lebensmitteln versehen, befreien sie sich mit nicht minderem Glück aus den Armen der eselsfüßigen Meerweiber, die in Gestalt anmuthiger Frauen die Fremden berücken, um sich von ihrem Fleische zu nähren, und eilen dem Schiffe zu. Am andern Morgen erblicken sie die Küsten des Festlandes, und fallen auf die Kniee, den Göttern zu danken; wie sie aber mit einander rathschlagen, was nun weiter zu beginnen, und einige der Meinung waren, man solle alsbald wieder heimkehren, andere aber, man solle ins Innere des Landes eindringen und mit den Bewohnern in Verkehr treten — da packt ein Sturmwind das Schiff und zerschellt es am Strande. — Hiemit endigt die wundersame Geschichte, die obwohl voll von Unmöglichkeiten, mit einer Treuherzigkeit erzählt ist, daß der Leser gar nicht auf den Gedanken kommt an ihrer Wahrheit zu zweifeln, sondern eingewiegt von der Lieblichkeit und den Schauern einer wechselreichen Märchenwelt, wie ein Kind am Munde des Erzählers hängt, und auf den Flügeln der Phantasie dessen Fahrzeug durch Luft und Meer, durch Himmel und Hölle begleitet. Wenn diese zauberischen Schilderungen durch Originalität, Einfachheit der Darstellung und bunten Wechsel der Situationen schon uns zu fesseln im Stande sind, wie müssen sie erst die

Zeitgenossen angesprochen haben, denen außerdem noch die geistreichen Anspielungen auf Personen und Sachen unmittelbar nahe lagen!

Hat die allgemeine Unkenntniß der Erde dem Dichter bei Beschreibung seiner wunderbaren Reise eine gewisse poetische Glaubwürdigkeit gesichert, da in die Weite gut lügen ist, so bot der Aberglaube seiner Zeit einen nicht minder passenden Rahmen dar, eine andere Reihe von Abenteuern auf einem Blatte entworfen zu umschließen. Das Volk glaubte und nur die starken Geister wagten zu bezweifeln, daß Zaubermittel die Menschen in andere Gestalten verwandeln. So konnte ja wohl auch jemand wider seinen Willen durch Verwechslung der Salbe die Gestalt eines mißliebigen, vielgeplagten und doch im unmittelbarsten Verkehr mit den Menschen stehenden Thieres annehmen müssen, konnte in dieser Metamorphose verbleiben und Herrn um Herrn wechseln, bis es ihm endlich gelingt sich des Gegenmittels zu bemächtigen, das ihn wieder zum Menschen macht. Was würde so ein Esel mit Menschenverstand nachher für Erfahrung zu erzählen haben! Wie würde er in die innersten Geheimnisse des Familienlebens eingeweiht sein! Genirt man sich schon weniger vor Knechten und Mägden, als man es vor Seinesgleichen gewohnt ist, wie wenig erst vor dem vierfüßigen Langohr! Wir haben eine solche Eselsgeschichte, überpikant an allerlei auch verfänglichen Scenen, die unter Lucians Namen umhergeht und an sich seiner nicht unwerth ist. Würde nur die bestimmteste Versicherung des Photius uns nicht belehren, daß wir hier lediglich einen Auszug aus einem größern Werke eines Lucius von Paträ vor uns haben, und der fast gleichlautende, nur durch Hinzufügung anderer Märchen noch umfangreichere „goldene Esel" des Apulejus nicht die Vermuthung bestätigen, daß die sogenannte Luciade die Arbeit irgend eines Epitomators ist; denn daß Lucian selbst jenen Me-

tamorphosendichter in dem Grade bestohlen habe, daß gar nichts sein eigen bleibt, wird kein Kenner seiner Geistesfülle für wahrscheinlich halten. Lassen wir also immerhin, so anziehend er für die Sittengeschichte ist, den Esel bei Seite, dem wir ohnehin durch viele seiner Betrachtungen und Erfahrungen aus sittlichen Rücksichten nicht zu folgen vermöchten.

7. Philosophenhaß.

Aber daß ein Mensch wirklich in allerlei Gethier verwandelt werden könne, war allgemeine Ueberzeugung, und nur eine Art des unendlich vielgestaltigen Aberglaubens, an welchem der gemeine Mann mit dem Philosophen hing. Viele auch, die nicht wirklich glaubten, gaben sich doch den Anschein, um dem alsobald bereit gehaltenen Vorwurf des Atheismus zu entgehen. Im Lügenfreund des Lucian sitzt eine Gesellschaft Philosophen über einem Gespräche beisammen; man glaubte einen Tisch voll alter Basen in einem Landstädtchen reden zu hören, wenn nicht auch die neue Zeit ihre Kerner und Eschenmayer und so manche fromme Naturforscher und Theologen aufzuweisen hätte, die im Geisterglauben mit den ehrwürdigen Stoikern, Platonikern und Peripatetikern wetteifern. Wie alte Spitalfrauen sitzen die Langbärte um das Krankenbette des Podagristen Eukrates und plaudern erst über sympathetische Kuren. Wenn der Patient, sagt der eine, den Zahn von einer so und so getödteten Spitzmaus in ein Stück von einer frischabgezogenen Löwenhaut bindet, und das auf die Füße legt, so hört der Gichtschmerz auf; nein, versichert der andere, es muß die Haut einer Hirschkuh sein, die noch nicht getragen hat; und das ist auch wahrscheinlicher, weil die Hirschkuh ein sehr behendes Thier ist. Allerdings ist sie schnell, entgegnet jener, aber die Hirschkuh erjagt nicht den Löwen, sondern der Löwe die Hirschkuh. Herausgefordert durch den Unglauben

des Tychiades, in dessen Maske Lucian selbst steckt, beißen sie sich immer tiefer in ihre „Nachtseiten der Natur“ ein: da lebte ein Babylonier, der Schlangengift mittelst Beschwörung aus dem Fuße zog, auf den er dann ein Stückchen von dem Leichenstein einer verstorbenen Jungfrau band. Derselbe konnte auch alles Gezücht von Schlangen und Vipern, Unken und Kröten bannen. Ein einziger alter Drache war einmal, wohl aus Altersschwäche, ausgeblieben; der Beschwörer erklärte augenblicklich, daß eine Schlange fehle, und schickte eine junge als Gesandten ab, die alte zu holen. Wie nun sämmtliche Schlangen beisammen waren, blies er sie an, und alle verbrannten zu Asche. — Kleodemus sah einen Hyperboreer bei hellem Tage durch die Luft fliegen, auf dem Wasser gehen, gemächlich durchs Feuer spazieren; er konnte auch Geister citiren, Todte erwecken, die schon in Verwesung gingen, die Hekate leibhaftig vor Augen stellen und Luna vom Himmel ziehen. Und wer kennt den Syrer aus Palästina nicht, den Meister in dieser Kunst? wer weiß nicht, wie viele Mondsüchtige, die da umfallen, die Augen verdrehen und den Mund voll Schaum stehen haben, er gegen große Bezahlung auf die Beine bringt und gesund nach Hause schickt? Wenn er bei ihnen steht, wie sie daliegen, und fragt, wie die Dämonen in den Körper gekommen sind, so schweigt der Kranke selbst, der Dämon aber antwortet griechisch oder in einer fremden Sprache und erzählt, woher er stammt, und wie und woher er in den Menschen gefahren ist. Dann beschwört und bedräut er den Dämon und treibt ihn aus. Ich selbst, erzählt Jon, sah einen ausfahren von schwarzer und räucheriger Farbe. Jon war wohl der einzige, der solche Dinge gesehen hat? erwiedert Eukrates auf des Tychiades ironische Gegenrede. Ich selbst habe nicht einmal, sondern tausendmal Geister gesehen; anfangs war mir's nicht wohl dabei; jetzt aber bin ich sie so gewohnt, daß ich gar nichts Uebernatür-

liches mehr zu sehen glaube, zumal seit mir ein Araber einen Ring aus Eisen von einem Kreuze gegeben und die Beschwörung mit den vielen Namen gelehrt hat; und nun erzählt er zur Probe die Geschichte von der wandelnden Bildsäule des corinthischen Feldherrn Pelichus, die an den steinernen Gast aus Don Juan erinnert. Sobald die Nacht eingebrochen ist, steigt sie von ihrem Fußgestell herab und geht im ganzen Haus herum, zuweilen sogar singend; sie thut niemand was zu Leide; man braucht ihr nur aus dem Weg zu treten. Häufig badet sie sich auch, und man kann das Geplätscher des Wassers hören. Es lagen eine Menge Obolus zu den Füßen des Bildes, auch waren etliche Silbermünzen auf seine Schenkel mit Wachs geklebt und Silberbleche als Dank für die Heilung vom Fieber — ein heidnisches Gnadenbild! Nun war ein Reitknecht aus Afrika im Hause, ein gotteslästerlicher Kerl. Der wartete einmal die Zeit ab, wo Pelichus seinen Umgang hielt, und stahl, was auf dem Sockel lag. Sobald nun die Bildsäule zurückkam und merkte, daß sie beraubt war, ließ sie den Menschen keinen Ausgang finden; die ganze Nacht mußte er im Kreis herumlaufen, als ob er in ein Labyrinth gerathen wäre, bis er morgens mit seinen Sachen erwischt und derb gezüchtigt wurde. Aber dabei blieb es nicht; alle Nacht wurde er, seinem eigenen Geständniß nach, von unsichtbarer Hand gepeitscht, daß man am andern Tag an seinem Leibe noch die Striemen sah; er trieb's auch nicht mehr lange, und starb eines elenden Todes. — Höret nun, sagt Eukrates, was ich vor fünf Jahren gesehen habe. Es war um die Weinlese. Gegen Mittag verließ ich die Winzer und ging allein in den Wald. Wie ich tiefer hineinkomme, höre ich Hundegebell; ich denke, mein Sohn Mnason jagt mit seinen Freunden. Aber bald darauf ein Beben der Erde und donnerartiges Getöse, und eine fürchterliche Frau, etwa 300 Fuß hoch, kommt auf mich zu.

In der Linken hält sie eine Fackel, in der Rechten ein Schwert von 20 Ellen; statt der Füße hat sie Schlangen, einen Blick wie Medusa; für die Haare ringeln sich Nattern um den Hals und rollen den Nacken herab. Noch jetzt beim Erzählen läuft mir's eiskalt durch die Glieder. Es war Hekate, die im Walde jagte; ihre Hunde waren größer als die indischen Elephanten, schwarz von Farbe, und hatten lange, zottige, schmutzige Haare. Ich drehe meinen eisernen Ring, die Göttin stampft mit ihrem Drachenfuß auf den Boden, und fährt durch eine gähnende Kluft, die mir den Einblick in die Unterwelt gab, hinab in die Tiefe. — Der Eintritt seiner Söhne in das Zimmer erinnert den Eukrates an seine selige Frau, die er so sehr geliebt, daß er nach ihrem Tod ihre ganze Garderobe sammt Schmuck mit ihr verbrennen ließ. Nur einen goldenen Pantoffel, der hinter den Kleiderschrank gefallen war, hatten sie nicht finden können. Da erscheint sieben Tage nach ihrem Tode die Frau, setzt sich zu ihm, und sagt, wo der Pantoffel zu finden sei. — Unter diesen Gesprächen tritt Arignotus herein, mit den langen Locken und dem ehrwürdigen Angesichte, der gepriesen wird ob seiner Weisheit und der heilige zubenannt. Tychiades hofft an ihm einen Beistand zu finden. Aber wie staunt er, als der gefeierte Philosoph über die Geistererscheinungen sich dahin entscheidet, daß zwar die gewöhnlichen Seelen nicht, aber wohl die Seelen derer, die eines gewaltsamen Todes gestorben, noch auf der Erde wandeln, und zur Bestätigung eine Gespenstergeschichte zum Besten gibt, die er selbst in Corinth erlebt habe. In einem Hause, welches niemand bewohnen wollte, weil es dort umging, brachte er ganz allein die Nacht zu. Der Geist erscheint ihm auch in allerlei schrecklichen Gestalten und Verwandlungen. Er aber redet ihn mit einer der furchtbarsten Formeln in ägyptischer Sprache an und beschwört ihn so lange, bis er verschwindet. Am andern Tage fand man an der Stelle eine Klafter tief

ein Todtengerippe; man bestattet es, und von der Zeit an ließ sich kein Gespenst mehr sehen. — Solchen Erzählungen glaubwürdiger Männer gegenüber weiß nun freilich Tychiades seinen Unglauben nur durch den Mangel eigener Erfahrung und durch das Beispiel des Demokrit zu rechtfertigen, der sich Tag und Nacht in eine Gruft setzte und studirte, und als einige junge Leute ihm mit schwarzen Gewändern und Tödtenköpfen Furcht einjagen wollten, gar nicht aufsah, sondern unter dem Schreiben rief: So macht doch dem Spaß ein Ende! Die Philosophen aber fahren fort den Tychiades mit ihren Geschichten zu bekämpfen, unter andern auch mit jener Erzählung, die Göthe zu seinem Zauberlehrling wörtlich benützt hat. Als sie zuletzt noch auf die Prophezeihungen und Orakel übergehen und eben recht in den Zug zu kommen scheinen, da überläßt sie jener ihrer Liebhaberei und entfernt sich; der Kopf ist ihm noch längere Zeit von alle dem Geisterspuk verwirrt, als hätte er Wein getrunken. Seine einzige aber auch feste Stütze bleibt dem vielfachen Unsinn, der auf ihn einstürmte, gegenüber die gesunde Vernunft, die ihn vor den Schrecknissen leerer Hirngespinnste, wie er mit gutem Grunde hofft, auch ferner bewahren werde.

Wenn die Weisen aller Schulen mit Ausnahme der Epikureer sich von kindischer Geisterseherei und Zauberkunst blenden ließen, so muß fürwahr die männliche Energie des Denkens schon sehr auf die Neige gegangen sein, und wir können uns nicht wundern, daß ein so klarer Kopf wie Lucian sie allesammt verspottete. Aber es waren noch andere weit ärgere Blößen, die ihnen seine Verachtung zuzogen und seinen schonungslosen Witz vor allem auf sie lenkten. Hinter dem Wahrheitseifer steckte bei ihnen kleinliche Eitelkeit, hinter dem Nimbus des Systems elende Gaukelei, hinter der Maske der Weltentsagung geheime Sittenlosigkeit. Die großen Namen Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles und Zeno

dienten zum Schilde, hinter welchem sich windige Sophistik des Verstandes und Niederträchtigkeit des Herzens barg. Alle Sünde und Schande, welche die Satiriker um die Zeit der Reformation dem Pfaffen- und Mönchthume nachsagen, Unwissenheit, Anmaßung, Heuchelei, Geldgier, Trunksucht, Völlerei, Unzucht, weiß Lucian in grellen Bildern an seinen Philosophen abzuschildern. Was blieb da, wenn die zwei Pfeiler des höhern Geisteslebens, Religion und Philosophie, verfault waren, einem genialen Beobachter menschlichen Treibens übrig, als entweder mit Demokrit zu lachen oder mit Heraklit zu weinen, oder endlich sich in Geduld und Entsagung zu fassen und nichts zu schwer zu nehmen? Wir wollen einige geistreiche Broschüren, in denen er die Philosophen weiter befehdete, etwas näher ins Auge fassen.

Ganz in Gedanken vertieft und wie in höhern Sphären schwebend begegnet dem Lycinus sein älterer Freund Hermotimus. Ein gutherziger Enthusiast, hat der bejahrte Mann seit zwanzig Jahren die Schulen der Stoiker besucht, ihre Tugend sich anzueignen, die auf einem hohen Berge wohnt. Noch steht er am Fuß, aber die droben sind leben hinfort glückselig und schauen von ihrer Höhe herab auf die andern wie auf Ameisen. Der stoische Tugendberg gleicht dem Glaubensberg der modernsten Christen; von beiden herab winkt die Seligkeit, aber keiner kann sich eigentlich rühmen hinaufgekommen zu sein, obschon die Strebenden sich in anmaßlicher Bescheidenheit bereits über den weltlich gesinnten Pöbel erhaben dünken. Hermotimus ist trotz seinen vorgerückten Jahren noch kein Philosoph, er gibt sich in Anspruchslosigkeit für nichts Besseres als für einen andächtigen Schüler. Zwanzig Jahre hat er bereits philosophirt, in zwanzig andern hofft er vielleicht das Ziel zu erreichen. Und wenn er dann stirbt? denn er ist bereits sechzig. Nun, auch nur einen Tag die Glückseligkeit des Weisen genossen zu haben, wiegt alle Mühe auf. Und

worin besteht denn dieses Glück? Die Weisen verachten Reichthum, Ehre und Weltlust; sie sind frei von der Sklaverei, in welche das große Menschenpack von Furcht, Zorn und Leidenschaft versetzt wird. Aber manchmal steigen sie doch wohl auch herunter von ihrem Tugendberg? Wenigstens habe ich eine so leidenschaftliche Scene mit angesehen, bemerkt Lycinus, zwischen deinem Lehrer, einem uralten Mann, und einem Fremden aus Heraclea, der ihm das Honorar nicht zur rechten Zeit bezahlte. Mit solchem Geschrei führte ihn der Alte zum Richter; wären nicht einige Bekannte dazugekommen, er hätte ihm die Nase abgebissen. „Er hat unerzogene Kinder, für die er sorgen muß." Sollte er nicht auch diese vor allen Dingen den Reichthum verachten lehren? „Ich habe keine Zeit, weiter mit dir zu disputiren; ich muß zu meinem Professor ins Collegium." Sei ruhig, mein Bester, er liest heute nicht. Gestern bei der Geburtstagsfeier des reichen Eukrates hatte er einen philosophischen Dispute mit dem Peripatetiker Euthydemus, dem er einen Becher an den Kopf schlug, daß es Blut gab; bei dieser Gelegenheit hat er sich auch im Essen und Trinken etwas übernommen, und schläft noch diesen Augenblick. Und nun fragt er den Hermotimus weiter nach den Gründen, die ihn bestimmt hätten, bei den so verschiedenen Ansichten der Schulen, sich gerade der Stoa in die Arme zu werfen, und treibt ihn endlich durch wahre und Scheinbeweise in sokratischer Manier zu dem Geständniß, daß das längste Menschenleben nicht ausreiche selbst zur Entscheidung der Vorfrage, bei welcher Sekte die Wahrheit zu finden, vorausgesetzt, daß sie überhaupt schon erforscht sei. Hermotimus weint beinahe über das Endergebniß ihrer Betrachtungen; aber einmal überzeugt, will er trotz seinen 60 Jahren ein neues Leben beginnen, will den Zottelbart abschneiden, ein Purpurgewand anziehen und den Philosophen von nun an ausweichen wie wüthenden Hunden.

Das Hauptgewicht gegen die Anmaßung der Weisheitslehrer legt Lucian gewöhnlich auf ihr charakterloses Leben, welches ihren theoretischen Behauptungen wie ihren persönlichen Ansprüchen schnurstracks zuwider laufe. Mit Uebergehung des Eunuchen, in welchem zwei Bewerber um eine Lehrstelle in Athen, die 10,000 Drachmen trägt, mit gar seltsamen Beweisen gegeneinander zu Felde ziehen, wenden wir uns, um ihre Stellung zur Gesellschaft und ihre Haltung in derselben zu erkennen, zu der für die Sittengeschichte höchst interessanten Schrift, deren kurzen Titel Wieland umschreibend also wiedergab: Das traurige Loos der Gelehrten, die sich an vornehme und reiche Familien vermiethen.

Seit Jahrhunderten war Rom für die griechischen Literaten das Elderado ihrer Hoffnungen. Was konnte ihnen die vergleichungsweise arme Heimath bieten, ihren Durst nach Reichthum, Ehre und Genuß zu stillen? Dort in der glänzenden Hauptstadt prunkte und schwelgte in Fürstenart eine zahlreiche Aristokratie, bei welcher der Schein der Wissenschaftlichkeit zum guten Tone gehörte. Griechische Aesthetiker, Rhetoren, Philosophen in seiner Umgebung zu haben war ein Bedürfniß der römischen Großen geworden, weil in diesem Geleite ihre Liebe zu feinerer Bildung sich abspiegelte. Aber den Vornehmen und Reichen war und ist es noch heute mehr um Politur als um Gehalt zu thun, den sie weder sich anzueignen Zeit und Lust, noch an andern zu schätzen Bescheidenheit und Einsicht haben. So kam denn der gelehrte Hausfreund unter das Gesinde, wie etwa ein Hofmeister bei einem Landjunker, nur mit dem Unterschiede, daß dem Alter nicht mehr ansteht, was die Jugend in der Aussicht auf bessere Zukunft leicht hinnimmt. Lucian, der die bittere Knechtschaft seiner Landsleute und Standesgenossen in den Häusern der römischen Lords aus eigener Anschauung kannte, entwirft seinem

Freunde Timokles, den er nach diesem geträumten Glücke lüstern sah, eine Beschreibung von ihrer dortigen Stellung, welche diesen, wenn er irgend ein Mann von Ehre war, sicherlich abgeschreckt hat. Was kostet es nicht erstlich für Mühe, sich dem großen Herrn nur bemerklich zu machen! Hat er aber seine Augen gnädig auf dich gerichtet, hast du dein Examen vor ihm gut bestanden, und ist dein Leumund unangetastet geblieben, so mußt du gleich dem Bedienten, der dich zum erstenmal zum Essen einladet, wenigstens ein Zweiguldenstück in die Hand drücken. Du trittst ein, erhältst einen Ehrenplatz, bist der Gegenstand der Neugierde und des Neides, wenn der Herr dir mehr Aufmerksamkeit schenkt als den alten Bekannten, weißt dich vor Verlegenheit nicht zu benehmen, getraust dich nach Appetit weder zu essen noch zu trinken. Am andern Tage wird nun aber wegen des Honorars unterhandelt; ein alter Hausfreund stellt dir dein Glück vor, zu so einem angesehenen Gönner gekommen zu sein, und weiß es durch geschickte Wendungen zu fügen, daß du mit 18 Kreuzern täglich nebst freier Station dich zufrieden gibst. Nun geht der Dienst an. Um Wissenschaft ist es deinem Principal am wenigsten zu thun; aber weil du einen langen Bart und ein gravitätisches Aussehen hast, weil du in einer stattlichen griechischen Kleidung erscheinst, und dich jedermann als Gelehrten kennt, so dünkt es ihm schön, in seinem Gefolge auch einen von deiner Gattung zu haben, damit die Leute einen Schluß auf seinen guten Geschmack ziehen. Wenn du nun den Tag über hungrig und durstig die bergige Stadt auf- und abgelaufen, so kommst du endlich gegen Mitternacht zur Tafel. Jetzt bist du schon nicht mehr der Geehrte, sondern hast irgend einem neuen Gesichte Platz gemacht. In einen Winkel gedrückt, siehst du die Schüsseln an dir vorübertragen und darfst froh sein, wenn an dich noch ein Knochen kommt. Du erhältst vom schlechtern Wein und nicht einmal davon nach Herzenslust;

denn ob du zehnmal darnach rufest, der Bediente thut, als wenn er nichts gehört hätte. Manchmal, wenn es irgendwo fehlt, trägt man vor dir stehende Speisen dir auch vor der Nase weg; du gehörst ja ins Haus, heißt es, und sie sind verschwunden. Und wenn nun der Tanzmeister geehrt wird, oder ein Kerlchen aus Alexandria, welches jonische Liederchen zusammenreimt, oder der postillon d'amour, indeß nach dir keine sterbende Seele fragt, da schämst du dich deiner selbst und möchtest auch gern so ein erotischer Dichterling sein oder wenigstens ein Sänger von der gleichen Produkten.' Wenn ein Bedienter flüstert, daß du allein Tanz oder Zitherspiel von der gnädigen Frau Lieblingspagen nicht gelobt, so entsteht nicht geringe Gefahr für dich; du mußt also schreien wie ein durstiger Laubfrosch, daß dein Beifall sich bemerklich macht, manchmal auch zum Schluß noch eine besonders schmeichelhafte Standrede halten. Der Zwang, den du deiner Natur auferlegst, macht dich mismuthig; denn es gelingt dir bei alledem nicht, dein Gesicht in die rechten Falten zu legen, und du bleibst der langweiligste Gesellschafter. Da bedauerst du dich selbst und kommst dir vor wie ein Schauspieler, der in tragischem Costüme einen Harlequin spielen sollte. Und wenn's aufs Land geht, da packen sie dich zusammen in einen Karren mit dem Koch oder Friseur der gnädigen Frau, kannst auch der gnädigen Frau Schooshündchen zu versorgen bekommen, wie der Stoiker Thesmopolis. Ach lieber Thesmopolis, sagte zu ihm die Dame, nachdem sie ihn vor dem Einsteigen hatte rufen lassen, du könntest mir einen sehr großen Gefallen thun; du bist sorgfältig und hast ein weiches Gemüth; du kennst doch meine Myrrhine; nimm sie mit in den Wagen und laß ihr nichts abgehen; sie ist trächtig und wird bald werfen; das Schelmgesinde, die Bedienten, kümmern sich nicht einmal viel um mich auf Reisen, geschweige denn um sie. Dabei standen ihr die Thränen in den Augen. Es gab ein köstliches Genrebild, wie das Hündchen

aus dem Mantel des Philosophen unter seinem Barte hervorguckte, dazwischen belferte es und leckte sein Kinn ab, an dem es noch Spuren von der gestrigen Mahlzeit witterte. Der Hofnarr, — eine schöne Gesellschaft — der bei unserem Philosophen im Wagen saß, machte schlechte Witze dabei und sagte: Von Thesmopolis habe ich nur zu vermelden, daß er aus einem Stoiker ein Cyniker geworden ist. Eine so schimpfliche Behandlung müssen sich die Philosophen gefallen lassen. Manchmal hat der Herr Baron eine künstlerische oder wissenschaftliche Passion, macht Verse, schreibt Geschichte; wehe dir, wenn du deinen Weihrauch sparst. — Indeß mit den Männern möchte es doch noch angehen; aber die Frauen! Denn auch von diesen haben viele ihre Hofgelehrten, die neben ihrer Sänfte hergehen müssen. Es gehört zum guten Ton und ist den Damen so wichtig wie ihre Frisur, daß man von ihnen sage, sie hätten Bildung, seien Philosophinnen, machten Gedichte, welche denen der Sappho nicht viel nachstehen. Da lassen sie sich ihre Lectionen beim Toilettemachen und bei Tische geben; die übrigen Stunden sind alle besetzt. Während der Philosoph der gnädigen Frau seine Vorlesung hält, kommt das Kammermädchen mit einem Liebesbrief herein; die Lection über die Tugend steht still, die Dame schreibt ihrem Liebhaber die Antwort, und nachdem dies abgemacht ist, wird das Kapitel über die Tugend wieder aufgenommen wie vorher. — Schenkt man dir einmal am Neujahr einen abgetragenen Ueberrock, da wird ein Wesen davon gemacht, als von der wichtigsten Sache. Da kommt ein Bedienter gelaufen, der im Vorbeigehen, während der Herr das Kleidungsstück mit dem Kammerdiener aussuchte, davon gehört hat; er meldet dir die frohe Botschaft und holt sein Trinkgeld; dann bringt ein ganzes Dutzend das Geschenk und jeder sagt, wie oft er für dich gesprochen und den gnädigen Herrn erinnert habe. Alle halten die Hand auf und schimpfen dann noch, daß du nicht mehr ge-

geben hast. Um deine paar Groschen Gehalt auch flüssig zu machen, mußt du ferner dem Amtmann schmeicheln. Uebrigens bist du das, was du erhältst, schon lange dem Schneider und Schuster oder in der Apotheke schuldig. Bei alledem hast du deine Neider, und die Verleumdung findet allmähliches Gehör bei dem Herrn, der deiner überdrüssig zu werden beginnt. Nachdem er dich ausgepreßt wie eine Citrone, sieht er sich um, wohin er dich auf den Mist werfen soll. Die erste beste Ursache genügt. Du hättest eine Liebschaft mit der Kammerjungfer, heißt es, und du wirst bei Nacht und Nebel aus dem Hause gejagt, nachdem du nichts erworben als einen grauen Kopf und ein wohlausgebildetes Podagra. Wo will der alte Gaul noch einen Käufer finden? Dazu steht dir auch der böse Ruf im Wege. Was mag der Mensch begangen haben, sagen die Leute, daß man ihn davongejagt hat? Schon als leichtsinnigen Griechen achtet man dich zu allem fähig, und die frühern Herren haben alle Ursache, den Verstoßenen in der Meinung des Publikums zu schaden, weil diese sie in ihrer vollen Blöße gesehen haben und gar vieles von ihnen sagen können.

Die großen Herren in Rom nützten die griechischen Gelehrten als Lehrer ihrer Kinder, als Spielzeug ihrer Launen, als Zierrath ihres Hauses, durch den sie mit der Bildung kokettirten, waren aber weit entfernt, sie als ihresgleichen zu achten. Die Grammatiker, Rhetoren und Philosophen nahmen bei ihnen lange nicht die Stelle ein, welche im vorigen Jahrhundert bei unserem Adel die französischen Sprachmeister hatten. Die Impertinenz von Stand und Geld rächt sich an der Ueberlegenheit von Geist und Wissen allemal durch plumpen Hochmuth. Aber freilich lag die Schuld auch zum guten Theil an dem unwürdigen Benehmen der Gelehrten selbst. Als Sclave wird nur behandelt, wer sich dazu hergibt. Das leichtfertige griechische Wesen reizte die etwas un-

beholfenen Römer gerade wie uns Deutsche das der Franzosen zu Spott und Verachtung. Aber an dem gemeinsten pariser Tanzmeister haben wir doch wenigstens noch etwas Cavaliermäßiges zu bewundern, bei den Griechen dagegen gesellte sich zur Charakterlosigkeit noch ganz auffallende Gemeinheit. Wer das Benehmen der Gelehrten liest, welches Lucian in seinem Gastmahl schildert, kann es den vornehmen Leuten nicht verargen, wenn sie dieselben auf einer Linie mit ihren Hofnarren hielten. Bei der Hochzeit seiner Tochter mit dem Sohne eines reichen Bankiers hat der Athener Aristänet neben andern Gästen auch mehrere Philosophen und sonstige Gelehrte geladen, Lehrer der Kinder und Freunde des Hauses. Denn der Gastgeber war keiner von den gewöhnlichen Reichen, sondern ein Freund der Wissenschaft. Es waren Philosophen aller Schulen zugegen vom hochmüthigen Stoiker bis zum pöbelhaften Cyniker, der sich ungeladen von selbst eindrängte. Die Tugendstolzen ließen natürlich den Freigeist alsbald ihre Geringschätzung fühlen; der Stoiker hätte eher den Saal verlassen, als dem Epikureer den Vorrang bei Tisch eingeräumt. Der Cyniker Alcidamas, der in gewohnter Art den Naturburschen spielte, verzehrte sein Mahl im Auf- und Abgehen, indem er immer bald hier bald dort hospitirte, wo die größten Portionen standen, bis er sich mit dem unvermeidlichen Knittel mitten in den Saal, ein ruhender Herkules mit der Keule, auf den Boden warf. Indeß ging es Anfangs, einige Plänkeleien zwischen den Schulen abgerechnet, noch ruhig her, bis auf einmal ein fremder Sclave vom Stoiker Hetömokles mit einem Schreiben, das er öffentlich vorlesen sollte, ins Zimmer trat. Man erwartete ein Lob der Braut oder ein Hochzeitgedicht. Weit gefehlt; ein taktloser Brief war es, voll Grobheiten gegen Wirth und Gäste, in welchem der Schreiber sich beschwerte, daß er nicht eingeladen worden sei. Diese seltsame Epistel that auf die Gesellschaft eine entgegenge-

setzte Wirkung; die unbetheiligten Laien, die sich im Namen der Gelehrten schämten, wurden verlegen, von den Philosophen aber geriethen die Schulen aneinander, indem die Angehörigen der andern Sekten das unschickliche Benehmen des Stoikers mit Schadenfreude aufgriffen und gegen die ganze Stoa benützten. Dabei fehlte es nicht an Vorwürfen der entehrendsten Art; Gefräßigkeit, Geldgier und Wollust sind noch das Geringste, was die Weisheitsjünger an einander zu rühmen wissen; Tempelraub, Ehebruch, jüdischer Wucher, Giftmischerei werden, mit Thatsachen belegt, zum Besten gegeben; der Stoiker schüttet dem Epikureer und Peripatetiker den Wein ins Gesicht, letzterer faßt jenen dafür beim Bart und wird vom Maulschelliren nur durch das Dazwischentreten des Wirthes zurückgehalten. Unter den vielen anwesenden Philosophen befand sich nicht ein einziger, der sich unanständiger Reden enthalten hätte. Aber die Hauptsache kommt noch. Es wurden die Speisen aufgetragen, die man bei solchen Gelegenheiten den Gästen nach Hause mitzugeben pflegte, nemlich für jede Person ein Huhn, ein Stück Schweins- und Hasenbraten, ein gebackener Fisch, ein Sesamkuchen und sonstiges Backwerk. Die Portionen kamen immer für zwei und zwei auf einer Platte. Der Nachbar des Stoikers Diphilus war weggegangen; so nahm dieser die beiden Theile in Anspruch und zankte sich darüber mit dem Bedienten herum, ja ein Huhn wurde darüber beim Herumzerren in Stücke zerrissen, wie der Leichnam des Patroklus. Zenothemis und Hermon aber, Stoiker und Epikureer, geriethen noch hitziger an einander. Zenothemis langt nach dem Huhn auf Hermons Seite, weil es fetter war; Hermon will den Uebergriff nicht leiden; schreiend gerathen sie an einander und schlagen sich die Vögel ins Gesicht, packen sich beim Bart und rufen die andern zu Hülfe; es entsteht eine förmliche Balgerei. Zenothemis wirft einen großen Becher nach Hermon, verfehlt aber sein Ziel und trifft damit den

Bräutigam an den Kopf, daß es eine tiefe Wunde gibt. Nun stürzen verzweifelt die Frauen aufs Schlachtfeld, wie sie Blut sehen, vor allen die Mutter des Bräutigams und die zitternde Braut. Alcidamas aber, der edle Cyniker, that sich dazwischen weiter mit seinem Knittel hervor, schlug dem Kleodemus ein Loch in den Kopf, zerschellte dem Hermon den Backenknochen und verwundete einige Bediente, welche abwehrten; doch ließen sich die Streiter der Gegenpartei nicht in die Flucht treiben, sondern Kleodemus bohrte mit dem Finger dem Zenothemis ein Auge aus und biß ihm die Nase ab, Hermon aber warf den Diphilus, der jenem helfen wollte, zu Boden. Auch der Grammatiker Histiäus bekam einen Fußtritt auf die Zähne für sein Bemühen die Kämpfenden auseinander zu bringen, so daß der Arme, wie ein homerischer Held, Blut speiend auf dem Boden lag. Dabei jammerten die Frauen um den Bräutigam her, und andere suchten sie wieder zu beruhigen. Das Schlimmste war, daß Alcidamas, als er sich einmal als Sieger auf der Wahlstatt sah, mit seinem Knittel auf jeden zuschlug, der ihm in den Weg kam; er hätte noch viele verwundet, wäre ihm nicht der Prügel in Stücke gegangen. Auf einmal warf er die Lampe um und machte im Saale schwarze Finsterniß. Als wieder Licht kam, sah man, wie er die Flötenspielerin umarmte; Dionysidorus aber beging etwas noch Schlimmeres; denn es fiel beim Aufstehen ein Becher aus seiner Tasche, den ihn, wie er behauptete, Ion zum Aufheben gegeben, damit er in der Verwirrung nicht zu Grunde ginge. Und Ion bestätigte die schöne Ausrede. So nahm die Hochzeit ein Ende; die Verwundeten wurden hinausgetragen, der Bräutigam mit verbundenem Kopf in den Wagen geschafft, in welchem er die Braut hatte nach Hause fahren wollen. Nur Alcidamas blieb; es war keine Möglichkeit, den Mann fortzuschaffen, nachdem er sich einmal auf das Sopha geworfen und schnarchte.

War es bei solcher Verwilderung und Gemeinheit des Gelehrtenstandes ein Wunder, wenn ihn die Leute von Welt zwar ausbeuteten, aber dabei gründlich verachteten? War es aber auch dem Lucian zu verdenken, wenn er, je nach Laune, über die Philosophen bald schalt, bald sich belustigte, deren Wandel er mit ihren Lehren im schreiendsten Gegensatz fand? Wiewohl auch diese Lehren selbst, von den Schülern hauptsächlich in ihren Sonderbarkeiten festgehalten, was hatten sie seit ihrem zum Theil mehr als halbtausendjährigen Bestande zum Besserwerden der Welt beigetragen? wo hatten sie eine sittliche Kraft bewährt, da doch mit jedem Jahrhundert alles öffentliche und häusliche Leben mehr versunken war? Sind die Philosophen, die sich unter einander hassen und befehden und den Leuten die Köpfe verdrehen, nicht sammt und sonders Charlatane und Rabulisten, deren gepriesene Weisheit beim Lichte besehen alles realen Werthes bar und ledig ist? Sind sie nicht bloße Schwätzer, die ein geldbringendes Gewerbe mit Worten treiben? So konnte ein mismuthiger Beobachter ihres Lebens ausrufen, an dem sie mitten in ihrem Hauptsitze Athen tagtäglich im Negligé vorübergingen, und der eben nichts von dem Heiligenscheine bemerkte, welchen der fernstehende respektvolle Fremdling um ihre Stirne sah. Hatte doch Aristophanes, ein Zeitgenosse, den Sokrates vor dem Publikum, unter dem er wandelte, lächerlich gemacht, wie sollte das Nämliche nicht einem Satiriker 600 Jahre später verstattet sein, als von dem Weinstock nur noch ein knorriger Stamm, aber nirgends mehr grünes Laub, geschweige denn Trauben zu erblicken waren? Mußte nicht auch Hegel vielfach die Dunkelheit oder Anmaßung oder Frivolität seiner Schüler büßen, weil er der intellectuelle Urheber ihres Gebarens war? Immerhin mögen wir jene Versteigerung der Philosophen, welche Zeus wie eine Sclavenauction unter ironischer Aufzählung ihrer Geschicklichkeiten abhält,

mehr auf die Jünger als auf die Meister gemünzt denken und des Dichters Entschuldigung als halb ernstlich annehmen. Aber ganz und gar kann er sich doch nicht von dem Vorwurfe reinigen, daß er die Meister selbst verunglimpft habe, zumal er auch bei andern Gelegenheiten sich über sie in ähnlichen Scherzen ergeht. Mit köstlicher Persiflage im leichtesten Ton macht Lucian in der genannten Schrift die einzelnen Philosophenschulen zum Gelächter. Zuerst wird Pythagoras ausgerufen und gibt in seinem jonischen Dialekt alle seine Fähigkeiten, Wissenschaften und Eigenheiten an. Da kommt neben der dunkeln mathematischen Terminologie und der Musik als sittlichem Bildungsmittel das fünfjährige Schweigen, das Verbot des Bohnenessens, die Seelenwanderung, der goldene Schenkel des göttlichen Propheten zur Sprache. Dreihundert Leute aus der Gegend von Kroton erstehen ihn um 225 Thlr. Nach ihm muß der Schmutzige mit dem Schnappsack und den bloßen Schultern an der Versammlung vorbeispazieren, der tapfere und freie Mann. Man kann ihn zum Graben und Wassertragen, etwa auch zum Thürhüter gebrauchen; man nennt ihn auch nicht anders als den Hund. Sein Vaterland ist die ganze Welt, sein Schutzpatron Herakles; sein Knittel sieht auch der Keule ähnlich; der alte Mantel dient ihm statt der Löwenhaut. Er ist der Befreier der Menschen und ihr Arzt von den Leidenschaften, der Prophet der Wahrheit und der Freimüthigkeit. Und was wirst du denn aus mir machen wollen? fragt ihn der Käufer. Ich werde dir die Weichlichkeit ausziehen, dich mit der Armuth zusammensperren und mit einem schlechten Mantel umkleiden; dann mußt du schaffen und arbeiten, auf der Erde schlafen, Wasser trinken und dich vollstopfen mit dem, was dir gerade unter die Hände kommt; Ehe, Kinder, Vaterland achtest du alles für Narrenspossen, verlässest dein Aelternhaus und wohnst in einer Gruft, oder in einem alten Thurm, oder auch in einer Tonne; so wirst du dich glück-

licher schätzen als ein Kaiser. Dabei mußt du allen Menschen, vom Fürsten bis zum Bettler, Grobheiten sagen, so wird man auf dich sehen als auf einen muthigen Mann. Deine Sprache muß etwas rauhes, deine Stimme etwas knurriges haben, wie die eines Hundes; Scham und Anstand mußt du aufgeben und über nichts roth werden. Die volkreichsten Plätze besuchst du, treibst es aber überall, als ob du allein wärest, thust vor aller Augen, was niemand allein thun mag, und endlich wenn dir's gut dünkt, frissest du einen rohen Polypen oder einen Dintenfisch hinein und stirbst. Dieß ist die Glückseligkeit, die ich dir garantiren kann. Pfui, entgegnet der Käufer, das ist ja abscheulich und gar nicht mehr menschlich. Ja, aber dafür auch für jedermann leicht zugänglich. Da braucht's keine Bildung und kein Geschwätz; du gehst den geradesten Weg zum Ruhme. Du kannst ein Gerber, ein Salzfischer, ein Zimmermann, ein Geldwechsler sein, nichts steht dir im Weg ein Wundermann zu werden, wenn du nur dabei Unverschämtheit und Keckheit besitzest und tüchtig schimpfen gelernt hast. Zu diesen Dingen, meint der Käufer, bedürfe er seiner nicht; als Ruderer oder Gärtner wolle er ihn nehmen, und bietet zwei Groschen, und Hermes schlägt diesen Diogenes für das Spottgeld los, weil er ihnen doch nur lästig und gegen alle Leute beleidigend sei. Der betrunkene Aristipp, so wie der lachende und weinende Philosoph bleiben unverkauft. Darauf kommt der plauderhafte Athener Sokrates an die Reihe; er gibt sich für einen Meister in der Kunst zu lieben aus; aber gerade ans dem Grunde taugt er gar wohl zum Lehrmeister der Schönen; denn er liebt die Seelen, nicht die Körper. Er bewohnt die Republik, die er selbst gegründet, und beobachtet seine eigenen Gesetze; das wichtigste unter diesen ist das, welches an der Stelle der kleinlichen Ehesatzungen Weibergemeinschaft anordnet. Die Grundlage seiner Weisheit sind die Ideen, die Ur-

bilder der Dinge; sie stehen unsichtbar außer der Welt und doch nirgends; denn stünden sie irgendwo, so wären sie nicht. Der Käufer sieht sie freilich nicht; denn er ist blind an der Seele, er aber sieht sie; und so geht er denn ob seiner Scharfsichtigkeit um den hohen Preis von zwei Talenten weg. Sokrates selbst, dünkt mich, dürfte mit diesem Kaufpreis zufrieden sein; denn er hat ihn 36000 mal höher gehalten, als den des Diogenes. Epikur ist rasch abgegangen; man sieht dem Satiriker die Eile an, mit welcher er über seinen Liebling dahinschlüpft; dagegen gießt er den vollsten Spott auf Chrysipp herab, den Vertreter der Stoiker. Die wundersamen Sophismen und Taschenspielerstückchen, auf deren Erfindung sich diese Schule so viel zu Gute that, werden eben so mitgenommen als ihr lächerlicher Tugendstolz, der sie gleichwohl nicht hinderte, hohes Honorar für ihren Unterricht und von ihren Hypothekenschuldnern Zinseszinsen zu nehmen. Der Peripatetiker aber, der hat Verstand, das ist der Mann, der alles weiß, gesetzt, anständig, versteht zu leben, ist exoterisch und esoterisch, ein anderer von außen, ein anderer von innen. Er kennt dreierlei Güter, geistige, körperliche und äußere; das ist schön und menschlich von ihm, daß er die beiden letztern nicht wie der Stoiker verachtet. Wohl kostet er zwanzig Minen, ein Drittel eines Talentes oder 458 ⅓ Thaler, eine hohe Summe, aber bei alledem nicht zu viel; denn er hat sich selbst Geld zusammengespart, und dann weiß er auch über alles Auskunft zu geben: wie lange die Mücke lebt, wie tief die Sonnenstrahlen ins Meer eindringen, was die Austern für eine Seele haben und andere wichtige Fragen. Den Schluß macht der Zweifler Pyrrhias, der gar nichts weiß, nicht einmal ob er selbst nur da ist. Die Quintessenz seiner Philosophie ist die Unwissenheit; er ist ohne Urtheilskraft, ohne Vorstellung, kurz nicht besser denn ein Regenwurm. Als er gekauft und das Geld für ihn bezahlt ist, so zweifelt er

auch daran wieder, ob er gekauft ist, ja er zweifelt daran, ob die vorhanden sind, welche als Zeugen des Kaufes herumstehen. Der Käufer aber wird ihn in die Mühle schicken, damit ihm seine Bedenklichkeiten vergehen mögen.

Aufs innigste hängt mit dem „philosophischen Sclavenmarkt“ eine zweite Schrift zusammen, welche die Rechtfertigung seiner dortigen Angriffe geistvoll in Scene setzt, die Afterphilosophen seiner Zeit dem Spotte Preis gibt und ihnen den Schutz der Meister entzieht, hinter deren Schilde sie ihre unphilosophischen Thorheiten und Laster übten. Vielleicht hatten nach dem Erscheinen der Auction die verschiedenen Schulen trotz ihrer sonstigen Uneinigkeit gegen Lucian eine Verbindung eingegegangen, um dem gemeinsamen Feinde, dem Lästerer der ehrwürdigen Wissenschaft, den Krieg zu erklären. Die glorreichsten Namen der Vorzeit hatte er ja verunglimpft; sollten sie deren Beschimpfung ungeahnt lassen? Lucian weiß sich in dem Gespräch: der Fischer oder die wiederauferstandenen Philosophen gar fein aus der Schlinge zu ziehen. Mit Steinen bewaffnet, in mächtigem Zorne kommen die alten Weisen herauf aus der Unterwelt; sie haben sich den Tag von Pluto ausgebeten, um an ihrem boshaften Feind empfindliche Rache zu nehmen. Werft zu, werft zu! deckt den verruchten Buben mit Steinen zu! nehmt auch Erdschollen und zerbrochene Häfen zu Hülfe! schlagt mit euren Prügeln auf den Bösewicht los! So haranguirt Sokrates die leidenschaftliche Schaar, die mit allem Ungestüm hinter ihm her ist. Vergebens citirt Lucian den Homer und Euripides, — wir würden sagen Bibelsprüche und Gesangbuchlieder — um ihr Mitleid zu rühren; sie setzen ihm andere Citate entgegen, nach denen sein Tod gerechtfertigt ist. Mit Mühe bringt er sie so weit, ihm wenigstens eine Verantwortung zu gestatten; er sei ja sein ganzes Leben ein Bewunderer der Philosophie gewesen, versichert er den Aufge-

brachten, und wenn er selbst durch seine Schriften sich Beifall erworben, so verdanke er dieß lediglich dem Studium ihrer vortrefflichen Werke. Er will sich ihrem eigenen Spruch unterwerfen; denn er hofft von ihrer Gerechtigkeit obzusiegen. Sie werden besänftigt, wollen die Philosophie zur Richterin nehmen. Die Philosophie? Aber wo wohnt sie? er habe oft vergebens nach ihrem Hause gefragt. Einmal habe er nach dem Aussehen der vielen ernsten würdigen Männer, die in einem gewissen Gebäude ein und ausgingen, die feste Ueberzeugung gefaßt, hier müsse ihre Wohnung sein; da habe er ein Weibchen getroffen, in gekünstelt einfacher Toilette, mit koketter Nachläßigkeit; sie freute sich, wenn ihre Liebhaber ihre Schönheit lobten, und ließ die reichen neben sich Platz nehmen, ohne die armen nur eines Blickes zu würdigen. Mit einem Worte, die Person glich einer Hetäre, und die armen Tropfen erschienen bedauerlich, die sich von ihr nicht an der Nase, sondern am Barte herumführen ließen. Während Lucian so die falsche Philosophie abschildert, siehe da kommt auf einmal mit ihrem Gefolge von Tugenden die wahre heran, eine hohe, edle Gestalt. In würdiger Weise fragt sie die Meister nach der Ursache ihres Hierseins und verweist ihnen ihre Hitze, und zieht mit Beisitzerinnen und Klägern hinauf nach dem Areopag, dort über den Spötter Gericht zu halten. Um Namen und Charakter befragt, nennt er sich Parrhesiades, Alethions Sohn, was Wieland passend wiedergibt: Freimund, Wahrliebs Sohn. Dem Charakter nach ist er ein Hasser der Prahlerei, Marktschreierei, Windmacherei und aller derartigen Menschen, deren es bekanntermaßen viele gebe; dagegen ein Freund der Wahrheit, Schönheit und Einfachheit, deren Verehrer selten seien. Diogenes, der kräftigste Redner, macht den Ankläger. Lucian vertheidigt sich in wohlgesetzten Worten also, daß er alle Vorwürfe von den alten Meistern weg auf die unwürdigen Schüler häuft, und namentlich auf sein Lieb-

lingsthema, ihr unanständiges Leben, zurückkommt. Uebrigens, sagt er unter anderem, läßt sich nichts ungereimteres denken als dieß, daß sie eure Lehren so genau studiren, um das gerade Gegentheil davon zu thun. Denn alles, was sie da sagen, z. B. daß man Reichthum und Ruhm verachten und nur das Schöne für ein Gut halten, daß man frei von Leidenschaften sein und mit den schimmernden Reichen auf gleichem Fuße verkehren müsse, alles das klingt herrlich. Aber sie geben diese Lehren um Lohn, staunen die Reichen an und schnappen nach Geld, sind zorniger als die kleinen Hunde, furchtsamer als die Hasen, zudringlicher als die Affen, geiler als die Esel, diebischer als die Marter, streitlustiger als die Hähne. Darum werden sie billigerweise zum Gespötte, wenn sie sich zu den Thüren der Reichen drängen, bei allen großen Gastungen die elendesten Schmeichler machen, sich unanständig überfüllen und mit scheelem Auge sehen, ob der Nachbar nicht mehr bekommt, und beim Weine unschicklich und langweilig philosophiren. Da lachen dann die Laien und verachten die Philosophie, wenn sie solchen Abschaum von Menschen in ihrem Gefolge hat. Nachdem Lucian das ganze lange Sündenregister der Leute vorgetragen, die sich für Philosophen ausgeben, wird er natürlich freigesprochen. Aber nun sollen hinwiederum jene vorgeladen werden, um ihre Strafe zu erhalten für alles, was sie an der Meisterin selbst, an der Philosophie, gesündigt haben. Die Marktschreier der Wahrheit heraufzulocken, ruft Parrhesiades hinunter von der Burg: Wer auf den Namen eines Philosophen Anspruch macht, der soll zur Austheilung heraufkommen; der Mann bekommt 45 Thlr. und einen Sesamkuchen, und wer einen langen Bart hat, noch eine Marmelade von Feigen dazu. Zum Ausweis soll jeder fünf Syllogismen mitbringen. Da strömen sie in Massen heran, und legen sogar Leitern an den Felsen, um eher droben zu sein, und die Schulen zanken

sich dann um den Vorrang beim Austheilen. Als sie aber von einer Untersuchung hören, laufen alle über Stock und Stein davon, ja ein Cyniker wirft, daß er eher fort kommt, den Ranzen weg. Was mag er wohl drinnen haben? Feigbohnen oder ein Buch oder Schwarzbrot? O nein, seht doch! Gold, Salbe, einen Spiegel und Würfel. Nachdem sich nun die sogenannten Philosophen aus dem Staube gemacht, so erhält Parrhesiades den Auftrag die Untersuchung gegen sie zu beginnen. Wen er als echt erkennt, den soll er bekränzt ins Prytaneum führen, den falschen dagegen mit einem Bocksscheermesser den Bart abschneiden und auf die Stirn ihnen einen Fuchs oder Affen brennen. Alsbald die Probe zu machen, befestigt er an eine Angel Feigen und ein wenig Gold und läßt sie von der Freiung in die Stadt hinab; gleich hat sich ein ungeheurer Cyniker gefangen; er wird auf Befehl des Diogenes über die Mauer hinabgeworfen; denn der Fisch ist ungenießbar, und so auch die Mitglieder anderer Schulen der Reihe nach, die sich in die Lockspeise verbissen haben. Endlich geht Parrhesiades hinab in die Stadt, sein Geschäft anzufangen, und ist im voraus überzeugt, daß er selten einen Kranz, häufig dagegen sein Brenneisen von Nöthen haben werde.

Es braucht keine weitern Citate, die sich außer den angeführten noch überreich aus den verschiedenen Schriften Lucians zusammenbringen ließen, um zu beweisen, daß die Philosophen damaliger Zeit, zumal die sich auf ihre Tugend so viel zu Gute thaten, die Stoiker und Cyniker, keine Liebhaber wahrer Weisheit, sondern Galane einer Buhldirne waren, welche betrügerischer Weise deren Namen sich angemaßt. Den gewöhnlichen Leidenschaften häufig sogar in ungewöhnlichem Grade hingegeben, benutzten sie die Vorrechte ihres Standes zu deren Befriedigung. Und war auch mancher so gut geartet, um nicht im Trüben zu fischen, so vermieden doch wohl nur wenige die verborgenste Klippe,

an welcher zu stranden noch am verzeihlichsten ist. Wer mag es unterscheiden, wie vielen jener Tugendprediger Eitelkeit und Ehrgeiz ihre Begeisterung eingab? Es hat einen eigenen Reiz, vor aller Welt den Entsagenden zu spielen und den Menschen ihre Genüsse ins Angesicht zu höhnen; es ist ein raffinirtes Vergnügen, sich selbst so zu kasteien, daß die andern diese Enthaltsamkeit bewundern, und der Natur zu folgen bis zur Unnatur; es liegt ein besonderer Genuß darin, den Leuten die Wahrheit bis zur Grobheit zu sagen und als ein Mann von ganz besonderem Freimuthe gerühmt und gefürchtet zu sein. Daher auch jenes marktschreierische Costüm der Cyniker, Zottelbart und Kapuzinerkutte, Knittel und Schnappsack: eher würden sie ihre Grundsätze aufgegeben haben, als die Zeichen ihres Standes. Ehrgeiz und Eitelkeit sind zwar nicht die gemeinsten Leidenschaften; aber sie können die gefährlichsten werden und schwache Geister bis an die Grenze des Wahnsinns führen. Es lebte in Lucians Tagen so ein ehrgeiziger Schwärmer, Peregrinus Proteus, der sich in seinen alten Tagen, lediglich aus Ruhmsucht, zu Olympia in das selbstangezündete Feuer stürzte, und auch in so weit sein Ziel erreichte, daß sein Name noch heute genannt wird, freilich nur in Gesellschaft anderer berühmter Narren. Lucian, welcher Augenzeuge der lächerlichen Tragödie war, hat ihrem Andenken ein nicht eben schmeichelhaftes Denkmal gesetzt. Ich habe dieser Beschreibung schon Erwähnung gethan, als ich von seiner Stellung zum Christenthume sprach. Denn Peregrinus war, nachdem er als Jüngling schon im Ehebruch ertappt und dann in seiner Vaterstadt Parium des Vatermords aus Habsucht mehr als verdächtig war, aus Furcht vor einer Untersuchung nach Syrien und unter die Christen gegangen, hatte bei ihnen, wie bereits angeführt, eine bedeutende Rolle gespielt und für sein Gefängniß durch öffentliche Sammlungen, die sie in der Gemeinde veranstalteten, ein ziemliches Geld zu-

sammengebracht. Vermuthlich wegen Betheiligung an einem Götzenopfer, aus ihrer Gemeinschaft gestoßen, trat er wieder zum Heidenthum zurück, und zog mit Stecken und Schnappsack als Cyniker durch die Welt. In Aegypten ließ er sich das Haar auf einer Seite abscheeren, beschmierte sich das Gesicht mit Lehm und verübte unter dem Titel der Askese allerlei Unanständigkeiten. Von da fuhr er nach Italien und schimpfte in Rom auf alle Leute, am meisten auf den Kaiser, der als der leutseligste und sanfteste Mann — Antoninus Pius — niemand für bloße Worte bestrafte, am wenigsten einen Philosophen, der aus dem Lästern ein Gewerbe machte. Aber der Polizeikommissär dachte anders als der Kaiser; denn da Peregrinus sich durch sein loses Maul bei dummen Leuten in Ansehen setzte, so verwies er ihn aus der Stadt mit der Erklärung, dieselbe brauche keinen solchen Philosophen. Dadurch kam er erst recht in aller Mund, als der Philosoph, der wegen seines Freimuthes und seiner Freisinnigkeit vertrieben worden sei. Hierauf setzte er seine Schimpfereien in Griechenland fort, bis weiter niemand mehr auf ihn merkte, und er, in dem Bestreben etwas recht Neues für sein Renommée auf die Bahn zu bringen, endlich auf den Entschluß gerieth, sich wie Hercules, der Patron der Cyniker, selbst zu verbrennen und so den Menschen zu zeigen, wie sie den Tod verachten müßten. Natürlich setzte er sein Vorhaben auf eine Weise ins Werk, die möglichst viel Aufsehen erregte. Schon vier Jahre vorher machte er an den Olympischen Spielen diesen seinen Vorsatz bekannt. Als nun der Zeitpunkt der nächsten Spiele heranrückte, wußten die andern Cyniker durch öffentliche Reden an Ort und Stelle das heldenmüthige Vorhaben ihres Mitglieds in gebührendes Licht zu setzen. Dann trat er selbst auf vor einer Masse Volkes und hielt sich die Leichenrede. Die Einfältigen von seinen Zuhörern weinten unter dem Eindruck der wundersamen Situation.

und schrien: Erhalte dich für Griechenland! die Herzhaftern riefen: Vollführe was du beschlossen hast! Bei diesem letztern unerwarteten Zuruf — denn er hatte gehofft, alle würden ihn gewaltsam im Leben zurückhalten — wurde er noch blasser, obschon er bereits mit der Todtenfarbe im Gesicht erschienen war, und es kam ihn ein Zittern an, daß er im Reden inne halten mußte. Die Spiele waren vorüber, und endlich mußte er den von einem Tag zum andern aufgehobenen Vorsatz in Vollziehung setzen. Um Mitternacht zog er hinaus, wo der Scheiterhaufen meist aus Kien und Reisig, damit es eine schnellere Flamme gebe, in einer Grube aufgeschichtet war. Als der Mond aufging, trat er mit den andern Häuptern der Cyniker hervor, und alle gemeinsam zündeten mit Fackeln von allen Seiten den Brand an. Hierauf legt Proteus Ranzen, Mantel und Knittel ab und steht in schmutzigem Hemde da; dann wirft er Weihrauch ins Feuer; den Blick nach Mittag gekehrt ruft er aus: Ihr Schutzgötter meiner Mutter und meines Vaters, nehmt mich gnädig auf! und stürzt sich nach diesen Worten in die Flamme, in welcher er augenblicklich verschwunden ist. Einem kühlen Verstandesmenschen, wie Lucian, konnte freilich diese theatralische Todesart nicht sonderlich imponiren. Warum hat der Mann sich nicht auf eine geräuschlosere Manier aus der Welt geschafft? Warum hat er nicht, wenn er ja den Hercules sich zum Muster erkor, in einem entfernten Walde den Scheiterhaufen aufgebaut? Warum mußte in Olympia ganz Griechenland Zeuge sein? Zudem erzählte dem Lucian der Arzt des Peregrinus, wie dieser sich erst neulich bei einem Fieberanfall ganz weibisch geberdet, und auf seine Bemerkung, der Tod, nach dem er so sehr verlange, käme ihm ja von selbst ins Haus, ihm erwiedert habe, aber dieser Tod würde ihm keinen Ruhm bringen. Lucian selbst hatte ihn erst vor einigen Tagen sich eine Salbe auf seine bösen Augen streichen sehen, gerade wie wenn einer, im Begriffe den Galgen zu besteigen,

sich noch den Finger verbinden wollte. Aber bei der Menge hatte Peregrin sein Ziel erreicht; ja das Märchen unseres Spaßvogels, als sei ein Geier aus der Flamme in die Höhe geflogen und habe mit Menschenstimme gerufen: Der Erd' entschwungen steig' ich zum Olymp, fand Verbreitung und weitere Ausschmückung, so daß ihm selbst ein ganz würdiger alter Mann nachher vorerzählte, wie er mit eigenen Augen habe den Geier aus der Flamme aufsteigen sehen, und daß er den Proteus nach seiner Verbrennung erblickt habe, wie er in weißem Gewande, den Oelkranz um das Haupt, in der Säulenhalle mit heiterer Miene auf- und niederging. So dichtete alsbald der Aberglaube des staunenden und gerührten Volkes vielgeschäftig den phantastischen Thoren zum Heiligen und Halbgott um, ein heidnisches Seitenstück zur Entstehungsgeschichte christlicher Legenden. Diese auch sonst durch Zeugnisse beglaubigte Selbstverbrennungsgeschichte fällt in das Jahr 165 nach Christus.

Daß den Cynikern, denen die Selbstopferung ihres Collegen in den Augen des großen Haufens neue Verehrung zu verschaffen geeignet war, Lucians Spottschrift darauf sehr ungelegen kam, scheint, nach Wielands geistreicher Vermuthung, aus einer zweiten von ihm gedichteten Scene hervorzugehen, welche den Titel führt: Die entlaufenen Sclaven. Unmittelbar an das vielbesprochene Ereigniß anknüpfend, beklagt sich Zeus gegen Apollo über den unangenehmen Bratengeruch von Menschenfleisch, der ihn bis Arabien getrieben und trotz der dortigen Wohlgerüche ihm nicht aus der Nase gekommen sei; noch jetzt, wenn er daran gedenke, bekomme er Ueblichkeit. Die ganze Schrift, auf deren Inhalt im Einzelnen ich nicht weiter eingehen will, weil sie uns keine neuen Anschauungen bietet, ist eine Personalsatire auf drei Cyniker aus Thracien, welche vielleicht dem Lucian ihre feindselige Gesinnung hatten merken lassen. Er weist in ihren Personen davongelaufene Sclaven nach, von denen der eine noch obendrein mit einer fremden

Frau durchgegangen war. Gleichzeitig werden die drei Gauner von der Philosophie in Begleitung des Hermes und Herakles aufgesucht, um für ihren unverschämten Betrug mit einer Wissenschaft, von welcher sie nichts verstehen, Strafe zu leiden, gleichzeitig von ihren Herren und dem Ehemann, damit dieser wieder zu seiner Frau, jene zu ihren Sclaven kommen, und es gibt am Schluß ein für die Ertappten nicht eben erfreuliches Wiederfinden.

8. Sociale Zustände.

Aus allem bisher Gesagten wird sich ergeben, daß es dem Lucian mit seinen bittern Scherzen, welche er auf die Lehrer der Weisheit macht, ein bitterer Ernst ist. Wenn er auch zu scharfsichtig war, um in den Stiftern der Schulen selbst Apostel und Heilige zu verehren, so galten gleichwohl seine Angriffe zumeist den heutigen Jüngern. Denn obschon er auch auf die alten Schriftsteller und Sectenstifter hin und wieder einen Spaß sich nicht versagen konnte, so stand in seiner Seele doch ein schönes Bild vom früheren bessern Griechenland, in welchem Schwelgerei und Ueppigkeit noch nicht zur Herrschaft gekommen war, und von welchem zu seiner Zeit noch in Athens eleganten und dabei einfachen Sitten ein freundlicher Abendschimmer dämmerte. Der Abkunft nach ein Barbar aus dem entlegensten Winkel des Weltreichs, hatte er seine Bildung dem Studium der griechischen Schriftsteller und dem Anschauen ihrer Kunstwerke aus jenen guten Tagen zu danken, in welchen eine wundervolle Harmonie zwischen Geist und Sinnlichkeit, wie kein zweitesmal in der Geschichte, herrschender Volksgeist gewesen war. Darum liebt er griechisches Wesen und griechische Denkweise und hängt auch namentlich mit Vorliebe an jenen Einrichtungen in der Erziehung, auf welchen von jeher dieses edle Gleichgewicht vorzüglich geruht hatte. Thier-

kämpfe und Gladiatorenspiele gewöhnten die Römer an rohe Grausamkeit; die Leibesübungen der griechischen Jünglinge dagegen, die durch Ringen, Faustkampf, Laufen, Springen, Werfen ihre Glieder geschmeidig machten, gaben diesen mit der Elasticität des Körpers zugleich eine Spannkraft und Gewandtheit, eine Kühnheit und Selbstbeherrschung des Geistes und eine Sicherheit des Gefühls, welche bei der Wechselwirkung von Leib und Seele als Frucht für die letztere aus der herrlichen Gelenkigkeit des erstern mit abfiel. Rechnen wir dazu noch den hohen Gewinn, welchen die plastische Kunst aus dem täglichen Anblick schöner, freudig bewegter, in alle Windungen eingehender jugendlicher Gestalten zog. Lucian ist ein feiner Kenner und Beurtheiler bildnerischer Kunstwerke, wie er an manchen jener gelegentlichen Beschreibungen gezeigt hat. Mußte ihm schon aus rein künstlerischem Interesse die griechische Turnkunst wohlgefallen, die den Künstlern die Urbilder zu den idealen Schöpfungen lieferte, so war es doch mehr die Ueberzeugung von ihrer liberalen Wirkung, welche selbst in der gegenwärtigen Entartung die Nation zu dem Stolze berechtigte, mit dem sie noch immer auf Sieger und Mitunterjochte als auf Barbaren herabschaute. Lucian mochte indeß in der abweichenden Meinung Anderer Veranlassung haben, die alte Staatserziehung, an der man bereits in der Literatur rüttelte, in einer besondern Vertheidigungsschrift in Schutz zu nehmen. Unter den noch vorhandenen Autoren sind zwei, Galenus und Plutarch, Gegner der gymnastischen Uebungen; so wird es deren sicherlich noch mehr gegeben haben, welche darin nur eine nutzlose Anstrengung des Leibes oder auch wohl gar Gefahren für die Sittlichkeit gesehen haben mögen, wie ja auch unter uns genug Stimmen sich vernehmen ließen, welche die Turnerei als bloße Seiltänzerei oder auch als Propaganda revolutionärer Ideen verschrieen. Bei den Athenern waren jene Körperübungen gebotene öffentliche

Einrichtung; der Staat fürchtete den freien Geist der Jugend nicht, mit welchem die übrigen Institutionen sich wohl vertrugen; aber die Turner mußten auch wirklich turnen und aus den Uebungen ein ernstes Geschäft machen, während sie bei uns vielfach bloß in Turnkleidern herumliefen. In einer kleinen Schrift Anacharsis läßt Lucian diesen Scythen, der nach Athen kam, um die berühmte Stadt sammt ihrer Verfassung kennen zu lernen, mit Solon in ein Gespräch treten. Der Scythe findet die Turnerei, über deren Zweck er niemals unterrichtet worden, einfach lächerlich. Was kommt dabei heraus, meint er, daß die jungen Leute sich um einander herumwinden und einander ein Bein stellen, sich bei der Kehle packen, niederwerfen und im Kothe wälzen wie die Schweine? Anfangs schmieren sie sich gegenseitig mit Fett ein und streicheln sich, als wenn sie die besten Freunde wären, dann aber, ohne merkliche Veranlassung, rennen sie mit den Köpfen zusammen gleich Schafböcken — und in diesem Tone fährt er fort die gesammten Leibesübungen der Griechen zu persifliren. Nicht mindern Spott erregen ihm die öffentlichen Kampfspiele mit ihren Preisen. Er achtet es für Thorheit, daß man sich um Aepfel und Eppich so großer Arbeit unterzieht, und als ihm Solon den moralischen Werth eines solchen Sieges, vor den Augen vieler Tausende erfochten, begreiflich zu machen sucht, so hält er das gerade für das Traurigste, wenn die jungen Leute nicht vor wenigen, sondern vor so vielen Zeugen diese Schmach zu leiden haben, welche sie glücklich preisen, wenn ihnen das Blut aus Mund und Nase läuft und die Kehle von ihren Gegnern zusammengepreßt wird. Wenn bei den Scythen einer den andern schlägt oder zu Boden wirft, und das nur in Gegenwart einiger Menschen, steht große Strafe darauf, geschweige denn vor allen diesen Zuschauern. Nach solchem Eingang gibt denn Solon in wenigen Zügen dem ungläubigen Freund die Motive

an, welche Spielen und Uebungen zu Grunde liegen. Es komme vor allem darauf an, die Körper geschmeidiger, gesünder, kräftiger, dauerhafter und behender zu machen. Solche Jünglinge ertragen ohne Beschwerde Hitze und Kälte; ihre von der Sonne gebräunten Leiber haben eine ganz andere Muskulatur als die weibischen Schwächlinge, die bei jeder Anstrengung zittern und in Schweiß gerathen, dursten und lechzen, wenn es warm ist, den Staub nicht vertragen können und vor Angst zusammenfahren, sobald sie Blut sehen. Sie zeigen ein männliches Aussehen, sind voll Leben, Wärme und Kraft, weder runzlich noch dürr, noch durch ihre Schwere sich selbst zur Last, sondern von harmonischer Wohlgestalt. Die Leibesübungen sind dem Körper, was das Schwingen dem Weizen ist; die Spreu fliegt davon, die reine Frucht schiebt sich in dichte Haufen zusammen. Zwischen diese Betrachtungen hinein werden kurze Bemerkungen über andere öffentliche Einrichtungen geworfen, z. B. über den sittlichen Einfluß der musikalischen und ästhetischen Bildung, über die veredelnde Kraft der dramatischen Kunst; aber das Gespräch fällt immer wieder auf seinen Schwerpunkt, die gymnastischen Uebungen, zurück. Dem Scythen sind alle diese Anschauungen zu neu und ungewohnt; den Waffenübungen seiner Nation gibt er immer den Vorzug. Wenn ihr nun von den Feinden angegriffen werdet, meint er ironisch — denn er hat das Ironisiren bereits in Athen gelernt —, da salbt ihr euch wohl auch mit Oel und pudert euch mit Staub ein und wollt ihnen Faustschläge geben; jene aber laufen davon, aus Furcht, ihr möchtet ihnen Sand ins offene Maul werfen, oder ihnen von hinten auf den Rücken springen, die Beine um den Leib schlingen und ihnen die Kehle unter ihrem Helm mit dem Ellenbogen zusammenpressen. Wenn sie in der Ferne mit Speeren nach euch werfen, so werden sie natürlich euren festen Leibern nichts anhaben, als ob ihr eben

so viele Statuen wäret. Siehe zu, ob es mit euren schönen Einrichtungen nicht auf einen bloßen Zeitvertreib müßiger Jünglinge hinausläuft. Solon bemerkt ihm, wenn sie gehörig in dieser Weise geübt seien, würden sie auch in den Waffen geschult. Im Uebrigen hielten sie es in einem geordneten Gemeindewesen, in einer befestigten Stadt für überflüssig, in Friedenszeit gleich den Scythen Waffen zu tragen. „Also eure Waffen schont ihr, aber die Körper eurer Jünglinge greift ihr an ohne Noth, statt ihre Kräfte für ein kommendes Bedürfniß zu sparen?“ Mit der menschlichen Kraft, entgegnet der Athener, sei es nicht wie mit einer Weinflasche, welche leer bleibe, wenn man den Inhalt ausgegossen. Je mehr man hier durch Arbeit ausgieße, desto mehr ströme zu, wie bei der gefabelten Hydra, wo für jeden abgehauenen Kopf zwei neue nachwuchsen. Führt man ihnen aber in der Jugend nicht hinreichende Materie zu, so werden sie später durch ermüdende Arbeit kraftlos. Mit dem nemlichen Hauch kannst du ein Feuer anfachen, mit dem du ein Licht anbläsest, dem es an Brennstoff fehlt. „Aber warum stellt ihr denn auch bei jenen großen Festversammlungen keine Waffenspiele an, sondern führt die Jünglinge nackt zur Schau, daß sie einander mit Füßen stoßen und mit Fäusten schlagen, um als Sieger mit Aepfeln und Eppich belohnt zu werden?“ Um die gymnastischen Uebungen in ihren eigenen Augen zu heben; wenn sie aber nackt sich zeigen müssen, werden sie ihren Leib in so guter Beschaffenheit erhalten, daß sie vom Nacktsein keine Schande haben. Die Belohnungen übrigens sind so geringfügig nicht: man lobt, man rühmt, man weist mit dem Finger auf sie, als auf die bravsten unter ihren Kameraden. Wenn jemand die Liebe zum Ruhm aus dem Leben verbannen würde, was bliebe denn noch Gutes daran? oder wer würde noch Lust haben eine glänzende That zu thun? Nun aber kannst du hieraus den weitern Schluß ziehen, was das für

Leute im Krieg sein werden, wenn sie für Vaterland, Weib und Kind und die Tempel der Götter in Waffen sind, welche nackt um Eppich und Aepfel mit solchem Feuer kämpfen.

Aus dieser Freude an Ruhm, aus diesem Wohlgefallen an jugendlicher Kraft, aus diesem feinen Sinn für männliche Schönheit, aus diesem patriotischen Hochgefühl spricht ganz der alte hellenische Geist, der den Fremdling Lucian nicht bloß angeweht, sondern durchdrungen hatte. Es war ihm ergangen, wie dem Scythen Toxaris, welchen Athen, nachdem er dahin gereist war, nicht mehr los ließ und ganz zu dem Seinigen machte, also, daß derselbe über der Freude am griechischen Wesen Weib und Kinder vergaß und nicht wieder nach Hause kehrte. Toxaris ist in der hier berührten Anrede der naturalisirte Grieche, Anacharsis dagegen in dem angezogenen Gespräche mit Solon der Fremdling, der sich noch über alles verwundert, was er in Griechenland sieht, und sein eigenes Vaterland auf dessen Kosten erheben möchte. Beide Personen hat Lucian eingeführt, wo er Griechenlands Vorzüge dem Auslande gegenüber ins Licht setzen will. So haben wir auch einen Dialog zwischen Toxaris und einem Athener über die Freundschaft, in welchem jeder fünf Beispiele aufopfernder Freundschaften aus seinem Volke erzählt und den andern zu überführen sucht, daß bei den Seinigen dieses Gefühl mächtiger sei. Würde diese Sammlung von Erzählungen nicht aus andern Gründen als unächt zu verurtheilen sein, der Gesinnung nach stimmt sie gar wohl zu Lucians völlig griechischer Denkart. Das Freundschaftsgefühl unter Männern war unter dieser Nation bis zu einem Grade entwickelt, daß es die Schwärmerei der Liebe an sich trug, und bekanntermaßen auch ins Sinnliche ausartete. Die Schilderung des Weibes und des Jünglings in dem Liebesgespräche fällt so sehr zu Gunsten des Letztern aus, als hätte ein liebendes Mädchen die Feder geführt. Die Frauen erscheinen darin

als ein niedriges, nur auf trügerische Toilettenkünste bedachtes, zum Guten und Edlen träges Geschlecht; das Heirathen für die Männer als ein nothwendiges Uebel; denn eine höhere Liebe den Weibern entgegen zu tragen sei unmöglich, da eine vollwichtige Tugend bei ihnen nicht anzutreffen sei. Doch glücklicher Weise rührt auch dieser lüsterne Dialog, welchen Wieland unübersetzt gelassen, nicht von Lucian her; er trägt in Haltung und Sprache, wie so mancher andere, ein fremdartiges Gepräge, und ich habe nicht nöthig meinen Schriftsteller für Sünden, die er nicht begangen, zu entschuldigen. Leicht wird mir dagegen die Entschuldigung seiner Hetärengespräche, die allerdings auch hin und wieder Verfängliches sagen, aber mit solcher Naivetät, daß ein unbefangener Sinn daran keinen Anstoß nimmt. Hat sich ja auch in unserer Zeit Lied und Roman mit pikanter Vorliebe der Grisetten angenommen und durch den fremden Namen das Unanständige anständig gemacht: sollte der Stand der griechischen Hetären dem der Pariser Grisetten nachstehen? Bildung, Lebensanschauung, Lebensführung lassen sich bei beiden ziemlich in Parallele bringen, und die freiere Ansicht, welche beim erstern Volk über die Liebe herrschte, setzt noch obendrein die griechischen Schwestern geringerem Vorwurf aus. Die fünfzehn leicht hingeworfenen Dialoge, im Tone den Göttergesprächen vergleichbar, zeigen die armen und zum großen Theil gutgesinnten Mädchen, welche überall Dürftigkeit in ihre Lage gestoßen hat, in den mannigfachsten Verhältnissen und geben einen guten Einblick in die damalige Denkweise von Personen, über welche sonst die Literatur, die Komödie ausgenommen, mit vornehmem Schweigen hinwegzugehen pflegt. Wie hat es doch Gorgona glücken können, der Glycera ihren Offizier wegzufischen? Er muß ganz blind gewesen sein, sonst hätte er sehen müssen, daß sie dünnes Haar, blasse Lippen, magern Hals und eine lange Nase hat; nur ihr Wuchs ist schlank, und ver-

führerisch versteht sie zu lächeln. Ach, weißt du denn nicht, erwiedert der theilnehmenden Freundin die verlassene Geliebte, daß ihre Mutter eine Hexe ist, thessalische Zauberlieder gelernt hat und den Mond herabziehen kann? Auch fliegt sie bei Nacht, sagen die Leute. Hat hier die Zauberin einen Liebhaber untreu gemacht, so wird in einem andern Gespräch eine syrische Hexe empfohlen, einen treulosen zu seinem Mädchen zurückzubringen. Sie verlangt keinen großen Lohn; mit einem Vierundzwanziger und einem Laib Brod ist sie zufrieden: Sie hat ihre Kunst schon bei der Freundin bewiesen, und hat dieser den Geliebten durch ihre Besprechung hergezogen, bei dieser Gelegenheit ihr auch empfohlen, in die Fußtapfen ihrer Nebenbuhlerin zu treten, mit dem rechten Fuß in den linken, mit dem linken in den rechten; dabei solle sie sagen: Nun bin ich über dir und du bist unter mir; so würde sie dieselbe sicherlich ausstechen. — Auch in jener Zeit fehlte es so wenig als bei uns an Müttern, die ihrem drückenden Nahrungsstand mit den Reizen ihrer Töchter aufzuhelfen bedacht waren. Ein Beispiel dieser Art gibt mit schauderhafter Treue das Gespräch zwischen der armen Wittwe Krobyle und ihrer blühenden Korinna. Als ihr seliger Mann noch lebte, der beste Schmied im Piräus, da hatten sie vollauf zu leben; nach seinem Hingang mußte sie Zangen, Hammer und Amboß verkaufen; Spinnen und Weben brachte eben fürs Hungersterben ein; sie zog die Tochter auf, in der Hoffnung — das unschuldige Mädchen weint, als ihr ihre Bestimmung klar zu werden beginnt — und dennoch — die Noth lehrt nicht bloß beten, sie lehrt auch lasterhaft werden. — In der Musarion haben wir die rührende Grisettentreue so prächtig gezeichnet, als wäre das Bild vom ersten besten Socialisten. Chäreas gibt seinem Mädchen nichts als Versprechungen: Wenn mein Vater die Augen zudrückt und ich Herr meiner Güter bin, dann ist alles dein. Sie schenkt ihm ihren Schmuck und ihre Kleider,

daß er das zu Geld macht. Er verzehrt den Erlös mit seinen Genossen. Er hat ihr ja die Ehe zugeschworen, und er ist so schön und betheuert ihr unter Thränen seine Liebe. Wenn nun der Schuster seine zwei Vierundzwanziger verlangt, höhnt die gefühllose Alte, so wollen wir eben sagen: Geld haben wir nicht, aber Hoffnungen; nimm einige an Zahlungsstatt; eben so zum Bäcker; und wenn man uns den Hauszins anfordert, so sagen wir: Warte, bis der alte Laches gestorben ist; nach der Hochzeit wollen wir dich bezahlen. Schämst du dich nicht? bist die einzige unter den Hetären, die keine Ohrenringe, kein Halsband, kein Kleid von Tarent hat. „Sind denn die andern glücklicher und schöner?" Nein, aber klüger, und glauben nicht den Schwüren, die den jungen Leuten auf den Lippen sitzen; du aber bist die treue und zärtliche Seele, und lebst nur deinem Chäreas. Warum machst du dich nicht an den Antiphon, der schön, gebildet und jung ist wie jener. „Chäreas drohte mich und sich zu erstechen, wenn ich einen Nebenbuhler erhören würde." So drohen alle, erwiedert die Alte; und was hat er dir denn heute aufs Fest geschenkt? „Er hat nichts, Mütterchen." Er ist also der einzige, der von seinem Vater kein Geld erwischt; hat er keinen Sclaven, der den Alten betrügen kann? Oder warum hat er nichts von seiner Mutter verlangt? Warum droht er ihr nicht in die weite Welt und unter die Soldaten zu gehen, wenn sie ihm nichts gebe? Meinst du denn, Musarion, du wirst immer 18 Jahre sein? oder Chäreas noch so denken, wenn er reich ist und seine Mutter ihm eine gute Partie aufgespürt hat? Meinst du, er wird noch der Thränen, Küsse und Schwüre gedenken, wenn er 10,000 fl. Heirathsgut sieht? — Wissen wir hier nicht, ob die ungläubige Mutt r Recht hat oder die vertrauungsvolle Tochter, so erfahren wir in einem andern Gespräch, wie ein Liebhaber der jungen Geliebten sein Gefühl recht nachdrücklich ein-

prägt, und diese doch nicht daran glauben will. Der Mann, der weder Eifersucht noch Zorn verräth, der sein Mädchen weder geschlagen noch gerauft hat, ist kein Liebhaber, versichert Ampelis, die viele Jahre und viele Erfahrungen auf dem Rücken hat, der achtzehnjährigen Chrysis, welche sich über Mißhandlung von ihm beschwert. Küsse, Thränen, Schwüre, häufige Besuche sind Zeichen der beginnenden Liebe, aber das wahre Feuer derselben entzündet sich in der Eifersucht. Wenn dich also Gorgias schlägt, so hoffe nur Gutes, und wünsche, daß er es immer so treiben möge. — Auch die verschiedenen Stände treten in diesen Liebesskizzen mit ihrem besondern Charakter zu Tage; prahlerische Offiziere erscheinen wie in der Komödie als lächerliche Personen; einer droht mit seinem Regiment gegen seinen Nebenbuhler, den Kaufmann, anzurücken; und dieser dagegen sie allesammt mit Hülfe seines Bedienten mit Steinen und Hafenscherben davonzujagen; ein anderer lügt seinem furchtsamen Mädchen so blutige Affairen vor, welche er ausgefochten, daß es davonläuft. Er muß ihr, will er sie wieder haben, den Kameraden mit der Versicherung nachschicken, daß fast alles erlogen sei. Dazu sind sie grob und gewaltthätig, diese Eisenfresser; mit Worten lauter Generale, aber wenn sie etwas hergeben sollen, da heißt es: Warte, bis die Gage kommt. Mir ist ein Fischer lieber, oder ein Schiffer oder ein Bauer, Leute meines Standes, sagt Kochlis; aber die Prahlhänse, die die Federbüsche schütteln und von Schlachten erzählen, sind Windbeutel. — So ein Schiffer wird uns auch vorgeführt, wie er mit der früheren Geliebten, die ihm eines reichen Kaufmanns wegen den Abschied gegeben, Abrechnung hält. Der arme Teufel wirft ihr seine Geschenke vor, die ihn ganz arm gemacht. Und was hat er ihr denn gegeben? Ein paar Schuhe aus Sicyon für 48 Kreuzer, einen Topf mit phönizischer Salbe, kostete eben so viel; dafür gab sie ihm die Schifferjacke, welche

der Untersteuermann liegen ließ. Ja, aber dieser hat sie ihm nach vielem Streiten wieder abgenommen. Item brachte er Zwiebeln aus Cypern, 5 Salzfische und 4 Barsche, 8 Stück Schiffszwieback, einen Topf voll Feigen aus Karien und dann aus Patara ein paar vergoldete Pantoffeln, einmal auch einen großen Käs aus Gythium. Das alles, meint Myrtale, ist zusammen vielleicht zwei Gulden werth, und nachdem er ihr zu ihrem neuen mehr als fünfzigjährigen Liebhaber gratulirt, dem Glatzkopf mit dem kupferrothen Angesicht und den Zahnstorren, dem das Artigthun ansteht, wie dem Esel das Lautenschlagen, gibt sie ihm den Spott zurück und preist seine Geliebte glücklich um die cyprischen Zwiebeln und den Käs aus Gythium.

Lucian kannte die Licht- und Schattenseiten der Armuth, denn er hatte sie von Kind auf gesehen und erfahren. Er täuschte sich weder über das Glück der Großen, noch sah er, wie manche neue Dichter, in der Bettlerin am Wege eine Heilige. Die Frage über ungleiche und unwürdige Gütervertheilung, welche vor einigen Jahren theoretisch und praktisch mit so hastigem Ungestüm unter uns behandelt worden, als würde ohne ihre augenblickliche Lösung die Welt in Stücke gehen, bewegte auch in jenen Jahrhunderten, wo Reich und Arm sich schroff genug gegenüber standen, Kopf und Herz der Fühlenden und Denkenden. Griechen und Römer hatten sie ehedem schon mehrfach auf dem Weg der Gesetzgebung zu lösen versucht; die alte Ungleichheit war allen Prohibitivmaßregeln zum Trotze wieder hervorgetreten. Soll man vielleicht eine neue Gütervertheilung versuchen, von welcher die Armen aus Noth und Begehrlichkeit murmeln? Lucian wagt sich an die Untersuchung dieser alten Wunde der Gesellschaft nur schüchtern und im Vorübergehen; sie ernstlich und gründlich anzugreifen, da sie doch hoffnungslos erschien, mochte er nicht für räthlich erachten; er hätte nur die zuckenden Schmerzen aufgeregt,

ohne ein Heilmittel zur Hand zu haben. Auch die Alten träumten von einem Zustand vollkommenen allseitigen Wohlbehagens; aber sie setzten ihn weder in ein Jenseits nach dem Erdenleben noch in eine ferne Zukunft hienieden, weil der Gedanke vom schrankenlosen Fortschreiten des Einzelnen oder des menschlichen Geschlechtes nicht in ihrem Sinne war. In einer nicht grauen, vielmehr rosigen und goldenen Vergangenheit, unter einer fröhlichern Ordnung der Dinge — so fabelten sie — lebten begünstigtere Erdenkinder, denen alle Segensfülle von selbst zuströmte. Denn sie waren selbst alle noch gut und von gediegenem Golde, wie die Dichtersprache sich ausdrückt. Da schenkte denn auch die Erde freiwillig ihre Gaben; das Brot wuchs schon gebacken aus den Halmen, scherzt darüber Lucian, die Tafeln besetzten sich von selbst mit Speisen, der Wein floß in Strömen daher und Bäche von Milch und Honig quollen aus den Felsen. Zur Erinnerung an dieses bessere Weltalter, das sich jeder nach eigener Herzenslust ausmalen mochte, feierten die Römer ihre Saturnalien, während deren siebentägiger Dauer der paradiesische Zustand in allgemeiner Heiterkeit alljährlich wieder bestehen sollte. Der alte Saturn, sagt Lucian, den Mythus vom Regierungswechsel der Götter ins Komische ziehend, hat die Weltregierung freiwillig seinem Sohn abgetreten. Mit dem Podagra behaftet, fühlte er sich den vielen Geschäften, welche ihm die Gottlosigkeit der jetzigen Welt verursachte, nicht mehr gewachsen. Immer mit dem Blitze herumzulaufen und die mancherlei Frevler zu strafen, erfordert einen jungen Mann. Er zog es also vor, wie es sich für seine Jahre schickte, beim Nektarbecher die Zeit im traulichen Geplauder mit Japetus und seinen andern Altersgenossen hinzubringen, indeß Zeus mit der Weltregierung alle Hände voll Arbeit hat. Nur jene sieben Tage hat Saturn sich vorbehalten, zu herrschen über sein Fest; aber seine Gewalt geht auch da nicht weiter als

auf des Festes Brauch, auf Austheilung der Geschenke, auf Becher, Würfel und Nüsse. In einem Zwiegespräch mit seinem Priester, der von ihm Reichthum begehrt, verweist er diesen an seinen Sohn; bei einer andern Gelegenheit ermahnt er ihn zu tragen, was die Schicksalsgöttinnen auferlegt; nur für das Fest gibt er Gesetze, daß die Reichen es nicht allein feiern, sondern die Armen daran Theil nehmen lassen Steht die Vertheilung der Lebensgüter nicht mehr bei Saturn, so ist ja das Zeitalter allgemeiner Gleichheit für immer dahin; denn Jupiters Regiment beruht auf der Ungleichheit. Nur so lange das Fest dauert, sollen die Reichen den Armen ihre drückende Lage nicht fühlen lassen, sollen sie beschenken, zur Tafel ziehen und mit sich auf gleichem Fuße halten. Dieselbe Auseinandersetzung ist auch das Thema der Korrespondenz zwischen Lucian und Saturnus. Die alte Gleichheit wieder herzustellen hat der Gott keine Befugniß mehr; die Bitten, welche das Fest angehen, will er bei den Reichen bevorworten, und zu dieser Erklärung fügt er den beliebten, wenn auch bloß auf Schadenfreude berechneten Trost, daß in der That die Reichen nicht so glücklich seien, als der Bittsteller sich einbilde; denn sie hätten gleichfalls ihre großen und schweren Sorgen, die er, zur Beruhigung desselben, der Reihe nach aufzählt. Ist die Einführung der Gleichheit unmöglich, so bleibt dieser zweite Weg, gewissermaßen die Gerechtigkeit, wenn auch nicht die Güte Gottes zu retten, daß man die Ungleichheit auf das möglichst geringe Maß herabzusetzen bemüht ist. Haben alle nichts Gutes auf der Welt, so sind sie zwar schlimm daran, aber es geschieht doch wenigstens keinem ein Unrecht. Saturn theilt nun auch die Beschwerden der Armen den Reichen mit und gibt ihnen in dieser Hinsicht die bestimmtesten Weisungen für die Festfeier, und die Reichen erklären ihre Bereitwilligkeit, wälzen aber die Schuld ihrer seitherigen Zurückhaltung der Unverschämtheit

und Aufdringlichkeit der Armen zu. So bleibt also der eigentliche Streitpunkt über die ungleiche Güterverteilung unerledigt; Jupiter mag sich erklären, wie er's mit dem Besitze künftig halten will; er wird nichts in der Sache thun, das läßt sich voraussehen, wie er bisher nichts gethan hat. — Auch das Christenthum hat den Sisyphusstein zu wälzen, und so lange die Gemeinden noch klein waren, Gütergemeinschaft zu halten, später aber den Reichen das Herz zu rühren und das der Armen auf den Himmel zu weisen versucht. Aber es ist weder über den Geiz der einen, noch über die Habsucht der andern Herr geworden. Das Problem wird jedenfalls, wie so viele theoretische, so als eines der praktischen, gleich einem Felsstück am Wege bleiben, zur Uebung der Kraft und des Scharfsinns. Man kann sagen, die Alten standen, materiell betrachtet, der Lösung näher als wir, weil die ungeheure Menge des Gesindes, für welches der Reiche, als für sein Eigenthum, zu sorgen hatte, ein gleich ausgedehntes Proletariat unmöglich machte; aber die Freiheit ist doch wieder ein so schätzbares Gut, daß die wenigsten Armen für müheloſen Erwerb von Speise und Trank sie hingeben würden. Auch die Gastlichkeit war größer als nach unsern Sitten, weil die Stände auch in den spätern Zeiten noch sich näher standen; wiewohl freilich der Uebermuth der Begüterten ihre dürftigen Mitbürger als Spaßmacher und Lustdiener misbrauchte, und diese sich zu den niedrigsten Verrichtungen herbeiließen um die Gelegenheit sich den Magen zu füllen. Ja mancher dünkte sich wohl etwas rechtes zu sein, wenn er bei seinem Patron zum Gespötte war; er betrachtete bei der gleichen Niederträchtigkeit der Gelehrten sich diesen als ebenbürtig und hob die Parasitenkunst zu einer der freien Künste, wie in einem übrigens steifen und trockenen und wahrscheinlich unechten Dialoge Lucians von einem Eßkünstler der Art allen Ernstes der Versuch gemacht wird.

Aber mögen auch immerhin die Güter im zweiten Jahrhundert so ungleich vertheilt gewesen sein als im neunzehnten; was sie als das höchste Gut betrachten, haben doch alle gemein, das Leben selber, über dessen Verlust Hoch und Gering die gleiche Klage erhebt. Auch diese Trauer um die Todten bekritelt Lucian, wenn anders die gar nicht geistlose Deklamation von ihm herrührt, und setzt den Verlusten, die jene erlitten haben sollen, die Mängel und Sorgen entgegen, denen sie dafür auch nicht ausgesetzt seien. O mein liebstes Kind, läßt er den Vater theatralisch vor der Leiche des blühenden Sohnes ausrufen, du bist vor der Zeit dahingerafft worden, ohne geheirathet, ohne Kinder erhalten, ohne Kriegsdienst gethan, das Land bebaut und die höhern Jahre erreicht zu haben. Nicht mehr wirst du schwärmen, mein Kind, nicht der Liebe pflegen, nicht bei Gastereien dich mit deinen Kameraden betrinken. Und solche Rhetorik treibt er nicht um des Sohnes willen; denn der hört sie nicht, und wenn er sie ihm mit Stentorstimme ins Ohr schriee; auch nicht um seiner selbst willen; da brauchte er's ja nur zu denken, statt sich etwas vorzudeklamiren; sondern lediglich macht er das Geschwätz der Anwesenden wegen. Könnte der Sohn den Aeakus erbitten, ihn ein wenig aus dem Loch heraufzulassen, so würde er sagen: „Was beunruhigst du dich? Was lästerst du mich und nennst mich unglücklich? der ich doch viel besser daran bin wie du? Ist es etwa ein Jammer, daß ich nicht gleich dir ein Kahlkopf geworden, mit verrunzeltem Gesicht, mit gekrümmtem Rücken und schlotterigen Knien, und am Ende fasele vor so vielen Zeugen? Ich will dich lehren, wie du mich beklagen sollst. O mein armes Kind, mußt du sagen, du wirst nicht mehr hungern, dursten und frieren. Unglückseliger, du bist den Krankheiten entflohen, hast kein Fieber mehr zu fürchten, keinen Feind, keinen Tyrannen. Nicht wirst du als alter Mann verachtet und der Jugend zur Last werden." Es

ist die Wendung des Mycillus in einem der Todtengespräche. Und nun belacht er weiter die Leichengebräuche, die den Verstorbenen nichts nützen und alle auf die thörichte Meinung hinauslaufen, daß der Tod das größte Unglück sei.

9. Schluß.

Nachdem ich nun die wichtigen satirischen Schriften Lucians alle durchlaufen und nichts außerhalb meiner Betrachtung gelassen als einiges offenbar Unechte und Unbedeutende, was bleibt uns als schließliches Ergebniß seiner Lebensansicht? Können wir etwas anderes herausnehmen aus den vielen Dialogen und Abhandlungen als den trostlosen Spruch, welchen die Tradition dem weisen Salomo in den Mund legt, daß alles eitel sei, und zwar alles im potenzirtesten Maßstabe: nicht bloß eitel des Lebens Güter und Freuden, sondern auch eitel die Religion, eitel die Wissenschaft, eitel die Thätigkeit der für sich und die Gesellschaft Geschäftigen? Ist diese Ueberzeugung nicht trostlos? Allerdings; aber der ruhige Beobachter, meint er, der seine fünf Sinne und seine Gabe zu schließen gebraucht, wird ihr nicht entgehen. Was soll er nun anfangen, mitten zwischen diese verzweifelten Thatsachen des Bewußtseins hineingestellt? Nichts zu ernst nehmen und keinen Zustand, der einmal menschlich ist, für unerträglich halten. Indeß der finstere Ernst in seinem tiefsten Herzen wohnt, zwingt sich Lucian zu scherzen, und so werden die meisten seiner humoristischen Einfälle zu Sarkasmen. Aber wo bleibt die Thatkraft, die Freudigkeit, die Begeisterung fürs Edle und Große, mit einem Worte, wo bleiben die positiven Mächte, die Schönes und Gutes schaffen, die das Leben erhalten und weiterbilden? In Lucian, den weder ein griechischer noch ein römischer Schriftsteller nach ihm an Geist erreicht hat, hielt das Heidenthum gründlich mit sich Abrechnung, ob es ferner im Stande

sei am Zahltische zu sitzen, und langte beim offenen Bankerotte an. Mit diesen Grundsätzen ließ sich nicht weiter Haus halten. Die Feinde des Christenthums, deren mancher noch heute mit Schiller romantisch für die griechischen Götter schwärmt, mögen doch den unerbittlichen Lauf der Geschichte bedenken, und ablassen einen Verlust zu beklagen, den die Aufgeklärten unter den Griechen selbst nicht beweint haben. Der neue Jupiter war schon lange, nur von wenigen Begünstigten erkannt, in Knechtsgestalt auf Erden erschienen und hatte ungeahnte aber wohlberechnete Veranstaltungen getroffen, dem alten Saturn die Last des Regiments abzunehmen, dem dieser nicht mehr gewachsen war. Ob die Menschheit unter dem neuen Scepter auf die Dauer glücklicher gediehen sei, kann hier nicht die Frage sein. Aber daß es zum Fortbestand unseres Geschlechtes nothwendig war, dem alterschwachen Greis, der, wie wir an Lucian sehen, im eigenen Hause lange zum Gespötte war, die Zügel aus den Händen zu nehmen, liegt dem Kenner der letzten Jahrhunderte des Heidenthums außer Zweifel. — Es sind gewisse einfache Sätze, an welchen sich Geist und Herz der Menschen hinaufrankt. Diese Stützen dürfen, so scheint es, dem Leben der Sterblichen um keinen Preis verloren gehen. Ich glaube an meine Seele, ich glaube an meine sittliche Aufgabe, ich glaube an einen Gott, heißen die drei Hauptartikel des allgemeinen Menschheitskatechismus; diese unbekannten, unerklärten und doch hell genug strahlenden Punkte sind es, zu denen der Erdensohn als zu Leitsternen emporblickt. Haben die kleinen Sophisten unserer Tage wie der große des Alterthums, den ich Ihnen hier vorführe, deren Lichtglanz umwölkt, so gibt doch das Dasein des Christenthums, das gerade damals seinen Tempel mit eben den Ideen baute, welche Lucian als Staub in alle Lüfte zerstreut zu haben meinte, die gegründete Hoffnung, daß es den mephistophelisch schadenfrohen Nihilisten keineswegs

gelingen wird, die Sterne vom Himmel zu reißen. Denn gesetzt auch, sie überwänden das Christenthum, die Religion würde aus dem Weltbrande immer wieder hervorkeimen und zu einem neuen Baume aufwachsen, und die vom Tagwerk ermüdete Menschheit unter seinem Schatten ihre süße Abendruhe genießen.



Ueber den russischen Dichter Puschkin

von

Dr. Lösch.

Zu den gefeiertsten russischen Dichtern der neueren Zeit gehört Alexander Sergejewitsch Puschkin, welcher im Jahre 1799 geboren und im Jahre 1837 gestorben ist. Der Ruhm eines Dichters beruhet nicht nur auf dem Werthe seiner Leistungen, er wächst bedeutend, wenn es ihm zugleich gelungen ist, neue Bahnen zu brechen. In dieser doppelten Beziehung hat Puschkin die ungetheilteste Anerkennung seiner Nation gefunden. Die Literatur Rußlands ist nicht sehr alt; wie denn überhaupt die russische Nation erst durch den eminenten Geist Peter des Großen in die Reihe der gebildeten Völker eingetreten ist. Selbst die Sprache mußte erst sich bilden; eine andere war die kirchenslavische Büchersprache, eine andere die russische Volkssprache. Es war das Verdienst Lomonoffoffs und Karamsins, die russische Volkssprache zur Büchersprache zu erheben und den Reichthum und die Herrlichkeit derselben zum Bewußtsein des Volkes zu bringen. Jener starb 1765, dieser 1826. Jetzt aber galt es, den poet. Erzeugnissen erst nationalen Geist einzuhauchen und nationalen Inhalt zu geben. Denn wie fast überall so auch hier waren es anfangs nur Nachahmungen alt klassischer, französischer und deutscher Dichtungen und Formen, welche zu Tage kamen. Es galt die steifen Formen der französischen Classizität abzuwerfen, die ideale Welt

aus den Volkselementen aufzubauen und die verborgenen Geheimnisse des innern Volkslebens zu schildern; und hier stehet Shukowsky in der ersten Reihe und Puschkin vollendete, was dieser angebahnt hatte. Er wurde, wie Mundt in seiner Geschichte der Literatur der Gegenwart sagt, der größte Nationaldichter der Russen und das umfassendste Genie der durch Karamzin und Shukowsky vorbereiteten neuen Aera, indem er es war, welcher die ganze Fülle und Ausdehnung des russischen Nationalgeistes in sich gestaltete. Durch Puschkin feierte die romantische Poesie einen glänzenden Sieg über alle Classizität, welche noch immer in Rußland ihre Anrechte geltend zu machen gesucht hatte.

1799 den 26. Mai geboren, bezog er in seinem 12. Lebensjahr das Lyceum zu Zarskoje-Selo und machte, ohne vielen Ernst und Fleiß aufzubieten, vermöge seines reichen Talentes sehr gute Fortschritte. Zum Dichter war er geboren und lieferte damals schon Dichtungen, die ihm die Gunst und Leitung des berühmten Derschawin gewannen. Bei Gelegenheit eines Examens im Lyceum, wo Puschkin ein eigenes Gedicht vortrug, legte dieser begeistert seine Hände auf des jungen Schülers Haupt und segnete ihn förmlich zum Poeten ein; ja als nach einigen Jahren sein erstes größeres Gedicht: Rußlan und Ljudmila erschien, übersandte ihm derselbe sein Portrait mit der Unterschrift, „der überwundene Lehrer seinem überwindenden Schüler an dem feierlichen Tage, da dieser Rußlan und Ljudmila vollendete." Im Lyceum verweilte er nur 6 Jahre und wurde, kaum 18 Jahre alt, im Ministerium des Aeußern angestellt. Seine amtliche Stellung gestattete ihm reichliche Muße und es waren ihm zur Entwicklung seines Talentes der freieste Spielraum und die günstigsten Verhältnisse geboten. Dabei stürzte er sich in das rauschende Getriebe der Petersburger großen Welt und hielt mit seiner Zeit und seiner Kraft nicht immer, wie er sollte, Haus. Sein Auftreten in

Petersburg fällt in jene Zeit, wo die von Kaiser Alexander I. selbst genährten liberalen Ideen in den höhern Schichten der Bevölkerung immer weiter um sich griffen und die sozialistisch revolutionäre Gährung sich vorbereitete, welche bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus plötzlich zum Ausbruch kam. Es wird uns nicht befremden, wenn der jugendliche, vom Schicksal überall begünstigte Dichter sich in den Freiheitsschwindel hineinziehen ließ, und seine Dichtungen durchaus den revolutionären Geist athmeten. Seine Partei betrachtete ihn als ihren poetischen Wortführer und seine Gedichte, die natürlich die Zensur nicht passiren konnten und an die Oeffentlichkeit nicht treten durften, wurden in zahllosen Abschriften verbreitet und begierig gelesen. Das Schicksal wollte es, daß eines dieser Gedichte, eine Ode an die Freiheit, in die Hände des Kaisers kam und seine Verbannung nach Bessarabien zur Folge hatte. Gewiß ein großes Glück für den jungen Dichter. Der Aufenthalt in einer herrlichen aber wilden Natur, die Entfernung von der politischen Bewegung und von den sittlichen Gefahren der Hauptstadt konnte nur vortheilhaft auf den Geist und Charakter desselben wirken. Er war dem Gouverneur von Bessarabien attachirt und fand Gelegenheit, lange Streifzüge durch die Moldau, die Krim und den Kaukasus zu machen. Er versah es gleichwohl noch einmal und wurde auf sein Landgut Michailowsk verbannt, wo er zwei Jahre höchst einsam verlebte und nur den Wissenschaften oblag. Welche Umstände zusammengewirkt haben, weiß ich nicht, aber Kaiser Nikolaus begnadigte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung 1826 und rief ihn als Historiographen an seinen Hof. Von revolutionären Ideen und Bestrebungen war er von jetzt an völlig geheilt. Seine früheren Freunde nannten das Verrath an der Freiheit. Sie hätten aber bedenken sollen, daß von Freiheitsschwindel nichts besser heilt, als die Thorheiten, zu welchen andere durch diesen

Schwindel sich haben hinreißen lassen; dazu hatten Jahre und Schicksale ihn männlicher gereift, er hatte jetzt einen bestimmten Berufskreis, der die Kräfte in Anspruch nahm; und es war ihm eine Stellung zu Theil geworden, die man so leicht nicht für gefahrvolle und höchst zweifelhafte Unternehmungen aufs Spiel setzt. Die Richter fremder Handlungen greifen zu wenig in den eigenen Busen. Wenn auch seine Leyer nicht mehr revolutionäre Lieder anstimmte, so führte er dagegen seine größeren gediegeneren Dichtungen aus, und wenn er von Einzelnen mit Tadel überschüttet wurde, so schwang er sich immer mehr zum Lieblingsdichter der ganzen Nation empor und gewann auf die Literatur seines Vaterlandes einen fast eben so großen Einfluß, als Göthe auf die deutsche Literatur. Er studirte fleißig die deutschen Dichter, am entschiedensten jedoch wirkte Byron auf ihn ein; dessen Vorbild unverkennbar in vielen Dichtungen uns entgegentritt, ohne daß wir deßhalb diese Dichtungen als Nachahmungen bezeichnen dürfen. Merkwürdig ist, daß, als unser Dichter wegen der vielen Verstümmlung seiner Werke durch die Zensur nichts mehr im Druck herausgeben wollte, der Kaiser die Zensur seiner Werke selbst übernahm und sie mit vieler Milde geübt haben soll. Wir können hierüber nicht urtheilen, müssen jedoch bemerken, daß uns in dem, was uns vorliegt, die Zensur-Lücken ganz gewaltig groß und reichlich erscheinen. Im Jahre 1829 begleitete Puschkin den Feldmarschall Paskjewitsch auf seinem Feldzug nach Erserum, und durchreiste die Steppe, den Kaukasus, Georgien, und einen Theil von Armenien, zog sich auf sein Gut Boldino zurück, verheirathete sich im Jahre 1830, und lebte mit seiner Gattin in Zarskoje-Selo bei Petersburg sehr beglückte Tage. Sie war eine der berühmtesten Schönheiten der Hauptstadt, angenehm und geistvoll in der Unterhaltung und daher Gegenstand vielfacher Aufmerksamkeit und Verehrung. Puschkin sah keineswegs gleichgültig zu und bewachte

seine Frau, wie ein eifersüchtiger Othello. Mohrenblut wallte ohnehin in seinen Adern, denn seine Mutter war die Enkelin eines Negers gewesen, der bei Peter dem Großen Großmeister der Artillerie war. Sein dunkles, krauses Haar, eine breite Nase, blitzende kleine Augen und ein unruhig leidenschaftliches Wesen sollen lebhaft an seine afrikanische Abstammung erinnert haben. Ein junger Franzose in der Chevaliergarde zu Petersburg, d'Anthés, den später der holländische Gesandte adoptirte und ihm seinen Namen Heeckeren gab, machte der schönen Frau den Hof und heirathete ihre Schwester, wie die böse Welt sagte, vorzüglich darum, um der Geliebten immer nahe zu sein. Die Vertraulichkeiten reizten des Gatten heißes Blut, er beleidigte d'Anthés absichtlich und wurde von ihm auf Pistolen gefordert. Das Duell fand am 27. Januar 1837 statt. Puschkin wurde in den Unterleib tödtlich getroffen, setzte aber doch das Duell fort und warf zuletzt, zu schwach zum Schießen, das Pistol gegen seinen Gegner. Nach 48 Stunden schweren Leidens war er todt. Ein Schrei des Entsetzens, des Jammers und der Rache um den Lieblingsdichter ging durch Rußland. d'Anthés ward vor ein Kriegsgericht gestellt, aber durch den Kaiser freigesprochen. Er verließ straflos das Land und fand bei Louis Napoleon günstige Aufnahme. Unter denen, welche die Bestrafung d'Anthés forderten und zwar leidenschaftlich genug die Bestrafung eines Mörders, der den Russen hinterlistig ihren größten Dichter geraubt habe, war Lermontoff (auf welchen wir vielleicht noch in einem spätern Vortrag zurückkommen werden); er war aber für seine dreisten und unmotivirten Anklagen zur Strafe in die Kaukasus-Armee versetzt. Kaiser Nikolaus sorgte großmüthig für Puschkins Wittwe und Kinder. Ein Freund Puschkins hat uns die letzten Lebenstage des Dichters mit dem genauesten Detail beschrieben. Das Benehmen beider Gatten gegen einander läßt durchaus nicht auf eine Schuld der Gattin schließen.

Unser Dichter ist uns durch Bodenstedts Bemühungen zugänglich geworden, welcher einige Jahre früher Lermontoff übersetzt hatte. Uebrigens hat uns Bodenstedt keineswegs den ganzen Dichter, sondern nur einen Auszug aus seinen Werken gegeben; und hat die Auswahl so getroffen, daß der Leser ein klares Bild von den Leistungen seiner Muse erhält. Das erste Bändchen enthält eine Auswahl der lyrischen und epischen Dichtungen, das zweite theilt das größere Epos Onägin vollständig mit, das dritte enthält dramatische Dichtungen mit einer kurzen Lebensbeschreibung und Charakteristik des Dichters, der wir die eben mitgetheilten wenigen Notizen entnommen haben. In der Biographie und Charakteristik erhalten wir ein vollständigeres Verzeichniß seiner poetischen und prosaischen Werke. Wir selber müssen uns auf das beschränken, was uns Bodenstedt mitgetheilt hat.

Puschkin hat als lyrischer Dichter Vorzügliches geleistet. Die Gedichte quellen ihm so recht aus dem Herzen und sprechen wieder warm zum Herzen. Selbst das Kleinste und Unbedeutendste zeichnet sich durch die Anmuth des Gedankens und der Form aus. So z. B.:

Gold und Stahl (p. 10.)

Mein ist alles! sprach das Gold;
Mein ist alles! sprach der Stahl.
Alles kauf' ich! sprach das Gold;
Alles nehm' ich! sprach der Stahl.

oder:

Ein frohes Mahl (p.. 11.)

Gern weil' ich bei'm frohen Mahl,
Wo die Freiheit ihren Sitz hat,
Tischbeherrscher der Pokal
Und Minister ist, wer Witz hat.
Wo im Herzen Heiterkeit,

Morgenröthe im Gesicht ist:
Wo der Kreis der Gäste weit
Und der Kreis der Flaschen dicht ist.

oder:

Die Schönheit vor dem Spiegel (p. C.)

Sieh' auf die Liebliche, wie sie vor ihrem Spiegel
Das stolze Haupt mit frischen Blumen schmückt,
Mit ihren Locken spielt — und wie im treuen Spiegel
Der Stolz, der schlaue Blick, das Lächeln ausgedrückt.

Schon tiefer gedacht ist das Gedicht: Georgiens Lieder (p. 14.) Mit Freuden denkt der Dichter des schönen Landes, wo er längere Zeit verweilt hat, aber wenn er seine Lieder hört, erwacht in ihm zu schmerzlich die Sehnsucht nach den vergangenen Tagen.

O sing', du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmuthsvolle Lieder,
Sie wecken, wie ein Traumgesicht,
Mir fernes Land und Leben wieder.

Auf mich herein in wilder Pein
Aus deinen Liedern klingend bricht es;
Die Steppennacht, der Mondenschein,
Der Schmerz des kindlichen Gesichtes —

Das liebliche Gespenst, bei dir
Vergeß' ich es, und ach, wie gerne, —
Doch, wenn du sing'st erscheint es mir
Und ruft mich grausam in die Ferne.

O sing', du Schöne, sing' mir nicht
Georgiens wehmuthsvolle Lieder,
Sie wecken, wie ein Traumgesicht,
Mir fernes Land und Leben wieder.

Wir wollen den Dichter über die Dichtkunst selbst und seine eigene Muse vernehmen. Das erste ist eine Stelle aus seinem Onägin, in welcher er sich über seine früheren Dichtungen und

ihren leichtfertigen Inhalt ausspricht. Das zweite ein Gedicht, der Dichter überschrieben, wo die Poesie in ihrer tiefern Weihe aufgefaßt ist und das dritte ein Gedicht, das das ganze stolze Gefühl des Günstlings der Musen bezeichnet, ein Selbstgefühl, das nur an dem Geweihten entschuldigt werden darf.

Die Stelle aus Onägin lautet: (II. p.)

Die Leidenschaft ward im Gewühle
Der Welt allein Gesetz für mich;
Mit andern theilt' ich die Gefühle,
Und meine Muse führte ich,
Leicht wie sie war, auf laute Feste,
In Kreise übermüth'ger Gäste.
Sie ward, wie sie getobt, gelacht,
Der Schreck der Wächter in der Nacht;
Bacchantisch raste sie und lärmte,
Sang, jubelte bei vollem Glas,
Begeistert und begeisternd, daß
Die ganze Jugend für sie schwärmte,
Und ich mich selbst voll Stolz gefreut
Des Weihrauchs, den man ihr gestreut.

Ganz anders ist die Weihe der Dichtkunst aufgefaßt in dem Liede der Dichter p. 19:

Muthlos in sich zusammenbricht,
Von eitlem Erdentand bemeistert,
Der Dichter, wenn die Muse nicht
Zu ihrem Dienste ihn begeistert.
Sein heilig Saitenspiel verstummt,
Sein eig'nes Wesen geht verloren,
Und gar in Thorheit ganz vermummt
Scheint er der schlimmste aller Thoren.
Kaum aber mahnend trifft sein Ohr
Der Muse Ruf, der wunderbare,
Da rafft er sich zum Flug empor,
Gleich einem aufgescheuchten Aare.
Das wüste Treiben und Ergötzen
Der Menge läßt ihn kalt und leer,

Und vor des Volkes feilen Götzen
Beugt er sein stolzes Haupt nicht mehr.
Ihm schwillt die Brust von Weh' und Klang,
Es treibt ihn fort in mächt'gem Drang,
Des dunklen Eichenwaldes Rauschen,
Des Stromes Well'getös zu lauschen.

Endlich das volle stolze, an Uebermuth grenzende **Selbstgefühl**, das nur einem Dichterfürsten verziehen werden mag.

Das Denkmal p. 28.

Ein Denkmal hab' ich mir in meinem Volk gegründet,
Nicht Menschenhand erschuf's, kein Gras bewächst den Pfad —
Doch stolzer ragt es auf, als jenes, das verkündet
Napoleon'sche Ruhmesthat.

Nein! ganz vergeh' ich nicht: mag auch zu Staube werden,
Was der Verwesung Raub, der Leib, den man begräbt —
Im Liede lebt mein Geist, so lange noch auf Erden
Auch nur ein einz'ger Dichter lebt.

Durch alles Russenland trägt meinen Ruhm die Muse,
Wo einst mich jeder Stamm in seiner Zunge nennt,
Der stolze Slave mich, der Finne, der Tunguse,
Wie der Kalmuk der Steppe kennt.

Und lange wird mein Volk sich liebend mein erinnern,
Weil ich es oft erfreut durch des Gesanges Macht,
Für alles Gute Sinn erweckt in seinem Innern
Und den Gefall'nen Trost gebracht.

O Muse, folge stets der Stimme deines Gottes,
Fürcht' nicht Beleidigung, nicht auf Belohnung fleh',
In Gleichmuth hör' den Ruf des Ruhmes, wie des Spottes,
Und mit den Thoren streite nie!

Außer den lyrischen Gedichten enthält der erste Band 4 Volksmärchen: Das Lied vom wahrsagenden Oleg, das Märchen vom Fischer und dem Fisch, vom Zaar Saltan und seinem Sohne

Gwidon und von der todten Zaarentochter und den sieben Rittern. Sie zeichnen sich durch ihre Einfalt, wie durch ihre Schönheit ungemein aus, sind aber zum Mittheilen zu lang. Merkwürdig ist, daß die drei letzten, wenn gleich ächt national, doch auf denselben Sagen ruhen, wie die deutschen Volksmärchen. Das Märchen vom Fischer und dem Fisch ist dasselbe, wie das plattdeutsche Märchen in der Grimm'schen Sammlung, „vom Fischer und seiner Frau“, die König, Kaiser und Papst und zuletzt gar der liebe Herrgott werden will. Das Märchen von der todten Zaarentochter ist eine Umgestaltung unseres Schneewittchens und das vom Saltan und seinem Sohne Gwidon erinnert an die neidischen Schwestern.

Den Märchen folgen Balladen und größere Dichtungen epischer Gattung. Von den Balladen gilt dasselbe, was ich von den Märchen gesagt habe. Es webet durch sie ein wahrhaft poetischer Geist. Sie zeichnen sich durch edle, schmucklose Einfachheit aus und sind so tief empfunden, daß sie den altschottischen Balladen an die Seite gestellt werden können. Wir wollen erst eine heitere und scherzhafte Ballade zum Besten geben:

Budryß und seine Söhne p. 129.

Hatte Budryß drei Sprossen,
Drei wack're Genossen,
Wie er selbst von litthauischem Blute,
Und er rief: Nun bereitet
Die Rosse und reitet,
Nehmt Waffen mit, scharfe und gute.

Stark in Zahl und in Wehre
Zieh'n aus Wilna drei Heere,
Dabei ist für euch Kriegsruhm zu holen:
Olgerd kämpft mit den Preußen
Und Kestutt mit den Reußen,
Aber Pas rückt aus gegen die Polen.

Ihr seid jung noch an Jahren
Und im Kampf wohlerfahren,
(Schenken Litthauens Götter euch Segen!)
Ich selbst mag nicht mehr reiten,
Sende euch nun zum Streiten,
Ihr seid drei, und ihr zieht auf drei Wegen!

Guter Lohn wird euch allen:
Einer nimmt nach Gefallen
In Großnowgorod russische Beute —
Dort nur Sammt und Seide
Tragen Frauen zum Kleide,
Reichen Schmucks prangen Häuser und Leute.

Daß in Preußen der zweite
Reiche Beute erstreite,
Sich mit Gold und mit Silber beschwere;
Viel dort gibt es im Lande,
Dazu gute Gewande
Und Bernstein — dem Sand gleich am Meere.

Ist mit Pas für den dritten
— Sind die Polen bestritten —
Auch nicht Gold viel und Silber zu holen,
Wo der Stahl nur im Schwunge —
Doch ich wette, der Junge
Bringt sich eine Frau mit aus Polen.

Keine Fürstin auf Erden
Ist so schön von Geberden,
Wie die polnischen Mädchen. Gesichter
Wie Milch und wie Rosen,
Und den Schelmen, den losen,
Brennen Augen im Kopfe, wie Lichter.

Als ich jung noch an Jahren,
Bin ich auch einst gefahren
Nach Polen, ein Weib mir zu holen —
Jetzt zum Grabe schon lenk' ich
Die Schritte, doch denk' ich
Noch immer in Liebe an Polen.

Und vom Hause fort reiten
Die drei Söhne zum Streiten.
Schon erwartet seit Jahren und Tagen
Sie der Alte vergebens;
Keine Spur ihres Lebens! —
Denkt Budryß: sie sind wohl erschlagen.

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der erste Sohn wieder,
Bürgt etwas im Mantel verstohlen.
Frägt Budryß voll Jubel:
Sind das silberne Rubel? —
Nein, Vater, ein Weibchen aus Polen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der zweite Sohn wieder,
Birgt etwas im Mantel verstohlen.
Bernstein und Gewande
Aus preußischem Lande? — —
Nein, Vater, ein Weibchen aus Polen!

Weißer Schnee flockt hernieder,
Kehrt der dritte Sohn wieder,
Hält etwas im Mantel verborgen —
Und Budryß verstummte,
Doch wie er auch brummte,
Mußt' er dreifache Hochzeit besorgen.

Dagegen treten die andern in ernstem und würdevollerem Tone auf und grenzen, wie es der Ballade eigenthümlich ist, mehr an's Schauerliche und Grauenhafte. Wollen wir den schwarzen Shawl p. 133 auswählen:

Mein Aug', wie im Wahnsinn, blickt starr auf den Shawl,
Am eisigen Herzen nagt bittere Qual.

Jung war ich an Jahren, leichtgläubig mein Sinn,
Da gab einer Griechin ich glühend mich hin.

Schön war sie und innig, stolz nannt' ich sie mein,
Doch bald brach der Tag meines Unglücks herein.

Einst saß ich mit Gästen im fröhlichen Kreis,
Da naht sich ein Jude und flüstert mir leis:

Du schwelgest hier mit fröhlichen Gästen vergnügt,
Dieweil deine Griechin dich treulos betrügt.

Ich fluchte dem Juden, doch gab ich ihm Geld,
Und schnell war mein getreuester Sclave bestellt.

Wir flogen auf muthigen Rossen dahin,
Und jegliches Mitleid entwich meinem Sinn.

Kaum daß ich die Schwelle der Griechin erschaut,
Da trübt sich mein Auge, ich zitt're, mir graut...

Ich schleiche zum Zimmer des Mädchens allein,
Da saß sie mit ihrem Armenier zu Zwei'n.

Von selbst hob mein Arm sich zu wuchtigem Hieb,
Noch küßte der Schurke das buhlende Lieb.

Mit Füßen zertrat ich den kopflosen Leib;
Starr sah ich noch lang auf das treulose Weib.

Ich denk' ihrer Thränen, ich hör' ihren Schmerz...
Doch todt ist die Griechin und todt ist mein Herz!

Ich riß von dem zuckenden Haupte den Shawl
Und wische dann schweigend das Blut von dem Stahl.

Die Leichen der Beiden: im Dunkeln der Nacht
Mein Sclav hat sie heimlich zur Donau gebracht.

Seitdem küß ich funkelnde Augen nicht mehr,
Seitdem drücken lustige Nächte mich schwer.

Mein Aug', wie im Wahnsinn, blickt starr auf den Shawl,
Am eisigen Herzen nagt bittere Qual.

Den größten Theil des Buches nehmen die größern Dichtungen epischer Gattung ein. Zuerst der Springquell Bachtschißarai, eine Dichtung von ergreifender Schönheit. Auf der Halbinsel Krim im Thale Bachtschißarai befinden sich die Ueberreste des Palastes

von dem Chan Kerim-Girei, wo man das Grabmal einer seiner Frauen, einer gefangenen polnischen Gräfin Maria, zeigt. An diesem Denkmal weihete der trauernde Chan ihr täglich Thränen schmerzlicher Erinnerung und man nannte es daher die Thränenquelle. Diese Sage entflammte den Dichter zu der schönen Dichtung, in welcher er uns ein lebendiges Bild von dem Elend des Haremslebens vor Augen stellt. Er läßt die schöne Polin, die im Harem Gegenstand des Neides und der Eifersucht ist, vor Heimweh und Gram über ihr unwürdiges Geschick hinwelken. Diesem Gedichte folgt das Räuberbrüder-Paar. Ein alter Räuber, der halb von Reue ergriffen, halb noch in der alten Ruchlosigkeit verstrickt ist, erzählt seinem Genossen von dem Tode seines Bruders, der Raub, Mord, Kerker und wunderbare Befreiung aus demselben mit ihm getheilt hat. Im Kerker ergreift ihn der Fieberwahnsinn; die Schreckbilder seiner Frevelthaten treten vor sein erwachtes Gewissen. Nach der Befreiung wiederholt dieselbe Krankheit und er stirbt. Diesem erschütternden Gedichte folgt Graf Nulin, eine leichtfertige und laszive Dichtung, die wir dem Uebersetzer gerne würden erlassen haben und die einen weitern Werth auch nicht hat, als daß sie uns einen Blick in die Rohheit, Hohlheit und Unsittlichkeit der höheren Stände in Rußland thun läßt. Das letzte Gedicht Poltawa berichtet uns in schauderhaften Zügen das Leben und den Aufstand Maseppas, eines Kosaken-Hetmanns, gegen Peter den Großen, seine Verbindung mit Carl XII. und seinen Sturz in Folge der für Beide verderblichen Schlacht von Poltawa. Die wilde Rohheit und der glühende Rachedurst eines alten, verhärteten Bösewichts kann nicht treffender und erschütternder gezeichnet werden, als in dieser Dichtung. Dafür gehet auch in gleich ergreifender und erschütternder Weise die Nemesis neben den Begebenheiten einher. Die erhebende und versöhnende Macht, welche die Dichtung auf

unser Herz üben soll, werden wir zwar vermissen, aber wir werden dagegen dem Dichter unsere Bewunderung nicht versagen können.

Wenn schon in diesen Dichtungen uns recht sichtbar das Vorbild, das Puschkin begeisterte, ich meine Lord Byron, vor Augen tritt, so ist das in noch höherem Maße der Fall in seinem poetischen Roman Eugen Onägin, welcher das ganze zweite Bändchen anfüllt. Diese Dichtung ist in Rußland mit unbeschreiblicher Begeisterung aufgenommen worden und gilt als das Höchste, was er geleistet hat; und merkwürdiger Weise wird es diejenige Dichtung sein, die uns am wenigsten zusagt, ja wenn die bisher bezeichneten epischen Gedichte uns mehr Bewunderung abnöthigen, als Befriedigung geben, mehr Entsetzen erregen, als Erhebung schaffen, so muß ich bekennen, daß Eugen Onägin weder das eine noch das andere hervorruft. Wir verlangen, wie Bodenstedt sagt (III. p. 294) von einer Dichtung ersten Ranges „Befreiung von den beengenden Verhältnissen des täglichen Lebens, Erlösung von der gemeinen Wirklichkeit“, statt dessen stellt uns diese Dichtung die ganze Erbärmlichkeit, Hohlheit und Leere der sittlichen Zustände in den Kreisen der höheren Gesellschaft in Rußland vor Augen und von einer inneren Befriedigung oder Erhebung ist durch den ganzen Roman keine Rede. Selbst der Dichter hat sich auf keinen höheren Standpunkt gestellt, als daß er darüber in leichtfertiger Scherzhaftigkeit sich ausspricht. Aber eben der Umstand, daß das ganze Gedicht ein treues Conterfei, ein höchst gelungenes Portrait dieser Zustände ist, eben dieser Umstand hat ihm in seiner Heimath so großen Beifall, so unbegrenzte Bewunderung errungen. Jeder Russe fand darin sein eigenes oder seines Freundes Bild in sprechender Wahrheit. Die Fabel des Romans ist außerordentlich einfach; die beiden Helden sind Onägin und Lensky. Onägin ist ein junger Salonheld, mit einem Anflug

äußerer Bildung ohne alle Gründlichkeit, nicht ohne geistige Begabung aber ohne allen sittlichen Gehalt, voll Schalheit und Lebensüberdruß, weil er den Kelch aller sinnlichen Freuden schon in seiner Jugend bis auf die Neige geleert hat. Lensky ist ein edlerer Charakter, strebsam, von idealer Gemüthsrichtung, wissenschaftlich gebildet, nicht ohne poetisches Talent. Beide sind Gutsnachbarn und weil das Bedürfniß der Unterhaltung kaum anders zu befriedigen ist, schließen sie sich, wie ferne sie auch innerlich von einander stehen, doch an einander an. Ein anderer Gutsnachbar Lavin hat zwei Töchter, Olga und Tatjane, jene leichteren Sinnes und lebenslustig, diese ernster, verschlossener, schwärmerisch. Olga ist Lenskys Braut, daher besucht er fleißig das Haus der Lavins und führt seinen Freund Onägin dort ein. Das Unglück will, daß Tatjane ihre schwärmerische Liebe auf ihn wirft, ihm in ihrer romanhaften Sentimentalität ihre Liebe in einem Briefe eingesteht und ihr Herz anträgt. Allein ein schlichtes Naturkind zu lieben, oder gar durch eine Heirath sich zu fesseln, ist Onägins Charakter gänzlich entgegen. Das erklärt er ihr offen und in trockenen Worten und überläßt es der gebeugten Schwärmerin, ihre Liebe, so gut sie's kann, in sich zu verwinden. Noch ein schwereres Unglück bringt er in die Familie Lavins. Launenhaft und charakterlos, wie er ist, zeichnet er bei einem Balle Olga, die Braut seines Freundes, auf so auffallende Weise aus, daß dieser ihn fordert. Das Duell nimmt einen unglücklichen Ausgang, Lensky bleibt todt auf dem Platze; Onägin hat das Glück der Familie Lavins zerstört. Olga, leichten Sinnes, wie sie ist, wird nach einem Jahre die Gattin eines Andern. Tatjane aber nährt ihre Liebe zu dem unwürdigen Gegenstand derselben noch viele Jahre fort und trägt ihre Trauer in edler und würdiger Fassung, bis sie endlich mit der Mutter nach Moskau zieht, ihren Bitten nachgibt und einen alten General

und Fürsten heirathet. Hier in Moskau findet sie nach mehreren Jahren Onägin zufällig auf einem Balle und verliebt sich jetzt, ganz im Sinn und Geist eines alten Wüstlings, plötzlich in sie mit aller Glut eines thörichten Jungen. Die Rollen sind getauscht, jetzt schreibt er einen glühenden und schmachtenden Brief an die früher Verschmähete, wiederholt, da er ohne Antwort bleibt, die bittersüßen Liebesklagen und stürmt endlich in ihre Wohnung, ihr auf den Knieen sein brennendes Herz darzubringen. Tatjane, ruhig, edel und würdevoll, wie in ihrem ganzen Benehmen, weiset ihn kurz und bündig ab; und damit schließt der Roman.

Diesen, unserer Ansicht nach zwar ganz russisch-nationalen, aber deshalb doch sehr unpoetischen Stoff behandelt der Dichter mit ziemlicher Ausführlichkeit und Breite, streut fleißig Reflexionen ein, kommt oft auf sein eigenes Leben zu sprechen, springt gerade, wenn er des Lesers Interesse an den Begebenheiten angeregt hat, wieder ab und ergeht sich in halb satyrischen, halb sentimentalen Exkursen. Mit einem Wort, Puschkin ahmt Lord Byron gerade in allen Dem nach, worin man sein Vorbild vermeiden sollte.

In weit höherem Maße befriedigen die im dritten Bändchen mitgetheilten dramatischen Proben. Es sind vier: Boris Godunoff, der steinerne Gast, Mozart und Salieri, und endlich die Stromnixe.

Boris Godunoff spielt zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Durch die Ermordung des letzten rechtmäßigen Sprossen Dimitri hat sich Godunoff auf den Thron Rußlands geschwungen und seine Herrschaft durch Strenge behauptet. Da tritt ein falscher Dimitri auf, verbindet sich mit den Kosaken und Polen, bringt das ziemlich theilnahmlose Volk auf seine Seite und stürzt Godunoffs Geschlecht um so leichter, als dieser gerade im entscheidungsreichsten Momente stirbt. Die Dichtung ist durchaus in

großartigen Zügen gehalten. Die frühere Frevelthat tritt in Godunoffs Gewissen als der Wurm hervor, der nicht stirbt; die Nemesis schreitet sicher einher. Schade ist's, daß der Dichter sich nicht bemüht hat, für Dimitri die Sympathieen des Lesers zu wecken. So wie die Dichtung vorliegt, wird Ungerechtigkeit und Gewaltthat nur durch die nämlichen Elemente gestürzt und es fehlt auch hier an dem versöhnenden Geist.

Der steinerne Gast ist ein Bruchstück von Don Juan, ohne etwas Hervorstechendes. Das dritte Stück: Mozart und Salieri, ein Fragment, gründet sich auf die Sage, daß Salieri den Mozart aus Neid über dessen Meisterschaft vergiftet habe. Ein nicht eben glücklich gewählter Stoff.

Von tief ergreifender und erschütternder Wirkung, ächt tragisch, ist das letzte Stück, die Stromnixe, das aber auch Fragment geblieben, oder von dem Uebersetzer als solches gegeben worden ist. Ein Fürst liebt die Tochter eines alten Müllers, der aus Habsucht das strafbare Verhältniß pflegt und reiche Geschenke von dem vornehmen Liebhaber erwartet. Diese erfolgen wirklich, aber erst da, als die arme Betrogene das Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen fühlt und Familienverhältnisse den Fürsten zur Verbindung mit einer ebenbürtigen Braut nöthigen. Jetzt will er mit Gold seine Verpflichtungen lösen. Das arme Mädchen geräth in Wahnsinn, wirft Diadem und Perlen in den Dniepr, stürzt sich selbst in die Fluthen und wird zur Stromnixe. Auch dem alten geizigen Vater bringt sein Kupplerlohn keinen Segen, er wird wahnsinnig und wirft auch sein Gold den Nixen im Strome zur Bewachung zu. Schon das Hochzeitfest stört die Nixe durch geheimnißvollen Spuck; in der Ehe findet der schuldbeladene Fürst kein wahres Glück; die volle Strafe tritt aber erst da ein, als er nach mehreren Jahren an die Stätte seiner früheren Verschuldungen kommt, die Mühle verödet und zerfallen und den

Müller in völlig thierischem Wahnsinn wieder findet. Alle Qualen des Gewissens wachen in ihm auf, die Nixen aber umgarnen ihn, um Rache an ihm zu nehmen. Hier endigt das Stück, und in der That, gerade dieses Abbrechen im entscheidensten Moment ist besonders ergreifend. Den Schluß kann jedes nach eigenem Ermessen sich ausmalen. Die Nemesis ist zu ihrem vollen Rechte gekommen. Wir rechnen die kleine Dichtung zu dem Bedeutungsvollsten, was Puschkin geschrieben. Sie hat tieferen und sittlicheren Gehalt als jene gefeierten Dichtungen, die ihm bei seiner Nation die allgemeine Bewunderung zugezogen haben.

Bodenstedt hat sich unvergänglichen Dank erworben, daß er der deutschen Nation einen solchen Dichter zugänglich gemacht hat. Tief beklagt muß es werden, daß Puschkins Lebensfaden so schnell abgeschnitten wurde. Wir sehen ihn von Lustrum zu Lustrum sich zu größerer Gediegenheit und Reife hinanarbeiten. Er würde bei noch höherer Reife der Jahre auch den Anforderungen der idealen und sittlichen Richtung immer mehr genügt haben.



Ueber den russischen Dichter Lermontoff

von

Dr. Lösch.

Wir haben kürzlich den russischen Dichter Puschkin an Ihnen, Verehrte, vorübergeführt. Man kann von demselben kaum sprechen, ohne auch Lermontoffs Erwähnung zu thun; er ist sein Zeitgenosse und geistig mit ihm auf's Innigste verwandt, selbst in ihren Lebensschicksalen haben sie vieles mit einander gemein. Der nämliche Gelehrte, welcher uns Puschkin zugänglich gemacht hat, Bodenstedt, hat uns zwei Jahre vorher, im Jahre 1852, den poetischen Nachlaß Lermontoffs in einer trefflichen Uebersetzung in die Hände gegeben. Ueber sein Leben sind uns nur sehr sparsame Mittheilungen gemacht:

Michail Lermontoff stammt aus einer vornehmen russischen Familie, ist im Jahre 1811 geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat in das Pagenkorps, studirte fleißig, erwarb sich gründliche Kenntnisse in der Welt- und Naturgeschichte, sprach die deutsche und französische Sprache geläufig und übte sich im Englischen und Italienischen, so daß er einen Schriftsteller ohne Mühe lesen konnte. Nachdem er die Pagenschule durchgemacht hatte, trat er in die kaiserliche Garde ein. Ein bedeutendes Vermögen überhob ihn der gemeinen Sorge um des Lebens Nothdurft, verleitete aber freilich auch den jungen Mann, sich die Genüsse der höheren Gesellschaft in einem Maße zu gestatten,

welches in der Regel mit Ueberdruß und Mißmuth sich straft. Als Dichter trat er ganz in die Fußstapfen Puschkins ein und in der Begabung stand er nur wenig ihm nach. Er lernte von ihm, wie Bodenstedt sagt, die Einfachheit des Ausdrucks, das richtige Maß der Freiheit in der Gebundenheit, und lauschte ihm die Geheimnisse der Form ab. Bei solcher Begeisterung für den größten damals lebenden vaterländischen Dichter war es ganz natürlich, daß der tragische Tod desselben ihn auf's Tiefste schmerzte, auf's Heftigste empörte. Aber er ließ freilich von der jugendlichen Aufregung sich zur blinden Leidenschaft hinreißen. Jenes unglückliche Duell zwischen D'Anthes und Puschkin war von dem Letzteren absichtlich provozirt, im ehrlichen Zweikampf hat D'Anthes seinen Gegner getroffen. Wie durfte da von fremden giftigen Schlangen, von einem Teufel gesprochen werden, dem des Freundes Dach nicht heilig ist, der zu der Unschuld Thränen lacht, des Gatten Herz zur Eifersucht entflammt und ein reiches Dichterleben mit kaltem Herzen und mit frechen Händen hinmordet, von einer Katze, welche die Nachtigall mit schleichend scharfer Tatze zerfleischt? Es sind das die ausdrücklichen Worte, welche Lermontoff in seinem Klaggesang, in seiner an den Kaiser gerichteten Racheode gebraucht, einer Ode, die mit den Worten beginnt:

Mein Zaar, ich werfe mich vor deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter. —
Gib, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter!
Räche den Dichter, straf' die Schlechtigkeit,
Schleudere den Blitz aus deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von deiner sühnenden Gerechtigkeit.

einer Ode, die im weitern Verlauf noch derber sich ausspricht:

Straf' das Verbrechen, halt' ein streng Gericht,
Dein starker Fuß, die Schlangenbrut zertret er,

Damit nachwachsende Geschlechter nicht
Wehklagen ob der Feigheit ihrer Väter,
Und nicht die unser Heiligstes verletzen,
Sich bergen hinter schützenden Gesetzen!

einer Ode, die mit den Worten schließt:

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Fleh'n in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren euren Dichter,
Zum zweiten Mal send' ich euch keinen wieder.

Solche unbesonnene, jugendlich übermüthige Ueberstürzung hat denn auch am Hofe die Früchte nicht getragen, die sie bringen sollte. Sie fiel im Gegentheil auf das Haupt des allzudreisten Anklägers zurück. Er ward aus Petersburg verbannt und zur Kaukasusarmee versetzt. Sein Charakter war viel zu fest und unbeugsam, als daß er durch irgend ein begütigendes Wort, durch irgend ein geschmeidiges Nachgeben die Versöhnung seines Kaisers zu gewinnen gesucht hätte; darum dauerte auch seine Verbannung bis zu seinem Tode fort, aber in gleichem Maße verbitterte sich auch sein Herz gegen die Menschen überhaupt und gegen die Machthaber seines Volkes insbesondere. Er ist von Vaterlandsliebe durchglüht und doch oder vielmehr eben darum der bitterste Ankläger gegen sein Vaterland. Auf der andern Seite war auch ihm der Aufenthalt in einem Lande der großartigsten Natur, das Leben im Lager und im Schlachtgewühle, diese unmittelbare Berührung mit den freien Söhnen des Gebirges, die man unterdrücken sollte und denen man Verehrung und Hochachtung nicht versagen konnte, für seine Charakterbildung wie für seine poetischen Bestrebungen von dem förderndsten Einflusse und entflammte ihn zu den Poesieen, die sich mit dem Schönsten messen können, was die neuere Zeit hervorgebracht hat.

Uebrigens war ihm noch ein schwereres Leiden aufbehalten, als seine Verbannung in den Kaukasus. Ein unglückliches Duell zog ihm langwierige Kerkerstrafe zu und es erklärt sich hieraus die immer zunehmende Verstimmung seines Herzens und die vielen bittern Ausfälle auf Knechtschaft und Kerkerschmach in seinen Gedichten. Sein Lebensende war dasselbe wie Puschkins. Er fiel nicht in der Schlacht, sondern im Zweikampf mit Herrn von Martynoff 1841, 30 Jahre alt. Er hatte seinen Gegner durch Anzüglichkeiten auf dessen Familie in seinem Roman „der Held unf'rer Zeit" gereizt. Wenn Lermontoff an Befähigung und Leistung seinem Vorgänger nachstehen mag, so spricht dagegen aus seinen Gedichten ein höherer sittlicher Ernst und ich sollte meinen, daß er dem deutschen Leser in höherem Maße zusagen müsse, als Puschkin. Die von Bodenstedt übersetzten Gedichte zerfallen in lyrische und epische Dichtungen und füllen zwei Bände. Wo unser Dichter allgemein menschliche Empfindungen schildert, ist er unübertrefflich. Wir wollen als Probe

der Kosakin Wiegenlied (I. p. 10)

geben, das noch obenein durch die ächt nationale Färbung einen besondern Werth erhält.

Schlaf, mein Kindchen, ruhig liege,
  Schlaf, mein Kind, schlaf ein!
Still vom Himmel in die Wiege
  Scheint der Mond herein.
Will dir singen, schließt du ruhig
  Deine Aeugelein;
Märchen dir erzählen thu' ich —
  Schlaf mein Kind, schlaf ein!

Wo der Terek zwischen Steinen
  Wild zu Thale rauscht,
Lauert der Tschetschen, wezt seinen
  Dolch und späht und lauscht.

Doch dein Vater ward im Kriege
  Alt, und mit ihm sein
Wird der Himmel. — Ruhig liege!
  Schlaf mein Kind, schlaf ein!

Du auch mußt — die Zeit wird kommen —
  Einst zum Kampf hinaus,
Heißt's: Gewehr zur Hand genommen!
  Reitest fort vom Haus.
Näh' ich selbst mit bunter Seide
  Dir die Decke fein...
Schlaf, du meine Augenweide,
  Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Wirst ein Ritter anzusehen,
  Doch Kosak von Herz;
Seh' ich dich einst von mir gehen,
  Winkst noch heimathwärts...
Werden bitt're Thränen fließen,
  Gott, wie wird mir sein!...
Kindchen, mußt die Aeuglein schließen,
  Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Dein im Wachen und im Schlummer
  Denk ich früh und spät —
Wird kein Trost mir sein im Kummer,
  Als ein fromm Gebet.
Werd ich denken: wo im Kriege
  Mag er jetzt wohl sein?...
Schlaf — noch sorglos in der Wiege
  Liegst du, Kind, schlaf ein!

Und ein Heil'genbild erhälst du
  Auf den Weg von mir,
Betest du zu Gott, so stellst du
  Fromm es auf vor dir:
Auch im fremden Land, im Kriege
  Denk der Mutter dein...
Schlaf, mein Kindchen, ruhig liege,
  Schlaf, mein Kind, schlaf ein!

Der Dichter ist von warmer Vaterlandsliebe durchdrungen; wir werden es ihm in Hinblick auf seine Lebensschicksale aber nicht verdenken können, wenn ihn fast jedesmal die Bitterkeit überfällt, so oft er auf dasselbe zu sprechen kommt.

Mein Vaterland (II. p. 21) erste Strophe.

Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eig'ner Art, die zu bemeistern
Nicht mehr vermag der prüfende Verstand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeistern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
Ich liebe nicht die stolze Zuversicht,
Die sich auf Bajonette stützt — auch nicht
Den Heil'genschein des Ruhms aus alten Tagen,
Davon die Lieder melden und die Sagen.

Näher detaillirt spricht er seinen Unmuth aus in den sechs

kleinen Betrachtungen (II. p. 27.)

I. Ich bin an meinem Lande kein Verräther,
Und nicht unwürdig bin ich meiner Väter,
Weil ich nicht euch in allen Stücken gleiche
Und nicht, wie ihr, auf fremden Krücken schleiche!

II. Weil ich bei ihrem Thun vor Scham oft roth bin,
Mir nicht Musik erscheint Geklirr von Ketten,
Und mich nicht lockt der Glanz von Bajonetten:
Behaupten sie, daß ich kein Patriot bin.

III. Weil ich nicht ganz von altem Schrot und Korn bin,
Und nicht mit jedem Schritte rückwärts gehe:
Behaupten sie, daß ich kein Patriot bin,
Mein Land nicht liebe und es nicht verstehe.

IV. Sie haben recht — der Teufel mag's verstehen —
Am schnellsten geh'n bei uns, die rückwärts gehen,
Weil schneller sie zu ihrem Ziele kommen,
Als ich, der vorwärts seinen Weg genommen..

V. Gott segnete mit Augen mich und Füßen —
Doch als ich auf den Füßen gehen wollte,
Und als ich mit den Augen sehen wollte,
Mußt ich's im Kerker als Verbrechen büßen.

VI. Gott gab mir eine Zunge, aber als
Ich reden wollte, ging's mir an den Hals.
Es ist ein eigen Ding in meinem Land,
Und wundersamer Brauch im Schwunge hier;
Der Kluge braucht zur Dummheit den Verstand,
Zum Schweigen seine Zunge hier.

Schaudererregend ist seine Beschreibung von Petersburg in seinem Märchen für Kinder (II. p. 144.)

Ich ließ dem Auge seinen Späherlauf,
Und aus Palast, Basar, Gerichtshof, Tempel,
Die Geister alle stiegen vor mir auf —
Doch alles trug verbrecherischen Stempel!
Bestechlichkeit, Betrug saß oben auf;
Seltsam wirft seine Loose das Verhängniß:
Die Wahrheit, Tugend schmachtet im Gefängniß.
Hier zu dem Schrei der Noth aus tiefster Brust
Mischt sich der Jubel wilder Sinnenlust.
Das Laster und die Faulheit schwelgen, feiern;
Auf Fleiß und Arbeit liegt die Sorge bleiern.

Wollen wir annehmen, daß der Dichter in seiner Bitterkeit zu weit geht, so werden wir um so tiefer mit ihm fühlen, wenn er die Wehmuth des Verbannten laut werden läßt. Das sind reine, tiefgefühlte Naturlaute, die uns hier entgegentreten.

So richtet er bei seiner Verbannung in den Kaukasus an

eine Jugendfreundin (I. p. 297)

die Worte:

Muß ich hinweg von hier zum Süden,
In meines Schicksals raschem Flug,
Mit meinem Herzen, dem kummermüden,
Mit meiner Freuden buntem Trug: —

Wirst du auch stets dem fernen Freunde
Ein Schild sein und ein fester Hort,
Vor bösen Zungen seiner Feinde,
Vor der Verläumdung gift'gem Wort?

O sei es! . . Halt in deinem Innern
Die Bilder uns'rer Jugend fest,
Daß mich ein seliges Erinnern,
Daß mich die Lust nicht ganz verläßt!
Daß ich in der Verbannung sage:
Es gibt ein Herz, das treu mir blieb,
Mein Leiden ehrt und meine Klage,
Aus dem die Welt mich nicht vertrieb.

So schreibt er später einem Freunde (II. p. 17.)

Denkst du des Tags noch, wo wir beiden
In später Stunde mußten scheiden?
Der Nachtschuß krachte über's Meer,
Wir drückten schweigend uns die Hände,
Der schöne Tag ging trüb zu Ende
Und Nebel zogen feucht einher.
Und wie der Schuß fiel, war's, als riefe
Ein Echo aus des Meeres Tiefe.

Jetzt wandl' ich oft am Meere einsam,
Und wenn ein Schuß vom Schiffe kracht,
Denk ich im Schmerz, wie wir gemeinsam
Gewandelt in der Abschiedsnacht;
Und hör' ich des Geschützes Knallen
Dumpf aus dem Meere wiederhallen:
So ist es immer mir, als riefe
Der Tod mich in die dunkle Tiefe.

Dieselbe Wehmuth athmet das Gedicht

Die Wolken (II. p. 300.)

Wolken am Himmelszelt, ewige Wanderer,
Die über Berg und Thal ohne Ermüden zieh'n:
Floht ihr den Steppenhort, lockt euch ein anderer,
Müßt ihr, verbannt wie ich, mit mir zum Süden zieh'n?

Sagt, was verbannt euch: des Schicksals Gerechtigkeit,
Eines Verbrechens Fluch, der unversöhnlich ist?
Heimlicher Neid und Trug, offene Schlechtigkeit,
Heuchelnder Freunde List, wie sie gewöhnlich ist?

Nein, ihr entflieht nur dem fruchtbaren Lande hier.
Frei seid ihr jeglicher fesselnder Spannung Qual,
Kennt keine Leidenschaft, kennt keine Bande hier,
Kennt keiner Heimath Glück, keiner Verbannung Qual.

Eben so tief empfunden, aus selbsterlebtem Schmerz hervorgegangen, sind seine Schilderungen von der Qual des Gefangenen.

Der Gefangene (I. p. 13.)

Gebt den hellen Tag mir wieder,
Oeffnet meines Kerkers Schloß!
Gebt mir mein schwarzäugig Mädchen,
Und mein schwarzgemähntes Roß!
Werde küssend, voll Verlangen
Erst die süße Maid umfangen,
Dann auf's wilde Roß mich schmiegen,
Pfeilschnell durch die Steppe fliegen.

Eisern ist die Thür beschlagen,
Hoch des Kerkers Gitterfach —
Ferne weilt sie, der mein Klagen
Gilt, in ihrem Prunkgemach;
Und des Sattelzeugs entkleidet,
Auf der Flur mein Rappe weidet,
Freut sich, frei umherzuspringen,
Läßt den Schweif im Winde schwingen.

Aber ich im dumpfen Zimmer
Sitze trostlos und allein
Bei der Lampe mattem Schimmer,
Nackte Wand rings hüllt mich ein.
Durch die Thür nur hör' ich's hallen
Mit gemeß'ner Schritte Schallen —
Draußen macht in nächt'ger Stunde
Noch der Wächter spät die Runde.

Wenn wir sehen, wie tief und schmerzlich der Dichter seines Schicksals Ungunst gefühlt hat, so werden wir den edeln, männlich festen Charakter um so höher schätzen, der sich nicht vor seinen Verfolgern beugt. So spricht er: (II. p. 277.)

Ein einziges Wort der Gnade,
Ein einziges Wort der Reue
Eröffnete mir die Pfade
Der alten Gunst auf's Neue.

Doch lieber zusammenbräche
Ich hier in Kerker und Ketten,
Eh' ich Ein Wort nur spräche,
Durch Lüge mich zu retten.

Wenn die Klagen über Verbannung und Kerker die Frucht eigener schmerzlicher Erfahrungen in dem Leben des Dichters waren, so sind seine Schilderungen von der Ueberbildung, der Frühreife unseres Geschlechtes, dem Strudel der Sinnlichkeit, in welchem die Befähigung zum Genusse untergeht und aus welchem der schaale Ueberdruß am Leben entspringt — ich sage, auch diese Schilderungen sind nicht blos aus eigener Anschauung, sondern aus eigener Selbsterfahrung hervorgegangen, daher er auch hier mit ergreifender Wahrheit zu schildern weiß. Wollen wir nur eine Stelle aus

Duma (II. p. 23.)

geben:

In Trauern blick ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich frühe Reife büßt;
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die Dunkel oder wüst.
Zum Guten, wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluge Kinder, mit des Alters Schwächen,
Kaum aus der Wiege haben wir schon viel
Von uns'rer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben, wie ein Weg,

Der endlos eben fortläuft, ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, theilnahmlose Gäste:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken.

Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift,
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick.

Am größten ist unser Dichter in der Schilderung der Natur, zumal der Gebirgsnatur, ja er ergehet sich in solchen Schilderungen mit so großer Vorliebe, daß manche seiner epischen Gedichte hinsichtlich des Umfangs fast mehr Naturbeschreibungen, als geschichtliche Daten enthalten. Da seine Erzählungen größtentheils im Kaukasus spielen, so bietet ihm ganz besonders die prachtvolle Gebirgswelt des Kaukasus Stoff zu seinen malerischen Beschreibungen. So finden wir es in seinen größeren Dichtungen Ismail Bey, Hadschi Abrek und in dem Dämon. So beginnt gleich sein Gedicht Ismail Bey (I. p. 102) mit den Worten:

Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Hast mich schon früh in meiner Jugendzeit
Gewöhnt an deine Bergeseinsamkeit.
Und oft seitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume.
O freies Bergland! rauh bist du, doch schön!
Altären gleich sind deine steilen Höh'n,
Wenn Abends fernher Wolken zu dir fliegen,
Bald blauem Dampf gleich, deine Höh'n umschmiegen,
Bald schwanken Federn gleich, auf dir sich wiegen,
Bald Schatten gleich an dir vorüberschweben,
Bald grau'nvoll, wie Gespenster sich erheben,

(Die man im Traumgesicht zu sehen meint)
Und nur der Mond am blauen Himmel scheint.

Wie liebt' ich, Berge, eure wilde Schöne,
Die kriegerischen Sitten eurer Söhne,
Des Himmels über euch durchsicht'ge Bläue,
Der Stürme graus Geheul, das immer neue,
Wenn's von den Höhen, aus den Schluchten tief,
Wie eine Stimme zu der andern rief,
Gleichwie Ablösungsrufe nächt'ger Wachen.
Und Abends oft sah ich am Himmelsdach
Dem Zieh'n der regenschwangern Wolken nach —
Hier: hell umsäumt und rosig angehaucht
Zieh'n sie einher — dort: dunkel, riesig groß
Steigt's wie ein Zauberschloß aus ihrem Schoos..
Da fährt ein jäher Windstoß auf und wild
Zerstört er, schneller als er aufgetaucht,
Das wundersame luftige Gebild,
Das, aus der Nacht erzeugt, in Nacht entweicht.
Indessen weißer, als die Gletscher, flieht
Gen Westen hoch ein Wölkchen nach dem andern. —
Ihr heller leichtbeschwingter Reigen zieht
Die Abendröthe mit im luft'gen Wandern,
So leicht, so sorglos schweben sie einher,
Als ob ihr kurzes Sein ein ew'ges wär'!

Hieran reihen wir eine ähnliche Stelle aus dem Gedicht

Der Dämon (II. p. 44.)

Und fort mit seinem Groll und Weh
Flog der vom Paradies Verbannte,
Auf zu den Höh'n des Kaukasus,
Wo der Kasbek zu seinem Fuß,
Umhüllt vom ew'gen Eis und Schnee,
In diamant'nem Feuer brannte.
Und wie ein dunkler Felsenspalt,
Der Bergesschlangen Aufenthalt,
Gähnt unten Dariel, die Schlucht,
Durch die in ungestümer Flucht

Der Terek springt und heult und bäumt,
Wie eine Löwin, und es schäumt
Das Wasser, daß man hochgemähnt
Der Löwin Hals zu sehen wähnt.
Der Wildniß Thiere ängstlich lauschten,
Wie drohend wild die Wellen rauschten
In ihren strauchbewachs'nen Borden.
Und goldumsäumte Wölkchen zogen
Vom Süden her am Himmelsbogen —
Leicht durch die Lüfte gleiten sie,
Den Strom auf seinem Zug nach Norden
In schnellem Flug begleiten sie.
Und wildverschob'ne Felsenhänge
Schau'n in geheimnißvoller Ruh
Dem nimmer ruhenden Gedränge
Und bunten Spiel der Wellen zu.
Und durch den dichten Nebel dort,
Schwarz von den Felsen her, den hohen,
Die Thürme alter Burgen drohen,
Die Riesenwächter an den Pforten
Des Kaukasus. Und aller Orten
In wilder Schöne lag's umher
In der Natur.

Nicht minder schön ist die Schilderung eines Wasserfalls des Argun (I. p. 157.)

In trüber Fluth braus't der Argun durch's Land,
Der Winter Fesseln sind ihm unbekannt,
Nie unter Eisesdruck ward er gebeugt,
Denn selbst von Eis und Schnee ward er gezeugt,
Der keck aus seinen Silberwindeln sprang,
Auf steilen Höh'n, wo selbst der Gemse bang.
Ein derb Naturkind, treibt er seine Fluth
In kindlich frohem, lautem Uebermuth. —
Bald rauscht er hüpfend zwischen hohem Gras,
Bald krümmt er sich und wie gebog'nes Glas
Durchsichtig, in den Abgrund stürzt er, bis
Er ganz verschwunden in der Finsterniß.

Hier über'm Schlund, wohin sein wilder Lauf
Treibt, girrend fliegt ein Schwarm von Tauben auf.
Und aus den strauchbewachs'nen Wänden drängen
Steinblöcke sich hervor, und drohend hängen,
Erwartend, daß das Flußgetös verhalle, —
Um in das Flußbett dann zu stürzen alle,
Die Fluthen zu begraben in dem Falle.
Vergebens warten sie — die Woge ruht nicht,
Und aller Steine Sturz begräbt die Fluth nicht.
Wird ein Weg ihm versperrt: zu einem andern
Bricht der Argun sich Bahn, fürbaß zu wandern.

Seine epischen Dichtungen sind, was ihren Inhalt betrifft, fast alle auf russische oder tscherkessische Sagen gegründet. Sie haben alle, bis auf zwei, die in einem leichtfertigen und laszivem Tone geschrieben sind: Das Märchen für Kinder und die Rentmeisterin, etwas Großartiges, Grauenhaftes, morgenländische Glut und wilde Kraft Athmendes. Er führt uns in die blutigen Kämpfe der Russen mit den Tscherkessen ein, er malt uns die heilige Vaterlandsliebe, die kühne Tapferkeit und den glühenden Haß eines im Kampfe für Freiheit und Vaterland verblutenden Volkes; er hält uns die rohe Grausamkeit eines Zaaren Iwan Wassiljewitsch vor Augen, er zeigt uns in Ismail Bey die blutigen Früchte des Bruderhasses, er gibt in Hadschi Abrek ein grausenhaftes Bild der Blutrache, er malt uns in Walerik und in der Schlacht am Borodino das wilde Kampfgewühl, er schildert uns in der Lesghierin Sara alle Innigkeit hingebender, aufopfernder Liebe gegen einen Mann, der dieser Liebe nicht werth ist und sie nicht zu schätzen weiß, er preßt die tiefsten Gefühle der Wehmuth aus unserem Herzen in den Klagen des gefangenen Tscherkessenknaben, der vor Sehnsucht nach seinem Vaterland siecht und hinstirbt, er führt uns in seinem Dämon sogar in's Reich der bösen Geister ein und läßt ein armes Mädchen durch einen Dämonen bestrickt werden und zu Grunde gehen. Man hat dem

Tscherkessenknaben vor allen Dichtungen Lermontoffs den Vorzug geben wollen. Das tief empfundenste, alle Schmerzen eines beraubten Herzens bis in ihren innersten Grund aufregende Gedicht ist es gewiß. Es ist zu lang, um es ganz mitzutheilen. Nur ein paar Stellen erlaube ich mir vorzutragen: Nr. II. des Gedichtes gibt uns den Hauptinhalt: (I. p. 27.)

Her vom Gebirge reist einmal
Durch Tiflis hin ein General,
Und führt mit sich ein Kind gefangen,
Das von des Weges Müh'n, des langen,
Erschöpft, dort krank geworden war.
Es zählte, schien's, etwa sechs Jahr.
Wie die Gebirgsgeis wild und scheu,
Schwach, biegsam, wie ein Rohr dabei
Der Knabe war. In seinem Schmerz
Zeigt er der Väter Geist und Herz.
Kein Wort läßt er dem Mund entweichen,
Und ohne Stöhnen, ohne Klagen
Weiß er sein schweres Leid zu tragen.
Und Speise wies er stets durch Zeichen
Zurück — so welkt er stolz dahin.
Jedoch mit mitleidsvollem Sinn
Nahm sich ein Mönch des Kranken an;
Im Schutz des Klosters sanft gebettet
Ward er durch Freundes Kunst gerettet.
Doch frohen Kinderspielen fremd,
Floh alle er mit scheuem Sinn,
Irrt stumm und einsam, schmerzbeklemmt,
Sah seufzend oft gen Osten hin,
Und neue Qual in ihm erwachte,
Wenn er des Heimathlands gedachte.
Doch schien's, als ob er an sein Loos,
Wie an der fremden Sprache Töne
Allmählich gerne sich gewöhne.
Er ward getauft, trat in den Schooß
Der Kirche ein und wollte nun
— Kaum in des Jünglingsalters Blüthe,

Kind noch von Herzen und Gemüthe;
Mit Welt und Menschen unbekannt —
Selbst schon das Mönchsgelübde thun:
Als er urplötzlich einst verschwand
In einer Herbstnacht. Dunkle Wälder
Weithin das Hochgebirg umzieh'n.
Drei Tage lang durch Wald und Felder,
Jedoch vergebens sucht man ihn.
Zuletzt fand man ihn in den Steppen,
Besinnungslos auf feuchtem Lager,
Ließ ihn zurück in's Kloster schleppen.
Er war entsetzlich blaß und mager,
Das Auge matt, die Glieder schwach
Von Krankheit, Hunger, Ungemach —
Doch blieb er stumm auf jede Frage.
Man sieht's ihm an: nur wenig Tage
Hat er auf Erden noch zu leben,
Früh welkt er seinem Grab entgegen.

Der Mönch, der ihn früher gepflegt, naht ihm mit den Tröstungen der Religion und er beginnt nun vor ihm das ganze tiefe Wehe seiner Sehnsucht nach der Heimath und Freiheit zu erschließen:

Nur wenig (beginnt er) und in Sklaverei
Hab ich gelebt. Ach, solcher Leben
Hätt' ich gern zwei dahingegeben
Für eins, doch sturmbewegt und frei.
Nur eine wilde Leidenschaft
Hat mich beherrscht, durchglüht, geplagt,
Hat mich verzehrend hingerafft,
Hat wie ein Wurm mein Herz zernagt.
Sie zog im Wachen wie in Träumen
Aus dieser Zelle dumpfen Leiden
Mich fort zu wilden Schlachtenräumen,
Wo Felsen sich in Wolken kleiden,
Wo Menschen frei wie Adler leben.
Und dieser Glut, die mich verzehrt,
Hab ich noch neue Kraft gegeben,
Durch Thränen sie und Gram genährt.

Im weitern Verlaufe seiner Erzählung spricht er:

Mönch durch's Geschick, doch Kind an Sinn,
Lebt ich voll Gram mein Leben hin,
Ich konnte Niemand mit dem süßen
Und heil'gen: Vater! Mutter! grüßen..
Ihr wolltet, daß ich mich entwöhnte
Des Worts, das mir so heilig tönte —
Doch war sein Klang mit mir geboren.
Bei andern sah ich, die ich kannte,
Haus, Heimath, Freunde und Verwandte;
Und alles das hatt' ich verloren!
Nicht blos der Lieben Angesicht,
Selbst ihre Gräber fand ich nicht.

Nun erzählt er von seiner Flucht, von dem Hochgefühle, das ihn durchdrang in der Wälder heiligem Rauschen, bei'm Anblick der freien Berge, im Toben des Wasserfalls, im Anschauen einer jungen, Wasser schöpfenden Grusierin. Doch wagte er es nicht, menschlichen Wohnungen zu nahen, hungernd und lechzend, in Sturm und Regenschauer irrt er umher, hört der Schakale Winseln, muß mit einem Tieger einen Kampf bestehen. Immer zur Heimath den Sinn gerichtet, irrt er in Wäldern und Felsschluchten umher, verliert die Richtung und kommt endlich wieder in die Nähe seines Klosters, er wird zurückgebracht und stirbt. Sein letzter kümmerlicher Wunsch ist, an einer Stelle im Klostergarten zu sterben, wo in der Ferne die Gipfel des Kaukasus herüberwinken.

Vielleicht von seinen Höhen her
Schickt mit den kühlen Winden er
Mir freundlich seinen Abschiedsgruß...
Und eh' ich sterbe, höre ich
Die heimathlichen Klänge wieder.
Dann wird mir sein, als neige sich
Ein Freund, ein Bruder zu mir nieder,
Der tröstend seine Hand mir reicht,
Den kalten Schweiß vom Antlitz streicht,

Und raunt mir flüsternd süße Lieder
Vom Heimathland in's Ohr hinein...
Mit dem Gedanken sink ich nieder
Und Niemand fluchend, schlaf ich ein...

Wollen wir zum Schlusse uns noch einmal ein klares Bild von dem Dichter vor Augen halten, so könnte ich nichts Treffenderes und Umfassenderes sagen, als was Bodenstedt in seinem Schlußwort von ihm sagt. Es wird erlaubt sein, die Stelle unverkürzt vorzutragen: (II. p. 318.)

„Lermontoffs Werke sind seine Biographie. Wenige Dichter haben wie er unter allen Umständen den Muth der Wahrheit vor sich selbst und vor der Muse gehabt. Aufgewachsen in einer Welt, wo Gleißnerei und Verstellung zum guten Ton gehört, blieb er bis zu seinem letzten Athemzuge aller Lüge und Verstellung unfähig.

Getäuscht und in's Unglück gestürzt durch falsche Freunde, dazu durch ein schicksalbewegtes, unstätes Leben häufig den Armen wirklicher Freundschaft entrissen, blieb er durch Glück und Unglück unwandelbar treu in seiner Freundschaft, aber auch — unversöhnlich in seinem Hasse. Und er hatte ein Recht zu hassen, wie Wenige!

Was ihn von Innen hob, stürzte ihn von Außen; er aber hörte nicht auf, dem Gott in seiner Brust zu opfern und die Götzen der Welt zu verspotten, vor welchen man ihn zwingen wollte, seine Kniee zu beugen und anzubeten. Verketzert um deswillen, was er für heilig hielt, in Widerspruch mit allem, was ihn umgab, bestraft, wenn er sprach, beargwohnt, wenn er schwieg, umspäht von allen Seiten und unfähig, auf die Dauer seine Gefühle und Gedanken zu unterdrücken, vertraute er sich ganz und rücksichtslos nur seiner Muse an, bei der er Trost und Ersatz fand für die Irrsale und Entbehrungen seines Lebens.

Er war nur glücklich, wenn er schuf, und konnte nur schaffen, wenn er begeistert war, gleichviel ob Freude, Schmerz, Zorn, Wehmuth oder Uebermuth den Anlaß dazu bot. Aber ohne solchen Anlaß, ohne wirklichen Drang von Innen warf er sich nie in die Arme der Muse, so daß alle seine Schöpfungen Gelegenheitsgedichte im Göthe'schen Sinne des Wortes sind.

Das blose Nebeln und Schwebeln der Phantasie war ihm vollständig fremd; ob er zum Himmel oder zur Hölle blickt, er nimmt immer einen festen Standpunkt auf Erden ein.

Hieraus und aus seiner scharfen Beobachtungsgabe, verbunden mit einer vollkommenen Herrschaft über die Sprache. erklärt sich auch die außerordentliche Naturtreue, Korrektheit und Farbenfrische seiner Schilderungen in den epischen Gedichten. Dieselbe künstlerische Gewissenhaftigkeit geht durch seine lyrischen Ergüsse, die immer ein treues Spiegelbild seiner Stimmungen sind. Wie ein Sonnenstrahl bricht die Begeisterung plötzlich in sein dunkles Leben, vereint sein Denken und Empfinden in einen Brennpunkt, und es lodert auf als Gedicht."



Platens Stellung zu Literatur und Leben*)

von

J. L. Hoffmann.

Dem Grafen Platen eine genauere Betrachtung zu widmen, ist eine Aufgabe, welche durch die Stellung dieses Dichters zur deutschen Literatur im Allgemeinen, noch mehr aber durch seine Beziehung zu uns als Franken, und vor allem durch das Interesse an den Bestrebungen seiner Freunde mir nahe gelegt worden ist, die bereits seit einigen Jahren in seiner Vaterstadt Ansbach ihm ein Denkmal zu setzen beabsichtigen, und troß vielem Bemühen doch die nöthige Summe noch nicht beisammen haben. Das Comité, an dessen Spitze zwei wohlbekannte Namen, Herr Hofrath v. Schlichtegroll, ein Jugendfreund des Dichters, und der berühmte Bildhauer Halbig stehen, hat sich in einem besondern Schreiben auch an unsern Verein mit der Bitte gewandt, für sein Vorhaben thätig zu wirken, in der Ueberzeugung, daß es dessen Mitglieder zu den Platenfreunden rechnen dürfe.

Warum gerade ich diese Bitte bei Ihnen bevorworte? Ich thue es nicht allein in officieller Eigenschaft, sondern auch als geborener Ansbacher, den es freut, wenn seine Vaterstadt einen Schmuck erhält. Der armen Stadt fehlt ohnehin fast jede Zier, den Fremden zu fesseln. Schon Platen wußte nichts von Ansbach

*) Diese Vorträge wurden bei Gelegenheit einer innerhalb des Vereins veranstalteten Sammlung für das Platen-Denkmal gehalten.

zu rühmen, als daß man dort das Uzische Denkmal sehe. Wie oft habe ich Freunde, die mich aus der Ferne besuchten, zu dem broncenen Dickkopf geführt, der mit der Zeit eine dunkelrothe Näse bekommen hat, und wahrhaft schauerlich vom Postament herunterblickt! Wenn nun künftig die Rekruten, die Prüfungskandidaten, die Geschworenen nach der langweiligen Stadt berufen werden, so wird doch auf Momente ihr Blick von dem glänzenden Standbild angezogen, das von dem grünen Platz vor dem Schlosse sich gar stattlich abheben und die Promenade hinauf leuchten wird. Sodann bin ich zwar niemals mit meinem berühmten Landsmanne selbst in Berührung gekommen, desto häufiger aber als Kind durch alle Winkel seines Geburtshauses gekrochen, ohne freilich zu ahnen, daß es noch deshalb zu Ansehen kommen würde, weil dort die Wiege eines bedeutenden Dichters stand. Es befindet sich in der Judengasse, zunächst der damaligen Wohnung meiner Aeltern, und war im Besitz eines jüdischen Bankiers Oberndörffer, bei welchem Platens Vater zur Miethe wohnte; jetzt haust darin ein Wirth und ein Lohnkutscher. Aber der Magistrat hat den Namen der alten Judengasse, oder Kirchenstraße, (einige Christen nämlich, die es für schimpflich erachteten, in der Judengasse zu wohnen, hatten die Umänderung in Kirchenstraße bewirkt) in die Benennung Platenstraße umgetauft, worin ihm leider der störrige Gewohnheitssinn der Bürger nicht folgen will. Der Gedanke, die Juden-, Kirchengasse Platenstraße zu benamsen, kam übrigens meinen Landsleuten erst durch Anregung eines jungen Platenfreundes aus Dresden, der im Jahre 1848 an das Geburtshaus des Dichters eine eherne Tafel befestigen ließ, auf welcher es heißt: „Hier entsproß August Graf von Platen, die Tulpe des deutschen Dichtergartens." Vordem wußten gewiß nur wenige Bewohner Ansbachs, daß in dem Hause ein bekannter

Dichter geboren sei, zumal auch die arme Gräfin, seine Mutter, *) welche 1846 in Ansbach starb, die Tage ihres Alters in tiefster Zurückgezogenheit beinahe erblindet und in beschränkten Verhältnissen zugebracht hatte, nur wenigen dem Namen nach bekannt, und noch wenigern als die Mutter eines berühmten Sohnes, obschon die liebende Erinnerung an ihn nach seinem frühen Tod ihr einziges Labsal war. Außer jener neuen Inschrift trägt aber Platens Geburtshaus unmittelbar darüber noch ein altes Sinnbild mit der Jahrzahl 1696: ein Adler steigt mit ausgebreiteten Fittichen zur Sonne, und darunter stehen die Worte: **Phoebo auspice surgit**, ein merkwürdiges Emblem, welches also gerade hundert Jahre vor Platens Geburt an jenem Hause angebracht worden, und für ihn so bedeutsam ist, wie an Göthes Geburtshaus die berühmten drei Leiern.

Ist es nicht seltsam, daß ein so namhafter Poet, welcher, wenn er noch lebte, jetzt erst 60 Jahre zählen würde, in seinem Geburtsort ein so geringes Andenken hinterlassen hat? Und doch ist Ansbach keine Böotierstadt; man kümmert sich dort gar wohl, vielleicht mehr als hier, um die schönen Wissenschaften; das Haus des Dichters Uz wußte Jedermann zu nennen, auch bevor es eine Inschrift trug, obwohl dieser bereits in Platens Geburtsjahre aus der Welt gegangen. Aber Uz brachte, die Universitätsjahre ausgenommen, die ganze lange Lebenszeit von 76 Jahren in seiner Vaterstadt zu, Platen dagegen ließ sich daselbst fast gar nie sehen, und starb im besten Alter in weiter Ferne hin, ehe noch

*) Platens Mutter, eine geborene Freiin von Eichler aus Ansbach, war die zweite Frau des preußischen Oberforstmeisters Grafen Platen; von der ersten war er geschieden worden. Ein älterer Bruder des Dichters starb schon im dritten Jahre; sonst hatte dieser keine Geschwister; von seinen vier Halbgeschwistern aus erster Ehe lebt noch ein Bruder in Bamberg und eine Schwester in Ansbach.

sein Ruf recht ins Volk gedrungen war. Mit 10 Jahren kam er 1806 nach München in die Cadettenschule, dann in die Pagerie, 1815 machte er als Lieutenant den Feldzug nach Frankreich mit, durchwanderte 1816 die Schweiz, 1818 begab er sich mit Urlaub nach Würzburg, um dort Philosophie zu studiren, die Jahre 1819—26 verlebte er in Erlangen, mit Fortsetzung seiner ausgebreiteten Sprach- und Literaturstudien, so wie mit eigenen poetischen Arbeiten beschäftigt; dieser Aufenthalt wurde nur 1824 durch eine Reise nach der Schweiz und Venedig unterbrochen. Unzufrieden mit den literarischen und socialen Zuständen des Vaterlandes pilgert er 1826 nach dem Lande seiner immerwährenden Sehnsucht Italien, wo er bald Rom, bald Neapel, bald andere Städte zum zeitweiligen Aufenthalte nimmt, und ruhelos, wie er war, über allen Reizen des Südens Deutschland nicht vergessen kann. Erst der Tod des Vaters führt ihn 1832 nach München zurück. Das Jahr darauf ist er schon wieder als Gast in Venedig; der Frühling 1834 bringt ihn endlich zum vierten Male nach Italien, um nach vielfachem Hin- und Herziehen, durch alle Theile des südlichen Festlandes und der Insel Sicilien, nach einem vielbewegten Dasein den ewigen Ruheplatz in Syracus zu finden. Am 1. Januar 1836 erschreckte die zerstreuten Freunde des Dichters in der Heimath die Nachricht, daß Platen am 5. vorigen Monats daselbst verschieden sei. So war der Dichter in seiner Vaterstadt ein Fremdling, mit Ausnahme der wenigen Jahre der ersten Kindheit, und wir wollen auf die Bewohner unserer preiswürdigen Kreishauptstadt keinen Stein werfen, wenn sie einen ihrer berühmtesten Söhne kaum kannten, da er in ihren Thoren nichts gedichtet hat, als im Jahre 1824 die Comödie vom gläsernen Pantoffel.

Doch was geht uns hier Ansbach und sein Verhältniß zu seinen Dichtern an? Wollen wir lieber den Gesichtskreis er-

weitern, und zunächst die gleichfalls nicht abzuleugnende Thatsache ins Auge fassen, daß selbst in größern Kreisen die Bekanntschaft mit Platen nur gering, die Begeisterung für ihn, von seinem ersten Auftreten an bis heute, ziemlich vereinzelt, die Urtheile über seinen poetischen Werth überaus getheilt geblieben sind.

Fürs erste hat sich Platen durch eine unglückliche Reizbarkeit, die er viel zu wenig zurückhielt, der Kritik gegenüber das Spiel verdorben. Von Kindheit auf mit feinstem Sinn für Melodie der Sprache ausgestattet, so daß er schon als sechsjähriger Knabe bei Vorlesen eines Gedichtes gegen die Mutter sein Entzücken über den schönen Wohlklang äußerte, war ihm frühzeitig jeder Mißton in Versen bis zu innerer Qual unangenehm. Die Deutschen, welche von jeher mehr die Gedanken als die Form an einem Gedichte beachteten, und über Quantität der Silben, Reinheit des Reims, Kunst des Versmaßes mit ziemlichem Gleichmuthe hingingen, waren in der Technik der Poesie kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen, ja die neueste Uebung sah im Vergleich mit den Bestrebungen der Väter geradezu einem Rückschritte gleich. Klopstock, Ramler und Voß hatten doch über die Prosodie klar zu werden, hatten die Hexameter und Odenstrophen der Alten nachzubilden und neue, wenn auch mitunter ziemlich unrhythmische, zu schaffen versucht; bei Göthe und Schiller überdeckte die Bedeutsamkeit des Inhalts und der melodische Tonfall im Ganzen die gar nicht seltenen kleinen Verstöße im Einzelnen; die geniale Nachlässigkeit der Romantiker dagegen, welche die Feile als Werkzeug alter Pedanterie verschmähten, und bei alledem ihre mittelmäßigen Gedanken in künstlich verschlungene und gehäufte Reime brachten, hatte uns mit einer Flut von Versen überschwemmt, die ob der Fülle metrischer Sünden wohl eine Sündflut genannt werden kann. Kein Wunder, wenn sich Platens angeborener Formsinn durch das Un-

musikalische der meisten Poeten vielfach verletzt fühlte, und er nun seinerseits den Werth der Form allzuhäufig und allzuscharf betonte; kein Wunder auch, wenn er, einmal dem Extremen zugetrieben, die eigenen klangreichen, obwohl auch nicht völlig reinen, Verse überschätzte; wenn er dann von den Tonangebern und Stimmführern als seiltänzerischer Reimkünstler verlacht, vom Publikum, welches von dergleichen Feinheiten wenig versteht, verkannt und bei Seite gelassen wurde; wenn er endlich, im Bewußtsein sprachlicher Ueberlegenheit, mit Poeten, Kritikern und Laien schmollte und der Mitwelt zum Trotz auf die Anerkennung der Nachwelt pochte.

Aber diese Stellung des Schriftstellers zu seinen Lesern ist ungünstig für beide Theile; Verbissenheit erschwert dem Autor ein gemüthlich heiteres Schaffen, und theilt sich als Verstimmung den Lesern mit; statt zu genießen, fangen sie an zu kritisiren, ob denn jener mit seinen Anklagen gegen das Publikum im Rechte sei, ob er denn den allgemeinen Kunstsinn nicht deshalb zu klein, weil er sich zu groß sehe, und bei der Geneigtheit eines jeden Menschen, den eigenen Werth zu überschätzen, hat der selbstgefällige Autor von vorne herein verloren. Schlichtegroll hat im Jahre 1852 bei Gelegenheit der Aufstellung von Platens Büste in der Ruhmeshalle zu München ein Bändchen unter dem Titel: „Erinnerung an Aug. Graf von Platen in seiner Jugend“ herausgegeben, dessen wichtigsten Inhalt 27 *) ungedruckte Gedichte bilden aus Platens frühester Zeit. Unter diesen befindet sich eine Nummer mit Morgen- und Abendbetrachtungen, zwei auf jeden Tag in der Woche, ein Laienbrevier in der Weise Leopold Schefers, nur einfacher und schmuckloser. Daselbst lesen wir folgende, für Platen sehr auffallende, Verse:

*) Von den 28 mitgetheilten Gedichten steht nämlich eines bereits in der Gesammtausgabe.

Wer selbst den Kranz sich in die Locken drückt,
Der kann nicht hoffen, daß ihn Andre kränzen.
Er hat den Lohn und auch den Ruhm dahin.
O laß mich, ew'ger Vater, nie dem Götzen
Des Hochmuths opfern und der Eitelkeit.

Des Selbstlobs ungünstige Wirkung also war ihm theoretisch gar wohl bekannt; und wie sollte sie auch nicht, da diese Erfahrung seit ältester Zeit sich im Volkssprichworte zusammenfaßte? Auch ahnte er, sonst hätte er gerade nicht dieses Gebet gesprochen, die Klippe, woran er straucheln könnte; und doch gibt es in deutscher Zunge keinen Dichter, ja keinen Schriftsteller, der ihm an Ruhmredigkeit gleich käme. Schon im Jahre 1818 führt er dem Mädchen, das seine Liebe verschmäht, die Betrachtung zu Gemüthe, daß seine Verse rinnen, wie Gewog' im Silbersee Gleich in einem der ersten seiner Gaselen verkündet er seinen künftigen Namen:

Ihr seht mich wandeln ohne Kranz im Haupthaar:
Laßt nur die Welt erfahren meinen Reim erst.

Am Schluß eines andern heißt es:

Meine Gesänge, das macht mir Muth,
Fließen melodischer als ein Bach.

In einem Sonette bemerkt er dem Freund, um dessen Gunst er wirbt, daß auf seine junge Stirn mit ungewissem Zittern

Der Schatten fällt von einem Lorbeerblatte.

Als nun aber dieser Schatten sich nicht alsbald verdichten und das Blatt sich nicht gleich zum Kranze vervielfältigen wollte, ward er mißmuthig und irre, nicht am eigenen Talente, sondern am Kunstsinne derer, die das Richteramt übten.

Wer möchte sich um einen Kranz bemühen,
Den uns're Zeit, die feile Modedirne,
Geschäftig flicht für jede flache Stirne,
Aus Blumen flicht, die zwo Sekunden blühen?

Wer wollte noch für das Vollkommne glühen,
Wo man willkommen ist mit leerem Hirne?
Wer wollte fliegen gegen die Gestirne,
Wo Funken blos aus faulem Holze sprühen?

Dieser Unmuth steigerte sich von Jahr zu Jahr, als die kühlen Landsleute die geforderte feurige Anerkennung immer zurückhielten, zu resignirter Verachtung der Gegenwart, und der alleinige Ersatz für seine Verkennung blieb die Hoffnung auf die gerechtere Nachwelt:

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang,
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang!
Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang! .....
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

Und so schilt er bei jeder Gelegenheit auf den Ungeschmack seiner Zeit und seines Volkes, weil es ihm die gebührenden Ehren vorenthielt. Daß Platen dieser krankhafte Ruhmesdurst nicht zu behaglichem Anschauen des Menschenlebens kommen ließ, daß er ihm die ganze Jugend verbitterte und die Jahre des reifern Mannesalters in ewigem Mißmuth verkümmerte, ist aus seinen Dichtungen ersichtlich und wird auch durch anderweitige Nachrichten über ihn bestätigt. In einem durchaus wohlwollenden Aufsatz, in welchem der verstorbene Hofrath Engelhart über Platens Erlanger Aufenthalt im Morgenblatte Rechenschaft gibt, finden sich unter andern folgende Stellen: „Von der Aufregung, in der Platen während des Drucks der ersten Gaselen sich befand, ist schwer eine genügende Schilderung zu geben. Der ganze Strom seiner Wünsche und Erwartungen floß nach dieser Seite hin; es war, als ob sein Leben hier erst angehe, als ob er vom Bergesgipfel die weite ruhmbesonnte Ebene seiner Zukunft übersähe."

Mit diesen Gaselen, welche er 1821, also mit 25 Jahren, herausgab, machte er einen unglücklichen Anfang seiner literarischen Laufbahn. „Das Publikum, so berichtet Engelhart, wußte nicht recht, was es mit diesen Gase'en machen sollte, bei denen es immer an Gazellen dachte, und die barsche Rede des Dichters in seinem Motto, daß, wer nicht wie er in den Orient zu fliegen gewagt habe, sein Büchlein liegen lassen solle, weil es ihm ein Geheimniß sei, verdroß viele. Sie glaubten sich am glimpflichsten zu äußern, wenn sie sagten, daß ein Sonderling in der Literatur aufgestanden sei. — Aber der Friede seiner Seele, heißt es dann weiter, war eigentlich mit diesem ersten Schritt vor das Publikum gewichen. Seine Ansprüche steigerten sich immer mehr; sie gingen endlich über alles hinaus, was die größten Dichter bei ihren Lebzeiten erreicht hatten." Das eben angedeutete Motto, welches in der Gesammtausgabe weggeblieben ist, lautete also:

Du, der nicht gewohnt wie wir
Nach dem Orient zu fliegen,
Laß dies Büchlein, laß es liegen,
Denn Geheimniß bleibt es dir.

Sonderbarer Widerspruch des Urtheils und der Erwartung! Für Verse, welche ihrer Natur nach orientalischen Feinschmeckern bestimmt sind, trotz dieser richtigen Ueberzeugung allgemeinen Applaus zu hoffen! Ein Göthe höchstens, der längst auf sonniger Höhe des Ruhmes stand, konnte mit seinem zwei Jahre früher erschienenen weſtöſtlichen Divan ungewöhnliche Theilnahme erregen; denn man wagte nicht zu verwerfen, was von dem ersten poetischen Genius ausging; man versetzte sich künstlich in diese fernen Regionen, freute sich wohl auch auf Augenblicke von den Früchten des Orients zu kosten, weil sie so selten zu uns gelangen; aber wirkliche Begeisterung hat selbst Göthes Versuch den Osten bei uns einzubürgern niemals erregt. Das ganze Schwelgen in

Sinnengenuß und Reimklang ist unserem nordischen Gefühl und Geschmack zuwider; wir können uns wohl wissenschaftlich in die fremdartigen Situationen hineindenken, aber nicht für jene spielenden Betrachtungsweisen, für jenes Tändeln und Kosen wahrhaft entzünden. Platen, von Rückert angeregt, hatte für diese Gedichte ernste Studien gemacht; der Kenner von bereits 11 Sprachen hatte, als die zwölfte, noch persisch gelernt, bei beschränkten Mitteln theure Bücher gekauft, sich ganz vertieft und versenkt in eine Poesie, die ihm durch ihre melodischen Zauberklänge wahlverwandt war, und je mehr Fleiß sie erforderte, in desto höherem Grade seinen Studirtrieb befriedigte. Aber nur eine unbegreifliche Selbsttäuschung macht es erklärlich, wie er nun vom Publikum, das weder seine Vorkenntnisse besaß, noch seine Vorarbeiten mitgetrieben hatte, enthusiastische Aufnahme einer Erstlingsdichtung erwarten konnte, die dem allgemeinen Gesichtskreise so weit entrückt lag. Zudem erregt die streng gebundene Gattung des Gasels, die stete Wiederkehr des nemlichen Reims, der lehrhafte Ton, der damit verbunden ist, im Leser bald Sättigung und Ueberdruß. Im westöstlichen Divan wechselte frischer Genuß mit ruhiger Beschaulichkeit, sonnige Heiterkeit mit grauem Ernste, ein buntes Zauberspiel mannigfacher Reime; aber hier dasselbe Einerlei gleichklingender Endsilben bis zur Ermüdung. An sich sind Platens Gaselen, die ganze Gattung zugestanden, ausgezeichnet und wohl von keinem andern übertroffen. Aber vergebens hoffte er dafür rauschenden Beifall zu ernten, ohne sein und des Publikums Verschulden. Er hatte seine ästhetische Dissertation trefflich ausgearbeitet; der Lesewelt, welche nicht gewohnt war in den Orient zu fliegen, blieb sie, wie er selbst vorausgesagt hatte, Geheimniß.

So wurde denn Platen gleich nach seinem ersten Auftreten mißmuthig, aber nicht etwa mißtrauisch in sein Talent, wie es

wohl bescheidenen oder mittelmäßigen Dichtern zu ergehen pflegt, sondern verstimmt gegen die Lesewelt und seine Kunstrichter. Die zwei Verse, mit welchen Immermann diese Gaselen ungerecht abfertigte:

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen,

erwiderte er im romantischen Oedipus mit eben so unbilligen Angriffen, indem er durch Leidenschaftlichkeit verblendet einen tiefpoetischen Geist unter die Mittelmäßigkeit heruntersetzte, abgestoßen durch dessen Sprache, die hinter dem leichten Fluß der seinigen zurückblieb. Dem bedrängten Freund und Landsmann zu Hilfe zu kommen, legte gegen den modernen Aristophaniker Heine in den Reisebildern die Lanze ein, der gewandteste aller Kämpen, wo man mit Witz und Satire turnirte, wenn auch nicht der ritterlichste und ehrenhafteste; denn er verschmähte auch heimtückische Stöße nicht, und hielt kein Mittel für unerlaubt, um den Gegner zu Falle zu bringen. Heines Polemik ist die der gemeinsten jungendrescherischen Klatschhaftigkeit; ihm kommt es nicht auf tiefliegende Gründlichkeit, nicht auf strenge Wahrheit, nicht auf wissenschaftliche Zugehörigkeit an; der Person bemächtigt er sich und geißelt, was er an ihr etwa Lächerliches findet, mit unbarmherzigem, sicher treffendem und vernichtendem Spotte. Heines Witze sind Scorpionenstiche, welche meist tödlich verwunden. Bei alledem erhob sich ziemlich allgemein die öffentliche Ansicht gerade zu Gunsten des übel zugerichteten gräflichen Dichters, dem er nicht allein mit mitleidsloser Gemeinheit seine Armuth, dem er auch unverdient und mit ekelhafter Wiederholung ein Laster verrückte, welches Robert aus seinen Gaselen herausgelesen hatte, und an dem Platen so wenig Theil hatte, als der alte Göthe, wenn er den Schenken besang. Mit welcher Gewissenlosigkeit Heine jede Schwäche seines Feindes zur Fratze machte, geht, um nur ein

Beispiel anzuführen, aus folgendem Zuge hervor. Platens äußeres Auftreten hatte in frühern Jahren etwas Phantastisches. Als er in Würzburg studirte, trug er um die Mütze einen Epheukranz. Was macht nun Heine aus dieser Seltsamkeit? Er erzählt von ihm, daß er in Erlangen den Lorbeerkranz auf dem Kopf sich auf der öffentlichen Promenade den Spaziergängern in den Weg stellte, und mit der bebrillten Nase gen Himmel starrend in Begeisterung zu sein vorgab. Platens Stellung zur Literatur erläßt es uns einmal nicht, in kleine Händel einzugehen. Er selbst hatte eigentlich Heine durch einige Unfeinheiten im romantischen Oedipus herausgefordert. Weil Immermann seinen Düsseldorfer Freund als deutschen Petrarka begrüßt, hatte Platen diesen den Petrark des Lauberhüttenfestes genannt, hatte ihm den Vers vorgeworfen, in welchem er unter den besten Namen von Deutschlands Dichtern zu sein behauptet, und weiter über seine jüdische Abstammung gewitzelt. Die aristophanische Comödie entschuldigte einigermaßen solche Ausfälle; denn dort bildeten sie die pikante Würze; jedenfalls war es unedel von Heine, in dieser plumpen Weise zu antworten, und nicht allein Persönliches, sondern zugleich Unwahres mit einzumischen.

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's sagen,
Ich spiel' ihm auf —

diese Worte aus Figaro setzt er als Motto über die Schmähschrift, die Geistreiches mit Gemeinem, Wahres mit Falschem mischend, eben um ihrer Uebertreibungen willen unserem Dichter nicht in dem Grade, als der gehässige Witzbold beabsichtigte, geschadet hat. Was er spielt, sind Variationen über das Thema, daß Platen kein Dichter, sondern ein eitler Prahlhans sei, welcher mit ungemeiner Anstrengung regelrechte Verse zusammendrechsle.

Er gönne ihm, sagt Heine, sein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße seines Angesichts so sauer erwerbe; er redet von seinen silbenmäßigen Verdiensten; er will von ihm rühmen, daß kein Seiltänzer in Europa so gut wie er auf schlaffen Gaselen balancire; aber gleichwohl muß er es immer wieder betonen, daß er kein Dichter sei: „denn nie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliede, bei Kindern und andern Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht, und Jedermann sieht ein, daß er nur mit Ramler und etwa mit A. W. Schlegel ein Triumvirat bildet."

Dieses Urtheil ist für die Stellung, welche beide Gegner zu einander und zur deutschen Literatur im Ganzen einnehmen, in hohem Grade bezeichnend. Was Heine hier an Platen vermißt, besitzt er selbst in vollstem Maße. Die Unmittelbarkeit poetischer Eingebung, den Gedankenblitz, der wie aus dunkler Wetterwolke hervorleuchtend mit brillantem Lichte überrascht und mit gefährlichem Feuer zündet, werden wir bei Platen vergebens suchen. Die Phantasie, welche die verborgensten Gefühle mit Zauberschlag aus der Tiefe der Seele hervorruft, den genialen Tiefblick, der mit wenig Worten die Leiden und Freuden des Menschenherzens ans Licht zieht, und jenen schlagenden Witz, welcher das Entlegenste wie ungesucht in Verbindung bringt, lauter Eigenschaften, durch welche Heines leicht und nachlässig gebaute Verse unwiderstehlich wirken, gehen dem „Beherrscher des Worts in der Dichtkunst" in eben dem Grade ab, als ihm dagegen jene Vorzüge zur Seite stehen, die Heine zwar gering anschlägt, aber alle Kenner der alten Klassiker an diesen von jeher bewundert haben, Klarheit des Gedankens, Reinheit der Form, Correctheit des Ausdrucks, lauter Dinge, ohne welche eben die Poesie aufhören würde Kunst zu sein.

Wunderbar! jene Virtuosität der Technik, die wir den Meistern

anderer Künste unerläßlich abverlangen, sind wir noch heut zu Tage gewohnt an einem Dichter als unwesentlich zu nehmen, verleitet durch den alten Aberglauben an eine Art Inspiration der Sänger, welche dem Hörerkreise unbewußt und mühelos mittheilen sollen, was ihnen in der Minute der Gott eingibt. Die schon seit Jahrtausenden abgehandelte Frage, ob ein Gedicht ein Produkt des Genies oder der Kunst sei, die bereits Horaz mit richtiger Vermittlung der beiderseitigen Ansprüche beantwortet hat, wird von geistreichen Müssiggängern in absprechender Weise noch immer zu Gunsten des ersteren entschieden, und das Publikum, das sich lieber an Gedichten berauscht, als mit ruhigem Genusse erquickt, lieber Pikantes nippt, als Gediegenes und deshalb schwerfällig Erscheinendes studirt, tritt mit improvisirtem Beifall den Genialen bei und langweilt sich an den Kunstreichen. Darum ist Heine populär, und Platen der Dichter silbenmäßiger Gelehrten, den zuerst ein Metriker und Uebersetzer sich zum Abgott wählte.

Minckwitz hat durch seine Anpreisungen Platen mehr geschadet als genützt, weil sie über das richtige Maß hinausgehen und deshalb zum Widerspruch reizen. Er hat seinen Liebling fleißiger als irgend ein anderer studirt, aber, wie es zu gehen pflegt, aus Vorliebe für den Erkorenen ihn in eine Höhe hinaufgestellt, die er nicht behaupten kann. Uhland und Rückert, Chamisso und Schwab werden seiner Ansicht nach von dieser einen Sonne verdunkelt. Heine wird zum französisch-deutschen Bänkelsänger erniedrigt; nur Göthe und Schiller bleiben unangetastet und erhalten Platen als dritten zum Genossen; ja der Lobredner macht Miene, selbst Schiller den Ehrenplatz zu verweigern, wenn er z. B. sagt: „Hier ist es, als ob der alte Schiller spräche, nachdem er eine vollendetere Sprache gewonnen.“ Minckwitz, der Metriker, läßt sich von seiner Herzensfreude über die in schweren Versmaßen à la Pindar gedichteten Hymnen sogar zu der Be-

hauptung hinreißen, diese würden in jugendlicher Neuheit grünen und fortleben, wenn der Glanz der Farben Raphaels längst erloschen sei. Die schöne Märchendichtung die Abbassiden kann nur verlieren, wenn er sie mit Hermann und Dorothea zusammenstellt. Und weil ihm denn Platen fast ein und alles ist, so macht er ihn auch zum Lessing der neuen Zeit, der nur poetischer wäre, eine Ehre, auf welche der Dichter selbst nirgend Anspruch erhebt. Halten wir dem damals jugendlichen Parteigänger diese Uebertreibungen zu gute, zumal da namentlich sein Buch Platen als Mensch und Dichter so viele eingehende richtige Gedanken enthält, daß es zur Würdigung desselben jeder mit Interesse lesen wird, der sich durch die langweilige Form einer Correspondenz zwischen langweiligen Leuten nicht abschrecken läßt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unserem Dichter auch sein gräflicher Stand bei Beurtheilung seiner Leistungen hinderlich war. Zwar lenkte er auf ihn früher, als dies vielleicht einem Bürgerlichen gelungen wäre, die Fürstengunst, die es ihm gestattete, noch ehe er etwas Dichterisches veröffentlicht hatte, mit ständigem Urlaub auf Universitäten zu gehen und die Lieutenantsgage als Mittel zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung zu benützen, und die auch nachher dem Custoden an der Bibliothek zu Erlangen durch die Finger sah, wenn er Bücher statt Soldaten aufstellte. Aber eben die Beziehungen zu den Göttern der Erde erregten nach unten Neid und Vorwurf. Denn nichts erträgt in unsern Tagen die Welt schwerer als bürgerliche Ungleichheit. Sogar Gottschall noch, der demokratische Literarhistoriker, der Platen im übrigen gar wohl gelten läßt, theilt ihm eine Art aristokratischer Suffisance zu, vermischt mit der souverainen Verachtung bürgerlicher Moral, dem sichern Bewußtsein einer genialen Ausnahmsstellung, aber der vollkommenen Unsicherheit individueller Lebenstendenz, und meint, in der Abneigung Immer-

manns gegen Platen hätte noch ein ständiges Element mit hineingespielt, der Haß des Bureaukraten gegen den Cavalier, des festsitzenden, die Stunde einhaltenden Beamten gegen den umherirrenden, freibeweglichen, der süßen Muße nach Belieben pflegenden Grafen. Die literarischen Vertreter der Neuzeit sind meist ungerecht gegen die höhern Stände; wer diesen anzugehören das Unglück hat, muß schon das doppelte Maß von Geist und Verdienst unbezweifelt sein eigen nennen und dabei recht bescheiden und verbindlich auftreten, um keinen Anstoß zu erregen. Ein Graf ist von vorne herein bescholten

Und doch hat Platen selbst niemals Anlaß gegeben gerade diese seine Abkunft hämisch zu betonen. Die Ansprüche, die er machte, galten lediglich dem Dichter, auf den Grafen hat er nie und nirgends besondern Werth gelegt. Nicht der Graf, sondern

der stets unnütz, stets Träumer gescholtene Jüngling
Träumte so schön und erwarb mächtiger Könige Gunst.

Die Natur, sagt er in einem andern Epigramme, gab mir nichts als das Wort:

Doch mit dem einzigen Pfunde verstand ich zu wuchern und schuf mir Freunde, Genuß, Freiheit, Namen und einiges Gut.

Nicht ein einziges seiner Gedichte verräth ein aristokratisches Wesen, man müßte denn jenen Aristokratismus des Geistes, welcher ohne Umschweif den Zoll der Huldigung fordert, von dem vermeintlichen Vorrechte ableiten wollen, welches Hochgeborene schon von Jugend auf in der Gesellschaft Bürgerlicher beanspruchen. Es ist wahr, das unbescheidene Vordrängen und Heischen der Anerkennung, welches uns schon am jugendlichen Platen auffällt, hat etwas vom Hochmuthe der obern Stände, läßt sich aber doch wohl richtiger von der Entschiedenheit seines Wesens ableiten

die ihm Demuth zu heucheln verbot, wo er an Berechtigung zum Stolze glaubte. Und, die Wahrheit zu sagen, man nenne den Dichter unter den Zeitgenossen, vor dem er, Göthe ausgenommen, sich zu beugen verpflichtet war? Wenn er aber Verstorbenen und Lebenden auch seinen Namen als den eines ebenbürtigen beigesellt, wie in der „Elegie im Theater zu Taormina", die er erst in seinem Todesjahre dichtete, so thut er es in einer Weise, daß die unparteiische Nachwelt nicht widersprechen kann. Freudig begrüßt er in diesem Gedichte den Morgen, an welchem die germanische Lyrik wieder erwacht sei, und fährt dann fort:

Freilich es haben sich nicht
Allzuergiebiger Ader erfreut Kleist, Bürger und Stollberg,
Aber es war ihr Lied ächten Gefühlen geweiht.
Schiller und Klopstock sangen und Göthe, die Blume der Anmuth,
Rückert und auch Uhlands Muse, vor allen beliebt.
Darf ich der neunte zu sein mich rühmen? Bedächtige Männer
Leugnen es nicht; mir ward lieblicher Aeste Gewind.

Mit welcher Verehrung er zu Göthe, als einem Geweihteren, emporsah, beweisen seine mancherlei Zuschriften an den Dichtergreis, dem er die Krone im Reiche deutscher Poesie willig zuerkennt; nur einmal meint er, daß Klopstock und er selbst in der Lyrik mit jenem zu wetteifern gewagt hätten, und am Schluß des romantischen Oedipus spricht er den geheimen Wunsch an die Nachwelt aus, daß ihm verwandte Belohnung, wie diesen Beiden, zu Theil werden möchte.

Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab und um Göthes erlauchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz; kühn wäre der Wunsch, zu erfingen verwandte
Belohnung.
Ansprüchen entsagt gern unser Poet, Ansprüchen an euch! an die Zukunft
Nicht völlig, und stets wird löblicher That auch löblicher Lohn in der
Zukunft.

Diesen Ansprüchen gegenüber kann ich die gelegentliche Aeußerung, daß er dem Uz das Schuhband kaum löse, nur als ein Compliment an seinen liebenswürdigen Vorgänger in der Vaterstadt nehmen; denn er war keineswegs vom Gefühl des Werthes jener Alten durchdrungen, dagegen von lebendigem Vertrauen beseelt, daß die späte Zeit ihn selbst noch zu hoher Geltung bringen werde.

Wer sich zu dichten erkühnt und die Sprache verschmäht und den Rhythmus,
Gleichet dem Plastiker, der Bilder gehaun in die Luft!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit,
Die sie zerstreut und benützt, aber die Sprache dem Volk:
Der wird währen am längsten von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Worts Weisen am besten verstand.

Obschon ich in diesen Versen nicht den Grad von Eitelkeit finde, als habe er gerade seinem Namen damit die längste Dauer prophezeit, so dürfen wir doch einen guten Theil der Hoffnung auf ihn beziehen, da er von der eigenen Sprachgewalt überzeugt ist. Dieses überall wiederkehrende Selbstlob stachelte die Feinde und war selbst von Seiten der Freunde nicht abzuleugnen. Geradezu naiv klingt dazwischen hinein die Frage eines Epigramms:

Wie? mich selbst je hätt' ich gelobt? wo? wann? es entdeckte
Irgend ein Mensch jemals eitle Gedanken in mir?

und die daran sich knüpfende Erläuterung:

Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, welcher besucht mich,
Nicht mein sterbliches, mein flüchtiges, irdisches Nichts.
Weil ich bescheiden und still mich selbst für viel zu gering hielt,
Staunt' ich in meinem Gemüth über den göttlichen Gast.

Denn dieser göttliche Gast war doch in dem Grade mit des Dichters eigenstem Selbst verbunden, daß dessen Preis vom Eigenlobe unmöglich zu trennen war. Auch führt er in einer bekannten Stelle, welche von Heine denuncirt wurde, die unumwundenen

Erklärungen über den eigenen Werth vielmehr auf die Vollberechtigung der Wahrheit zurück, die in dem leuchtendsten Musterbilde der Menschheit ein Exempel habe.

Wohl weiß der Poet, daß Fromme zumal ihn vielfachst haben gescholten,
Ihn eitel gehöhnt und versichert sodann, er gefalle sich selber unendlich.
Wer selbst sich gefällt, bleibt stehn, wo er steht; doch wer in beständigem Fortschritt
Zu bewältigen sucht und zu steigern die Kunst, nicht scheints, daß selbst er gefällt sich....
Ihr Fromme zumal, in der Schrift so gelehrt, seht lieber ein sittliches Vorbild
In dem Göttlichen selbst, der nie es verschwieg, was ihm in der Seele so tief lag!
Als ihn des Bezirks Landpfleger gefragt: Sprich, bist du der König der Juden?
Nicht leugnete der es bescheiden hinweg, er erwiederte ruhig: Du sagst es.
Euch sagt der Poet: Das bin ich, und nie, nie hat er verwegen behauptet,
Mehr gelte vor Gott ein gefühlter Gesang, als irgend ein frommer Gemeinplatz.

Platens Wesen war durchaus auf Wahrheit angelegt; die Gegner verneinten seinen Dichterberuf; so fühlte er sich gedrungen, denselben ihren Stachelreden gegenüber geltend zu machen, und wenn er dabei, wie nicht zu leugnen, des Guten zu viel gethan, so möge dieses Einmischen der Persönlichkeit theils in seiner Ruhmliebe, die denn doch keine unedle Leidenschaft ist, theils in seiner Reizbarkeit, die vielstudirenden Büchermenschen gewöhnlich anhaftet, theils aber endlich auch in den Zeitverhältnissen Entschuldignng finden, welche in Ermanglung öffentlicher großer Interessen die kleinen literarischen in den Vordergrund schoben und das Auge der Dichter, statt auf die Welt, auf die Betrachtung ihrer selbst und ihres Verhältnisses zu andern Mitstrebenden zu richten veranlaßten. An dieser eitlen Selbstbespieglung kranken gar viele moderne Poeten, am schwersten aber, der ihm die sei-

nige so hoch anrechnete, der eben so geniale, als kokette Heine, dann aber auch die späteren, wie Herwegh u. a., welche ihre kleinen Parteizwiste in Versen vors Publikum brachten. So viel aber geht aus allen den Stellen hervor, an denen Platen über sich selbst gesprochen, daß er sich auf seinen Dichterberuf zwar sehr viel, auf seinen Grafenstand dagegen gar nichts eingebildet, und daß ihn alle diejenigen verleumdet haben, welche verdeckt oder offen sein Grafenthum bespöttelten. Er ist so wenig Aristokrat, daß er in den Parteifragen der Zeit vielmehr ganz entschieden zur Vertheidigung der Ideen die Fahne voranträgt, welche der Liberalismus als sein Glaubensbekenntniß erklärt. Hieher gehört fürs erste sein freies Urtheil über religiöse Satzungen, seine entschiedene Abneigung vor Frömmelei und Pfaffenthum. Woher Heine die Klatscherei genommen, welche Platen die Jesuiten zu Freunden gibt, auf welche Autorität gestützt ihn unser Friedrich Meyer in einem pikanten Aufsatz: „Schatten und Lichter aus dem Leben Platens" im weiland „Nürnberger Athenäum" zu einer Art Pietisten stempelt, wüßte ich nicht zu sagen. Glücklicherweise kann der Dichter selbst diesen Vorwurf aus seinen Schriften so schlagend widerlegen, daß auch nicht der leiseste Verdacht davon übrig bleibt. Im Gegentheil, es wäre die Partei der Stillen im Lande Klage zu führen berechtigt, daß sie von Platen mitunter gereizt und ohne Noth herausgefordert worden sei. Läßt sich z. B. eine boshaftere Anführung denken, als folgende Stelle in einem Aufsatz über verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache? Platen spricht vom Maß der Nibelungenstrophe und ihrem Gesetze, daß die Langzeile in der Mitte eine Cäsur, und jeder Halbvers drei Betonungen habe; die Zahl der unbetonten Silben, welche dazwischen fielen, sei gleichgültig. Nun fährt er fort: „Keineswegs kann aber der Ton auf an sich selbst kurze Silben fallen, und folgender Vers:

Das Volk der Frömmelnden mit albernem Gefasel

wäre gar keiner, wohl aber, wenn es hieße:

Das Volk der Pietisten blokirt Berlin und Basel."

Dann fährt er ganz ruhig, als hätte er das unschuldigste Beispiel von der Welt beigebracht, fort, seine metrische Regel weiter aus einander zu setzen. Schon im Jahre 1816, in einem ausgezeichneten Spottgedicht auf München, welches noch heute vielfache Anwendung erlaubt, läßt er den Bürgermeister, in süßer Erinnerung an ihre gedeihliche Zucht, die Zeit preisen, wo einst Jesu vergötterte Schaar in' diesen geheiligten Mauern Haus gehalten, und die unverholene Freude aussprechen, daß nun

Wieder zur Krippe zurück kehrt das entsprungene Kalb.

Und der Brauer, dessen trefflicher Nachbar, versichert, diesem beipflichtend:

Lesen und Schreiben ist höllisches Werk; denn ward nicht Johann Faust,
Der uns die Bücher erfand, endlich vom Bösen geholt?
Nichts als ein Kreuz versteh' ich zu schreiben, ein christliches Merkmal;
Dennoch nennen sie mich unter den Reichsten der Stadt.
Mehr als Chymie gilt Gold und Grobheit mehr als Gelahrtheit:
Jedermann trinkt mein Bier, jedermann achtet mein Kreuz.

Platens Streben ist ganz dem Schönen geweiht; er steht nicht auf katholisirendem, nicht auf pietistischem, nicht einmal auf ausschließlich christlichem Standpunkte; wo er das Ideal der Form, das wahre Abbild Gottes, gewahrt, vor einem schönen Kunstwerk, vor einer schönen Dichtung, vor einem schönen Menschen, fühlt er sich geistig und sittlich gehoben und aufgerichtet. Es liegt etwas Antikes in seiner Anschauung, etwas Seelenverwandtes mit jenen Geistern des vorigen Jahrhunderts, deren frischer Enthusiasmus die starre Winterkälte zuerst von unserm Volke nahm; die den Boden reinigten und lockerten, daß die Blume der Dichtkunst unter uns erblühen konnte. Was dem Idealen feindlich entgegentrat,

was die Kunst entweihte oder herniederzog, was das rein Humanistische befehdete, mußte er verwerfen und bekämpfen. Indem die neuen Christen im Gegensatz zu den großen Vorfahren des Mittelalters eine Art Götzendienst in der Kunstverehrung gewahrten, indem sie ein geistliches Leben mit anmaßlicher Demuth zur Schau trugen, stellt er sich ihnen mit scharfer Waffe des Ernstes oder Spottes gegenüber, bald das Mittelalter, bald die Humanisten der Neuzeit, die aus der Quelle des Alterthums getrunken, dem schlaffen Wesen und demüthigen Stolze der heutigen Frommen entgegenhaltend. Lessings und Herders Glaube, daß die Anlage zu ächtem Menschenthum unter die Geschlechter aller Länder und Zeiten vertheilt, und das Christenthum nur deshalb und insoweit vor andern Religionen mehrberechtigt sei, weil und insofern es die Mittel biete, dieselbe vollständiger zu entwickeln, war auch der seinige.

Wohl sind ja Homer und die Griechen beliebt, nicht weil sie die Griechen gewesen,
Rein weil der Natur stets treu sie verharrt, weil falsche Manier sie verabscheut,
Drum leuchten sie uns als Muster voran, als göttliche Regel der Schönheit.
Auch faselt mir nicht von der Ritterlichkeit altdeutscher und christlicher Dichtkunst;
Denn es bleibt sich Natur stets gleich und bewirkt durch Christen und Heiden dasselbe.
Auch lebte ja wohl in romantischer Zeit der unsterbliche Sänger der Kriemhild;
Doch stümpert er nicht, doch christelt er nicht, doch singt er homerisch und einfach.

Doch auch die Altvordern des Mittelalters, führt er in derselben Parabase weiter aus, seien uns in der Andacht nicht deshalb voraus gewesen, weil sie Klöster in Menge gebaut, die jetzt Sitz geistlosen Gebetes seien;

Denn gilt für gerecht, was blos alt ist, dann kehrt zu den Heiden zurück nur:
Richt war, wie es scheint, zu verachten Apoll und die holdanlächelnde Kypris.
Doch mußten sie fliehn vor dem stärkeren Gott, der Form stets wechselt und Antlitz,
Und die Welt durchmißt, fortstrebenden Gangs, ein gewaltsam schreitender Proteus.
Seid Deutsche darum, seid Jünger des Worts, das Luther gebracht und Melanchthon,
Die wahrlich umsonst nicht kämpften, umsonst nicht litten so viele Verfolgung ....
Seid Männer und steht, mit dem Fuß vorwärts
Unerschütterlich fest, sucht Wahres und lacht
Des romantischen Quarks,
Und erquickt das Gemüth an der Schönheit.

So schrieb Platen noch in seinem Todesjahr mitten im Lande des Katholicismus, dessen Scheinpomp seine klare Seele so wenig berauschte, als das Demuthsgeschwätz der neuen Protestanten seinen stolzen Mannesmuth brach. Sollte etwas Wahres an jenen Beschuldigungen sein, die sich an seinen Aufenthalt in Erlangen und München schließen, so ließe sich nur annehmen, daß etwa der Einfluß Schuberts und ähnlicher Geister sich damals auf ihn geltend gemacht, und wie er ja alles mit Feuer ergriff, ihn auf kurze Zeit beherrscht hätte. Aber seine durchaus verstandesmäßige Richtung würde das ihm Ungemäße auch alsbald wieder beseitigt nnd ausgeschieden haben. In dem Sonett an Winkelmann bringt er diesem seinen Dank dafür, daß er der Frommen Gaukeleien entkommen sei, was einigermaßen für eine vorhergehende Versuchung spricht, und fährt dann fort:

Zwar möchten gern gewisse schwarze Röcke
Den Geist verwickeln, der sich will befreien,
Wo nicht, uns stellen in die Zahl der Böcke.
Doch laßt nur ab, die Heiden zu-beschreien!
Wer Seelen hauchen kann in Marmorblöcke,
Der ist erhaben über Litaneien.

Sein Dichterstolz ist so weit entfernt von dem religiösen Hochmuthe der Gottseligen, daß er ihnen in einem Epigramme also zuruft:

Mögt an des Heilands Seite dereinst ihr sitzen in Glorie,
Oder den Gott anschaun, der sich entschleiert vor euch!
Dichtern genügt das geringere Glück, auf Erden zu wandeln:
Möcht' ich im Munde des Volks gehn von Geschlecht zu Geschlecht!

Die angeführten Stellen, die sich mit einer großen Anzahl anderer vermehren ließen, werden zur Genüge darthun, wie der protestantische Platen weder mit der Jesuitenpartei noch unter den eigenen Confessionsverwandten mit den exclusiven Lutheranern etwas gemein hat, wie er vielmehr die Reformation ganz im Sinne der Rationalisten und nachherigen Lichtfreunde als einen Act der Befreiung von Glaubensautorität in Ehren hält, kirchlichem Drucke dagegen und jeder Bevormundung der Denkfreiheit den Krieg erklärt. Er ist nicht abhold der Frömmigkeit überhaupt; es wohnt ein tiefreligiöser Ernst in seinem strengen Gemüthe; aber er findet dieselbe bei Heiden so gut wie bei Christen; er zieht die Gottesfurcht der Griechen, welche sittliche Handlung gewesen, der Religion der Pietisten vor, die zum Handwerk geworden sei, und behauptet diesen zum Trotz, in Sophokles habe mehr Ehrfurcht gegen das Himmlische gewohnt, als ein modernes Gebetbuch träume. Auf seine Auffassung des Christenthums wirft folgendes Epigramm ein höchst merkwürdiges Licht:

Erscheinung Christi.

Christus erschien, doch leider in höchst unseligem Zeitraum,
Als sich das Menschengeschlecht neigte zu tiefem Verfall.
Langsam drang sein lehrendes Wort in barbarische Seelen,
Drang in verderbte zugleich, die es sophistisch entweiht.

Diese Ansicht läuft der hergebrachten so schnurstracks zuwider, daß sie allein schon ihn unter die Böcke stellt. Nicht da die Zeit

erfüllet war, nicht im rechten Momente, der durch diese und jene Ereignisse vorbereitet gewesen, sagt Platen, erschien Christus, sondern in einem unglücklichen Zeitabschnitt, in welchem seine Lehre mißverstanden und verdreht wurde, woraus dann weiter von selbst folgt, daß er weder die katholische noch die protestantische Theorie anerkennt. Platen ist ein Deist, wie die Mehrzahl derer, in denen das rein Verständige waltet.

Zeigt er sich also in diesem Punkte höchst bürgerlich und nicht im mindesten angesteckt von der bereits damals in die vornehme Gesellschaft eingedrungenen Mode religiöser Auffassung, so springt hinwiederum sein Zusammenhang mit der Partei des Fortschritts noch weit stärker und entschiedener in seinen Grundsätzen über den Staat hervor.

Mit Recht bezeichnet ihn Gottschall als den Vater der politischen Lyrik in ihrer bestimmtesten Form. Platens Jünglingsalter fällt in die Zeit der sogenannten Freiheitskriege, in welcher die ganze germanische Jugend für's Vaterland glühte. Damals haßte er Napoleon, von dessen lastender Gewaltherrschaft wir Spätgeborene keine rechte Vorstellung mehr haben, so blutig und stürmisch, wie einer. Nach dessen Rückkehr aus Elba sang er bei der Nachricht von seinem Einzuge in Paris u. a. folgende Verse:

Geheim entsprang der blut'ge Tiger
Aus seinem Kerker, er allein,
Und dieser eine zieht als Sieger
Bei Millionen Sclaven ein....

Ja wir vertraun dem höchsten Gotte,
Der uns die Palme selber flicht;
Er führt den Wüthrich zum Schaffote,
Von dort aus in das Weltgericht.

Erwünscht kam dem patriotischen Lieutenant der Marschbefehl, der ihn dießmal nicht zu müßiger Parade wie sonst, der ihn der

Trommel gegen den Tyrannen zu folgen rief, welchen er verabscheute als „einen Feind der Grazien und Musen mit dem Herzen eines Nero.“ Nach des Kaisers Sturz schwärmte er mit allen Vaterlandsfreunden für Deutschlands glücklichere Zukunft; die erschütternden Lehren der neuesten Geschichte, hoffte er, würden sich den Gliedern des zerfleischten und zerrissenen Reiches fester einprägen als die wohlgemeinten Wünsche der Gutgesinnten.

Nach mehr als zwanzig Jahren,
Die rauh und blutig waren,
Erscheint die schön're Zeit,
Ersteht der Themis Wage,
Erscheinen Friedenstage
Und Tage der Einigkeit.

Da werde sich Germane an Germanen reihen, der alte Groll und Hader vergessen sein und aus der Edlen Blute die Blume der Freiheit sprießen. Wie bereits der große deutsche Bund die Söhne des Landes eine, so werde die lange verbannte Eintracht unter uns wieder ihre Tempel haben. So träumte und schrieb der aus Frankreich mit dem siegreichen Heere heimkehrende Jüngling an seinen Freund Xylander. Damals war es noch nicht verpönt für den Soldaten, am großen Vaterlande sich mit dem Gemüthe zu betheiligen. Aber drei kurze Jahre später sah er die rosigen Bilder vom neuerstandenen Völkerglücke in grauen Nebel zerronnen; mit der verschwundenen Gefahr hatten sich die alten Mächte wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgemacht; die Geschichte langer Jahrhunderte ließ sich nicht plötzlich ausstreichen, wie die begeisterten Freiheitskämpfer in ihrer Ungeduld erwarteten. Die heilige Allianz schien seitdem eine Verbindung dreier mächtiger Monarchen zur Unterdrückung ihrer Völker. Damals entzündete sich in des Dichters Brust der flammende Russenhaß, der ihn sein Leben lang nicht verließ und später immer von neuem

in manchem Liede, am furchtbarsten in den kräftigen Polenliedern, aufleuchtete. Platen, welcher fortwährend seine Blicke aufmerksam den Weltgeschicken zugewandt hielt, zeigte sich frühzeitig als guten Politiker. Er fühlte und sprach es aus, daß das Bündniß mit einem halbcivilisirten, halbverdorbenen Barbarenreiche wie ein Alp auf dem freiheitslüsternen Europa laste. Da läßt er Colombos Geist dem ehemaligen Zwingherrn Napoleon erscheinen, wie derselbe auf dem Nord'umberland über das Meer segelt, und verkünden, daß er einst der Menschheit zum Heil das jenseitige theure Land aufgefunden; bald aber würden, zitternd vor entmenschten Horden, diejenigen ihren blinden Jubel bereuen, welche gegenwärtig über Napoleons Sturz frohlockten. Wenn dann der große Tag der Schmerzen über sie hereinbreche, möge Columbia die freien Herzen und letzten Helden Europas aufnehmen.

Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte:
Wie ein Herold segelst du voran.

Also schließt der Schatten des Columbus, und die Wangen des großen Würgers färben sich vor Freude, weil Europa hinter ihm versinken werde. Hier sehen wir also schon im Jahre 1818 den Satz in die bestimmte Fassung gebracht, in der er sich bald als allgemeiner Glaubensartikel der Trostlosen verbreiten sollte, daß die Cultur und die Freiheit aus dem veralteten Europa nach America hinüberziehen und die frühere Heimat dem Russenthum zur Beute lassen werde, ein Gedanke, welcher nachher in der Literatur der Europamüden bis zum Ueberdruß wiederholt worden ist und manchen edlen kräftigen Geist hinübergeführt hat, um hinter den fernen Urwäldern ein Dasein voll Mühe und Reue zu vertrauern. Die Begeisterung der vorigen Jahre hatte einer Ernüchterung Platz gemacht, welche sogar bis zur Ungerechtigkeit den Werth der Kriegserfolge verkannte. Aber Platen sprach in

einem Epigramme nur die allgemeine Stimmung der Unzufriedenen aus, wenn er sagt:

> Freiheitskriege fürwahr! stand einst Miltiades etwa
> Mit Baschkiren im Bund, als er die Perser bezwang?

Bekanntermaßen ließen in jenen Tagen fast alle Fürsten auf die verheißenen Constitutionen warten, und was sie im Drange der Zeiten versprechen, nur erst später durch den Drang der Zeiten sich abpressen. Einzelne wenige, wie namentlich der König von Bayern, hielten Wort; aber im Reformationseifer wollte man hier alles Unebene ausgleichen und suchte das Heil, wie noch heut zu Tage, in einer Uniformität, die jedes selbständige Leben zu ersticken drohte. Platen mußte schon als Dichter dem französischen Systeme des Vielregierens abhold sein, und die Last des Druckes von oben lag auf ihm, wie auf dem gesammten Volke. Denn das bezweckte ja der Ruf nach Freiheit, der sich immer lauter vernehmen ließ, daß man der Vormundschaft los sein wollte, welche jede Bewegung im Gängelband hielt. Das deutsche Volk schaut nach dem stammverwandten England, die deutschen Regierungen nach Frankreich hinüber, und da die zweierlei Ideale nicht in Einklang zu bringen sind, verewigt sich Kampf und Mißvergnügen. Im alten Reiche hatte man dem Individuum wie der Corporation den weitesten Spielraum gelassen; so schoß dern wie in einem Urwald ein solcher Ueberfluß von Lebensformen hervor, daß die Fülle sich durch keine regelnde Hand mehr zügeln ließ; in den neuen Staaten stand an jeder Hecke ein Gärtner mit der Scheere, um jedes Blättchen, welches die Regelmäßigkeit zu durchbrechen wagte, flugs auch wegzuputzen. Diese moderne völlig undeutsche politische und sociale Gleichmacherei und Beaufsichtigung widerte unsern Dichter in innerster Seele an, so daß er sich wohl aus dem neuen liberalen Staate wieder in die Zeiten der alten Despotie zurücksehnte, wo man doch dem Einzel-

wesen seine besondere Entfaltung gönnte, **während es jetzt den** Anschein gewinne, als wolle der Staat die **Welt verschlingen**.

Wie fühl ich frei mich und beglückt — sagt er **ironisch** —
Daß man noch Blumen auf Wiesen pflückt ...
Daß jedem, welcher geht spaziren,
Man nicht den Paß erst läßt visiren,
Und nicht ihm, daß man ihn erkennt,
Die Hausnummer auf die Nase brennt! ...

O würde, was da lebt und handelt,
In eine Papierfabrik verwandelt,
Und der Vogel, der in den Lüften segelt,
Nach Theorien des Staats geregelt! ....

Germania! Weib voll edler Zier,
Dein letzter Dichter steht vor dir;
Er spricht: O laß dich nicht verführen,
Dich nicht in politische Ketten schnüren!
O laß dich länger nicht betreffen,
Ausländischen Dünkel nachzuäffen! ...

Du wußtest das Große sonst zu nähren,
Und ließest Einzelnes gern gewähren ...
Und zogst auf mannigfaltiger Spur
Ein Bild der ewigen Natur.
Nun schlagen sie dich über Einen Leisten,
Daß du seist, wie da sind die Meisten.

Den herrschsüchtigen Constitutionalismus nennt er die Freiheit eines Hypochonders, weil er, allezeit argwöhnisch, seines Lebens nicht froh wäre. Aber noch viel weniger behagt ihm die Fürstenmacht, die in Selbstherrlichkeit auf ihren höhern Ursprung pocht. Die **Julirevolution** begrüßt er darum als den goldnen Morgen der Freiheit und ruft u. a. einem Ultra zu:

Den Herrscher, sagst du, soll ein Scepter zieren,
Das unumschränkt befiehlt.
Als stünd' ein Mensch er zwischen wilden Thieren,
Nach denen seine Flinte zielt!

Du willst der Rede setzen ihre Schranke,
Einkerkern Schrift und Wort?
Umsonst! es wälzt sich jeder Glutgedanke
Bacchantisch und unsterblich fort!

Umsonst, Verstockter, tadelst du das Neue;
Allmächtig herrscht die Zeit:
Zwar eine schöne Tugend ist die Treue,
Doch schöner ist Gerechtigkeit!

Und sollt' ich sterben einst wie Ulrich Hutten,
Verlassen und allein,
Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnt's der Mühe, schlecht zu sein!

Mit glühendem Enthusiasmus sah er dem Kampfe der Polen zu, deren heldenmüthiges Ringen seinem Russenhaß neue Nahrung gab, deren verzweifeltes Unterliegen ihm selbst wieder alle Hoffnung auf erfreuliche Gestaltung der Gegenwart verscheuchte. Wer sich noch in jene Zeit zurückversetzen kann, in welcher die unglücklichen Flüchtlinge mittel- und trostlos zu Tausenden durch Deutschland zogen, um an der Seine oder jenseits des Canals ein Asyl zu suchen; wer die allgemeine Entrüstung, den tiefen Schmerz, das innige Mitgefühl noch einmal in der Erinnerung wachzurufen weiß, das bei und nach dem Anblick der letzten Todeszuckungen eines gewaltsam überwältigten Volkes sich überall in Deutschland der Herzen bemeistert hatte; nur der ist in der rechten Stimmung zum Verständniß von Platens unsterblichen Polenliedern, die erst 1819 ein deutscher Buchhändler aus der Straßburger Ausgabe von 1831 wieder abzudrucken wagte. Wie doch der Parteigeist auf die ästhetische Beurtheilung sogar der Todten seinen Einfluß übt! „Den höchsten Grad poetischer Vollendung erreichte Platen in seinen Polenliedern“, sagt Gottschall; Vilmar dagegen gibt die Erklärung ab: „Als dichterische Erzeugnisse stehen sie unter Platens Gedichten ohne Zweifel auf der

untersten Stufe." Ob Cotta diese letztere Ansicht theilte, oder ob er sich mit dem Straßburger Buchhändler nicht einigen konnte die Polenlieder sind aus der Gesammtausgabe von Platens Werke ausgeschlossen geblieben; oder sollte er dem Andenken der Mit- und Nachwelt vorenthalten wollen, was dem Zaren mißbehagt? In diesem Falle hätten freilich auch andere Gedichte gestrichen werden müssen, z. B. jene Ode mit der Ueberschrift Kassandra, in welcher es vom russischen Reiche heißt:

Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dieß
Riesige Scheusal;

oder das Gedicht: Der Rubel auf Reisen, von 1833, das die feilen Literaten brandmarkt, welche von russischem Gelde bestochen, die Aufregung in Deutschland zu beschwichtigen und die Sympathien für Polen einzuschläfern suchten.

Der Rubel reist in deutschem Land,
Der frommen Leuten frommt,
Und jeder öffnet schnell die Hand,
Sobald der Rubel kommt.

Ihn speichert selbst der Pietist,
Und gibt den Armen mehr:
Seit außer Kurs die Tugend ist,
Kursirt der Rubel sehr....

Der Rubel flirrt, der Rubel fällt:
Was ist der Mensch? Ein Schuft!
Und wenn die Welt dir nicht gefällt,
So steig in deine Gruft!

Erst gab's nur einen Kotzebue,
Jetzt gibts ein ganzes Schock;
Und schüttelst du das Haupt dazu,
So leg es auf den Block!

Der Teufel siegt, der Gott verliert,
Der blanke Rubel reist;
So ward von je die Welt regiert,
So lang die Sonne kreist.

Aber freilich, wenn man alles mißliebige aus Platens Dichtungen entfernen wollte, wo sollte man aufhören? Vilmars Urtheil ist auch hier, wie gar häufig, eine pure Ausgeburt des Parteieifers, der ihm die großartige Schönheit dieser Gedichte ver-

schleierte. Hat die unendliche Sängerschar zahllose Lieder der Liebe gesungen, und hat man auch manches Schwalbengezwitscher der Singvögel willkommen geheißen, so gönne man auch einmal ein schmales Plätzchen dem Hasse, zumal wenn er gerecht, wenn er sittlich, wenn er männlich ist. Oder sollte der tiefe moralische Unwille, der heilige Groll an und für sich schon als unpoetische Stimmung gelten? Auf den Unbefangenen können die Polenlieder einen mächtigen Eindruck nimmermehr verfehlen, geschweige denn erst auf den Beistimmenden. Ich habe mich nie für einen besondern Freund politischer Gedichte erklärt, auch zu der Zeit nicht, in welcher sie die gesammte Lyrik überwucherten, weil ihr Inhalt mir meist zu prosaisch war; aber wenn nun ein großer Dichter, der auch viel anderes gesungen, sich von dem schmählichen Untergang eines ritterlichen Volkes gewaltig erschüttert fühlt, und seinen Zorn und sein Rachegelüsten in wenige granitene Verse meißelt, die reinpolirt und untadelig, wie alle andern, die furchtbare innere Aufregung mit edlem Wohllaute bemeistern; wenn er in diesen bald die Todesfreudigkeit der Besiegten, bald die Klagen der Verbannten, bald die Verzweiflung oder Hoffnung der Fliehenden schildert; wenn er eine Mutter an der Wiege ihres Kindes über des Vaterlands Fall in Rachegedanken brüten, oder die Sterbenden ihren Russenhaß in die Seelen der Deutschen ausathmen läßt; wenn er in einem Monolog an den Selbstherrscher diesem die alten Greuel des Hauses Romanow ins Gedächtniß ruft; wenn er sarkastisch hervorhebt, daß Polens König in Moskau tanze aus Freude über Warschaus Untergang; wenn er sich an einen deutschen Fürsten, den damaligen Kronprinzen von Preußen, mit der Bitte wendet, daß man den flüchtigen Helden eine ehrenvolle Aufnahme nicht versagen möge; — wenn ein solcher Dichter seinem heißen Schmerzgefühl über eine historische Unthat in so mannichfacher und allezeit dem Gegenstand entsprechender Weise Luft macht,

und ein Verleger der Gesammtausgabe nimmt diese Gedichte nicht einmal auf, oder ein Literaturgeschichtler rümpft die Nase über solche mit dem Blute des Verfassers geschriebene Lieder, — fürwahr so verzeiht man dem Letztern, wenn er vielleicht reich an Erfahrungen ähnlicher Art im Vorworte die ungerechte Aeußerung thut:

Du weißt es, Welt, man kann hienieden
Nichts schlechtres als ein Deutscher sein.

Verleitet durch die Machtsprüche seiner Gegner, ja durch sein eigenes Urtheil, welches auf die formale Seite der Dichtkunst ganz besondern Nachdruck legt, erblicken viele noch heutzutage in Platen den bloßen Versekünstler, während gerade er unter den Dichtern der letzten Generation derjenige war, welcher am ersten und innigsten sich an den Inhalt des öffentlichen Lebens anschloß und selbständig und vereinzelt dem Geschlechte voranging, welches nachher als Coterie, bald tyrannisch und verfolgend, bald tyrannisirt und verfolgt, an die eigenen Leistungen die Hoffnung der Zukunft band. Ohne je mit ihm zusammenzuhängen, enthält doch Platens Denkart schon alle Elemente des jungen Deutschlands, man mag dessen schwache oder starke Seiten ins Auge fassen. Die gemeinsame Schwäche liegt in der Ueberhebung, in der großen Meinung von wunderbaren Gaben, die man in der Zukunft noch an den Tag bringen, gegenwärtig aber durch den äußern Druck wirken zu lassen gehemmt werde;

Größres wollt' ich wohl vollenden, doch die Zeiten hindern es;
Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.

die gemeinsame Stärke in der mehr und mehr sich erkräftigenden Ueberzeugung, daß Leid und Freud seines Volkes im Busen des Poeten sich wiederspiegeln müsse, daß er dessen Bewegung nicht als verworrenen Knäuel ungeordneter Gewalten anzusehen habe, sondern als ein naturgemäßes Keimen und Treiben organischer

Kräfte. Wehe der kleinen nüchternen Seele, ruft er bereits 1825 in der vortrefflichen Abhandlung das Theater als National-institut, die in den großen Epochen der Geschichte nichts als ein Auflebnen gegen das Bestehende zu erblicken weiß, und wehe allen denen, die, der neuen Zeit uneingedenk, auf den Trümmern der alten faulen!

Ich nenne den patriotischen Sinn die starke Seite der neuen Poeten, welche angeregt durch die Julirevolution, die dreißiger und vierziger Jahre durchziehen; nicht als hätte vaterländisches Wesen die frühern gleichgültig gelassen; aber diese schaarten sich nicht um die Gegenwart und hofften nichts von ihren Erfolgen; sie schwärmten in der Vergangenheit und sehnten sich unmännlich zurück nach dem, was unwiederbringlich dahin war; oder wenn wir zurückgehen wollen hinter die Romantiker zu Göthe und Schiller, sie sprachen den Deutschen die Hoffnung ab sich zur Nation zu bilden, und hoben dafür die kosmopolitische Humanität auf den Schild, die uns nachher nicht vor der Knechtschaft rettete, oder sie suchten auch wohl in der Wissenschaft Ruhe vor dem unbequemen Gewirre des Marktes. Ohne den greisen Göthe deshalb zu tadeln, dem er ja gern die Palme zuerkennt, spricht doch Platen diese Gegensätze des Alten und Neuen aufs entschiedenste aus, wenn er am Grabe des Gefeierten Betrachtungen anstellt über dessen glücklich beruhigte Natur und das stürmische Wogen des eignen unbändigen Herzens:

.... Sanfterer Tage Sohn
Und selbst als Greis noch liebetändelnd,
Wußt' er die mächtige Brust zu zähmen,

Eintauschend Wahrheit für die Begeisterung:
Nicht dieß gelingt mir! Jeglicher Puls in mir
Wallt feurig auf; nicht bloße Töne,
Funken entsprühn der bewegten Leier!

Nicht kann ich harmlos mich in die Pflanzenwelt
Einspinnen, anschaun kantigen Bergkrystall
Sorgfältig, Freund! Zu tief ergreift mich
Menschlichen Wechselgeschicks Entfaltung.

* * *

Ich lebe ganz bei Künftigen, halb nur jetzt;
Nicht bloß ein Zierrat müßigem Zeitvertreib
Sei meine Dichtkunst, nein — sie gieße
Thauigen Glanz in die welke Blume!

Die Julirevolution hatte bei uns in Deutschland nur vergebliche Hoffnungen erregt; die Bevormundung und Beargwohnung steigerte sich in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre zum Unerträglichen; man kann es Platen nicht verdenken, wenn er in eben dieser Ode sagt, er hoffe nichts von den Parteiungen dieser Zeit, und seinen Blick auf eine unbestimmte Zukunft richtet. Träumerisch harrte er mit vielen andern der Erscheinung eines gewissen Messias, welcher einen Rachetag, ein politisches Weltgericht halten würde. Diese Vorstellung kehrte bei uns von Zeit zu Zeit wieder, wenn die innere Zerrüttung Deutschlands desperat schien; ohne irgend einen der Lebenden im Auge zu haben, dem man die Berufung zuerkannte, glaubte man, der Alexander müsse ganz gewiß nächstens erstehen, der den gordischen Knoten mit dem Schwerte zerhiebe; selbst in dem Jahre 1848 wiederholte sich in ihrer ganzen Unbestimmtheit die Erwartung solch eines Kraftmannes, welchem die Absolutisten das Niedertreten der Demokraten, die Kaiserlichen die Demüthigung der Fürsten, die Freiheitslustigen den Kampf gegen Rußland übertragen wollten, ein Herkules mühebeladener als der alte, weil er nicht bloß einen, sondern viele Herrn gehabt hätte, die mit einander in Fehde lagen, und ihm rein Widersprechendes, ja Unausführbares würden zugemuthet haben. Was Platen von der deutschen Geschichte in einem andern Sinn ausgesprochen hatte:

Welch babylonischer Thurm als Vorwurf tragischer Handlung!
Freilich geschehn ist viel, aber es mangelt die That.

das wandte man auf die neuesten Ereignisse an, und erwartete nun von dem idealen Helden, daß er die Thaten hinzufüge. Bei Platen finde ich zuerst diesen Trost der Zukunft in einer Ode an den künftigen Helden, dem, wie er meint, des Ewigen Rathschluß ruhmwürdiges Rächeramt gehäufter Unthat verliehen, der mit strafendem Geißelhieb stumpfnüßrige Sclaven nach Asien peitschen soll.

Wo wir uns auch hinwenden mögen, sehen wir an Platen den Mann modernster Ideen, auf religiösem wie auf politischem Felde, einen schonungslosen Verfolger geistiger Knechtung, einen stürmischen Wecker öffentlichen Ehrgefühls, einen Dichter voll Charakter, dem seine Tugend zu doppeltem Ruhme gereicht, je näher ihn sein Stand der Versuchung brachte, und je weniger damals noch von der öffentlichen Aeußerung freisinniger Gedanken Lob oder Vortheil zu erwarten stand. Es waren die Jahre nach der Polenrevolution eine Zeit der Verketzerung und der Verfolgung, in welcher ein unbedachtes Wort schon in den Verdacht zur Hinneigung zu revolutionären Tendenzen und damit zu Untersuchung oder wenigstens zu geheimer polizeilicher Ueberwachung führte. Und doch muß man sich wieder wundern über die Naivetät, mit der man von Seite der Herrschenden noch diese Dichtungen entgegennahm, als wäre der revolutionäre Gedanke unschädlich, wenn er in gebundener Rede von einem Mitgliede der privilegirten Kasten ausgeht. Lange schon ehe man in Deutschland von einer demokratischen Partei träumte, gibt Platen dieser unverhohlen seine Zustimmung.

Nicht wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel,
Doch wo Stümper den Kranz ernten, regiert er gewiß!
Pöbel und Zwingherrschaft sind innig verschwistert, die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

Seine antike Anschauung des Lebens mußte ihn dem modernen Staatswesen von selbst abhold machen, und vor allem der Vorstellung von einem göttlichen Rechte der Könige, das sich den Ansprüchen des Zeitgeistes entgegenzusetzen befugt wäre. Nicht bedauert er den zehnten Karl, als er, der letzte Ritter, aus seiner Ahnherren blühendem Reiche zog. Denn diesem lehrte das erblichene Haar nicht Weisheit, und kalt nöthigte er auf, was die Zeit umstürzte; das Volk der Franzosen aber sei für kommende Zeiten ein Bollwerk der Freiheit und ein glänzendes Edelgestein Europas.

Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hangt an ihm; nie war so heilig
Irgend ein fürstliches Haupt wie seins ist.

Platen dichtete Oden an mancherlei fürstliche Häupter, aber nirgends ließ er sich darin zu Schmeichelei herab; Mann steht er dem Manne gegenüber und redet die Sprache ungeschminkter Wahrheit, welche mitunter sogar verletzend sein konnte. Wenn er z. B. Kaiser Franz II. auffordert sich von neuem des verlassenen deutschen Reiches anzunehmen, und den Untergang desselben theilweise von der Habgier der Kaiser ableitet, welche den Blick über ihres natürlichen Gebietes Grenzen hinausschweifen ließen, und wenn er dann fortfährt:

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts in die Fremde schweiften.

Vergebens hoffst du, daß der Lombarde je
Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt!
Wohl schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es blutete Conradin auch.

so ist das eine um so verletzendere Aeußerung, je mehr die Ge-

schichte die Prophezeihung bestätigte. Bei der entschiedenen Wahrheitsliebe Platens klingt daher um so reiner der Ton der Verehrung, der aus der Ode an König Ludwig bei seiner Thronbesteigung uns entgegenschallt, ein Gedicht, welches die großen Eigenschaften dieses genialen Fürsten so wahr und treu wiederspiegelt, daß wir noch jetzt nach dreißig Jahren, wenn wir einen unparteiischen Rückblick auf dessen oft angefeindete Regierung werfen, sagen müssen: Ja so hat Ludwig sich als König bewährt, wie ihn sein Schützling damals gepriesen hat. König Ludwig soll auch versichert haben „unter den vielen Gedichten, welche bei jener Gelegenheit an ihn gerichtet worden seien, habe er dieses einzige gute gefunden." Er blieb des Dichters Gönner bis an dessen Tod, und verstattete ihm, in voller Muße seine Tage nach Neigung hinzubringen.

Bei diesem durchaus reinen und entschiedenen Charakter, auf welchen nur die Verleumdung ihre Flecken zu spritzen im Stande war, bei diesem festen Voranschreiten auf einem Wege, der bald von fast allen Poeten nach ihm betreten wurde, wie kam es, frage ich abermals, daß Platen nicht volksthümlicher geworden ist? Sollte das Publikum unklar gefühlt haben, was neue Literarhistoriker in bestimmten Worten über ihn aussprechen? Gervinus, der nur gelegentlich seiner gedenkt, versichert uns, daß ein Lyriker von den blendendsten Eigenschaften noch lange kein Dichter sei; denn wenn ein Neukirch oder ein Günther etwas Größeres unternehme, so gehe es ihnen wie unserem Platen. — Zugegeben daß seine Dramen mit Ausnahme der zwei Literaturkomödien nur von untergeordnetem Werthe sind, und daß sein lyrisches Talent allein ihn emporhält, so darf man ja doch nicht Dichtungen nach der Länge oder nach der Schwierigkeit des Planes messen. So wenig man aber vom Dramatiker ansprechende Lieder verlangen kann, so wenig darf man die Forderung umkehren. Wann hat je

Gutzkow ein gutes Lied gemacht? Und umgekehrt, wer wollte einem Burns, Bürger, Beranger, Heine, ja einem Uhland, dessen zwei Tragödien doch wahrlich seine schwächsten Produkte sind, den Dichternamen absprechen?

Noch viel weiter geht in seinem Verdammungsurtheile Julian Schmidt, dem es freilich selten einer unserer Poeten zu Danke gemacht hat. Dieser nennt Platen einen Typus des poetischen Dilettantismus, der sein poetisches Gefühl mit poetischer Begabung verwechsle, und zugleich ein merkwürdiges Zeichen für die Neigung des deutschen Volkes unausgesetztem Selbstlob aufs Wort zu glauben. Das Gefühl seiner Unsicherheit und Inhaltlosigkeit suche er durch Prahlereien zu übertäuben, in denen ihm kein anderer Dichter gleich komme. Es sei nicht Liebe zum Gegenstand, nicht Freude am Schaffen, sondern angstvolle Sehnsucht nach Ruhm, was ihn treibe, verbunden mit dem Gefühl innerer Leere. — Ueber das Selbstlob, dessen Uebermaß ich nicht in Abrede stelle, habe ich mich bereits oben geäußert. Eine schärfere Beleuchtung der andern Beschuldigungen wird uns dem Verständnisse Platens wieder um einen guten Schritt näher bringen. — Unter die Schlagwörter der Gegenwart gehört auch das Wort Dilettantismus, mit welchem man unbefugtes Betreiben irgend einer Kunst oder Wissenschaft, die jemand nicht gehörig erlernt hat, zu brandmarken beliebt. Am herbsten pflegt ihn gemeiniglich der Gelehrtenstolz abzuweisen; Maler, Musiker sind schon duldsamer; aber daß Dichter einander in frühern Zeiten Dilettanten gescholten, wüßte ich nicht zu sagen. Man pflegte die Poesie nicht unter die strengen Künste zu zählen, welche eine ausgebildete Technik haben. Der Meisterschaft kann es hier der Geniale nahe bringen auch ohne Schulzucht; die Stufen bis hinauf zum Genie aber sind so zahlreich, daß man trotz Horazens Verdammung der Mittelmäßigkeit so manchen noch gelten läßt, der nicht auf der Spitze steht.

Zudem wären nach dem Maßstabe der andern Künste doch diejenigen in die Rubrik der Dilettanten zu bringen, die nichts von Versmaßen und den äußern Erfordernissen der Kunst verstehen, die Bacherl zum Beispiel; niemals aber ein Dichter, der seine Lebenskraft darauf verwandte in Wohllaut und Rhythmik dem Höchsten nahe zu kommen, der die alten und neuen Vorgänger aufs fleißigste studirte und in den Geist der verschiedensten Zeiten und Völker sich einlebte, ein Kenner von zwölf Sprachen und ihren Literaturen, der über die Formen der Poesie mit angestrengtestem Fleiße nachdachte und von Jugend auf in eigenen Schöpfungen nach dem Ziele rang,

> Daß er dereinst, wenn deutsches Wort er meistre,
> Die edle Jugend dieses Volks begeistre.

Die Beschuldigung des Dilettantismus hing immer mit dem Gedanken an ein leichtfertiges Verkennen und Ueberspringen von Schwierigkeiten zusammen; Gründlichkeit bildet dazu den Gegensatz. Aber der Ausdruck scheint hier nicht dem Sprachgebrauche gemäß gewählt zu sein. Platen, meint Schmidt, ist kein Dilettant der Form, sondern des Inhalts, ein unberufener Handwerker, der gern Künstler sein möchte und den sauern Schweiß, den er über der Arbeit vergossen, sich zum Verdienste rechnet. Klang und Glätte wird seinen Gesängen niemand absprechen; aber es ist die Glätte des kalten Marmors, nicht des warmen Körpers, der Klang des tönenden Erzes, nicht der lebendigen Menschenstimme. Er ist kein Poet von Gottes Gnaden, wie jetzt Redwitz zu sein sich rühmt, sondern durch unsägliche Anstrengung, eine Treibhauspflanze, die keine gesunde nährende Frucht trägt. Darum hat ihn auch das deutsche Volk, welches lieber in frischen Wäldern, als in geschnörkelten Kunstgärten wandelt, von Anfang an bis heute ruhig bei Seite gelegt. Dieß ist die Ansicht Schmidts, dieß die Behauptung der meisten seiner zahlreichen Gegner.

Sie gründet sich auf eine Auffassung der Dichtkunst, die zwar heutzutage allverbreitet, aber nicht deshalb auch wie ein mathematischer Grundsatz ohne Beweis gültig ist. Wir stecken in unsern Ansichten noch sehr tief in den Dogmen der Romantiker und in dem Glauben an den ungemeinen Werth einer Urpoesie, die jedem, wie dem Vogel sein Liedchen, mit auf die Welt gegeben sei. Im Geschmack der alten Griechen, denen wir doch auch ein Urtheil zutrauen, wäre zuchtlose Genialität nimmermehr. Wenn man sie gefragt hätte nach dem ersten und Haupterforderniß eines Gedichtes, sie würden geantwortet haben: die Versrichtigkeit. Uns gefallen holperige Volkslieder voll lallender Assonanzen, voll halbzusammenhängender Gedanken, die der Leser erst in künstliche Verbindung setzen muß, in Wahrheit meist um ihrer kindlichen Naivetät willen. Es ist ein Wohlgefallen zweifelhaften Werthes, wie man es an den unvollkommenen Wort- und Satzbildungen der Kleinen hat; kommt einmal eine gute Strophe, so hebt man sie mit freudigem Erstaunen hervor, daß doch der unbekannte Landstreifer auch einen hübschen Einfall hübsch darzustellen wußte. Da dünkt uns wohl manches tief, was nur unverbunden, genial, was aus Unbeholfenheit ungewöhnlich, wunderbar, was unklar ist. Bei den Volksliederdichtern, Autodidakten vom reinsten Wasser, sind unsere neuen Lyriker in die Schule gegangen, und theilen mit ihnen die Vortheile, die einmal die Volksgunst dieser Richtung eingeräumt hat. Man interessirt sich für solche Poesie, weil man selbst dabei zu denken, zurechtzulegen, zu erklären, zu entschuldigen hat. Wenn aber nun ein Poet, der die strenge Unterweisung der Alten sich zu Nutze gemacht, reife und klare Gedanken in krystallhelle Formen gießt, da erscheint er kalt, nüchtern, langweilig. Den brausenden Most ziehen wir dem abgelagerten Weine vor, das Frappante und Pikante dem einfach Schönen; durch ungewöhnliche Mittel wollen wir angeregt sein; selbst das halbwahre Neue er-

gößt uns, weil es den Geist auf Augenblicke anregt und bald Zustimmung bald Widerspruch hervorruft. Freilich verschwindet der durch kokette Mittel errungene Beifall von selbst bei näherer Bekanntschaft, indeß das wirklich Werthvolle die Probe der Jahre hält. Platen gewinnt, je mehr wir uns mit ihm beschäftigen, während er den neu hinzutretenden Leser oft nur wenig befriedigen mag. Da schwindet die Vorstellung von Gedankenarmuth allmählich vor dem Anblick soliden Wohlstandes, der es verschmähte reicher zu scheinen.

Leer nennt, hör' ich, und schwer ein Magisterchen meine Gesänge:
  Leer an Geklimper vielleicht, schwer wie die reifende Frucht,

sagt Platen mit der ihm eigenen Offenheit, die uns an erheuchelte Demuth Gewöhnte wie Anmaßung gemahnt. Ein anderes hieher gehöriges Epigramm lautet also:

Schlechten gestümperten Versen genügt ein geringer Gehalt schon,
  Während die edlere Form tiefe Gedanken bedarf:
Wollte man euer Geschwätz ausprägen zur sapphischen Ode,
  Würde die Welt einsehn, daß es ein leeres Geschwätz.

Diese Bemerkung enthält den Hauptschlüssel zur Lösung von Platens geringer Volksthümlichkeit; es treten in seinen Dichtungen keine originellen Gedanken marktschreierisch hervor, vielmehr erscheint der Inhalt immer anspruchslos verhüllt in der Umkleidung strenger Kunst. Je reiner und schöner der Vers, desto minder besticht er durch den Inhalt. Aus demselben Grunde lassen so häufig den Laien die Dichtungen der alten Klassiker kalt, weil sie es verschmähten ihre Gedanken phantastisch herauszuputzen. Was allen Zeiten gefallen soll, kann in jedem Zeitalter nur den auserlesenen Wenigen zusagen, da es die herrschende Mode von sich abweist.

Die Kunst ist keine Dienerin der Menge,
Wer Schönes bildet, kann dem Preis entsagen.

Nicht Gedankenleere also ist es, was Platens Gedichte hindert populär zu werden, sondern die ernste Zucht und Scheu vor Koketterie mit Gedankenfülle, der Mangel an pikanter Geistreichigkeit, das Zusammengehen mit den classischen Alten, welche einmal nicht mehr im Geschmack unseres übersättigten Jahrhunderts sind. Und während er so echt aristokratisch dem Schönen huldigt, unbekümmert darum, ob es auch blende, beschuldigt man ihn, daß nicht Liebe zum Gegenstand, nicht Freude am Schaffen ihn treibe, sondern angstvolle Sehnsucht nach Ruhm. Zwar spricht er seine Freude am Schaffen mit eigenen Worten deutlich genug in einem Epigramm an die Muse aus, wenn er sagt:

Amme des Kindes warst du, nun bist du Geliebte des Jünglings;
  Gattin werde dem Mann, Pflegerin werde dem Greis.
Noch besitz' ich dich nicht, noch streb' ich dich zu besitzen:
  Täusch' ich mich? wirst du mir auch liepeln das bindende Ja?

In diesen Zeilen, sollte ich glauben, läge kein Haschen nach Ruhm, sondern die wirkliche Sehnsucht nach den Gaben eines Dichters, kein Verlangen nach dem Schein der Anerkennung, sondern ein inneres Ringen nach demjenigen Sein, das eben den Poeten vor den andern Sterblichen heraushebt. In ähnlichem Sinne singt schon der zwanzigjährige Jüngling, nachdem er von seinen Studien, seiner Geringschätzung weltlicher Genüsse, seinem Umgang mit Homer, Ariost, Milton, Pope und Göthe, von seinem Wohlgefallen an der Dichtkunst berichtet hat, in schönen Terzinen also:

Und sei es auch, daß mich die Muse hasse,
Verweigernd ihre köstlicheren Gaben:
Ich bin beglückt, wenn ich sie lieb' und fasse;

Ich bin beglückt, da sie mich schon als Knaben
An sich gelockt, die Kindheit zu verschönen;
Sie soll die letzten Athemzüge haben!

Nicht jede Stirne kann die Fichte krönen:
Mein Lohn ist groß, sobald ich theure Wesen
Manchmal ergötzt mit schnell verrauschten Tönen.

Es verrathen diese wie die vorhin erwähnten Zeilen ein schüchternes Zagen ob der eigenen Befähigung zum Dichter, verbunden mit inniger Begeisterung für die Musenkunst. Der Mangel an Selbstvertrauen des jungen Platen, welcher dem nachherigen Selbstgefühle voranging, beruhte wie dieses auf Anlage zu hypochondrischer Unruhe, welche sich, unterstützt durch vieles Studiren und allerlei widrige Erfahrungen nicht selten zu wirklicher Schwermuth wandelte. Ich kenne die Herzensneigungen des heranwachsenden Mannes zu wenig, um den Schlüssel zu all den traurigen Versen zu Handen zu haben, in denen sein liebebedürftiges Gemüth über Kälte, Treulosigkeit und Falschheit klagt. Platen war ein kleiner unansehnlicher Mann von schmächtiger Gestalt, mit etwas schielendem Blick und langem struppigem Haare. Wer da weiß, wodurch sich Neigung und Abneigung der Mädchen zu bestimmen pflegt, wird es natürlich finden, daß er bei ihnen nur selten Glück gehabt. Ich weiß nicht zu sagen, ob sie noch unter den Sterblichen weilt, die Besitzerin jener schwarzen Augen und Haare, deren Schönheit ihn eine Zeit lang so unglücklich gemacht; aber auch andere liebliche Gestalten fesselten, wie natürlich, den Jüngling, dem es leider immer beschieden war sich in Entsagung zu üben.

Ich bin ein Wassertropfen,
Verschlossen im Krystalle:
Will Keiner ihn zerklopfen,
Daß ich ihm frei entwalle?

Nur durch das Glas beschauen
Kann ich der Blumen eine;
O dürft' ich auf sie thauen
Im Morgensonnenscheine!

Die Liebe hat gelogen,
Die Sorge lastet schwer;
Betrogen, ach betrogen
Hat alles um mich her.

So fällt er denn, nach kurzen Versuchen sich an ein weibliches Herz anzuschließen, immer wieder auf sich selbst, auf seine Bücher in seine Einsamkeit zurück, die dem Lebensgenusse gram ist.

Nur kurze Zeit belogen
Vom schönen geselligen Glücke,
Wie find' ich mich zurücke
Zu dir, die mich erzogen,
Befreundete Melancholie.

So herzlich und vertraut er mit Freunden verkehrte, so fehlten ihm doch die gewinnenden Eigenschaften, das Anschmiegende und Leichtlebige, was Bekanntschaften knüpft.

Doch Manchem, der mich kennt nur vom Gesichte,
Mag ich ein trüber, kalter Mensch erscheinen,

versichert er selbst. Seine Anhänglichkeit war unbeschreiblich, sein Gespräch immer bedeutend, im Streite oft von überwallender Heftigkeit, erzählt Engelhardt — lauter Eigenschaften melancholischer Naturen. In einer seiner Gaselen sagt er also von sich:

Denn mir ward ein Sinn gegeben, den ich selbst mir nicht verlieh,
Stolz und trotzig gegen alles, doch vom Schönen unterjocht,

ein Sinn, mit dem es ihm nur beschieden war liebender Entsagung ehrenvolle Kämpfe zu fechten, wie es am Schluß heißt. Unter sämmtlichen Gedichten Platens finde ich nur ein einziges Sonett (Nro. 85), aus welchem das Gefühl der Zufriedenheit in gesichertem auf wechselseitigem Vertrauen festbegründetem Liebesglücke wiederstrahlt; im ganzen gleicht sein Liebeleben dem des Walther von der Vogelweide, welcher ebenfalls, so oft er auch der Frauen Preis anzustimmen sich gedrungen fühlte, doch nur selten ihre Gnade erfuhr. Nur wer der Liebe launischen Wechsel und schnöden Eigennutz erprobt hat, kann unsrem Dichter

beipflichten, wenn er im Widerspruch mit dem Glauben der Welt in der Freundschaft einen zarteren Trieb erkennt, als die Liebe sei. Minckwitz freilich sieht auch hier wieder einen Fortschritt, wie in allem, was er an Platen beobachtet. Es war Zeit, sagt er, daß endlich einmal in Deutschland ein Dichter seine Phantasie über die Frauenliebe erhob und die Würde der Freundschaft in das rechte Licht stellte; es war Zeit, daß endlich einmal die Liebe des Menschen zum Menschen, die heutzutage immer seltener zu werden anfängt, einen so heiligen Sänger fand. Platen blieb bis an seinen Tod im 39ten Jahre unvermählt; möglich, daß ihn sein Reisetrieb, daß ihn seine bescheidenen Verhältnisse, die so wenig dem Grafenstande entsprachen, von Begründung eines eigenen Herdes mit zurückhielten; aber die Hauptursache scheint mir immer die gewesen zu sein, daß in den Tagen rascher Jugend ihm kein weibliches Herz, auf das seine Neigung fiel, wirklich hold war. Wir besitzen noch aus seinem Todesjahr ein schönes Lied an eine Dame, bei der er seit lange vergebliche Werbung erneuert — sie war wohl selbst nicht mehr blühend, weil er vor allem ihre schöne weiche Hand als preiswürdig hervorhebt:

Lieb' und Lieblichkeit umfächeln
Deine Stirne voll Verstand,
Ganz bezwingt mich dieses Lächeln,
Diese schöne weiche Hand!

Deine Hand in meine flechten
Dürft' ich, was ich längst erbat!
Stets gehört zu deinen Knechten,
Wer ans Herz gedrückt sie hat.

Aber auch dieses Lied schließt mit Entsagung, nicht mit Hoffnung:

Ewig werd' ich dich vermissen,
Ewig fehlst du meinem Glück:
Die du ganz an dich gerissen,
Meine Seele gib zurück!

Es wohnt im Gemüthe der ganzen modernen Jugend, geweckt durch Liebesbedürftigkeit, genährt durch frühreifes Denken, unter-

stützt durch einseitiges Versenken in die Bücherwelt, ein Hang zu melancholischem Träumen. Sobald sich die Vergänglichkeit alles blühenden Lebens dem vorher unbefangenen Knaben mit unwiderstehlicher Gewalt aufgedrängt hat, ist er den düstern Mächten verfallen, wenn ihn nicht starke körperliche Thätigkeit, oder ermunternder Umgang, oder vor allem die blaue Blume der Liebe aus seinem stillen Hinbrüten weckt. Kein Lebensalter neigt sich mehr zum trüben Spiel mit den Vorstellungen des Todes als das kräftigste, das menschlichem Ermessen nach dem stillen Freund am fernsten steht.

Was sind die Blumen? feine
  Schattirungen auf Särgen!
Denn Erde ward zum Schreine
Gewölbt für Todtenbeine:
  Wird meine bald sie bergen?

Des Lebens Güter und Hoffnungen erscheinen, in diesem Lichte besehen, so nichtig, seine Zwecke und Aufgaben so dunkel, daß wohl keine junge Seele noch den ersten kühnen Flug höherer Reflexionen gewagt hat, in welcher nicht der berühmte Vers Platens einen Widerklang fände:

Was ich soll? Wer löst mir je die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Versuch?
Was ich muß? Vermag ichs ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch!

oder eine Bestätigung die trübselige Erfahrung erhielte, mit welcher eine seiner Gaselen anhebt:

Es liegt an eines Menschen Schmerz, an eines Menschen Wunde nichts,
Es kehrt an das, was Kranke quält, sich ewig der Gesunde nichts!
Und wäre nicht das Leben kurz, das stets der Mensch vom Menschen erbt,
So gäbs Beklagenswertheres auf diesem weiten Runde nichts.

Diese Stimmung innerlichen Unbehagens hat Platen niemals völlig überwunden, weil ihm die Mittel versagt blieben, die ein

gütiger Gott als heilende Arzeneien allenthalben auf dem Erdenrunde wachsen läßt. Sie zeigte ihm Deutschlands social-politische Gegenwart und Zukunft in schwarzem Lichte; sie vermehrte ihm in der Einbildung die Neider und Feinde seines Talentes; sie verleitete ihm den Aufenthalt im Vaterlande, an dem er doch mit den stärksten Fäden seiner Seele hing; sie jagte ihn über die Berge und von einem Theile der reizenden Halbinsel zum andern, immer von neuem auch dort mit den heimischen Zuständen zu grollen und zu schmollen, uneingedenk der Mahnung des römischen Sängers, daß das Glück nicht in fernen Regionen, daß es für den Zufriedenen selbst zu Ulubrä wohne, daß dagegen die schwarze Melancholie hinter dem Reiter zu Pferde sitze. Platen ist niemals eigentlich glücklich gewesen, auch in Italien nicht, um das ihn viele beneideten; und wenn er singt, daß ihm, dem wandernden Rhapsoden, ein Freund, ein Becher Weins im Schatten und ein berühmter Name nach dem Tode genüge, so nahm er diese bescheidenen Güter nur als Abschlagszahlung dahin für verweigertes ruhiges Lebensglück.

Und dieß ist der Punkt, auf den ich zur Beleuchtung seiner vielfach angefochtenen Ruhmsucht kommen wollte. Nur die Glücklichen bedürfen nicht des Ruhms, ist ein eigener Ausspruch Platens im Prologe zum Schauspiel Treue um Treue. Warum will man es dem Schiffbrüchigen nun verargen, wenn er in dieses Rettungsboot sprang, das ihn noch leidlich durch die Stürme ans Land brachte? Unter allen menschlichen Leidenschaften ist Ehrsucht die verzeihlichste, die Mutter großer und schöner Thaten und die Haupttriebfeder höher organisirter Seelen. Daß man um des Ruhmes und vor allem um des Nachruhms willen seine Kräfte anstrengen müsse, ja daß man ein Leben voll Mühen gerne einsetze für den Preis eines gefeierten Namens nach dem Tode, war in dem Grade all-

gemeine Denkungsart bei Griechen und Römern, daß es geradezu für niedrige Gesinnung galt, wenn einer kein Verlangen hegte im Gedächtniß und Herzen kommender Geschlechter fortzuleben. Die größten Männer sprachen ungescheut und ungetadelt ihre Hoffnung aus, durch diese oder jene Werke unsterblich zu werden. Zur Erkenntniß Platens führt der Haupteingang durch die Pforte von Hellas und Rom; dieselbe Wahrheit und Offenheit, derselbe sittliche Ernst, derselbe Schönheitssinn, dasselbe Verlangen nach Formvollendung, dasselbe Interesse am öffentlichen Leben tritt uns allenthalben aus seinen Werken entgegen. Warum sollten wir die Ruhmsucht und das unumwundene ehrliche Geständniß derselben an ihm grämlich verdammen? Der Dichter, glaube ich, muß noch geboren werden, der gegen Lob und Tadel unempfindlich ist. Heine, wie wir vorhin gesehen, hat Platens Sehnsucht nach dem Lorbeerkranze lächerlich gemacht, und doch kann dessen Freund und Lobredner Alfred Meißner nicht umhin in seinen Erinnerungen über den Spötter selbst das Bekenntniß abzulegen: „Die kleinste ungünstige Recension, aus einer unbedeutenden Feder geflossen, war schon im Stande dem lorbeergekrönten Mann eine schlaflose Nacht zu bereiten. Sein Ruhm war groß, doch sein Ehrgeiz noch größer und wie die Eitelkeit der zartesten Dame empfindlich." Wenn nun der reizbare Platen die allen Poeten gemeinsame Selbstliebe nicht verleugnete, so unterliegt er höchstens dem gerechten Tadel der Unvorsichtigkeit, der übrigens durch das Lob seltener Wahrhaftigkeit wieder aufgewogen wird. Wir Moderne haben eine jüngferliche Bescheidenheit und Scheindemuth namentlich unter Schriftstellern uns zur Sitte gemacht; wehe dem, welcher gegen den eingeführten Curialstil zu sündigen wagt. Der arrogante Mensch, heißt es, der sich selbst bespiegelt! Aber auch die andern beschauen ihr Antlitz; nur nicht vor den Augen des Publikums. Wenn nun immerhin bei der gegenseitigen Ab-

rechnung ein Rest Ehrgeiz für Platen übrig bleiben mag, so muß man ihm dagegen die Thatsache zu Gute schreiben, daß er nie mit unwürdigen Künsten nach Anerkennung gerungen hat. Nie buhlte er um den Beifall der Menge, und als ihm die Verständigen den ihrigen zu versagen schienen, so setzte er ihnen männlichen Trotz entgegen, statt sie, was eher zum Ziele führt, mit Schmeichelei zu kirren. Als die Mitwelt mit dem Kranze zögerte, so grollte er dem kalten, kritischen Geschlecht,

Wo angefochten wird statt anerkannt.

Es wäre fast Noth, meint er, die Dichter schlössen Aug' und Ohr,

Und sonderten sich von den Menschen ab,
Um nur allein mit ihrem tiefsten Selbst
Und mit der Vorwelt Schatten umzugehn,
Damit nicht stets anstatt gehofften Lohns
Ein eitles Echo schwanker Theorie
Verwirrend hemme jede Thätigkeit.

Den Haß gegen die Kritik theilt er mit allen, auch den größten Dichtern, wie Göthe, den es im tiefsten Innern verstimmte, wenn man ihm ein Werk, in das er einen Theil seines Selbst niedergelegt, gefühllos zerpflückte! Aber Platen ließ sich so wenig wie jener abschrecken oder den Trieb zur Vollendung lähmen; jedes Gedicht, das er machte, betrachtet er nur als Stufe zum Bessern, als Vorspiel und Vorbereitung zu einem größern Werke, an das er sich erst mit erstarkter Kraft wagen wolle.

Vergebt, wenn heut ein junger Dichter euch
In leichtre losere Gedanken wiegt ...
Wenn, eh' er im erhabenen Kothurn,
Im oft entweihten, euch erscheinen mag,
Er erst ein Spiel an euch vorüberführt,
Das nur zu milden leichten Schwingungen
Die Seele stimmt.

spricht entschuldigend der Prolog zum gläsernen Pantoffel. Vaterländische Tragödien zu schreiben war die innerste Sehnsucht seines Herzens; aber er glaubte so schwierige Stoffe reiferem Alter aufsparen zu müssen.

Bis eurer Väter eigne Herrlichkeit
In großen männlichen Gestalten er
Vor eure geist'gen Blicke stellen darf,
So lange laßt noch Fabelhafteres
Euch wohlgefallen und begehret nicht,
Daß er, ein Lernender, auf einmal euch
Das Schöne zeige, das Vollendete,

sagt er zwei Jahre darauf im Prolog zu Treue um Treue, einem Schauspiel, das verhältnißmäßig noch am meisten Beifall gefunden; denn die Literaturkomödien gehören einer ganz andern Gattung an. Aber auch im romantischen Oedipus, als der Dichter 33 Jahre zählte, erneuert er denselben Gedanken:

In dem Lande des Teut singt mancher Gesell frühreife Tragödien ab schon,
Wenn müßig der Stahl in dem Schacht noch ruht, der einst soll scheeren den Flaum ihm;
Doch unser Poet, seit Jahren erwägt sein Geist die gefährliche Laufbahn;
Was Andern ein Spiel bloß dünkt, was leicht wie den Schaum von der Fläche sie schöpfen,
Er findet es schwer, ihm liegt es so tief, ja tief wie die Perle des Tauchers!
Noch stets mißtraut er der eigenen Kraft. Sechs Lustra begehrten die Griechen
Von dem Jüngling, der zu dem Wettkampf sich, zu dem tragischen Kampfe sich anbot:
Kaum hat sie erreicht der Poet u. s. w.

Die Unfähigkeit zur dramatischen Kunst verwandelte sich vor Platens Phantasie in eine Masse der Sache selbst angehörige Schwierigkeiten, welche erst die mit den Jahren kommende reifere Einsicht würde überwinden können. Es ging ihm wie dem Träumenden, der irgend eine harte Aufgabe zu übernehmen hat,

und weil seine Seele im Schlafe für ihre Lösung zu schwach ist, mit geschäftiger Erfindsamkeit sich allerlei Abhaltungen vorspiegelt. Heine hat Recht, wenn er solchen für bessere Zeit aufgehobenen großen Vorsätzen gegenüber behauptet: Wir wissen ganz genau, daß die spätern Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender sind als die frühern; und demnach die Befähigung Platens für das höhere Drama selbst in Zweifel zieht. Die Proben dramatischer Kunst, welche wir von ihm besitzen, lassen uns auch keineswegs ihre geringe Anzahl bedauern. Platen selbst freilich, wie denn häufig die Schriftsteller sich verkennen, äußert die Ueberzeugung:

Und hätt ich alle jene Trauerspiele,
Zu denen ich den Plan gemacht, geschrieben,
Ich wäre nicht so unberühmt geblieben.

Seit dem ersten von den Freunden günstig aufgenommenen dramatischen Versuch der gläserne Pantoffel, einem Stückchen, das er zu Ansbach in sieben Tagen schrieb, wurde es sein Lieblingsgedanke, der erste deutsche Dramatiker zu werden, ein kühnes Ziel, zu dessen Erreichung nach Schillers Vorgang er allerdings kaum noch die ersten Schritte gethan hatte. Er glaubte vorerst durch leichte Uebungen, durch Versuche auf dem Felde des Märchens seine Kräfte erproben und stärken zu müssen, ehe er sich an höhere Aufgaben wagen könne; mit vorrückenden Jahren mochte er in der Hoffnung auf künftige hohe dramatische Leistungen selbst einen überschwänglichen Jugendtraum gewahren. Auch ein anderes Wort, das Platen in der Freude auf die anerkennenden Verse eines Ungenannten im Morgenblatte von Rom aus zurückschrieb, hat man ihm zu hoch angerechnet. In Italien, meinte er damals, (1828) müsse seine Kunst zur Vollendung reifen; der Freund solle den Dichter nicht aus dem vielgeliebten Süden zurückrufen; er wolle nun nach Sicilien hinüberschweifen, und genährt von

Hyblahonig auf des Aetna Gipfel dichten. Das wird doch niemand dem Laute nach auffassen. Aber gleichwohl nahmen sie ihn für die folgenden Verse beim Wort, wenn er in Erinnerung an Odysseus und seine Insel Trinakia sagt:

Laß mich Odysseen erfinden, schweifend an Homers Gestaden,
Bald, in voller Waffenrüstung, folgen ihnen Iliaden.

Er dachte offenbar an nichts weiter, als daß er Phantasie und Geschmack durch völliges Aufnehmen südlicher Natur- und Kunsterscheinungen beleben und läutern, und seine poetische Erfindungsgabe zu einer Schöpfung steigern wolle, über deren Vollwichtigkeit die Feinde mit den Freunden zusammenstimmen müßten.

Noch so lange (fährt er fort), Freund, so lange laß umher mich ziehn verlassen,
Bis Thuiskons Volk und meine Wenigkeit zusammenpassen,
Bis wir einer Lehre Schüler, Brüder sind von einem Orden,
Beide dann einander würdig und einander lieb geworden.
Wie die Lerche möcht' ich kommen, wann die ersten Knospen treiben,
Nicht wie euer Schneegestöber wehn und endlich liegen bleiben.
Eher nicht an eure Herzen klopf' ich an, an eure Pforten,
Bis das Schönste nicht gethan ich, eine große That in Worten....

Auch Göthe hat sich von Italiens umbildendem Einflusse für seine Poesie so unendlich viel versprochen, daß er, unter der Macht der neuen Eindrücke sich selbst verkennend, mehrfach die Behauptung aussprach, er müsse ganz von vorne anfangen, ein ganz anderer werden; und bei alledem laufen alle seine wichtigern Werke mit ihren Grundwurzeln von Deutschland aus; nur den Sinn fürs Maßvolle hat er in Italien gebildet und die reinere Form als Gewinn erobert. Platen theilte mit dem Altmeister den lieblichen Irrthum, als würde dem poetischen Land auch die poetische Kraft entströmen. An seine Abbassiden hat er bei dem Wort Odysseen so eigentlich nicht gedacht, wie man gemeint hat, ob-

schon sie in jenen Tagen entstanden sind und ihm selbst für die reifste Beere des Lorbeers gelten, die ihm etwa unter wärmern Sonnen gereift sei, ein hübsches Wundermärchen, aus „Tausend und eine Nacht" zusammengesponnen, das er in Siena entworfen und mit sich an beide Meere genommen hatte; aber als ein großes Werk, wodurch er einst noch berühmt zu werden hoffte, hätte er die liebliche schlichte Erzählung sicherlich selbst nicht preisen mögen.

Es hat noch kein schöpferisches Talent, ja noch keinen mehr als mittelmäßigen Menschen gegeben, in dessen Brust sich nicht einst in den hoffnungsreichen Tagen des Werdens die süßen Träume von all dem Schönen und Großen auf- und abgeschaukelt hätten, das er dereinst zu leisten gedachte. Platens einziger Fehler lag darin, daß er die Bilder einer höhern Zukunft, die jeden umgaukeln, dem Publikum vorzeigte und dem allzeit lauernden Spott eine Blöße gab; es wurde ihm auch selber klar, daß er daran unbesonnen gehandelt;

Es war ein allzujugendlich Beginnen,
Daß ich, wie Joseph, meinen Traum verkündet.
Draus hat sich mir der Brüder Neid entsponnen,
Die gern mich würfen in den tiefsten Bronnen.

Und dieser Haß der Brüder, so scheint es, zürnt bis heute noch unversöhnt; sonst könnte Julian Schmidt des Dichters Hoffnungen nicht bis zu dem Grade entstellen, daß er sich darüber in folgenden Worten vernehmen läßt: „Bei jedem neuen Werke erklärt er zuerst in Versen und Prosa, es sei etwas Gewaltiges, das auch seine Neider und Feinde zur Bewunderung zwingen müsse; dann durch einen neuen Eindruck mißtrauisch gemacht, modificirt er seinen Ausspruch dahin, er habe mit seiner Kraft nur gespielt, aber jetzt wolle er dem Strome der Poesie alle Schleußen öffnen, auch wenn die Welt davon verschlungen würde." Diese Literaturgeschichte trägt überhaupt einen mürrischen Charakter;

der Verfasser hat seine Feder in Galle getaucht; unbarmherzig mäht die kritische Sense Garten- und Wiesblumen ab, um sie in dürres Heu zu wandeln.

Platen hat das große Dichtwerk, von welchem er bis über die Jugendjahre hinaus schwärmte, niemals zu Stande gebracht, ja wohl gar nicht begonnen. Sein Talent, mag er es nun selbst gefühlt haben oder nicht, war ein wesentlich lyrisches, zwar nicht von jener gewöhnlichen Gattung, welcher die meisten Jünglinge angehören, die, vom Glase heimgekehrt, den Wein, und von ihrem Mädchen, die Reize des Weibes besingen, aber doch ein lyrisches, dem es versagt bleibt, Gestalten zu zaubern mit individuellem Leben und große Kompositionen zu entwerfen, die unabhängig von der Geschichte sogar historischen Ereignissen ihren eigenen Stempel aufdrücken. Dem Dramatiker reifen wohl noch die besten Früchte im höhern Mannesalter, wenn er in der Jugend kräftige Blüthen getrieben; denn ihm wächst mit den Jahren die Einsicht in die bewegenden Mächte des Lebens, und der vorsichtig prüfende Verstand und ordnende Sinn läutert den Entwurf eines umfassenden Kunstwerks; dem Lyriker aber gibt die Zeit nichts zum Ersatz, wenn nun Phantasie und Gefühl in mattern Flügen sich hebt und in schwächern Schlägen pulsirt. Die Lyrik ist ein Kind poetischer Stimmung, und diese ein glückliches Anrecht des wachsenden Geistes, dem die Erscheinungen noch neu und mannigfach anregend gegenübertreten. Lieder vor allem gelingen am besten auf den ersten Wurf; die spätere Zeit ist zu zaghaft, um einen Wurf zu wagen; kunstreichern Formen, wie Sonetten und Oden mag, ein tieferer Gehalt zurückgeben, was sie durch Mangel an Unmittelbarkeit entbehren; aber selbst in den lehrhaftern Dichtarten kann der Vorgerücktere schwerlich mit dem jugendlich Frischen wetteifern, wie Klopstocks Beispiel zur Genüge

vor Augen legt. Als Platen, überrascht von einem plötzlichen Eindruck, ausrief:

Was stellt sich mir mit solchem Glanz dein holdes Wesen dar,
Als wär' ich noch so warm, so voll wie meine Jugend war?

war die Zeit dichterischer Begeisterung eigentlich für ihn schon vorüber, vorüber zugleich mit dem glühenden Eifer, in welchem er sich fremde Dichtungen angeeignet hatte. Es überkam ihn die nüchterne Empfindung der Eitelkeit auch auf dem Gebiete der Kunst, eines der niederschlagendsten Gefühle des rastlos Strebenden. Offenbar hatte sich Platen zu sehr angespannt, nicht etwa durch physische Genüsse überreizt, der stets Nüchterne und Verständige, der seinen Wein immer mit Wasser mischte, aber angespannt durch Studien und Ehrgeiz; nun erschlaffte und ermüdete er in den Jahren, die sonst gerade die kräftigsten sind.

Zeit nur und Jugend verlor ich in Deutschland, Lebenserquickung
Reichte zu spät Welschland meinem ermüdeten Geist.

seufzt er in einem Epigramme, und in einem zweiten vernehmen wir, wie ihm selbst seine Lectüre schal geworden:

Früher in Deutschland las ich so viel, zwölf Sprachen erlernt' ich;
Doch mir blieben zuletzt wenige Bücher getreu.

Platen ist mit 39 Jahren verschieden, viel zu frühe nach dem Maße gewöhnlicher Lebensdauer, aber nicht zu frühe weder für sein Glück noch für seinen Ruhm. Die Welt hätte dem Vereinsamten keine höhern Freuden, er der Welt keine reifern Werke mehr geboten. Was in Platen an dichterischer Begabung lag, ist der Qualität nach vollkommen zur Erscheinung gekommen.

Nachdem ich mich glücklich, wie ich glaube, durch verschiedene Angriffe seiner Gegner durchgewunden, und bei der Abwehr manche vortheilhafte Züge des Menschen und Dichters angeführt,

will ich noch eine Aeußerung Göthes beisetzen, dessen weiter Blick und billig denkender Sinn auch hier, wie fast überall, das Rechte fand. Es ist dieses Urtheil von um so höherem Werthe, weil seine Autorität vielleicht im Stande sein wird, die Ansichten der Tadler in den Augen derer zu entkräften, welche sich durch meine Gegenbemerkungen nicht überzeugen ließen. „In Graf Platen, sagte er im Jahre 1831 zu Eckermann, finden sich fast alle Haupterfordernisse eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Productivität besitzt er in hohem Grade; auch findet sich bei ihm eine vollkommene technische Ausbildung und ein Studium und ein Ernst wie bei wenigen andern; allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung. Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der romantische Oedipus trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen? Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel occupiren das Gemüth; die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken." So sprach Göthe, der ruhige Weise, der seit vielen Jahren betrachtend auf der Hochwarte saß und nicht ohne Schmerz die mancherlei Verwilderung unten gewahrte, die den von ihm und Schiller angelegten Garten der Poesie überwuchert hatte. Sein Zeugniß, dünkt mich, hätte so manchen

Kritiker zur Besonnenheit mahnen sollen, welcher rasch mit Verdammungsurtheilen fertig und zum Tadel allezeit aufgelegt, über einen Geist, den der erste unserer Dichter schätzte, den Stab brach. Es kann uns aber auch zugleich hinüberleiten zu dem nun keineswegs mehr schwierigen Versuch, die charakteristischen Eigenschaften Platens ohne Rücksicht auf fremde Meinungen einfach zusammenzustellen, die ihn aus der Menge der Mitstrebenden hervorheben und dauerndem Gedächtniß empfehlen.

Die Literatur der Deutschen wuchs im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts neben andern Einflüssen hauptsächlich dadurch zu ihrer Höhe heran, daß ihre Träger sich als gelehrige Schüler der Alten zeigten. Klopstock und Lessing, Wieland und Herder, Göthe und Schiller saßen, jeder in seiner Weise, den Lehrern der Menschheit zu Füßen, zu geschweigen der zahlreichen Schriftsteller zweiter Ordnung, welche mit jenen von Verehrung des Alterthums durchdrungen waren. Auch die Häupter der Romantik lebten und wirkten noch in dem nemlichen Glauben; die Schlegel erwarben sich in Vorlesungen und Zeitschriften um geschmackvolleres Verständniß der Klassiker unbestreitbare Verdienste. Aber bei alledem fing man an, berauscht von den Reizen der eigenen Vorzeit, in der Praxis sich über die Grundsätze der alten Lehrmeister hinwegzusetzen; das germanische und das christliche Element machten in der Kunst neben dem antiken ein überwiegendes Anrecht geltend, und das halbverstandene Mittelalter übte durch die Neuheit seiner Kenntniß einen unendlichen Zauber aus. Die Klassiker konnte man verehren und bewundern, aber sie eigneten sich schlecht zu Gefährten für diejenigen, welche in ungestümen Gefühlen schwärmten. Eine einzige Idee der Alten wurde eingreifend in den weitern Verlauf unserer Literatur, die Idee des Schicksals; aber auch diese faßte man nicht im richtigen Sinne; das Schicksal spukte als Gespenst durch die Tragödien

der Müllner und Grillparzer. Man hatte in Deutschland von den Poesien aller Völker so viel aufgenommen, daß man gleich reichen Leuten an überfüllter Tafel praßte und die Produkte der entlegensten Länder durcheinander genoß, altdeutsch, spanisch, italienisch, arabisch, persisch, indisch, dazwischen auch nordisch — der sprachgewandte und literaturkundige Platen ist selbst ein redendes Beispiel des umfassenden Studiums vieler Literaturen. Dazu der Glaube an die Genialität, der so zu sagen der liebe Gott die Gedichte im Schlaf eingibt, die Verliebtheit ins Volksthümliche, die um so mehr sich steigerte, je spröder die Sitte den alten Gebräuchen und Weisen allmählich den Rücken kehrte; und himwiederum die in gutem Frieden bei Mangel an öffentlichem Leben einreißende Weichlichkeit, die sich bald in Frömmelei bald in Lüsternheit und Genußsucht wandelte — diese und andere Kennzeichen der Romantik zusammengenommen, wird man sich nicht wundern, daß aus der schönen Literatur die Spuren des antiken Ernstes in eben dem Maße schwanden, als das Studium der Griechen gerade damals unter den Philologen einen einseitigen Aufschwung nahm. Man war ja umgeben von so behaglicher Fülle des Anmuthigen, man war sich bewußt, selbst so viel produciren zu können, wozu noch ferner die Regeln? Man glaubte den Kinderschuhen entwachsen zu sein; die Neuzeit fühlte sich ebenbürtig der alten, ja an Geist und Tiefe unendlich über ihr erhaben. Dabei wurden in Wahrheit die Dichtungen täglich weichlicher, nachlässiger, gehaltloser, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen. Unsere Literatnr war auf dem Wege sich in breiter Ebene zu verflachen. Platen steht mit unter den wenigen rüstigen Arbeitern, welche den Strom wieder einzudämmen und in sicheres Bette zu leiten versuchten. In verschiedenen Theilen Deutschlands wirkten mehrere Dichter zu gemeinsamem Ziele, Uhland und Schwab, Rückert und

Chamisso, jeder in seiner Weise, Platen aber vor allem dadurch, daß er von der deutschen Poesie dieselbe Strenge der Form verlangte, wie die Alten von der ihrigen; denn die Schönheit sei das Ideal der Kunst, nach welchem jene mit Anstrengung gerungen, von welcher dagegen wir Moderne in unserm verkümmerten Leben bei aller Aufgeblasenheit nur selten eine Ahnung hätten. Was habt ihr denn, ruft er denen zu, die sich der Schule der Alten entwachsen wähnten,

Was habt ihr denn an euerm Rhein und Ister,
Um neben dem Hellenenvolk zu thronen?
Journale, Zeitungsblätter, Recensionen,
Tabak und Bier und Polizeiminister.

Die nie ihr kanntet jene zwei Geschwister,
Freiheit und Kunst, die dort in schönern Zonen
Aufs Haupt sich setzen der Vollendung Kronen,
Ihr haltet euch für Griechen, ihr Philister?

Gestümpert bloß habt ihr nach vielen Seiten,
Da Griechenland der Schönheit ew'gen Schimmer
Auf alles, was bestand, gewußt zu breiten.

Was ist die Kunst, mit der ihr prahlet immer?
In einem Ocean von Albernheiten
Erscheinen ein'ge geniale Schwimmer.

Zu dieser angestrebten Genauigkeit gesellte der Bildungsgang, den Platen genommen, eine noble Begeisterung fürs Ideale, zu welcher er seine Leser entzündet, wie er selbst sein Leben lang davon gehoben und getragen wird. „Dieser Dichter hat das Eigenthümliche, sagt Immermann ganz richtig in einem neulich veröffentlichten *) Briefe, daß er ohne eigentlichen Inhalt die Sehnsucht nach der Schönheit poetisch zu behandeln weiß. In den bedeutendern Sachen klingt fast nur der Wunsch nach Idealität des Daseins und das Bewußtsein dieser Idealität würdig zu sein hervor."

*) Weimarisches Jahrbuch II. S. 229.

Unsere Sprach- und Sachgelehrsamkeit, unsere Kenntniß aller Literaturen, ja unsere theoretische Weisheit und weltumspannende Philosophie, welche Natur und Geschichte begriffen haben wollte, pflegte die Köpfe mit einer solchen Gedankenfülle zu versehen, daß allerdings ein eigenthümliches Denken, ein behutsames Behandeln einzelner Fragen immer seltener wurde. Schelling und seine Schüler wirkten mit blendenden Ideen berauschend; der Weisheitsjünger dünkte sich ein König zu sein; als vollends Hegel den Weltgeist in jedem Momente mehr zum Selbstbewußtsein kommen und alles Frühere in die höhere Entwicklung des Spätern aufnehmen ließ, da träumte das selbstgefällige Geschlecht sich allweise, während es im Grunde von seiner Vogelperspective aus die Einsicht ins Einzelne verloren hatte. Aber die Philosophie beider Schulen hatte doch die unschätzbare Wirkung, daß sie die Seelen der strebenden Jugend aufwärts zog und einerseits dem Trivialen, Philisterhaften entfremdete, andererseits vor der Gemeinheit schützte, in welche die Herrschaft der sinnlichen Triebe zu stürzen drohte. Wer von diesem Geiste getränkt war, mochte nicht leicht nach Heines Lockpfeife tanzen. Platen verehrte J. J. Wagner in Würzburg als Lehrer, Schelling in Erlangen, den Plato unter den neuen Philosophen, zugleich als väterlichen Freund, in dessen Hause er ab- und zuging, wie der eigene Sohn, „anerkannt, gefördert, aufgemuntert und wenn es Noth war gescholten." Ich habe nicht das Glück gehabt die Einwirkung der mächtigen Persönlichkeit des letzteren an mir selbst zu erfahren; aber was mir der erstere gewesen, da ich als Neuling von seinen Schätzen zehrte, wenn er beredt die Gesetze des Geistes und der Welt, der Kunst und des Staates entrollte, wie ich mich da allem Gewöhnlichen entrückt, wie ich den Funken des Ewigen in mir entfacht fühlte, das erkenne ich dankbar, und benütze die Gelegenheit zum Lobe des wenig gekannten und einst vielgeschmähten Propheten. Wer

von Wagner die wissenschaftliche Taufe empfangen, der ist dem Orden selten untreu geworden. Daß Platen von beiden Meistern, wenn auch nicht für die Schulphilosophie gewonnen, doch gehoben und für seine ideale Richtung als Dichter geweiht wurde, unterliegt keinem Zweifel und ist, wenigstens was Schelling anlangt, in schönen Sonetten von ihm selbst bestätigt worden.

Wie sah man uns an deinem Munde hangen,
Und lauschen Jeglichen auf seinem Sitze,
Da deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seelen drangen!

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst du sie ganz wie von der Berge-Spitze;
Was wir zerpflückt mit unsrem armen Witze,
Das ist als Blume vor dir aufgegangen.

Noch sieht man Thoren zwar, erbost dagegen,
Mit logischen Tiraden überkleistern
Der Geistesarmut Eier, die sie legen;

Doch dieses Völkchen, das dich wähnt zu meistern,
Nie wird's die Welt der Wissenschaft bewegen,
Und einen Dichter wird es nie begeistern.

Gegen Wagner freilich sehen wir ihn in einem Sonett eine starke Polemik führen. Es protestirte in ihm der Poet gegen dessen Behauptung, die Kunst sei todt, weil wir sie begriffen hätten, eine Aeußerung, welche mit Wagners Ansicht von der gebundenen Schöpferkraft des Künstlers zusammenhing, aber des Schülers Gefühl vom eigenen Kunstberufe verletzen mußte, das sich so wenig durch Machtsprüche von Philosophen erschüttern ließ, als er den Inhalt ihrer Lehren ihnen abgeborgt. „Da ich nicht die mindeste Anlage zum Philosophen oder Theoretiker besitze, so habe ich alles, was ich weiß, auf praktischem oder historischem Wege gelernt", versichert Platen in seinem gedankenreichen Aufsatze „das Theater

als Nationalinstitut.“ Und der Kenner seiner Poesien muß ihm bezeugen, daß in diesen nirgends Wagner'sche oder Schelling'sche Ideen wiederkehren; aber der angeborene höhere Sinn, der Enthusiasmus für das Schöne, der mit immer gleicher Macht sich in des Jünglings wie des Mannes Dichtungen ausspricht, war doch geweckt und genährt von beiden.

Schelling hatte in jenen Jahren, als Platen seinen Umgang genoß, bereits die Rückkehr zum Christenthum angetreten und mit seinem großen Beispiele den alten Bestrebungen, Glauben und Wissen in Harmonie zu bringen, ein neues Gewicht gegeben: auch Hegel lebte der Ueberzeugung ein guter Christ zu sein und den Glaubensinhalt nur in tieferer Weise erfaßt zu haben; das Institut der Kirche übte seinen Rückschlag gegen den Rationalismus, und die Staatsmänner wußten, daß die Freigeisterei die Revolution geschaffen, gegen welche man sich durch Wiederbelebung der Frömmigkeit am besten versichern könne. Seit dieser Entdeckung berief man die Altgläubigen als gesinnungstüchtig um die Throne, ja auch der Schein des Glaubens genügte, weil er im öffentlichen Verhalten dasselbe Resultat erzielt.

Denn wie Mancher, der so linkisch itzt den Himmel klimmt hinan,
Thut es, weil gerad' er eines frommen Königs Unterthan:
Wäre noch wie sonst ein Freigeist Flügelmann, wie schnell belehrt
Würden jene Gott verleugnen durch ein steifes Rechtsumkehrt!

Die Poesie hatte schon am Ende des letzten Jahrhunderts die neue Melodie vorzuspielen begonnen, mit welcher die Regierenden am Arme katholischer und protestantischer Bischöfe ihr Jahrhundert in den Zauberschlaf zu lullen sich die oft vereitelte Mühe gaben. Die männlichen Bestrebungen derer, welche ehedem mit der Leuchte des Verstandes umherzündeten, wurden mit Achselzucken bemitleidet, gleich als wäre eine große geschichtliche Erscheinung schon

durch die Jahre überwunden, als wäre **Kant** durch **Baader** widerlegt, weil dieser später gelebt hat.

Platen steht inmitten der religiösen Reaction als **nüchterner Verstandesmensch**, der bald spottend bald zürnend die modische Weisheit befehdet; von denselben Grundsätzen wie Lessing und Herder, Göthe und Schiller ausgehend, erkennt er im Humanen und Schönen die wahren Bildungsmittel der Menschheit und sucht in religiösen Dingen vielmehr die Aehnlichkeiten, als die Differenzen der verschiedenen Zeiten nnd Völker auf. Daß die frömmelnde Romantik zum Katholicismus und zur Verneinung aller freien Wissenschaft führt, hat die Bildungsgeschichte unseres Jahrhunderts zur Genüge gelehrt; sollte denn das Verdienst eines Dichters gering anzuschlagen sein, der den Muth hatte die durch **Krieg und Verwirrung abgerissenen Fäden deutscher Entwicklung da wieder anzuknüpfen, wo das schöne Gewebe unterbrochen worden war?** Schelte mir nur keiner mit unreifem oder unreinem Eifer die welthistorischen Männer, welche die Fackel der Menschlichkeit an den Altären Griechenlands anzündeten und von wahrlich eben so heiliger Begeisterung fürs Göttliche glühten, als die Christen heutiger Jahre, die über jene als über ungläubige Heiden hinwegsehen. Ohne die Lebensmühe jener großen Lehrer, welche eine wahre Segensfülle fruchtbarer Anschauungen getragen und die Bildung gezeitigt hat, die wir gegenwärtig als Gemeingut unsers Jahrhunderts rühmen, wären die Hochmüthigen von neuem Datum sogar des Flitters bar, mit welchem sie ihr System behängen. Platen bemüht sich mit scharfer Polemik, das Unkraut hinwegzuräumen, welches zwischen den Steinen des unterbrochenen Baues auch in der Kunst seit Jahren hervorgeschossen, auf daß man da, wo die frühern Bauherren aufgehört, wieder neue Steine aufsetzen kann. Die jeweilige Geistesrichtung der Gegenwart braucht keineswegs gediegener zu sein,

als die der Vorfahren. Wie die Wiederhersteller alter Dome geschmacklose Altäre, angesetzte Kapellen, ja wohl ganze Portale einreißen müssen, um für Durchführung des Grundplanes aufs neue Raum zu gewinnen, so ist es auch bei den Produkten anderer Künste, ja bei der Kultur ganzer Zeitalter. Platen gleicht einem solchen Restaurator am ehrwürdigen Münster der Dichtkunst, der begabt mit feinem Kunstverstande, die Schnörkel und werthlosen Zieraten nicht ohne vielen Eifer gegen den Ungeschmack der Spätern hinausfegt.

Die Griechen haben einst den Grundriß zu dem Bau mit großartiger Einfachheit entworfen, die Mauern und Säulen aufgeführt und das Dach aufgesetzt, daß ihm der Winter der Barbarei nicht schadete; das Mittelalter errichtete die himmelanstrebenden Thürme; lange Unkultur schmückte ihn mit müßigem Plunder; das Humanitätszeitalter begann ihn zu reinigen und die schlechten Gemälde und Heiligenbilder von Wänden und Säulen zu reißen. Da kam aber ein Geschlecht fanatischer Stadtbewohner; das konnte nicht beten ohne gemachte Blumen, Reliquienkästen und bunt herausgeputzte Madonnen, mit welchen es daher aufs neue den schönen Tempel verunstaltete, bis ein neuer Künstler abermals das Gerümpel zankend hinausräumte. Platen ist in Geschmack und Denkart der ärgste Feind der Romantik; wie er auf politischem und religiösem Feld ihr entgegenwirkte, habe ich bereits früher nachgewiesen, wie er auf ästhetischem zu ihr in Gegensatz trat, will ich weiter zeigen.

Zwar allerlei Inhalt und Dichtarten hat er von ihr überkommen; wenn er in Gaselen uns den Orient vor Augen stellt, wenn er Scharen von Sonetten formt, wenn er Märchen zu Dramen ausspinnt oder auch mit epischer Breite nacherzählt, wenn er literarische Streitfragen zu Komödienstoffen erhebt, so stellt er sich in diesen Neigungen als Fortsetzer der gangbaren

Poesie dar; dagegen knüpfen seine reimlosen Oden und seine Bemühungen, die Metrik über die eintönigen Jamben zu den volleren und belebteren Silbenmaßen der Griechen hinüberzuführen, an Klopstock und seine Schule an, in der man noch an die Bildungsfähigkeit des deutschen Ohres glaubte und in Jugendkraft und Vaterlandsgefühl selbst mit der melodischen griechischen Sprache den Wettlauf wagte; in der man ferner das richtige Gefühl hatte, daß die Musik der Dichtkunst sich, ohne eintönig zu werden, nicht auf den Gleichklang von ein paar Endsilben beschränken, sondern in muntern Wechseltanz einer kunstreichen Rhythmik ergießen müsse, und daß Sprache und Gedanke nur gewinne, wenn beide genöthigt würden durch eigene Kraft und Bedeutsamkeit zu ersetzen, was sie am verführerischen Reize des Reims einbüßen. Selbst die größere Schwierigkeit, welche die etwas schwerfällige, weil an kurzen Silben arme und in der Wortbiegung breite Sprache dem Bestreben entgegensetzt Verse zu schaffen, in denen ein wohlgefälliger mannigfacher Tonfall den Reimklang vergessen lasse, selbst diese Schwierigkeit stärkte die Kraft und schmeidigte die Gelenkigkeit der deutschen Zunge, gleich einer Turnkunst; sie nöthigte die Sprache in neue Stellungen, Fügungen und Wortbildungen einzugehen, welche ihr nach und nach auch geläufig wurden. Ich glaube zwar nicht, daß reimlose Poesie sich unter uns beliebt machen wird; hat doch der Deutsche das Gefühl für die ihm ureigenthümliche Assonanz fast verloren, hat er doch den Unterschied langer und kurzer Silben erst künstlich wieder erlernen müssen, hat er sich doch durch festgehaltene Betonung der Stammsilben in der Poesie eine Fessel geschaffen, die es nur den Virtuosen der Sprache möglich macht in bewegtern Rhythmen zu dichten, also daß selbst Platen, der Verskünstler, zuweilen, ja öfter als man gewöhnlich annimmt, an dieser Satzung strauchelte — wie wäre jemals zu erwarten, daß Vorliebe für Metrik das

Wohlgefallen am Reim verdrängte? Wenn man die Lautenhaftigkeit unsres Idioms und die Neigung unsres Volks mit dem Zwecke der Kunst zusammenhält, könnte man diesen Sieg nicht einmal wünschen. Wer sich an Gedichten erfreuen will, wird die Zumuthung abweisen, erst wie ein Schulknabe mühsam zu scandiren; wer poetische Gedanken zu Papier bringen will, wird am liebsten den kürzesten Weg einschlagen und solche Pfade vermeiden, die ihn bei jedem Schritt in Dorngehege verstricken. Platen dagegen legte hohen Werth auf seine Oden und rechnete sich den zweiten Preis darin zum Ruhme an, indem er den ersten vermuthlich Klopstock zuerkannte. Wir haben von ihm ein Sonett, das letzte von allen, in welchem er sich, wie einst Flemming, eine Grabschrift setzte, und mit gerechter Würdigung seine Stellung in der Literatur bezeichnete:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen:
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Sämmtliche Oden Platens fallen in seine gereifteste Zeit, und die kunstvollen Hymnen, welche in der Gesammtausgabe den besondern Titel Festgesänge führen, in die späteste, woraus sich

von selbst ergibt, daß er in dieser Gattung eine Weiterbildung der deutschen Poesie erkannte. Von Pindars philologischen Verehrern mit Jubel begrüßt, haben sie sich in weitern Kreisen kaum Leser erworben. Aber bei alledem kamen solche metrische Fingerübungen der Sprache im ganzen zu gute; und wenn nun der Künstler mit seiner Geläufigkeit ein schönes zu Herzen sprechendes Musikstück spielte, so gelang ihm dessen Durchführung mit um so größerer Leichtigkeit. Wer es gelernt hat auf dem Seile zu gehen, wird auch mit Grazie einen Walzer tanzen.

Platen, und das ist sein Hauptverdienst gegenüber den Romantikern, brachte durch ernste Forderung an die Technik die Dichtkunst wieder den strengen Künsten nahe, von deren Höhe sie durch leichtfertige Sprachbehandlung herabgesunken war. Für den wahren Künstler, sagt er, gibt es keine Kleinigkeit; ein falscher Vers wird seiner Natur so widrig sein, als ein falscher Gedanke, und er überläßt es unsern jungen genialen Geistern sich alles zu erlauben, um ja recht bald von allen vergessen zu werden. Er selbst habe immer die strengste Art des Reimes beobachtet, weshalb auch künftig kein wirklicher Dichter mehr wagen werde die verschiedensten Töne á auf ö, i auf ü und dergleichen zu reimen. Die frühern Dichter, auch Göthe und Schiller nicht ausgenommen, stehen in dieser Hinsicht hinter ihm im Schatten; man wandte damals die Aufmerksamkeit lediglich dem Gedanken zu und hatte für die Feinheiten des Reims ein noch zu stumpfes Ohr; die spätern legten wieder auf neue vollklingende Tonfälle ein Hauptgewicht, wozu namentlich Rückerts Spielereien verführten; Sonne und Wonne waren abgebraucht, Tiara und Niagara vertraten den Platz; Platen stellt zunächst das Gesetz der Reinheit auf, und bietet neben dieser eine schöne Mischung des Volltönenden und Gewöhnlichen, so daß bei dem Ohrenschmause doch auch der Inhalt zu seinem Rechte kommt. Am meisten sün-

digten ihren verschlungenen Maßen und Reimen zu Gefallen die Romantiker, welche die Sprache gewaltsam radebrechten, und wenn nur der Wohlklang im Ganzen gewahrt blieb, es mit Zwicken und Abbrechen von Silben und Buchstaben, mit falscher Betonung und Einschieben von Flickwörtern niemals genau nahmen. Tieck's Jugendgedichte z. B. sind bei allem Wohllaute voll schlecht gebauter Verse. Wie sehr aber Platens Strenge von Nöthen war, ergibt sich aus dem Beispiele seines Gegners Heine, der in genialem Uebermuthe die Metrik mit Füßen trat und geflissentlich Verse schmiedete, die den Leser zum Lachen reizen, als wollte er, der mit allem sein Spiel trieb, auch die Poetik geradezu umwerfen. Heine hat trotz seiner Kunstlosigkeit unendlichen Beifall geerntet, wie ihn der begabteste unserer modernen Lyriker verdiente; ich möchte die unvergleichlich tiefen Naturlaute seiner Lieder auch in keiner andern Toilette vorgetragen sehen, als in seinem mitunter koketten Negligé; aber wenn nun andere, die nicht Heine waren, sich die Bequemlichkeiten zu Nutze machten und gleich ihm fast wie Adam im Paradies durch die Haine der Dichtkunst wandelten, mußte da nicht alle Sitte verwildern? Wer von beiden richtige, weil allgemein giltige, Gesetze aufgestellt, hat die Zeit bereits entschieden. Heines Nachahmer schnitten ihre Capriolen als schnöde Affen, Platens Kunststrenge hat in der Folge die ganze Dichterzunft stillschweigend angenommen. Heine war ein Poet von solcher Bedeutung, daß er für seine Manier Anerkennung beanspruchen konnte, ein verzogenes Kind des Genius, an dem man selbst die Unarten sich gefallen läßt; er mochte von den Sprüngen, Unebenheiten, Monotonien des Volksliedes nach Belieben Gebrauch machen; seine Schalmeien- und Aeolsharfentöne rührten die Herzen; ja der Sänger des Unbehagens und der Zerrissenheit, der Dichter des Weltschmerzes mußte auch die hergebrachten technischen Satzungen abwerfen; strenge Form wäre für

ihn Unform gewesen; aber sollte man denn nun in Heines Weise weiter dichten? sollte die Nation Heines Denkweise annehmen? Der Deutsche ist einmal nicht leichtlebig genug, um für die Dauer über den Spielen des Witzes sich dem Ernst zu entschlagen. So wandten sich denn alle, welche dem Ernste huldigten, auch der ernstern Kunstform zu. Sie haben zumeist ein rednerisches Gepräge, die reformatorischen Lyriker, die ich hier im Auge habe; sie zanken in schwungreichen Wendungen und glänzenden Bildern über die Gebrechen des Staats und der Gesellschaft; aber abgesehen von unserer Vorliebe für Rhetorik in der Poesie, die wir niemals verleugnet haben, und von der damaligen Volksthümlichkeit ihrer Ideen, die uns allen wie aus der Seele kamen, machten jene politischen und socialen Dichter einen bedeutenden Eindruck durch ihre von Platen zuerst so nachdrücklich empfohlene Reinheit des Versbaues. Oder wer hätte sich nicht von den schönen Rhythmen bestechen lassen, welche in den Spaziergängen eines Wiener Poeten und in Herweghs geharnischten Liedern so klangreich und vollwichtig ans Ohr schlugen? Heutzutage sind wir so empfindlich gegen jede Dissonanz, daß wir Freiheiten in der Technik gar nicht mehr nachsehen, melodischem Ausdrucke dagegen selbst magere Gedanken vergeben. Ich betrachte solche Strenge der Darstellung als ein wahres Glück in einem dichterisch unproduktiven Zeitalter; sie verhindert wenigstens, daß wir in der Sündflut von Reimereien ersaufen, sie rettet uns eine edle Redeweise für bessere Tage und hält das ästhetische Gefühl auf der Höhe, daß es nicht wieder herab in Barbarei versinkt. So lange im Mittelalter die poetische Zucht der Minnesänger waltete, blühte die Sprache und mit ihr die feine Sitte derer, die schaffend oder genießend an der Dichtkunst Theil nahmen; als die Poesie in schlechtere Hände fiel, die das zarte Instrument nur tölpelhaft spielten, drang in die obern Schichten der Gesellschaft eine Ver-

wilderung, die sich Jahrhunderte lang nicht wieder ausrotten ließ. An die Rhythmik der Verse heftet sich unvermerkt die Rhythmik des Lebens; denn mit der ästhetischen Bildung hängt die sittliche enger zusammen, als man zu glauben pflegt. Die alten Griechen wußten das besser; darum legten sie in der Erziehung das Hauptgewicht auf die Musik, unter welcher sie nicht allein die Tonkunst im engern Sinne verstanden, sondern zugleich die künstlerische Behandlung der Sprache nach Takt und Rhythmus. An schlaffe, weichliche Rhythmen knüpften sie als natürliche Folge auch ähnliche Sitten, und diejenigen Stämme, welche der alten Energie treu bleiben wollten, verbannten aus ihren Staaten entnervende Weisen.

Wenden wir diese Anschauung der Dinge, welche in ihrer Allgemeinheit manchem zu ideal und fremd erscheinen mag, auf die Zustände der modernen Lyrik an, so bietet sie dafür die schlagendsten Belege. Die verschwimmenden Rhythmen der Romantiker sind ein Kennzeichen ihrer weichlichen Mystik, die schlotterigen eines Heine tragen die Spuren seiner leichtfertigen Grundsätze, seines flüchtigen Spiels mit den Pflichten und Aufgaben des Lebens. Als dagegen die Rhythmen der Dichter wieder straffer wurden, ermannte sich auch der Volksgeist. Das ist kein zufälliges Zusammentreffen, sondern gegenseitige Wechselwirkung; die Kunst wollte dem Volke wieder etwas werden, indeß sie seit Jahren nur zum Privatvergnügen der Poeten getändelt hatte; nicht als ob sie sich zur Dienerin fremder Zwecke hätte erniedrigen wollen, sondern weil sie es für ihren schönsten Beruf erachtete, sich an die Interessen des Staats und der Gesellschaft anzuschließen.

Und das ist ein weiteres wichtiges Verdienst Platens, daß er die Scheidewand, welche die Dichter zwischen der Poesie und dem Leben aufgeführt hatten, niederzureißen begann. Der ideale Platen haßt alle Unnatur. So wenig er

sich für seine Person den Einflüssen der Romantik entziehen konnte, indem er, wie von Gespenstern getrieben, die Heimat mied, so knüpfte ihn doch seine Sehnsucht wieder mit dem Vaterland und mit dem Leben zusammen.

Es sehnt sich ewig dieser Geist ins Weite,
Und möchte fürder, immer fürder streben;
Nie könnt' ich lang an einer Scholle kleben,
Und hätt' ein Eden ich an jeder Seite.

Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.

So bildet er denn einen Uebergang von der alten Kunstschule zu der neuen; jene nahm für den Dichter die Befugniß in Anspruch, ein abgesondertes Dasein zu führen und der Betheiligung am öffentlichen Wesen zu entsagen, diese verpflichtet ihn mit allen Kräften das gemeine Wohl zu fördern; in Platens Seele kämpfen beide Strebungen und zerren ihn unruhig und unbefriedigt durchs Leben hin. Denn all die Reize der südlichen Natur waren zu schwach, seinen Blick von Betrachtung der deutschen Zustände für die Dauer abzulenken, und aus Italien sandte er, in derselben polemischen Richtung verharrend, die er in Deutschland eingeschlagen, seine zweite Literaturkomödie herüber. In den zwanziger Jahren durfte sich bei uns die Satire vorerst nur in dieser unschuldigen Gestalt vernehmen lassen, das Oeffentliche und Politische mußte ausgeschlossen bleiben; erst die Julirevolution ermöglichte auf kurze Zeit ein freieres Aufathmen. Auch lag ja das Literarische seit den glänzenden Erfolgen unserer Klassiker durch das erste Viertel dieses Jahrhunderts dergestalt im Vordergrunde, daß es fortwährend die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte, mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung, welche der Befreiungskrieg ver-

will ich noch eine Aeußerung Göthes beisetzen, dessen weiter Blick und billig denkender Sinn auch hier, wie fast überall, das Rechte fand. Es ist dieses Urtheil von um so höherem Werthe, weil seine Autorität vielleicht im Stande sein wird, die Ansichten der Tadler in den Augen derer zu entkräften, welche sich durch meine Gegenbemerkungen nicht überzeugen ließen. „In Graf Platen, sagte er im Jahre 1831 zu Eckermann, finden sich fast alle Haupterfordernisse eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Productivität besitzt er in hohem Grade; auch findet sich bei ihm eine vollkommene technische Ausbildung und ein Studium und ein Ernst wie bei wenigen andern; allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung. Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der romantische Oedipus trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen? Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel occupiren das Gemüth; die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“ So sprach Göthe, der ruhige Weise, der seit vielen Jahren betrachtend auf der Hochwarte saß und nicht ohne Schmerz die mancherlei Verwilderung unten gewahrte, die den von ihm und Schiller angelegten Garten der Poesie überwuchert hatte. Sein Zeugniß, dünkt mich, hätte so manchen

Kritiker zur Besonnenheit mahnen sollen, welcher rasch mit Verdammungsurtheilen fertig und zum Tadel allezeit aufgelegt, über einen Geist, den der erste unserer Dichter schätzte, den Stab brach. Es kann uns aber auch zugleich hinüberleiten zu dem nun keineswegs mehr schwierigen Versuch, die charakteristischen Eigenschaften Platens ohne Rücksicht auf fremde Meinungen einfach zusammenzustellen, die ihn aus der Menge der Mitstrebenden hervorheben und dauerndem Gedächtniß empfehlen.

Die Literatur der Deutschen wuchs im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts neben andern Einflüssen hauptsächlich dadurch zu ihrer Höhe heran, daß ihre Träger sich als gelehrige Schüler der Alten zeigten. Klopstock und Lessing, Wieland und Herder, Göthe und Schiller saßen, jeder in seiner Weise, den Lehrern der Menschheit zu Füßen, zu geschweigen der zahlreichen Schriftsteller zweiter Ordnung, welche mit jenen von Verehrung des Alterthums durchdrungen waren. Auch die Häupter der Romantik lebten und wirkten noch in dem nemlichen Glauben; die Schlegel erwarben sich in Vorlesungen und Zeitschriften um geschmackvolleres Verständniß der Klassiker unbestreitbare Verdienste. Aber bei alledem fing man an, berauscht von den Reizen der eigenen Vorzeit, in der Praxis sich über die Grundsätze der alten Lehrmeister hinwegzusetzen; das germanische und das christliche Element machten in der Kunst neben dem antiken ein überwiegendes Anrecht geltend, und das halbverstandene Mittelalter übte durch die Neuheit seiner Kenntniß einen unendlichen Zauber aus. Die Klassiker konnte man verehren und bewundern, aber sie eigneten sich schlecht zu Gefährten für diejenigen, welche in ungestümen Gefühlen schwärmten. Eine einzige Idee der Alten wurde eingreifend in den weitern Verlauf unserer Literatur, die Idee des Schicksals; aber auch diese faßte man nicht im richtigen Sinne; das Schicksal spukte als Gespenst durch die Tragödien

der Müllner und Grillparzer. Man hatte in Deutschland von den Poesien aller Völker so viel aufgenommen, daß man gleich reichen Leuten an überfüllter Tafel praßte und die Produkte der entlegensten Länder durcheinander genoß, altdeutsch, spanisch, italienisch, arabisch, persisch, indisch, dazwischen auch nordisch — der sprachgewandte und literaturkundige Platen ist selbst ein redendes Beispiel des umfassenden Studiums vieler Literaturen. Dazu der Glaube an die Genialität, der so zu sagen der liebe Gott die Gedichte im Schlaf eingibt, die Verliebtheit ins Volksthümliche, die um so mehr sich steigerte, je spröder die Sitte den alten Gebräuchen und Weisen allmählich den Rücken kehrte; und hinwiederum die in gutem Frieden bei Mangel an öffentlichem Leben einreißende Weichlichkeit, die sich bald in Frömmelei bald in Lüsternheit und Genußsucht wandelte — diese und andere Kennzeichen der Romantik zusammengenommen, wird man sich nicht wundern, daß aus der schönen Literatur die Spuren des antiken Ernstes in eben dem Maße schwanden, als das Studium der Griechen gerade damals unter den Philologen einen einseitigen Aufschwung nahm. Man war ja umgeben von so behaglicher Fülle des Anmuthigen, man war sich bewußt, selbst so viel produciren zu können, wozu noch ferner die Regeln? Man glaubte den Kinderschuhen entwachsen zu sein; die Neuzeit fühlte sich ebenbürtig der alten, ja an Geist und Tiefe unendlich über ihr erhaben. Dabei wurden in Wahrheit die Dichtungen täglich weichlicher, nachlässiger, gehaltloser, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen. Unsere Literatur war auf dem Wege sich in breiter Ebene zu verflachen. Platen steht mit unter den wenigen rüstigen Arbeitern, welche den Strom wieder einzudämmen und in sicheres Bette zu leiten versuchten. In verschiedenen Theilen Deutschlands wirkten mehrere Dichter zu gemeinsamem Ziele, Uhland und Schwab, Rückert und

Chamisso, jeder in seiner Weise, Platen aber vor allem dadurch, daß er von der deutschen Poesie dieselbe Strenge der Form verlangte, wie die Alten von der ihrigen; denn die Schönheit sei das Ideal der Kunst, nach welchem jene mit Anstrengung gerungen, von welcher dagegen wir Moderne in unserm verkümmerten Leben bei aller Aufgeblasenheit nur selten eine Ahnung hätten. Was habt ihr denn, ruft er denen zu, die sich der Schule der Alten entwachsen wähnten,

Was habt ihr denn an euerm Rhein und Ister,
Um neben dem Hellenenvolk zu thronen?
Journale, Zeitungsblätter, Recensionen,
Tabak und Bier und Polizeiminister.

Die nie ihr kanntet jene zwei Geschwister,
Freiheit und Kunst, die dort in schönern Zonen
Aufs Haupt sich setzen der Vollendung Kronen,
Ihr haltet euch für Griechen, ihr Philister?

Gestümpert bloß habt ihr nach vielen Seiten,
Da Griechenland der Schönheit ew'gen Schimmer
Auf alles, was bestand, gewußt zu breiten.

Was ist die Kunst, mit der ihr prahlet immer?
In einem Ocean von Albernheiten
Erscheinen ein'ge geniale Schwimmer.

Zu dieser angestrebten Genauigkeit gesellte der Bildungsgang, den Platen genommen, eine noble Begeisterung fürs Ideale, zu welcher er seine Leser entzündet, wie er selbst sein Leben lang davon gehoben und getragen wird. „Dieser Dichter hat das Eigenthümliche, sagt Immermann ganz richtig in einem neulich veröffentlichten *) Briefe, daß er ohne eigentlichen Inhalt die Sehnsucht nach der Schönheit poetisch zu behandeln weiß. In den bedeutendern Sachen klingt fast nur der Wunsch nach Idealität des Daseins und das Bewußtsein dieser Idealität würdig zu sein hervor."

*) Weimarisches Jahrbuch II. S. 229.

unsere Sprach- und Sachgelehrsamkeit, unsere **Kenntniß** aller Literaturen, ja unsere theoretische Weisheit und **weltumspannende** Philosophie, welche Natur und Geschichte begriffen **haben** wollte, pflegte die Köpfe mit einer solchen Gedankenfülle zu **versehen**, daß allerdings ein eigenthümliches Denken, ein behutsames **Behandeln** einzelner Fragen immer seltener wurde. **Schelling** und seine Schüler wirkten mit blendenden Ideen berauschend; der Weisheitsjünger dünkte sich ein König zu sein; als vollends **Hegel** den Weltgeist in jedem Momente mehr zum Selbstbewußtsein kommen und alles Frühere in die höhere Entwicklung des Spätern aufnehmen ließ, da träumte das selbstgefällige Geschlecht sich allweise, während es im Grunde von seiner Vogelperspective aus die Einsicht ins Einzelne verloren hatte. Aber die Philosophie beider Schulen hatte doch die unschätzbare Wirkung, daß sie die Seelen der strebenden Jugend aufwärts zog und einerseits dem Trivialen, Philisterhaften entfremdete, andererseits vor der Gemeinheit schützte, in welche die Herrschaft der sinnlichen Triebe zu stürzen drohte. Wer von diesem Geiste getränkt war, mochte nicht leicht nach Heines Lockpfeife tanzen. Platen verehrte J. J. **Wagner** in Würzburg als Lehrer, **Schelling** in Erlangen, den Plato unter den neuen Philosophen, zugleich als väterlichen Freund, in dessen Hause er ab- und zuging, wie der eigene Sohn, „anerkannt, gefördert, aufgemuntert und wenn es Noth war gescholten." Ich habe nicht das Glück gehabt die Einwirkung der mächtigen Persönlichkeit des letzteren an mir selbst zu erfahren; aber was mir der erstere gewesen, da ich als Neuling von seinen Schätzen zehrte, wenn er beredt die Gesetze des Geistes und der Welt, der Kunst und des Staates entrollte, wie ich mich da allem Gewöhnlichen entrückt, wie ich den Funken des Ewigen in mir entfacht fühlte, das erkenne ich dankbar, und benütze die Gelegenheit zum Lobe des wenig gekannten und einst vielgeschmähten Propheten. Wer

von Wagner die wissenschaftliche Taufe empfangen, der ist dem Orden selten untreu geworden. Daß Platen von beiden Meistern, wenn auch nicht für die Schulphilosophie gewonnen, doch gehoben und für seine ideale Richtung als Dichter geweiht wurde, unterliegt keinem Zweifel und ist, wenigstens was Schelling anlangt, in schönen Sonetten von ihm selbst bestätigt worden.

Wie sah man uns an deinem Munde hangen,
Und lauschen Jeglichen auf seinem Sitze,
Da deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seelen drangen!

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst du sie ganz wie von der Berge-Spitze;
Was wir zerpflückt mit unsrem armen Witze,
Das ist als Blume vor dir aufgegangen.

Noch sieht man Thoren zwar, erbost dagegen,
Mit logischen Tiraden überkleistern
Der Geistesarmut Eier, die sie legen;

Doch dieses Völkchen, das dich wähnt zu meistern,
Nie wird's die Welt der Wissenschaft bewegen,
Und einen Dichter wird es nie begeistern.

Gegen Wagner freilich sehen wir ihn in einem Sonett eine starke Polemik führen. Es protestirte in ihm der Poet gegen dessen Behauptung, die Kunst sei todt, weil wir sie begriffen hätten, eine Aeußerung, welche mit Wagners Ansicht von der gebundenen Schöpferkraft des Künstlers zusammenhing, aber des Schülers Gefühl vom eigenen Kunstberufe verletzen mußte, das sich so wenig durch Machtsprüche von Philosophen erschüttern ließ, als er den Inhalt ihrer Lehren ihnen abgeborgt. „Da ich nicht die mindeste Anlage zum Philosophen oder Theoretiker besitze, so habe ich alles, was ich weiß, auf praktischem oder historischem Wege gelernt", versichert Platen in seinem gedankenreichen Aufsatze „das Theater

als Nationalinstitut." Und der Kenner seiner Poesien muß ihm bezeugen, daß in diesen nirgends Wagner'sche oder Schelling'sche Ideen wiederkehren; aber der angeborene höhere Sinn, der Enthusiasmus für das Schöne, der mit immer gleicher Macht sich in des Jünglings wie des Mannes Dichtungen ausspricht, war doch geweckt und genährt von beiden.

Schelling hatte in jenen Jahren, als Platen seinen Umgang genoß, bereits die Rückkehr zum Christenthum angetreten und mit seinem großen Beispiele den alten Bestrebungen, Glauben und Wissen in Harmonie zu bringen, ein neues Gewicht gegeben; auch Hegel lebte der Ueberzeugung ein guter Christ zu sein und den Glaubensinhalt nur in tieferer Weise erfaßt zu haben; das Institut der Kirche übte seinen Rückschlag gegen den Rationalismus, und die Staatsmänner wußten, daß die Freigeisterei die Revolution geschaffen, gegen welche man sich durch Wiederbelebung der Frömmigkeit am besten versichern könne. Seit dieser Entdeckung berief man die Altgläubigen als gesinnungstüchtig um die Throne, ja auch der Schein des Glaubens genügte, weil er im öffentlichen Verhalten dasselbe Resultat erzielt.

Denn wie Mancher, der so linkisch itzt den Himmel klimmt hinan,
Thut es, weil gerad' er eines frommen Königs Unterthan:
Wäre noch wie sonst ein Freigeist Flügelmann, wie schnell belehrt
Würden jene Gott verleugnen durch ein steifes Rechtsumkehrt!

Die Poesie hatte schon am Ende des letzten Jahrhunderts die neue Melodie vorzuspielen begonnen, mit welcher die Regierenden am Arme katholischer und protestantischer Bischöfe ihr Jahrhundert in den Zauberschlaf zu lullen sich die oft vereitelte Mühe gaben. Die männlichen Bestrebungen derer, welche ehedem mit der Leuchte des Verstandes umherzündeten, wurden mit Achselzucken bemitleidet, gleich als wäre eine große geschichtliche Erscheinung schon

durch die Jahre überwunden, als wäre Kant durch Baader widerlegt, weil dieser später gelebt hat.

Platen steht inmitten der religiösen Reaction als nüchterner Verstandesmensch, der bald spottend bald zürnend die modische Weisheit befehdet; von denselben Grundsätzen wie Lessing und Herder, Göthe und Schiller ausgehend, erkennt er im Humanen und Schönen die wahren Bildungsmittel der Menschheit und sucht in religiösen Dingen vielmehr die Aehnlichkeiten, als die Differenzen der verschiedenen Zeiten nnd Völker auf. Daß die frömmelnde Romantik zum Katholicismus und zur Verneinung aller freien Wissenschaft führt, hat die Bildungsgeschichte unseres Jahrhunderts zur Genüge gelehrt; sollte denn das Verdienst eines Dichters gering anzuschlagen sein, der den Muth hatte die durch Krieg und Verwirrung abgerissenen Fäden deutscher Entwicklung da wieder anzuknüpfen, wo das schöne Gewebe unterbrochen worden war? Schelte mir nur keiner mit unreifem oder unreinem Eifer die welthistorischen Männer, welche die Fackel der Menschlichkeit an den Altären Griechenlands anzündeten und von wahrlich eben so heiliger Begeisterung fürs Göttliche glühten, als die Christen heutiger Jahre, die über jene als über ungläubige Heiden hinwegsehen. Ohne die Lebensmühe jener großen Lehrer, welche eine wahre Segensfülle fruchtbarer Anschauungen getragen und die Bildung gezeitigt hat, die wir gegenwärtig als Gemeingut unsers Jahrhunderts rühmen, wären die Hochmüthigen von neuem Datum sogar des Flitters bar, mit welchem sie ihr System behängen. Platen bemüht sich mit scharfer Polemik, das Unkraut hinwegzuräumen, welches zwischen den Steinen des unterbrochenen Baues auch in der Kunst seit Jahren hervorgeschossen, auf daß man da, wo die frühern Bauherren aufgehört, wieder neue Steine aufsetzen kann. Die jeweilige Geistesrichtung der Gegenwart braucht keineswegs gediegener zu sein,

als die der Vorfahren. Wie die Wiederhersteller alter Dome geschmacklose Altäre, angesetzte Kapellen, ja wohl ganze Portale einreißen müssen, um für Durchführung des Grundplanes aufs neue Raum zu gewinnen, so ist es auch bei den Produkten andern Künste, ja bei der Kultur ganzer Zeitalter. Platen gleicht einem solchen Restaurator am ehrwürdigen Münster der Dichtkunst, der begabt mit feinem Kunstverstande, die Schnörkel und werthlosen Zieraten nicht ohne vielen Eifer gegen den Ungeschmack der Spätern hinausfegt.

Die Griechen haben einst den Grundriß zu dem Bau mit großartiger Einfachheit entworfen, die Mauern und Säulen aufgeführt und das Dach aufgesetzt, daß ihm der Winter der Barbarei nicht schadete; das Mittelalter errichtete die himmelanstrebenden Thürme; lange Unkultur schmückte ihn mit müßigem Plunder; das Humanitätszeitalter begann ihn zu reinigen und die schlechten Gemälde und Heiligenbilder von Wänden und Säulen zu reißen. Da kam aber ein Geschlecht fanatischer Stadtbewohner; das konnte nicht beten ohne gemachte Blumen, Reliquienkästen und bunt herausgeputzte Madonnen, mit welchen es daher aufs neue den schönen Tempel verunstaltete, bis ein neuer Künstler abermals das Gerümpel zankend hinausräumte. Platen ist im Geschmack und Denkart der ärgste Feind der Romantik; wie er auf politischem und religiösem Feld ihr entgegenwirkte, habe ich bereits früher nachgewiesen, wie er auf ästhetischem zu ihr in Gegensatz trat, will ich weiter zeigen.

Zwar allerlei Inhalt und Dichtarten hat er von ihr überkommen; wenn er in Gaselen uns den Orient vor Augen stellt, wenn er Scharen von Sonetten formt, wenn er Märchen zu Dramen ausspinnt oder auch mit epischer Breite nacherzählt, wenn er literarische Streitfragen zu Komödienstoffen erhebt, so stellt er sich in diesen Neigungen als Fortsetzer der gangbaren

Poesie dar; dagegen knüpfen seine reimlosen Oden und seine Bemühungen, die Metrik über die eintönigen Jamben zu den volleren und belebteren Silbenmaßen der Griechen hinüberzuführen, an Klopstock und seine Schule an, in der man noch an die Bildungsfähigkeit des deutschen Ohres glaubte und in Jugendkraft und Vaterlandsgefühl selbst mit der melodischen griechischen Sprache den Wettlauf wagte; in der man ferner das richtige Gefühl hatte, daß die Musik der Dichtkunst sich, ohne eintönig zu werden, nicht auf den Gleichklang von ein paar Endsilben beschränken, sondern in muntern Wechseltanz einer kunstreichen Rhythmik ergießen müsse, und daß Sprache und Gedanke nur gewinne, wenn beide genöthigt würden durch eigene Kraft und Bedeutsamkeit zu ersetzen, was sie am verführerischen Reize des Reims einbüßen. Selbst die größere Schwierigkeit, welche die etwas schwerfällige, weil an kurzen Silben arme und in der Wortbiegung breite Sprache dem Bestreben entgegensetzt Verse zu schaffen, in denen ein wohlgefälliger mannigfacher Tonfall den Reimklang vergessen lasse, selbst diese Schwierigkeit stärkte die Kraft und schmeidigte die Gelenkigkeit der deutschen Zunge, gleich einer Turnkunst; sie nöthigte die Sprache in neue Stellungen, Fügungen und Wortbildungen einzugehen, welche ihr nach und nach auch geläufig wurden. Ich glaube zwar nicht, daß reimlose Poesie sich unter uns beliebt machen wird; hat doch der Deutsche das Gefühl für die ihm ureigenthümliche Assonanz fast verloren, hat er doch den Unterschied langer und kurzer Silben erst künstlich wieder erlernen müssen, hat er sich doch durch festgehaltene Betonung der Stammsilben in der Poesie eine Fessel geschaffen, die es nur den Virtuosen der Sprache möglich macht in bewegtern Rhythmen zu dichten, also daß selbst Platen, der Versekünstler, zuweilen, ja öfter als man gewöhnlich annimmt, an dieser Satzung strauchelte — wie wäre jemals zu erwarten, daß Vorliebe für Metrik das

Wohlgefallen am Reim verdrängte? Wenn man die Launenhaftigkeit unsres Idioms und die Neigung unsres Volks mit dem Zwecke der Kunst zusammenhält, könnte man diesen Sieg nicht einmal wünschen. Wer sich an Gedichten erfreuen will, wird die Zumuthung abweisen, erst wie ein Schulknabe mühsam zu scandiren; wer poetische Gedanken zu Papier bringen will, wird am liebsten den kürzesten Weg einschlagen und solche Pfade vermeiden, die ihn bei jedem Schritt in Dorngehege verstricken. Platen dagegen legte hohen Werth auf seine Oden und rechnete sich den zweiten Preis darin zum Ruhme an, indem er den ersten vermuthlich Klopstock zuerkannte. Wir haben von ihm ein Sonett, das letzte von allen, in welchem er sich, wie einst Flemming, eine Grabschrift setzte, und mit gerechter Würdigung seine Stellung in der Literatur bezeichnete:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen:
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Sämmtliche Oden Platens fallen in seine gereifteste Zeit, und die kunstvollen Hymnen, welche in der Gesammtausgabe den besondern Titel Festgesänge führen, in die späteste, woraus sich

von selbst ergibt, daß er in dieser Gattung eine Weiterbildung der deutschen Poesie erkannte. Von Pindars philologischen Verehrern mit Jubel begrüßt, haben sie sich in weitern Kreisen kaum Leser erworben. Aber bei alledem kamen solche metrische Fingerübungen der Sprache im ganzen zu gute; und wenn nun der Künstler mit seiner Geläufigkeit ein schönes-zu Herzen sprechendes Musikstück spielte, so gelang ihm dessen Durchführung mit um so größerer Leichtigkeit. Wer es gelernt hat auf dem Seile zu gehen, wird auch mit Grazie einen Walzer tanzen.

Platen, und das ist sein Hauptverdienst gegenüber den Romantikern, brachte durch ernste Forderung an die Technik die Dichtkunst wieder den strengen Künsten nahe, von deren Höhe sie durch leichtfertige Sprachbehandlung herabgesunken war. Für den wahren Künstler, sagt er, gibt es keine Kleinigkeit; ein falscher Vers wird seiner Natur so widrig sein, als ein falscher Gedanke, und er überläßt es unsern jungen genialen Geistern sich alles zu erlauben, um ja recht bald von allen vergessen zu werden. Er selbst habe immer die strengste Art des Reimes beobachtet, weshalb auch künftig kein wirklicher Dichter mehr wagen werde die verschiedensten Töne ä auf ö, i auf ü und dergleichen zu reimen. Die frühern Dichter, auch Göthe und Schiller nicht ausgenommen, stehen in dieser Hinsicht hinter ihm im Schatten; man wandte damals die Aufmerksamkeit lediglich dem Gedanken zu und hatte für die Feinheiten des Reims ein noch zu stumpfes Ohr; die spätern legten wieder auf neue vollklingende Tonfälle ein Hauptgewicht, wozu namentlich Rückerts Spielereien verführten; Sonne und Wonne waren abgebraucht, Tiara und Niagara vertraten den Platz; Platen stellt zunächst das Gesetz der Reinheit auf, und bietet neben dieser eine schöne Mischung des Volltönenden und Gewöhnlichen, so daß bei dem Ohrenschmause doch auch der Inhalt zu seinem Rechte kommt. Am meisten sün-

Unsere Sprach- und Sachgelehrsamkeit, unsere Kenntniß aller Literaturen, ja unsere theoretische Weisheit und weltumspannende Philosophie, welche Natur und Geschichte begriffen haben wollte, pflegte die Köpfe mit einer solchen Gedankenfülle zu versehen, daß allerdings ein eigenthümliches Denken, ein behutsames Behandeln einzelner Fragen immer seltener wurde. Schelling und seine Schüler wirkten mit blendenden Ideen berauschend; der Weisheitsjünger dünkte sich ein König zu sein; als vollends Hegel den Weltgeist in jedem Momente mehr zum Selbstbewußtsein kommen und alles Frühere in die höhere Entwicklung des Spätern aufnehmen ließ, da träumte das selbstgefällige Geschlecht sich allweise, während es im Grunde von seiner Vogelperspective aus die Einsicht ins Einzelne verloren hatte. Aber die Philosophie beider Schulen hatte doch die unschätzbare Wirkung, daß sie die Seelen der strebenden Jugend aufwärts zog und einerseits dem Trivialen, Philisterhaften entfremdete, andererseits vor der Gemeinheit schützte, in welche die Herrschaft der sinnlichen Triebe zu stürzen drohte. Wer von diesem Geiste getränkt war, mochte nicht leicht nach Heines Lockpfeife tanzen. Platen verehrte J. J. Wagner in Würzburg als Lehrer, Schelling in Erlangen, den Plato unter den neuen Philosophen, zugleich als väterlichen Freund, in dessen Hause er ab- und zuging, wie der eigene Sohn, „anerkannt, gefördert, aufgemuntert und wenn es Noth war gescholten.“ Ich habe nicht das Glück gehabt die Einwirkung der mächtigen Persönlichkeit des letzteren an mir selbst zu erfahren; aber was mir der erstere gewesen, da ich als Neuling von seinen Schätzen zehrte, wenn er beredt die Gesetze des Geistes und der Welt, der Kunst und des Staates entrollte, wie ich mich da allem Gewöhnlichen entrückt, wie ich den Funken des Ewigen in mir entfacht fühlte, das erkenne ich dankbar, und benütze die Gelegenheit zum Lobe des wenig gekannten und einst vielgeschmähten Propheten. Wer

von Wagner die wissenschaftliche Taufe empfangen, der ist dem Orden selten untreu geworden. Daß Platen von beiden Meistern, wenn auch nicht für die Schulphilosophie gewonnen, doch gehoben und für seine ideale Richtung als Dichter geweiht wurde, unterliegt keinem Zweifel und ist, wenigstens was Schelling anlangt, in schönen Sonetten von ihm selbst bestätigt worden.

Wie sah man uns an deinem Munde hangen,
Und lauschen Jeglichen auf seinem Sitze,
Da deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsre Seelen drangen!

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst du sie ganz wie von der Berge-Spitze;
Was wir zerpflückt mit unsrem armen Witze,
Das ist als Blume vor dir aufgegangen.

Noch sieht man Thoren zwar, erbost dagegen,
Mit logischen Tiraden überkleistern
Der Geistesarmut Eier, die sie legen;

Doch dieses Völkchen, das dich wähnt zu meistern,
Nie wird's die Welt der Wissenschaft bewegen,
Und einen Dichter wird es nie begeistern.

Gegen Wagner freilich sehen wir ihn in einem Sonett eine starke Polemik führen. Es protestirte in ihm der Poet gegen dessen Behauptung, die Kunst sei todt, weil wir sie begriffen hätten, eine Aeußerung, welche mit Wagners Ansicht von der gebundenen Schöpferkraft des Künstlers zusammenhing, aber des Schülers Gefühl vom eigenen Kunstberufe verletzen mußte, das sich so wenig durch Machtsprüche von Philosophen erschüttern ließ, als er den Inhalt ihrer Lehren ihnen abgeborgt. „Da ich nicht die mindeste Anlage zum Philosophen oder Theoretiker besitze, so habe ich alles, was ich weiß, auf praktischem oder historischem Wege gelernt", versichert Platen in seinem gedankenreichen Aufsatze „das Theater

als Nationalinstitut." Und der Kenner seiner Poesien muß ihm bezeugen, daß in diesen nirgends Wagner'sche oder Schelling'sche Ideen wiederkehren; aber der angeborene höhere Sinn, der Enthusiasmus für das Schöne, der mit immer gleicher Macht sich in des Jünglings wie des Mannes Dichtungen ausspricht, war doch geweckt und genährt von beiden.

Schelling hatte in jenen Jahren, als Platen seinen Umgang genoß, bereits die Rückkehr zum Christenthum angetreten und mit seinem großen Beispiele den alten Bestrebungen, Glauben und Wissen in Harmonie zu bringen, ein neues Gewicht gegeben; auch Hegel lebte der Ueberzeugung ein guter Christ zu sein und den Glaubensinhalt nur in tieferer Weise erfaßt zu haben; das Institut der Kirche übte seinen Rückschlag gegen den Rationalismus, und die Staatsmänner wußten, daß die Freigeisterei die Revolution geschaffen, gegen welche man sich durch Wiederbelebung der Frömmigkeit am besten versichern könne. Seit dieser Entdeckung berief man die Altgläubigen als gesinnungstüchtig um die Throne, ja auch der Schein des Glaubens genügte, weil er im öffentlichen Verhalten dasselbe Resultat erzielt.

> Denn wie Mancher, der so linkisch itzt den Himmel klimmt hinan,
> Thut es, weil gerad' er eines frommen Königs Unterthan:
> Wäre noch wie sonst ein Freigeist Flügelmann, wie schnell belehrt
> Würden jene Gott verleugnen durch ein steifes Rechtsumkehrt!

Die Poesie hatte schon am Ende des letzten Jahrhunderts die neue Melodie vorzuspielen begonnen, mit welcher die Regierenden am Arme katholischer und protestantischer Bischöfe ihr Jahrhundert in den Zauberschlaf zu lullen sich die oft vereitelte Mühe gaben. Die männlichen Bestrebungen derer, welche ehedem mit der Leuchte des Verstandes umherzündeten, wurden mit Achselzucken bemitleidet, gleich als wäre eine große geschichtliche Erscheinung schon

durch die Jahre überwunden, als wäre Kant durch Baader widerlegt, weil dieser später gelebt hat.

Platen steht inmitten der religiösen Reaction als nüchterner Verstandesmensch, der bald spottend bald zürnend die modische Weisheit befehdet; von denselben Grundsätzen wie Lessing und Herder, Göthe und Schiller ausgehend, erkennt er im Humanen und Schönen die wahren Bildungsmittel der Menschheit und sucht in religiösen Dingen vielmehr die Aehnlichkeiten, als die Differenzen der verschiedenen Zeiten nnd Völker auf. Daß die frömmelnde Romantik zum Katholicismus und zur Verneinung aller freien Wissenschaft führt, hat die Bildungsgeschichte unseres Jahrhunderts zur Genüge gelehrt; sollte denn das Verdienst eines Dichters gering anzuschlagen sein, der den Muth hatte die durch Krieg und Verwirrung abgerissenen Fäden deutscher Entwicklung da wieder anzuknüpfen, wo das schöne Gewebe unterbrochen worden war? Schelte mir nur keiner mit unreifem oder unreinem Eifer die welthistorischen Männer, welche die Fackel der Menschlichkeit an den Altären Griechenlands anzündeten und von wahrlich eben so heiliger Begeisterung fürs Göttliche glühten, als die Christen heutiger Jahre, die über jene als über ungläubige Heiden hinwegsehen. Ohne die Lebensmühe jener großen Lehrer, welche eine wahre Segensfülle fruchtbarer Anschauungen getragen und die Bildung gezeitigt hat, die wir gegenwärtig als Gemeingut unsers Jahrhunderts rühmen, wären die Hochmüthigen von neuem Datum sogar des Flitters bar, mit welchem sie ihr System behängen. Platen bemüht sich mit scharfer Polemik, das Unkraut hinwegzuräumen, welches zwischen den Steinen des unterbrochenen Baues auch in der Kunst seit Jahren hervorgeschossen, auf daß man da, wo die frühern Bauherren aufgehört, wieder neue Steine aufsetzen kann. Die jeweilige Geistesrichtung der Gegenwart braucht keineswegs gediegener zu sein,

als die der Vorfahren. Wie die Wiederhersteller alter Dome geschmacklose Altäre, angesetzte Kapellen, ja wohl ganze Portale einreißen müssen, um für Durchführung des Grundplanes aufs neue Raum zu gewinnen, so ist es auch bei den Produkten anderer Künste, ja bei der Kultur ganzer Zeitalter. Platen gleicht einem solchen Restaurator am ehrwürdigen Münster der Dichtkunst, der begabt mit feinem Kunstverstande, die Schnörkel und werthlosen Zieraten nicht ohne vielen Eifer gegen den Ungeschmack der Spätern hinausfegt.

Die Griechen haben einst den Grundriß zu dem Bau mit großartiger Einfachheit entworfen, die Mauern und Säulen aufgeführt und das Dach aufgesetzt, daß ihm der Winter der Barbarei nicht schadete; das Mittelalter errichtete die himmelanstrebenden Thürme; lange Unkultur schmückte ihn mit müßigem Plunder; das Humanitätszeitalter begann ihn zu reinigen und die schlechten Gemälde und Heiligenbilder von Wänden und Säulen zu reißen. Da kam aber ein Geschlecht fanatischer Stadtbewohner; das konnte nicht beten ohne gemachte Blumen, Reliquienkästen und bunt herausgeputzte Madonnen, mit welchen es daher aufs neue den schönen Tempel verunstaltete, bis ein neuer Künstler abermals das Gerümpel zankend hinausräumte. Platen ist in Geschmack und Denkart der ärgste Feind der Romantik; wie er auf politischem und religiösem Feld ihr entgegenwirkte, habe ich bereits früher nachgewiesen, wie er auf ästhetischem zu ihr in Gegensatz trat, will ich weiter zeigen.

Zwar allerlei Inhalt und Dichtarten hat er von ihr überkommen; wenn er in Gaselen uns den Orient vor Augen stellt, wenn er Scharen von Sonetten formt, wenn er Märchen zu Dramen ausspinnt oder auch mit epischer Breite nacherzählt, wenn er literarische Streitfragen zu Komödienstoffen erhebt, so stellt er sich in diesen Neigungen als Fortsetzer der gangbaren

Poesie dar; dagegen knüpfen seine reimlosen Oden und seine Bemühungen, die Metrik über die eintönigen Jamben zu den volleren und belebteren Silbenmaßen der Griechen hinüberzuführen, an Klopstock und seine Schule an, in der man noch an die Bildungsfähigkeit des deutschen Ohres glaubte und in Jugendkraft und Vaterlandsgefühl selbst mit der melodischen griechischen Sprache den Wettlauf wagte; in der man ferner das richtige Gefühl hatte, daß die Musik der Dichtkunst sich, ohne eintönig zu werden, nicht auf den Gleichklang von ein paar Endsilben beschränken, sondern in muntern Wechseltanz einer kunstreichen Rhythmik ergießen müsse, und daß Sprache und Gedanke nur gewinne, wenn beide genöthigt würden durch eigene Kraft und Bedeutsamkeit zu ersetzen, was sie am verführerischen Reize des Reims einbüßen. Selbst die größere Schwierigkeit, welche die etwas schwerfällige, weil an kurzen Silben arme und in der Wortbiegung breite Sprache dem Bestreben entgegensetzt Verse zu schaffen, in denen ein wohlgefälliger mannigfacher Tonfall den Reimklang vergessen lasse, selbst diese Schwierigkeit stärkte die Kraft und schmeidigte die Gelenkigkeit der deutschen Zunge, gleich einer Turnkunst; sie nöthigte die Sprache in neue Stellungen, Fügungen und Wortbildungen einzugehen, welche ihr nach und nach auch geläufig wurden. Ich glaube zwar nicht, daß reimlose Poesie sich unter uns beliebt machen wird; hat doch der Deutsche das Gefühl für die ihm ureigenthümliche Assonanz fast verloren, hat er doch den Unterschied langer und kurzer Silben erst künstlich wieder erlernen müssen, hat er sich doch durch festgehaltene Betonung der Stammsilben in der Poesie eine Fessel geschaffen, die es nur den Virtuosen der Sprache möglich macht in bewegtern Rhythmen zu dichten, also daß selbst Platen, der Versekünstler, zuweilen, ja öfter als man gewöhnlich annimmt, an dieser Satzung strauchelte — wie wäre jemals zu erwarten, daß Vorliebe für Metrik das

Wohlgefallen am Reim verdrängte? Wenn man die Launenhaftigkeit unsres Idioms und die Neigung unsres Volks mit dem Zwecke der Kunst zusammenhält, könnte man diesen Sieg nicht einmal wünschen. Wer sich an Gedichten erfreuen will, wird die Zumuthung abweisen, erst wie ein Schulknabe mühsam zu scandiren; wer poetische Gedanken zu Papier bringen will, wird am liebsten den kürzesten Weg einschlagen und solche Pfade vermeiden, die ihn bei jedem Schritt in Dorngehege verstricken. Platen dagegen legte hohen Werth auf seine Oden und rechnete sich den zweiten Preis darin zum Ruhme an, indem er den ersten vermuthlich Klopstock zuerkannte. Wir haben von ihm ein Sonett, das letzte von allen, in welchem er sich, wie einst Flemming, eine Grabschrift setzte, und mit gerechter Würdigung seine Stellung in der Literatur bezeichnete:

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen:
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Sämmtliche Oden Platens fallen in seine gereifteste Zeit, und die kunstvollen Hymnen, welche in der Gesammtausgabe den besondern Titel Festgesänge führen, in die späteste, woraus sich

von selbst ergibt, daß er in dieser Gattung eine Weiterbildung der deutschen Poesie erkannte. Von Pindars philologischen Verehrern mit Jubel begrüßt, haben sie sich in weitern Kreisen kaum Leser erworben. Aber bei alledem kamen solche metrische Fingerübungen der Sprache im ganzen zu gute; und wenn nun der Künstler mit seiner Geläufigkeit ein schönes zu Herzen sprechendes Musikstück spielte, so gelang ihm dessen Durchführung mit um so größerer Leichtigkeit. Wer es gelernt hat auf dem Seile zu gehen, wird auch mit Grazie einen Walzer tanzen.

Platen, und das ist sein Hauptverdienst gegenüber den Romantikern, brachte durch ernste Forderung an die Technik die Dichtkunst wieder den strengen Künsten nahe, von deren Höhe sie durch leichtfertige Sprachbehandlung herabgesunken war. Für den wahren Künstler, sagt er, gibt es keine Kleinigkeit; ein falscher Vers wird seiner Natur so widrig sein, als ein falscher Gedanke, und er überläßt es unsern jungen genialen Geistern sich alles zu erlauben, um ja recht bald von allen vergessen zu werden. Er selbst habe immer die strengste Art des Reimes beobachtet, weshalb auch künftig kein wirklicher Dichter mehr wagen werde die verschiedensten Töne ä auf ö, i auf ü und dergleichen zu reimen. Die frühern Dichter, auch Göthe und Schiller nicht ausgenommen, stehen in dieser Hinsicht hinter ihm im Schatten; man wandte damals die Aufmerksamkeit lediglich dem Gedanken zu und hatte für die Feinheiten des Reims ein noch zu stumpfes Ohr; die spätern legten wieder auf neue vollklingende Tonfälle ein Hauptgewicht, wozu namentlich Rückerts Spielereien verführten; Sonne und Wonne waren abgebraucht, Tiara und Niagara vertraten den Platz; Platen stellt zunächst das Gesetz der Reinheit auf, und bietet neben dieser eine schöne Mischung des Volltönenden und Gewöhnlichen, so daß bei dem Ohrenschmause doch auch der Inhalt zu seinem Rechte kommt. Am meisten sün-

digten ihren verschlungenen Maßen und Reimen zu Gefallen die Romantiker, welche die Sprache gewaltsam radebrechten, und wenn nur der Wohlklang im Ganzen gewahrt blieb, es mit Zusetzen und Abbrechen von Silben und Buchstaben, mit falscher Betonung und Einschieben von Flickwörtern niemals genau nahmen. Tiecks Jugendgedichte z. B. sind bei allem Wohllaute voll schlecht gebauter Verse. Wie sehr aber Platens Strenge von Nöthen war, ergibt sich aus dem Beispiele seines Gegners Heine, der in genialem Uebermuthe die Metrik mit Füßen trat und geflissentlich Verse schmiedete, die den Leser zum Lachen reizen, als wollte er, der mit allem sein Spiel trieb, auch die Poetik geradezu umwerfen. Heine hat trotz seiner Kunstlosigkeit unendlichen Beifall geerntet, wie ihn der begabteste unserer modernen Lyriker verdiente; ich möchte die unvergleichlich tiefen Naturlaute seiner Lieder auch in keiner andern Toilette vorgetragen sehen, als in seinem mitunter koketten Negligé; aber wenn nun andere, die nicht Heine waren, sich die Bequemlichkeiten zu Nutze machten und gleich ihm fast wie Adam im Paradies durch die Haine der Dichtkunst wandelten, mußte da nicht alle Sitte verwildern? Wer von beiden richtige, weil allgemein giltige, Gesetze aufgestellt, hat die Zeit bereits entschieden. Heines Nachahmer schnitten ihre Capriolen als schnöde Affen, Platens Kunststrenge hat in der Folge die ganze Dichterzunft stillschweigend angenommen. Heine war ein Poet von solcher Bedeutung, daß er für seine Manier Anerkennung beanspruchen konnte, ein verzogenes Kind des Genius, an dem man selbst die Unarten sich gefallen läßt; er mochte von den Sprüngen, Unebenheiten, Monotonien des Volksliedes nach Belieben Gebrauch machen; seine Schalmeien- und Aeolsharfentöne rührten die Herzen; ja der Sänger des Unbehagens und der Zerrissenheit, der Dichter des Weltschmerzes mußte auch die hergebrachten technischen Satzungen abwerfen; strenge Form wäre für

ihn Unform gewesen; aber sollte man denn nun in Heines Weise weiter dichten? sollte die Nation Heines Denkweise annehmen? Der Deutsche ist einmal nicht leichtlebig genug, um für die Dauer über den Spielen des Witzes sich dem Ernst zu entschlagen. So wandten sich denn alle, welche dem Ernste huldigten, auch der ernstern Kunstform zu. Sie haben zumeist ein rednerisches Gepräge, die reformatorischen Lyriker, die ich hier im Auge habe; sie zanken in schwungreichen Wendungen und glänzenden Bildern über die Gebrechen des Staats und der Gesellschaft; aber abgesehen von unserer Vorliebe für Rhetorik in der Poesie, die wir niemals verleugnet haben, und von der damaligen Volksthümlichkeit ihrer Ideen, die uns allen wie aus der Seele kamen, machten jene politischen und socialen Dichter einen bedeutenden Eindruck durch ihre von Platen zuerst so nachdrücklich empfohlene Reinheit des Versbaues. Oder wer hätte sich nicht von den schönen Rhythmen bestechen lassen, welche in den Spaziergängen eines Wiener Poeten und in Herweghs geharnischten Liedern so klangreich und vollwichtig ans Ohr schlugen? Heutzutage sind wir so empfindlich gegen jede Dissonanz, daß wir Freiheiten in der Technik gar nicht mehr nachsehen, melodischem Ausdrucke dagegen selbst magere Gedanken vergeben. Ich betrachte solche Strenge der Darstellung als ein wahres Glück in einem dichterisch unproduktiven Zeitalter; sie verhindert wenigstens, daß wir in der Sündfluth von Reimereien ersaufen, sie rettet uns eine edle Redeweise für bessere Tage und hält das ästhetische Gefühl auf der Höhe, daß es nicht wieder herab in Barbarei versinkt. So lange im Mittelalter die poetische Zucht der Minnesänger waltete, blühte die Sprache und mit ihr die feine Sitte derer, die schaffend oder genießend an der Dichtkunst Theil nahmen; als die Poesie in schlechtere Hände fiel, die das zarte Instrument nur tölpelhaft spielten, drang in die obern Schichten der Gesellschaft eine Ver-

wilderung, die sich Jahrhunderte lang nicht wieder ausrotten ließ. An die Rhythmik der Verse heftet sich unvermerkt die Rhythmik des Lebens; denn mit der ästhetischen Bildung hängt die sittliche enger zusammen, als man zu glauben pflegt. Die alten Griechen wußten das besser; darum legten sie in der Erziehung das Hauptgewicht auf die Musik, unter welcher sie nicht allein die Tonkunst im engern Sinne verstanden, sondern zugleich die künstlerische Behandlung der Sprache nach Takt und Rhythmus. An schlaffe, weichliche Rhythmen knüpften sie als natürliche Folge auch ähnliche Sitten, und diejenigen Stämme, welche der alten Energie treu bleiben wollten, verbannten aus ihren Staaten entnervende Weisen.

Wenden wir diese Anschauung der Dinge, welche in ihrer Allgemeinheit manchem zu ideal und fremd erscheinen mag, auf die Zustände der modernen Lyrik an, so bietet sie dafür die schlagendsten Belege. Die verschwimmenden Rhythmen der Romantiker sind ein Kennzeichen ihrer weichlichen Mystik, die schlotterigen eines Heine tragen die Spuren seiner leichtfertigen Grundsätze, seines flüchtigen Spiels mit den Pflichten und Aufgaben des Lebens. Als dagegen die Rhythmen der Dichter wieder straffer wurden, ermannte sich auch der Volksgeist. Das ist kein zufälliges Zusammentreffen, sondern gegenseitige Wechselwirkung; die Kunst wollte dem Volke wieder etwas werden, indeß sie seit Jahren nur zum Privatvergnügen der Poeten getändelt hatte; nicht als ob sie sich zur Dienerin fremder Zwecke hätte erniedrigen wollen, sondern weil sie es für ihren schönsten Beruf erachtete, sich an die Interessen des Staats und der Gesellschaft anzuschließen.

Und das ist ein weiteres wichtiges Verdienst Platens, daß er die Scheidewand, welche die Dichter zwischen der Poesie und dem Leben aufgeführt hatten, niederzureißen begann. Der ideale Platen haßt alle Unnatur. So wenig er

sich für seine Person den Einflüssen der Romantik entziehen konnte, indem er, wie von Gespenstern getrieben, die Heimat mied, so knüpfte ihn doch seine Sehnsucht wieder mit dem Vaterland und mit dem Leben zusammen.

Es sehnt sich ewig dieser Geist ins Weite,
Und möchte fürder, immer fürder streben;
Nie könnt' ich lang an einer Scholle kleben,
Und hätt' ein Eden ich an jeder Seite.

Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.

So bildet er denn einen Uebergang von der alten Kunstschule zu der neuen; jene nahm für den Dichter die Befugniß in Anspruch, ein abgesondertes Dasein zu führen und der Betheiligung am öffentlichen Wesen zu entsagen, diese verpflichtet ihn mit allen Kräften das gemeine Wohl zu fördern; in Platens Seele kämpfen beide Strebungen und zerren ihn unruhig und unbefriedigt durchs Leben hin. Denn all die Reize der südlichen Natur waren zu schwach, seinen Blick von Betrachtung der deutschen Zustände für die Dauer abzulenken, und aus Italien sandte er, in derselben polemischen Richtung verharrend, die er in Deutschland eingeschlagen, seine zweite Literaturkomödie herüber. In den zwanziger Jahren durfte sich bei uns die Satire vorerst nur in dieser unschuldigen Gestalt vernehmen lassen, das Oeffentliche und Politische mußte ausgeschlossen bleiben; erst die Julirevolution ermöglichte auf kurze Zeit ein freieres Aufathmen. Auch lag ja das Literarische seit den glänzenden Erfolgen unserer Klassiker durch das erste Viertel dieses Jahrhunderts dergestalt im Vordergrunde, daß es fortwährend die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte, mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung, welche der Befreiungskrieg ver-

anlaßt hatte. Und für eine Nation wie die deutsche, die seit Jahrhunderten vorwiegend theoretisch lebte, war eine Revolution des Geschmacks von eben der Wichtigkeit, als anderswo eine mit den Waffen.

Wohin nun Platen das Auge wandte, überall herrschte in der schönen Literatur die Mittelmäßigkeit; die Popularität, welche Schiller sich im Sturm errungen, schien den ängstlichen Staatsmännern gefährlich; lüsterne Weichlichkeit mochte man eher leiden, als Gedankenstolz:

Ja in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Preist man Claurens Albernheiten und verbietet Schillers Tell.

Göthe ließ man unbestritten auf einsamem Thron und beräucherte ihn als stummen Götzen; denn die Zeiten, wo er mit Götz und Werther die Geister aufgeregt hatte, wären lange vorüber, und der edle Greis liebte seinen Jahren gemäß die Ruhe; fiel ihm auch der Tageslärm der kleinen Geister unbequem, so zog er sich doch lieber schweigend in sich selbst zurück oder lobte bedingt und behutsam. Die Bühne beherrschte bis zu seinem Tode Kotzebue, dessen unermüdliche Feder sie mit immer neuen Stücken versorgte, wie heut zu Tage Frau Birch-Pfeifer.

Er schmierte, wie man Stiefel schmiert, vergebt mir diese Trope,
Und war ein Held an Fruchtbarkeit wie Calderon und Lope.

Und als den zweifelhaften Charakter sein Verhängniß dahingerafft, da füllten seine Stelle

des Edlen Hintersassen,
Der Advocat in Weissenfels und ähnliche Gesichter,
Die klein wie er als Menschen sind und groß wie er als Dichter....
Was sind sie, diese Koryphän moderner Dithyramben,
Als Kotzebues in Domino, staffirt in lahme Jamben?..
Wie mancher dünkt sich Virtuos und schlägt gewalt'ge Triller,
Der bloß als leere Phrase drischt, was Göthe sprach und Schiller!

Müllners Schuld, eine Mißgeburt der Zeit, wie sie Platen nannte, welche bereits 1812 entstanden, behauptete sich noch immer als gleichberechtigt neben der Braut von Messina; der türkische Glaube an ein Fatum, dem Niemand entrinne, hatte, seitdem ihn diese berühmte Tragödie durchgeführt, den fruchtbarsten Boden gefunden; die Dichter selbst zwar verwarfen ihn für ihre Person, wie z. B. Müllner in den Anmerkungen ausdrücklich dagegen ankämpft; aber sie machten ihn zum Träger ihrer Stücke, weil sie die Schwäche der Handlung und Charaktere durch Gespensterschauer zu maskiren hofften. Hugo ist ein miserabler Wicht aus Nothwendigkeit. Nicht geringern Ruhm und Beifall erntete Grillparzers Ahnfrau (1817), ein Stück von solcher Unnatur und Dürftigkeit zugleich, daß uns heutzutage über Jaromirs Redensarten wie über die Hebel der Tragödie nur ein Lächeln ankommt. Als dritter Held des Tages tritt uns Houwald entgegen,

Ein Abcschütz von gereiften Jahren,
Der oft im Schweiß des Angesichts gesungen,

dessen melodischen Versen nichts fehlt als der Inhalt. Diese Dichter lehnten sich am liebsten an die Form der Spanier an, deren vierfüßige gereimte Trochäen einem hochtönenden hohlen Pathos trefflich entgegenkamen; aus einigen berühmten Dramen Shakespeares aber borgten sie die Vorliebe fürs Grause und Scheusliche,

Das man, und wär' es auch geschehn, mit Nacht bedecken sollte.

wie denn jedes Genie schon nach Horazens Ausspruch in seinen Fehlern am leichtesten nachahmbar ist. Platen hat sich vom Götzendienste fern gehalten, den man gleichsam zur Sühne früherer Sünden mit dem tiefsten und reichsten aller modernen Dichter trieb. „Was das Bedeutende des Gegenstandes, sagt er, das

Kunstvolle des Plans, die Schärfe der Umrisse, den Reichthum der Darstellung anlangt, ist Shakespeare unerreicht geblieben. An Umfang und Tiefe übertrifft er die Griechen, in der Form konnte er sie nicht erreichen. Er gehört einer Nation an, die keine bildende Kunst besitzt." Dieses Urtheil wirft zugleich das richtige Licht auf folgendes Epigramm:

Shakespeare und Sophokles.

Schärfer gezeichnet erscheint ein Skelett als üppige Formen;
Deshalb sind Shakespeares schroffe Gestalten so scharf.
Wenn du bekleidest das nackte Geripp, so verschwinden die schroffen
Ecken; allein Schönheit feiert unsterblichen Sieg.

Neben den maßlosen Ausbrüchen der Leidenschaft rügt er an ihm ferner den unbefriedigenden Ausgang seiner Tragödien.

Aber ein Tragiker, Freund, ist der nur, welcher die tiefste
Wunde zu schlagen und auch wieder zu heilen versteht.

Genügte also seinem griechischen Sinne schon der Meister nicht in allen Stücken, wie hätte er sich an dessen Jüngern erbauen mögen, z. B. an dem „schwulsteinpöcklerischen Musensohn", dem deutschen Shakespeare Immermann, dessen Dichterbegabung er im romantischen Oedipus zu einer Zeit verspottete, als dieselbe noch nicht in voller Reife sich entfaltet hatte? Die zwei bedeutendsten Romane dieses seines Altersgenossen, dem es weder an Witz noch an Tiefe gebrach, und dem sein darstellendes Talent erst mit den Jahren zeitigte, die Epigonen und Münchhausen, erschienen erst nach Platens Tode. Seine leidenschaftliche, ja geradezu grobe Abfertigung dieses Nimmermann bezieht sich lediglich auf dessen Tragödien und knüpft auch gleich an sein neuestes Trauerspiel Cardenio und Celinde (1826) an,

Die größte, mehr als ekelhafte Metzelung,
Die je der fette Frosch Bombast in dunstigen
Irrlichtersumpf poetischen Wahnsinns laichete.

Die Häufung des Gräßlichen, welche in dieser Tragödie dem Publikum geboten wird, verbunden mit einem etwas schweren, eckigen Stil, den der Dichter von seinen Shakespearestudien sich angewöhnt hatte, machte Platen gegen dessen Manier so aufgebracht, daß er auch die wirklichen Vorzüge dieses Trauerspiels, die namentlich in der Zeichnung mächtiger Leidenschaft liegen, unbillig verkannte. Er sah es freilich voraus, daß einseitige Nachahmung des gewaltigen Britten, zumal bei unzulänglichen Kräften, auf einen Abweg führen müsse, welcher in die einst von Lohenstein und Gryphius gebahnte, längst unbrauchbare Straße mündete; es empörte seinen feinen Kunstsinn, daß im Theater, das er im Sinn unsrer großen Dichter als Bildungsanstalt der Nation betrachtete, Scharfrichterei getrieben würde; aber auf lange verhallte seine Stimme in der Wildniß. Passender als Immermann wäre als abschreckendes Beispiel Grabbe gewesen; aber die Dramen dieses barocken Genies traten erst zu der nemlichen Zeit in die Welt hinaus, als Platen eben mit dem romantischen Oedipus beschäftigt war (1827). Für einen großen Dramatiker wollte damals auch schon Raupach gelten, der unerschöpflich an Trauer- und Lustspielen, den Wetteifer mit Shakespeare durch zahlreiche unendlich langweilige vaterländische Stücke documentirte und in Berlin Jahrzehende lang die Bühne beherrschte. Dieser aber war zugleich auch Schiller, nemlich in der Rhetorik, wie Tiresias bei Platen von ihm zu rühmen weiß:

Das Jüdchen Raupel erst begann zu singen,
Das itzt als Raupach trägt so hoch die Nase:
Es suchte sich zur Trunkenheit zu zwingen
Durch Schillers zehnmal abgebrühte Phrase,
Und als der Rausch ihm wollte nicht gelingen,
Da rief es aus: Ich taumle schon! Ich rase!
Der Edle rief's und eilt' in seine Kammer,
Und schmiert' ein Trauerspiel im Katzenjammer.

Doch es waren nicht eben bloß einzelne Dichter, gegen welche er ankämpfte; die ganze herrschende Mode im Bau der Tragödien fand er kunst- und verstandlos. Man verschmähte die großartige Einfachheit des Sophokles, durch welche Göthes Tasso und Iphigenie bezaubern, und liebte an ihrer Stelle eine bunte Verwirrung ohne Zusammenhang, auch in der Menge der Personen, dem häufigen Scenenwechsel, der grellen Mischung von Ernst und Spaß und andern Unvollkommenheiten, die man als eben so viele Tugenden pries, Shakespeare in linkischer Weise copirend. Der hochbegabte neue Dichter schleudert den Oedipus des Sophokles ins allerdürrste Haidekraut; jenes Stück meint er, ist bloß als Bruchstück anzusehen; denn es fehlt ihm die nöthige Breite, die reiche Fülle von Nebenpersonen,

Aufwärter, Mägde, Narren, kleine Kinderchen,
Kanzleiverwandte, Taugenichtse, Krämervolk,
Stallknechte, Hasenfüße, Kriminalbedienstete,

es fehlt Dekorationsveränderung und sonstige Freischützcascadenfeuerwerksmaschinerie; es ist nichts Komisches eingestreut; und so zählt er alle die Marotten der Romantiker auf, welche der ächten Kunst widersprachen, aber den Verehrern der Genialität wohlgefielen, und führt dann selbst dieses „Vorzeitsfamilienmordgemälde" also in historischer Weise bühnenhaft dem Publikum vor, daß er schon vor der Geburt des Helden anhebt, und, um ihm noch größeres Interesse zu geben, eine lächerlich zarte Liebesgeschichte damit verbindet, welche einen kannibalischen Ausgang nimmt. Ein Exilirter aus Berlin hat das Ganze mit angesehen, es ist der Verstand, an dem sie im Preußischen keinen Theil mehr haben wollen; vornehm abgewiesen, als er die Lobsprüche des Chors der Haidschnucken oder Schafe und des Publikums zu belächeln Miene macht, erhebt er in erhabenem Zorne die Stimme gegen die Dichterlingsgenossenschaft,

Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasirt,

zwar jetzt ein Verbannter, der aber in der sichern Ueberzeugung umherschleicht, daß ihn das deutsche Volk vom Exil zurückrufen wird. Jetzt noch kann ihm der aberwitzige Poet hochmüthig das Wort hinwerfen:

Die Pietisten haben dir Berlin verpönt
Mit Fug und Recht; wer kümmert um Verstand sich noch?

und ihn auf das Studium Hoffmanns, des großen Callotisten, auf Fouqué und die Franz-Horn-Zigeunerzeunedeutschberlinerei, auf die Schule Hegels zu besserer Information verweisen; aber im Vollbewußtsein höherer Berechtigung schleudert er ihm seine Trimeter entgegen, und macht sogar das Publikum wankend im Glauben an seines Herzpoeten Vortrefflichkeit. In dieser Scene ist der Gegensatz Platenscher Kritik gegen den herrschenden Tollhausgeschmack aufs schneidendste ausgesprochen; Verstand, wie ihn die Alten und unter den Neuen Lessing gehandhabt, soll wieder zu Ehren kommen, die kindischen Dichtungen der jetzt mächtigen Schule sollen in Verachtung sinken; die Romantiker sollen, damit noch Hoffnung des Bessern bleibe, von ihrem Throne gestürzt werden. Ihr Aerzte, ruft Sphinx am Schluß der vorhergehenden Parabase,

Verbietet doch Romantikern Papier und Federkiel und Stift,
Und ordinirt, wenn's nichts verschlägt, ein kleines Gränchen Rattengift!
Sonst wird noch eure Poesie so frei, so burschikos und flott,
Bis endlich ganz Europa ruft: Ihr Deutschen seid ein Kinderspott!

Mitten in ihrem Siegeszuge warf Platen der Romantik den Fehdehandschuh hin, mit leidenschaftlicher Bitterkeit, mit ungerechter Verunglimpfung des Mannes, den er hier zu ihrem Repräsentanten erkoren, weil er gegen ihn persönlich gereizt war. Die Wahrheiten, die er in den Parabasen und auch zwischen durch ausspricht,

haben sich zur allgemeinen Ansicht erhoben, obschon sie Julian Schmidt die nackteste Prosa schilt. Wie viel anerkennender und gerechter auch hier wieder Gottschall, der eben nicht bloß Kritiker, der zugleich wirklicher Dichter ist! „Es läßt sich, sagt dieser, aus den Platenschen Parabasen ein ästhetischer Kanon zusammenstellen, der manche Verirrung erspart haben würde, hätten seine goldnen Lettern unsern Dichtern stets lebendig vor Augen gestanden." Man sehe doch nicht hochmüthig auf diese Literaturkomödien herab, als hätte mit ihrer Ausarbeitung Platen Zeit und Kraft an einen untergeordneten, unwürdigen Stoff verschleudert. Die Literatur ist seit dem Wiederaufblühen der schönen Künste der Regulator des deutschen Geistes; mit der Romantik der Poesie steht und fällt die Romantik des Staats und der Gesellschaft. Wer diese für einen Segen oder für ein Uebel hält, wird durch Förderung oder Bekämpfung jener aufs wirksamste seiner Partei dienen. Und so hat denn Platen, sollte man sich auch von seinen positiven Leistungen minder angesprochen fühlen, doch in den Augen derer, die in einer klaren Lebensluft athmen mögen, jedenfalls das große Verdienst, daß er mit den Essigaufgüssen seines Verstandes und Witzes die dumpfe Krankenatmosphäre vertreiben half.

Aber glücklicherweise steht es um ihn auch keineswegs als Dichter so schlecht, als die Rechthaberei der Kritiker uns einreden möchte. Da wiederholt noch sein neuester Beurtheiler Johann Marbach (Weim. Mus. IV. 47) das Wort „Unsicherheit", das einst Wolfgang Menzel gegen ihn aufgebracht und, wie wir sahen, Julian Schmidt erneuert hatte. „Platen, sagt er, will etwas Neues schaffen, er will eine neue Kunstperiode hervorrufen: daher wirft er sich mit unsäglichem Fleiß auf alle mögliche Dichtungsarten und Dichtungsformen. Aber er geht dabei mit großer Unsicherheit zu Werk, so daß auch hierin das revo-

lutionäre künstlerische Zeitalter sich in ihm spiegelt. Was viele seiner Zeitgenossen unter sich theilen, findet sich bei ihm zusammen; aber das hat er mit unserer ganzen Zeit gemein: Sehnsucht nach etwas Neuem, verbunden mit unsicheren Versuchen dasselbe herbeizuführen. Er unterscheidet sich aber von den meisten Dichtern der Neuzeit dadurch, daß er von seinem rastlosen Eifer nach Vollendung von Versuch zu Versuch getrieben wird und in all seinen Werken beim bloßen Experimentiren bleibt, wie sein Gegner Immermann." Ich gestehe, der Vorwurf der Mannigfaltigkeit in der Kunstform macht mir Befremden, weil man in frühern Zeiten dieselbe einem Poeten zum Lobe rechnete. Alle unsere bedeutendern Dichter haben dieß miteinander gemein, von Hans Sachs und Fischart an bis auf Göthe und Tieck herab, daß sie sich in den verschiedensten Kunstgattungen versuchten und aus der einen Erholung von der andern schöpften. Schon Minckwitz hat die gute Bemerkung gemacht, daß Platens Dichtungen hauptsächlich deshalb so mannigfach scheinen, weil er die Eintönigkeit des ewig gleichen jambischen und trochäischen Silbenmaßes mied. Worin aber die Unsicherheit bestanden haben soll, wüßte ich bei einem Dichter nicht zu sagen, der eine ungemeine Kraft aufbot seine Gedanken in reine klassische Form zu kleiden, und von Anfang bis zu Ende seiner poetischen Laufbahn in seinen poetischen Hauptbestrebungen sich gleich blieb. Im Gegentheil finde ich schon in den Liedern des Jünglings dieselbe Sicherheit der Behandlung, wie in den Eklogen oder Hymnen des gereiften Mannes, ja ich möchte nicht einmal mit Minckwitz von verschiedenen Entwicklungsepochen des Dichters reden und mit den im Jahre 1825 entstandenen klassischen Sonetten aus Venedig einen neuen Abschnitt rechnen. Auf ein bescheideneres Maß von Kräften angelegt als der gewaltige Göthe, hatte er die Gährungen und Veränderungen nie durchzumachen, durch welche des Letztern Dichtungen

aus dem verschiedenen Lebensaltern sich so unähnlich sind; ohnehin war sein Leben zu kurz, als daß der Einfluß der Jahre sich fühlbar machte. Und mochte er nun erst mit Vorliebe persischen, dann spanischen und italienischen, zuletzt griechischen Mustern nachstreben, so waltet doch in all seinen Dichtungen dieselbe Reinheit und Sauberkeit der Form über der Verständigkeit und Klarheit von Gedanken, die vielen nur deshalb minder poetisch erscheinen, weil ihm prunklose Wahrheit mehr gilt als blendender Schein, hinter welchem die Lüge oder die Nichtigkeit steckt.

Ein besonnener Dichter im Sinne des fränkischen Stammes, dem gesunde Vernunft von je über alles ging, verschmäht er die Koketterie mit dunkeln Gefühlen, die Schwelgerei in pikanten Bildern, das Haschen nach frappanten geistreichen Sätzen. Ein vaterländischer Dichter im Sinne der Neuzeit, nimmt er sich die Lage Deutschlands zu Herzen; und mögen seine feinorganisirten Sinne auch mitunter zu stark empfinden und seine Melancholie zu Grauses ahnen, so thut es doch wohl, in einer charakterlosen Zeit einem Schriftsteller zu begegnen, der fest in seiner Ansicht steht. Ein protestantischer Dichter im Sinne der großen Humanisten des vorigen Jahrhunderts, streitet er mit scharfgeschliffener Waffe gegen die Bestrebungen der modernen Dunkelmänner, welche die Sonne auszublasen sich die eitle Mühe geben, weil ihre blöden Augen deren Glanz nicht vertragen. Verzeihen wir ihm seine kleinen Schwächen, die doch auf dem Grunde sittlichen Adels ruhen, und halten sein Andenken in Ehren; wir haben fürwahr keinen so großen Reichthum an bedeutenden Schriftstellern, die zugleich bedeutende Charaktere sind, daß ich gegen das Bestreben seiner Freunde, sein Verdienst durch ein Denkmal auch bei der Nachwelt in Erinnerung zu bringen, mit Prutz protestiren möchte. Eine Protestation gegen einen Act der Pietät, der Niemandem Schaden bringt, als dem, der sich freiwillig betheiligt, hat an sich etwas

Gehässiges, und wenn sie von einem Einzelnen gegen ein Unternehmen Vieler gerichtet ist, zugleich etwas Machtloses. Gönnen wir Platen sein ehernes Standbild und gönnen es Immermann; gönnen es meinetwegen dereinst auch Prutz, wenn Deutschlands Musen weinen werden, daß der Hochwächter ihrer Ehre nicht mehr auf seiner Zinne steht. Wenn nach Göthe und Schiller, Herder und Wieland, Lessing und Klopstock, welche anerkanntermaßen als die Träger unserer heutigen ästhetischen Kultur gelten, überhaupt noch ein deutscher Dichter bei Austheilung einer ehrenden Nationalbelohnung an die Reihe kommen darf — und was ists denn so großes nach dem Tode in Erz geformt in Ansbach zu stehen? — so kann Platens Mitberechtigung mit so manchem andern nicht in Zweifel sein. Aber da müßten wir auch Tieck vor allen ein Denkmal errichten und den Schlegeln und Arnim und Brentano und Hölderlin und Steffens und Lenau und wem sonst noch? Und wenn auch; was könnte es schaden, wenn jede Provinz zu einigen ihrer besten Söhne emporblickte? Im Leben haben deutsche Poeten der Neuzeit ohnehin meist Neid und Noth zu dulden; so lasse man ihnen doch unangefochten ihr kleines Stückchen Unsterblichkeit.



Heines Ankunft im Schattenreich,

Scene

von

Luise Hoffmann. *)

Ein Bote (athemlos). Er kommt! er kommt!

Charon. Wer kommt? Wozu dieses Eilen und Schnaufen? Im Namen Hekates, wer kommt?

Bote. Heine kommt!

Charon. Ei! ei! haben wir hier unten auch Tataren? Daß ich ein Narr wäre und es glaubte! Oefter als hundertmal hat man ihn schon todt gesagt; in allen Zeitungen ist's gestanden. Packe dich mit deinem schlechten Witze!

Bote. Nein, Meister, es ist gewiß wahr. Sieh, er kommt.

Heine. Enfin! Ich bin noch ganz steif von dem langen Liegen; aber da meine Augendeckel durch die Gicht heruntergezogen und die Augen durch das Dunkel des Krankenzimmers noch sehr des Lichtes entwöhnt sind, so ist mir das clair-obscur hier außerordentlich angenehm. Also doch noch ein Sein! aber elend genug, gar kein Comfort; nun immerhin, so gut wie auf dem Krankenbett ist's doch, und noch besser als im Grabe liegen:

Denn ist man todt, so muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja ich war bang, das Auferstehn
Wird nicht so schnell von Statten gehn.

---

*) Vorgetragen den 7. März 1856.

Dieses wäre beseitigt; nun nicht mehr Sein oder Nichtsein, sondern dieses ist die Frage: bin ich im Scheol, oder heidnischen, oder christlichen Todtenreich? Keine Flamme, kein Teufelsbratengeruch, kein Geschrei, kein Aechzen — tiefe Stille.

Nun mag's kommen, wie es will; ich hab's mit allen gehalten: habe die Prinzessin Sabbath besungen, habe mit den schönen Heidengöttern umhergeschwärmt, und habe in meinem Romanzero die frommen Lämmleinslieder angestimmt; wie heilig ließ ich mich vernehmen:

Unsterbliche Seele, nimm dich in Acht,
Wenn du aus dem Irdischen scheidest,
Daß du nicht Schaden leidest!
Es geht der Weg durch Tod und durch Nacht.

Am goldnen Thor der Hauptstadt des Lichts
Da stehen die Gottes-Soldaten;
Sie fragen nach Werken und Thaten;
Nach Namen und Amt fragt man hier nichts.

Am Eingang läßt der Pilger zurück
Die staubigen drückenden Schuhe —
Kehr' ein! hier findest du Ruhe
Und weiche Pantoffeln und schöne Musik.

Nun die Schuhe hätte ich abgestreift; aber von Musik ist nichts zu hören, und weiter zu gehn verwehrt mir der Fluß, der noch langweiliger und trüber als die Leine sich hier zu meinen Füßen fortwälzt; doch siehe, ein Kahn und ein alter Mann darin; täuscht mich mein Auge nicht, so ist's Maßmann mit dem frisch-fromm-freien langen Bart; er treibt das Rudern vermuthlich als Turnübung.

Charon. Nur schnell eingestiegen! Nicht lange gefackelt! Hab' schon lange genug gewartet! Wird's bald?

Heine. O deutsche Biederkeit, Grobheit, treffe ich dich hier

wieder? Und doch ist's nicht Maßmann, ob er gleich deutsch spricht; denn der lebt ja noch; sollte — sollte — es Charon sein? Chaire!

Charon. Chaire! Steig ein! abzulegen hast du nichts als das Leilach. Das kannst du meinethalben anbehalten; du wirst das Bemänteln brauchen.

Heine.

Warte, warte, wilder Schiffsmann!
Gleich folg' ich zum Hafen dir.
Von zwei Jungfraun nehm' ich Abschied,
Von Europa und von ihr. —

Ihr Engel, bin ich in des Tods Gefilde,
Beschützt, beschützt mein armes Weib Mathilde. —

Charon. So, jetzt kann's fortgehen, und schnell; denn du bist leicht wie Haarpuder. (Er singt):

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Hin nach den Ufern des Ganges;
Dort weiß ich den schönsten Ort.

Heine. Das wird ein schöner Ort sein! Muß mich die Harfenmädchenmelodie dieses Lieds bis zu den Schatten verfolgen! Und wie schlecht er singt! Jetzt könnte ich gründliche Vorlesungen über griechische Musik halten! Ich will suchen ihn zu überschreien (er singt):

Wenn ich deinen Kahn besteige,
Trauter Charon, o so reiche
Mir noch einen Labebecher
Für den letzten Obolus!

Charon. Nein, nein, Herr! Da wird nichts draus; das könnte mich um's Amt bringen; ich hatte mir vor einiger Zeit ein Fäßchen eingethan, um für Geld und gute Worte die

armen Seelen zu laben; aber der Alte ist dahinter gekommen; der ist streng, ob er gleich selbst einen guten Tropfen liebt. Aber schwatzen wir lieber eins; ich habe mich schon lange auf dich gefreut; geistreiche Menschen kommen so wenige zu uns herunter, und der Schafsköpfe so viele; sie schreien und heulen, daß man des Lebens nicht froh wird; und Tag und Nacht geht die Arbeit fort; selten hab' ich ein freies Viertelstündchen zum Lesen; man will doch auch mit der Zeit fortschreiten; da nehme ich dann die Schriften zur Hand, die manche mit herunterbringen und hier am Ufer liegen lassen. Da ist auch dein schnakisches Zeug darunter gewesen; ich hab' mir die Seiten halten müssen vor Lachen.

Heine. Wie? liest man auch hier unten?

Charon. Das will ich glauben; mit was sollte sich denn Pluto die Zeit vertreiben? Wir halten alle Journale. Mein Herr wollte auch in den Lesezirkel des literarischen Vereins eintreten; aber die Beförderung ist ihm zu ungeordnet und der Termin zu kurz.

Heine. Literarischer Verein! Wo ist das?

Charon. Nun in Nürnberg, wo ja mehr Spielwaare gefertigt wird. —

Heine. Woher kommt es, daß das Wasser so schlammig ist?

Charon. Ach das kommt vom vielen Regnen. Das Wasser der lyrischen Gedichte in Deutschland läuft alles zu uns herunter, und mancher Schmutz damit; manchmal ist's ein wahrer Wolkenbruch; es wird der Fluß wohl öfters von Schlamm gereinigt, und Pluto benützt die vielen leichtfertigen deutschen Uebersetzer dazu, obgleich es eigentlich für sie keine Strafe, sondern ein Vergnügen ist; denn die haben sich dort oben oft beschmutzt, und im Trüben fischen diese Herren immer gern, ha, ha, ha!

Heine (spöttisch). Was du für einen unvergleichlichen Humor hast und für ein Verständniß.

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten nur verstand ich euch;
Nur wenn wir im Schmutz uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich.

Aber ich bitte dich, sage, wie geht's meinen Freunden und Feinden da drüben?

Charon. Du hast deren beide eine Legion; du mußt sie mir näher bezeichnen.

Heine. Wie geht's dem, der im Munde des Volks möchte gehn von Geschlecht zu Geschlecht, meinem Platen-Hallermünde, dem gräflichen Sproß, der aber längst todt und jetzo umschäumt von der salzigen Fluth im felsigen Grab hinträumet den ewigen Schlummer?

Charon. Ach er geht nicht im Munde des Volks, sondern spukt nur in Literaturbüchern.

Heine. Ja und was das Aergste ist, jetzt soll ihm zur Strafe für viele seiner langweiligen Verse in dem langweiligen Ansbach ein Denkmal gesetzt werden.

Charon (verhüllt sein Haupt weinend): O das ist gräßlich! .... (Nach einer Pause) Mein Liebchen was willst du noch mehr?

Heine. Bitte, sage, wie geht's Börne?

Charon. An diesem hast du dich schwer versündigt.

Heine. Zürnt er mir noch?

Charon. Ein zu tiefer Schmerz über das Vaterland erfüllt seine große Seele, als daß er noch kleinlichen Regungen der Rache Raum geben sollte; an meinem Gegner, hörte ich ihn sagen, rächt mich, mehr als ich will, die Krankheit, und hier unten hält ein Andrer als ich die „Wage."

Heine (verstummt).

Charon. Du bist so still geworden. . . . Hast du nichts

mehr auf dem Herzen? willst du nichts von Immermann wissen? nichts von Rahel? von Tieck? — Du bist so in dich gekehrt; auf was horchst du?

Heine. Welch jämmerliches Geschrei dringt herüber? Es muß von entsetzlichen Qualen ausgepreßt sein.

Charon. So ist's auch. Es sind Recensenten, welche schlechte Gedichte auswendig lernen müssen und ihre günstigen Recensionen obendrein, eine der ausgesuchtesten Strafen der Hölle. O wir haben hier der Foltern mancherlei: Hegel und Schelling wurden zusammengesperrt und bekamen nicht eher Freiheit, als bis sie einig waren. Napoleon mußte Ziegen hüten und Wellington Strümpfe stricken.

Heine. Ist Schiller hier?

Charon. Er ist im Elysium; dort wandelt er mit Hölderlin bei unsern großen Geistern der Vorzeit, und ewig grüner Lorbeer schmückt seine Schläfe.

Heine. Und wo ist Göthe?

Charon. Göthe ist nicht hier; Göthe ist im Olymp; das war ein Mann! Ich erinnere mich noch lebhaft des Tages, als er zu uns kam; wie ein Heros stand er da und fast an den olympischen Jupiter gemahnend. Still lächelnd saß er in dem Kahn, umgaukelt von Blumenschwingen tragenden Amoretten; es schwieg die Luft, es kräuselte sich keine Welle, und ohne Tactschlag trieb der Kahn dahin. Wie Sonnenroth erglänzt' der eherne Himmel, und drei der edelhohen Fraungestalten, sie flogen über uns beschützend hin, die Menschlichkeit, die Poesie, die Liebe; sie traten mit ihm vor des Richters Thron, wie einst zu Orpheus Zeit ward wieder Glück den Schatten gegeben. Die kleinen Flecken tilgte der hohe Mann in Lethes Fluth; dann mit den Drei'n flog er dem Himmel zu; das ewig Weibliche zog ihn hinan.

Heine. Du bist ja ganz lyrisch geworden! Also gibt es ein Elysium und einen Himmel?

Charon. Du wirsts erfahren; wir sind am Ziele; steige aus! (Heine steigt aus und will fort.)

Charon. Aber wo bleibt mein Handgeld?

Heine (gibt ihm die Hand). Hier hast du Scheidemünze.

Charon. Er drückt mir die Hand! damit soll ich zufrieden sein? ja, ja, man sieht's, daß die Deutschen unterm Druck leben!

Heine. Jetzt sollte ich wohl hier meine **Maiden-speech** halten? aber, ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin; denn ich bin in einer verflucht tragischen Stimmung und möchte weit lieber meine unsterbliche, von mir selbst so oft bezweifelte Seele mit den berühmten Worten Hadrians begrüßen. Zudem ist's hier auf der Asphodillenwiese so feucht, daß ich armer an die Matrazengruft gewöhnter Mann leicht einen göttlichen Schnupfen oder gar einen unsterblichen Husten davon tragen könnte. O statt der Götter bin ich jetzt im Exil!

(Die drei Furien eilen auf ihn zu, ihn vor den Thron des Rhadamanthus zu führen.)

Heine. Meine Schönen! ob ich gleich aus Paris komme, bin ich doch nicht Paris, und statt eines Apfels kann ich ihnen Nachricht über die neuesten Moden geben und würde ihnen daher rathen, ihre schönen Wellenhaare, die sie jetzt à la Wahnsinn tragen, à la Eugenie frisiren zu lassen; es würde solches ihren pikanten Gesichtern einen neuen Reiz geben.

Die Furien. Nimm nur du dich in Acht, daß wir dir nicht in die Haare kommen. (Heine wird von ihnen vor Rhadamanths Thron geführt.)

Aeakus. Wer bist du?

Heine. Also auch noch in der Hölle der alte Zopf; er muß mich, wenn er ein echter Höllenpolicist sein will, vom Kopf

bis zur Zehe durchschauen; aber es wird wegen der Form sein; vermuthlich haben sie jetzt da unten auch die Schwurgerichte eingeführt; es sitzen auch zu beiden Seiten Schatten, die ganz kritisch langweilig aussehen. (Er tritt vor):

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Aeakus. Name, Stand, Geburtsort, Erwerb?

Heine. Heinrich Heine, ehelich lediger Sohn des ehelich ledigen Israel Heine und seiner ehelich ledigen Gattin, einer gebornen von Geldern; geboren in Düsseldorf, erhielt von einem Pinsel der Düsseldorfer Schule die ersten Umrisse, befliß sich später des Rechten, verbannte sich aus Deutschland nach Paris, lebte dort von Austern und schlechten Witzen als erster patentirter Erfinder des Weltschmerzes.

Cerberus (bellt und schnappt nach ihm).

Aeakus. Willst du schweigen! Kusch dich!

Heine. Ach laß das Hündchen bellen; ich bin ärgeres Rezensentengebell gewöhnt.

Rhadamanth (erhebt sich und donnert ihn an): Erdenwurm, laß deine Leichtfertigkeit und siehe zu, wie du dich verantworten magst! Es sind viele Schatten zu uns heruntergekommen und viele wurden verdammt, weil sie aus deinen Schriften Frivolität gesogen; denn du lehrtest Hohn allen Religionen, Verläugnung des Vaterlands, Lösung der Ehe, Entsittlichung der Liebe, Treulosigkeit in der Freundschaft, Mißachtung der Gesetze. Du vernichtetest und zerfleischtest mit dem grausamsten Spott alles, was dem Menschen heilig ist. Hier steht sie wider dich auf die ganze Schaar, die schlecht wurde, indem sie gleich dir geistreich zu sein

glaubte. Verderber der Jugend, Entnerver deiner Zeit, was magst du antworten?

Heine. Ich ergebe mich in die erblose Barmherzigkeit Gottes; ich fühle es jetzt, daß hier nach Gesetzen, in Diamanttafeln eingegraben, gerichtet wird, und will ohne Murren die Strafe leiden, die mir gebührt. Wohlan führt mich in die Tiefe des Tartarus, dort wieder zu neuen Qualen; ich bin die Leiden gewöhnt.

(Indem er abgehen will, tritt aus den Schatten ein **Knabe** hervor und fliegt ihm an den Hals, rufend: Heinrich! Heinrich!)

Heine. Wie! Wilhelm Wisetzki, du? der ertrunkene Freund meiner Schulzeit?

Du bist klug gewesen, du bist entronnen
Den Stürmen, hast früh ein Obdach gewonnen,
Bist früh entronnen, bist klug gewesen,
Noch eh' du erkranktest, bist du genesen! —

(Er will sich von ihm losreißen.)

Der Knabe. Nein, ich lasse dich nicht!

(Es treten aus den Schatten **Aristophanes**, **Lucian**, **Boccaccio**, **Swift**, **Voltaire**, **Byron** und ein **Verhüllter** heraus.)

Aristophanes. Richter der Todten, darf ich für ihn, den sie nach mir den sterbenden Aristophanes nannten, Fürbitte einlegen?

Rhadamanthus. Ich sehe noch einige Schatten zu seiner Rechtfertigung vortreten. Redet! es sei euch gestattet!

Heine (bei Seite): Ob mir's gleich an den Kragen geht, muß ich doch lachen, wie sich dieses Siebengestirn wird plagen müssen, mich von den sieben Todsünden zu reinigen.

Aristophanes. Seine Zeit war wie die meine, Deutschland zerrissen wie Griechenland, der Glaube vom Unglauben an-

gefressen und darum die Sitten schlecht und die Jugend entnervt und ein Kampf zwischen ihr und den Alten. In diesen Ideen aufgesäugt, war er ein Kind und Abdruck seiner Zeit. Durfte ich Wolken, Frösche und Wespen schreiben, warum nicht er, der Deutsche, den Atta Troll?

Heine. Deutschland, die fromme Kinderstube, ist keine politische Mördergrube.

Lucian. Wie willst du, o Herr, mit ihm zürnen, da die Mischungen seines Körpers so zusammengesetzt waren, daß er nothwendig der werden mußte, der er war? oder wie kannst du ihm zürnen, da er aus meinen Schriften lernen konnte, daß hier unten weder Stand noch Schönheit noch Reichthum noch Wollust ist, sondern nur nackte Todtenschädel? Sollte er als Epikureer nicht auf Erden das zu genießen suchen, was ihm der Tod alles entreißt?

Heine. Gestohlen! Die Mischung der Stoffe hat er aus Moleschott gestohlen!

Boccaccio. Kann der Cultus der Schönheit etwas Strafbares, Verherrlichung der Frauen, Preis der Liebe etwas Sündiges sein? Wer malte wohl ihren Reiz mit weicheren Worten, als ich in meinem Decamerone? Er ist wie ein Hesperidengarten mit goldnen Aepfeln, springenden Quellen, marmornen Götterbildern; und wirst du zürnen, wenn der Schönheitbewältigte trunken zu ihren Füßen sinkt?

Heine. Ja ja, Freund Boccaz, wir beteten beide wohl mehr zu unserer „lieben Frau von Milo," als zu der „von Kevlaar."

Swift. Da die Welt ein großes Narrenhaus ist und die einzigen edlen uneigennützigen Menschen darin die Thiere, so ist beißender Spott darüber der Humor davon, wenn er gleich mein Hirn verbrannte und mein Herz verbluten ließ; denn der Humor

ist eine Sphinx, die, während sie mit ihrem Jungfrauenantlitz lächelt, mit ihren Löwenkrallen das Herz zerreißt.

Heine. Gut gebrüllt, Löwe! Ja ich hab' mit dem Tod in der eigenen Brust den sterbenden Fechter gespielt.

Voltaire. Du selbst, Monseigneur, wirst einräumen müssen, daß ein feiner Kopf oft auf der Erde an der Weltregierung irre werden muß; konnte ich mich doch kaum zurecht finden, und war ein Franzose von der grande nation, und er, ein deutscher tête carré! War sein Glaube doch nur ein Abklatsch des meinen, und der liebe Gott verzieh aus Gnade

> Mir meine Henriade
> Und meine Trauerspiele
> Und meiner Verschen viele,

und was Heine hat ans Licht gebracht, das hat er ziemlich gut gemacht, beinahe mit so viel Esprit als ich.

Heine. Um seinen Esprit einzuimpfen, hatte die Revolution eine halsbrechende Arbeit.

Byron. Freundschaft, Liebe, Tugend! — Pah! schöne Namen! die höchstens noch in der Ammenstube geglaubt werden. Alles auf Erden ist eitel, falsch, treulos, haltlos; nur der augenblickliche Genuß ist der wahre Gott; aber auch diesen vergiftet oft der Schlangenstich der Reue, und selbst der Nachruhm ist ein Hauch. Husch, ist er dahin. — Dieses war mein Glaubensbekenntniß, und man nannte es Weltschmerz. Nun will dieser deutsche goddamn den Weltschmerz erfunden haben! Wenn du aber, Herr, gerecht sein willst, wirst du diesen Mann nicht strafen, der bloß mein Nachbeter war.

Heine. Old England for ever, selbst mit Spleen und Arroganz in der Unterwelt. O wir armen Deutschen; Frankreich will uns die Frivolität, England den Weltschmerz rauben: was bleibt uns?

Der Verhüllte (leise). Die Treue.

Rhadamanthus. Wäre dieses alles, was zu seiner Rechtfertigung zu sagen ist, so bleibt mir nur noch übrig das Schuldig auszusprechen.

Der Verhüllte. Halt ein! (Er wirft die Hülle von sich: es ist Börne.)

Börne. Wenn ich, Herr, vor dir als Sachwalter Heines auftrete, so sind es vierfache Pflichten, die mich dazu auffordern. Ich bin es ihm als Deutscher, als Glaubensgenosse, als Mitverbannter, als Dichter schuldig. — Nicht wage ich es, seine Fehler zu beschönigen noch für sie um Verzeihung zu bitten; aber ich möchte suchen sie aus seiner Geburt, seiner Stellung, aus ihm selber zu erklären und zu entschuldigen. Er war als Jude geboren, und wie die ganze Geschichte dieses Volkes ein Schmerzensschrei ist, so legte auch dieser Schatten sich auf des Knaben Seele, und wenn gleich sein Herz nachzitterte bei des Dichters Worten:

Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß ich
Jemals dein, Jerusalem!

und wenn gleich im spätern Leben die Sabbathstille der Jugend mit ihrer Festeslampe einen hellen freudigen Schein in seines Herzens Oede herüber warf, so blieb ihm doch für die Außenwelt die Ironie und für manchen Schmerz der Wespenstich des Spotts und der schneidende Hohn der Rache und das süße Gefühl geistiger Ueberlegenheit über seine Feinde. Und als er später selbst in den Reihen seiner Gegner stand, verwischte sich doch nicht die Bitterkeit in seiner Seele; er grollte über sich selbst, über seine Geburt, seine Zeit und sein Schicksal. — Er war gleich mir ein Verbannter. Wem das Herz bei dem Namen Vaterland schlägt, wem tausend süße Erinnerungen bei dem Wort

Heimat erwachen, der wird den Schmerz fühlen, den mir jetzt zu schildern die Zunge versagt . . . .

Ich stand gelehnet an den Mast
Und zählte jede Welle;
Ade, mein schönes Vaterland!
Mein Schiff das segelt schnelle.

Die Thräne dringt in's Auge mir,
Daß ich so dunkel sehe.
Mein armes Herze, brich mir nicht
Vor übergroßem Wehe! —

Er war ein Deutscher, deutsch mit seinen Fehlern und Tugenden. Erst geduldet, später gefürchtet. Ein brausender Most der Freiheit, der süßen Wein geben konnte; aber als ihn die Deutschen zu Essig zu machen drohten, da barg er sich in Frankreich, der Heimath des Champagners. Doch er war dort nicht glücklich. Germania läßt ihre Kinder nicht los, und haben sie am rauschenden Tag auch ihrer vergessen, mit der Dämmerungsstunde tritt sie in's Herzenskämmerchen hinein und singt dort heimatwehmüthige Lieder:

Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft;
Es war ein Traum.
Das küßte mich auf deutsch, und sprach auf deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: „Ich liebe dich!"
Es war ein Traum.

Ein ächter Deutscher an Sehnen, Heimweh, Gefühlsschwelgen, Waldesfreude, Naturandacht, Liebesschmerz. Und dieses zusammen machte ihn eben zu dem Dichter, einem Dichter, wie keine andere Nation ihn hervorgebracht zu haben sich rühmen kann; da ist

auf der Scala der Empfindungen kein Ton, den er nicht angeschlagen, da ist in der Menschenbrust keine Saite, die er nicht berührt; und wo nur der Frühling blüht, das ewige Meer wogt. Mondschein erglänzt, Blumenduft und Klang weht, wird man Heine nennen. Seine Göttin, die Nordsee, begrüßt er:

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßet, du ewiges Meer,
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimath rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet.

Und als

Das Meer erglänzte weit hinaus
Im letzten Abendschein,

da singt er:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Aber auch die Natur hat ihn in ihre geheimsten Lieblingsplätzchen eingeführt, und unter dem Waldesrauschen erzählt ihm das Märchen sein kindliches Geplauder vor, und die Vögel singen, und die Quellen klingen darein, und der Mond blickt den Sehnenden wehmüthig an, und er lauscht dem Herzschlag der Erde und dem Kichern der Rosen.

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein.

Aber am größten ist er als Dichter der Liebe. So lange es glückliche und unglückliche Liebe gibt, wird diese ihren Ausdruck in dem Buch der Lieder finden.

Der Himmel hat seine Sterne,
Das Meer hat seine Perlen,
Aber mein Herz, mein Herz
Hat seine Liebe. . . . . . .

Möge ihm diese Liebe Verzeihung erwerben! — War er doch wie der Sohn der Meeresgöttin, die goldne Rüstung schüttelnd und die rasselnden Pfeile werfend, lange Jahre heimatverbannt im verderblichen Kriege: zürnst du noch seiner Schwächen, da selbst der göttliche Achilles eine sterbliche Ferse hatte? Oder war er nicht wie Hercules mit der Schlange der Sentimentalität ringend, und sein Krankenlager der Scheiterhaufen, auf dem sich sein Irdisches läuterte und verbrannte?

Heine. Börne hat glühende Kohlen, mehr als Höllenfeuer brennend, mir aufs Haupt gesammelt. O deutsche Treue, du bist wie Edith Schwanenhals, die den treulosen erschlagenen Geliebten noch nach sechzehn Jahren auf dem Schlachtfeld aufsucht und erkennt!

Rhadamanth. Heine! Die beredte Vertheidigung deines Feindes schafft dir Verzeihung. — Aber erst müssen die Schlacken an dir im heiligen Feuer geläutert, das Trübe im heiligen Wasser ertränkt werden, auf daß du an Sinn wieder ein Kind werdest. Und zu diesen Seligkeiten mag dich dein kindlicher Freund leiten, bis du der Liebe deines rettenden Feindes würdig bist.



Der kaufmännische Brief

von

G. Arnold.

Es erscheint vielleicht gewagt, daß ich ein rein kaufmännisches Thema meinem heutigen Vortrage zu Grunde lege, allein nachdem des Kaufmannes Schreibstuben- und Magazin-Geheimnisse in neuerer Zeit von guten und schlechten Schriftstellern in Romanen, Novellen und Theaterstücken den Augen der Welt bloßgelegt worden sind, nachdem das Publikum Freitags „Soll und Haben" mit Leidenschaft liest und gerne in's Theater geht, wenn „Rosenmüller und Finke" gegeben wird, so darf ich hoffen, daß die verehrlichen Zuhörer mir die Fachweisheit zu Gute halten werden, die ich vor ihnen auskramen will, und meine Kollegen es verzeihen, wenn ich gegen mein eigenes Fleisch und Blut wüthe, sobald ich erkläre, daß ich nicht gesonnen bin aus der Schule zu schwätzen, daß ich bei Leibe nicht verrathen will, wie man es anfängt billig einzukaufen und theuer wieder zu verkaufen.

Ob der Zucker noch höher geht oder ob er bald wieder billiger wird, kann ich den sehr geschäzten Hausfrauen ebenso wenig verrathen als ich den Herren Kapitalisten garantiren kann, daß die Werrabahn-Aktien über pari kommen; aber eine kleine Chronique Scandaleuse des kaufmännischen Briefstiles will ich geben und wie bei jeder Chronique Scandaleuse wird es auch hier an Pikantem nicht fehlen.

Ehe wir unser Thema näher in's Auge fassen, wollen wir zuvor einen Blick auf die Art und Weise werfen, wie man jezt

deutsch spricht und schreibt und da will es uns denn vorkommen, als lebten wir in einer der Perioden, die Sündfluthartig schon öfter über unsere schöne Sprache hereingebrochen sind, Perioden, wo allerlei Wust aus fremden Idiomen eingebürgert wurde, so daß Sprache und Schrift wie ein ehrbarer Bürger aussah, der in eine büntscheckige Narrenjacke gesteckt worden ist. So war es schon zu Luthers Zeit und kein geringes Verdienst hat sich der große Reformator um die Reinigung und Feststellung unserer Muttersprache erworben, die erst durch ihn und seine treffliche Bibelübersetzung zur allgemeinen Geschäftssprache, zur Sprache der Gesetze und Wissenschaften erhoben wurde.

Nichts desto weniger mußte sich schon im Jahre 1617 die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar bilden, die sich die Aufgabe der Erhaltung und Wiederherstellung der deutschen Sprache stellte, welche damals bereits wieder durch Einmischung fremder Wörter und Redensarten ihre Reinheit zu verlieren in Gefahr war.

Indessen verfiel dieser Verein sehr bald in's Extreme, indem er für jeden fremden Ausdruck einen deutschen zu setzen bemüht war, und machte sich geradezu lächerlich durch die sonderbare Einrichtung, daß jedes Vereinsmitglied einen Ordensnamen führte, der von Gewächsen abgeleitet wurde, die man zum Sinnbild nahm, und es also vorkam, daß der Schmackhafte an den Bittersüßen schrieb, der Gemästete an den Abtreibenden, der Wohlriechende an den Uebelriechenden, der Steife an den Rankenden u. s. w.

Wie wenig das Bestreben dieser Gesellschaft nachhaltig wirkte, sieht jeder, der deutsche Schrift aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts liest. Namentlich fing das Französische an einen verderblichen Einfluß zu üben und erst Lessing war es, der es verstand, eine ächt deutsche Prosa zu schreiben und so einer Sprache wieder zu Ehren verhalf, die von vielen Gelehrten verachtet und

von einem ihrer besten Söhne, dem großen Friedrich, für barbarisch erklärt wurde. Freilich war letzterer selbst nicht stark darin und man muß lächeln, wenn man seine Randbemerkungen zu den ihm vorgelegten Eingaben liest, z. B. zu einer Bitte um Unterstützung:

„Soll sich schämen, schrieb er, zu prätendiren, daß ich ihm Geld geben soll, was vor rouinirte Familien destiniret ist, soll auch nicht raisoniren, sonst risquirt er, daß ich mich selber davon milire und dann kann ihm was Schlimmes arriviren."

Vollends gräulich war der sogenannte Kanzeleistil der damaligen Zeit. In einer anno 1733 von der Handelsschaft in Nürnberg gegen den Magistrat daselbst vor eine kaiserliche Hofcommission gebrachten Streitsache ist diese Ausdrucksweise bis in's Krasse getrieben, was folgende Proben bestätigen werden. Da heißt es z. B.:

„Die Impetranten verlangen nicht zu determiniren, sondern wollen lediglich Einer &c. Local-Commission zu dijudiciren überlassen, welche Ausgaben indispensable seien, wie sie sich auch nicht weigern in dem Provisional Jahr den Militem perpetuum die ordinarie und currente Craiß-Praestanda abzuführen, sie persistiren aber, daß durch die continuirliche Zinszalung der auf der Stadt haftenden Capitalia der Credit conserviret und nicht bei geflissentlicher Occultirung der Einkünfte weder ein Deficit noch ein Surrogat notificiret und so alle und jede Remedur für das Aerarium unmöglich gemacht werde."

Ein anderes Beispiel, das der in jener Zeit so abscheulich über Hand genommenen Gallomanie, hat uns Neumark aufbewahrt, der in der fruchtbringenden Gesellschaft „der Sprossende" hieß. Er schreibt an Jemand einen Brief, der so anfängt:

„Monsieur, mon très-honoré frère, hochgeehrter Patron! Seine hohen Meriten, wodurch er mich à l'extrême verobligirt,

causiren mich, denselben mit diesen Zeilen zu serviren. Mein deveir hatte unlängst mir addresse gegeben, solches zu effectuiren, aber aus Manquement einiger Occasion habe ich bis dato mein officium re ipsa nicht prästiren können." Ist das nicht ein herrliches Deutsch? Leibnitz war schon einer Derjenigen, die sich auflehnten gegen diese Sprachverderberei.

„Anjetzo, sagt er unter andern, hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also, daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Kanzelei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Deutsches verderbt, mithin es fast das Ansehen gewinnt, wenn man so fortfährt und dagegen nichts thut, es werde Deutsch in Deutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Angelsächsische in England." Man darf sich bei so gestalteten Dingen auch nicht so sehr wundern, daß es einem deutschen Schriftsteller damaliger Zeit hat einfallen können zwei Bände Knittelgedichte und sein sollende Satiren in gebrochenem Deutsch unter dem Titel: Jean Chrétien Toucement, des Deutsch Franzos Schriften, zu verfassen, welche bei Gabriel Nikolaus Raspe hier 1732 erschienen sind. Das Opus ist im höchsten Grade trivial und erregt schon Ekel, wenn man nur die Ueberschrift der Dedikation liest, welche heißt:

Dedication an Kroße Majestée Ehrr Keyser in die Windland, Ehrrn Ehrrn Blasius Aeolus, Monarchk über die zwelf Signet an die Firmament. Kroß Königk von alle Wind, Ehrr von alle Windmühl, Inventeur von die Trompet, Hautbois, Bassons, Fleutes und alle Windinstrument; Grand Commandeur von die Blasebalk, Inspecteur von die Fischbehnrock, Windbüks, Blasrohr und Fächer, Premier Castellan von alle durchlaugtik Bauern auhs ohne Dach, Patron von alle Windmacher und Windbeutel ꝛc.

Der witzige Herr Verfasser hieß Johann Christian Trömer, sonst weiß man nichts von ihm.

Zur Steuerung dieses Unwesens hat besonders Gottsched viel gethan und nach ihm der bereits genannte Lessing. Die späteren Klopstock und Voß traten kräftig in dieselben Fußstapfen und es entwickelte sich ein Streben auf dem ganzen Gebiete unserer Sprache, das sie bald in die erste Reihe der lebenden Sprachen stellte und die gebildetsten Völker Europa's veranlaßte sie zu lernen und zu schätzen. Daß man in dem Reinigungseifer auch wieder zu weit ging, zeigt Campe bei allem Lob, das seine Bemühungen verdienen. Er unternahm es, fast jedes Fremdwort durch ein entsprechendes deutsches zu ersetzen und diese Neuerungen erscheinen freilich mitunter sonderbar und lächerlich.

Wie gefällt Ihnen z. B. Achtton für Octave, Seeherr für Admiral, Handlungsname für Firma, vorsagen für diktiren, Beizimmer für Kabinet, Fundzahl für Facit, Triebwerk für Maschine? Statt zu sagen: die Garnison rückt heute zum Manövre aus, müßte es heißen: die Besatzung rückt zum Heerschwung aus; der Herr Kandidat N. N. ist ein Herr Amtsucher N. N., der Donau-Mainkanal verwandelt sich in einen Donau-Main-Kunstfluß, statt: er saß auf seinem Kanapé und studirte im Kalender, heißt es: er saß auf seinem Zweisitz und forschte im Zeitweiser. Die Truppen ziehen keinen Kordon mehr, sondern eine Wehrschnur, in den Polizeilisten figuriren nicht mehr so und so viel bestrafte Individuen, sondern Einzeldinger, nicht aus dem Chaos entwickelt sich die göttliche Ordnung, sondern aus dem Mischklump. Wenn man Sie fragt: war das Theater gestern voll? so sagen Sie am Besten: Der Raum und der Geländergang waren sehr besetzt, aber die Schaugestühle sind leer geblieben, d. i. Parterre und Gallerie voll, Logen leer. Und wie gefällt Ihnen, daß wir an Fastnacht keinen Maskenball halten dürften, sondern einen Larventanz, wenn wir rein Campe'sch-Deutsch schreiben wollten?

Nach und nach sind wir endlich glücklich wieder bei der Sprachmengerei angekommen, von welcher wir uns schon ein paar Mal losgemacht. Eine Masse von Fremdwörtern wird namentlich in den Zeitungen dem Publikum aufgetischt, daß diesem angst und bange werden muß, und es wird bald so weit kommen, daß Keiner mehr die Zeitung vorlesen kann, wenn er nicht vorher wenigstens seine sieben Sprachen gelernt hat.

Man begreift allerdings, daß das so kommen muß. Die angestrichenen Artikel der fremden Blätter müssen rasch in deutsche verwandelt werden, der Herr Uebersetzer ist weder in der fremden Sprache noch in seiner eigenen so zu Hause, daß er für das ausländische Wort sogleich einen guten deutschen Ausdruck wählen könnte, aber der Setzer quält um das Manuscript und nun wird flugs das fremde Wort genommen, wenn's hoch kommt mit einer deutschen Endung versehen und der arme Leser mag zusehen, ob er es versteht.

Auf diese Weise bekommen wir Sätze wie z. B: ein Erdbeben mit einem Zenithstoß beginnend und undulatorisch verlaufend; der General fand es angemessen, offensiv zu operiren; die destruktiven Tendenzen dieser Lehre springen in's Auge, oder aus dem Korrespondenten v. u. f. D. vom 27. Dezember 1855: Canrobert brachte nicht nur ein königliches Wort seinem Kaiser, was an und für sich mehr als jede Convention gilt, sondern er hat mit dem betreffenden Kabinet die Prinzipien der eventuellen Militär-Kooperation festgesetzt.

Und weil wir alle Tage solchen Sprachenmischmasch lesen, gewöhnen wir uns nach und nach daran; wir lassen selbst beim Sprechen manches fremde Wort mit einfließen, das uns zur Hand und geläufig ist, obschon wir nicht immer wissen, ob es verstanden wird und die Periode eines deutsch-babylonischen Thurm-

baues rückt mit Riesenschritt näher. So werden wir eigentlich so recht für eine künftige Knechtschaft hergerichtet (präparirt hätte ich beinahe geschrieben, denn das sprachverderbende Gift hat mich auch schon angesteckt) und es mag uns nun später der Russe oder der Franzose, der Engländer oder das zukünftig griechische Kaiserthum aufspeisen, so werden wir ganz leicht mit diesen Nationalitäten zu verschmelzen sein (amalgamiren schriebe der Zeitungsschreiber) denn eine jede findet schon die Hälfte ihrer Sprache in der unsrigen, und wir verstehen unsern Unterdrücker früher als er es selbst nur wünschen mag.

Soll ich sie aufmarschiren lassen die Legionen von fremden Zeitwörtern mit der deutschen Endung „iren", diese: assimiliren, turbiren, vindiciren, inscribiren, instradiren, fungiren, substituiren, anticipiren, influiren, succediren u. s. w., oder das Heer von Beiwörtern, wie: difficil, evident, exempt, lax, disponible, difform, mysteriös, obsolet, plausible, prägnant, retrograd, steril, timid, temporär, urban, vulgär ꝛc. Und nun vollends die schweren Phalanxen der Hauptwörter, wie: Emphase, Estrade, Intercession, Invasion, Auspizien, Approbation, Requisition, Manifestation, Manie, Legitimität, Complice ꝛc.

Beispiele werden das, was ich bekämpfen will, klar vor Augen stellen. *)

Sie kommen zu mir auf das Comptoir; was haben Sie denn, fragen Sie mich, Sie sehen ja verdrüßlich aus?

Ach, seufze ich, eine fatale Affaire! Vor einiger Zeit offerirt man mir einen Wechsel. Ich reflektire darauf und kaufe ihn, da ich pariren hätte wollen, er sei richtig indossirt, und das lezte

*) Vergleiche: die Fremdwörtersucht in der deutschen Sprache. Leipzig 1844.

Giro mir süffisant war. Wie der Termin kommt, schicke ich ihn meinem Commissionär zum Inkasso. Er wird nicht acceptirt, er wird nicht honorirt, er wird in optima forma protestirt.

Man entdeckt eine Falsifikation, die Sache wird kriminell. Nach langer Hesitation bin ich nolens volens gezwungen, mich hineinzumeliren. Nächstens wird darüber referirt und mir ist mit spezieller Erlaubniß des Tribunals so eben ein Convolut Akten herspedirt worden. Leider kann ich mich aus ihnen gar nicht orientiren, denn sie sind so sehr mit lateinischen Wörtern ausstaffirt, daß ich das Wenigste kapiren kann.

Genug, rufen Sie aus, fahren Sie fort zu exzerpiren und zu reflechiren, ich will Sie nicht länger molestiren! Sie empfehlen sich, indem Sie ihren Weg zu einem andern Freunde nehmen, einem gebildeten netten Mann, bei dem Sie gemüthlicher sich zu unterhalten hoffen. Er ist Inhaber einer bedeutenden politischen Zeitung. Da kommen Sie vom Regen in die Traufe. Er hat eine großartige Idee. Sein Journal soll in einer Weise auftreten, die es zu einer der kolossalsten Entreprisen unserer Epoche machen wird. Er engagirt sechs Redakteure, alle Redakteure redigiren das Journal in Compagnie. Einer hat das Präsidium, aber damit keine Rivalität entstehen kann, changirt diese Funktion jedes Semester. Jeder wird von einem Viceredakteur und einem Sekretär assistirt und liefert separat, was zu seiner Branche gehört, dem jedesmaligen Präsidenten ab. Jedem Rayon sind zehn auswärtige Korrespondenten attachirt. Das Arrangement wird dem französischen Journalismus nachgebildet, Fondsartikel, in denen das am Meisten interessirende Süjet debattirt wird, kleinere Artikel, Feuilletons, welche theils belletristische Produktionen, theils Rezensionen enthalten, von Zeit zu Zeit Revüen und statistische Tabellen und alle Wochen gratis ein Intelligenzblatt mit Annoncen. Im Politischen soll eine moderirte liberale Tendenz prä-

dominiren, aber nie das Praktische negligirt werden. Der Abonnementspreis ist nur relativ und nicht stabil, indem er nach der Zahl der respektiven Abnehmer modifizirt werden soll. Er ist überzeugt, daß dieses universelle Journal, in welchem alle politischen, commerziellen, merkantilischen, industriellen, artistischen, belletristischen, literarischen Interessen repräsentirt werden, gewiß viel Fortüne machen wird, zumal da das scientifische und philosophische Element darin nur tolerirt werden soll.

Sie sitzen schon wieder auf Kohlen und nehmen die Pause wahr, um Ihrem Freunde zu seiner sublimen Idee zu gratuliren und ihm den brillantesten Succeß zu wünschen. Bereits wogen alle gehörten fremdländischen Expressionen in Ihrem deutschen Gehirne und Sie selbst fangen an sich in ähnlichen Phrasen zu expektoriren. Sie bitten um Pardon, den Herrn derangirt zu haben und absentiren sich mit dem festen Vorsatz, heute keine Visite mehr zu machen.

Sie gehen in ein Kaffehaus. Alles besezt. Lebhafte Diskussion herüber und hinüber. Der Garçon bringt Ihnen ein Glas Orgeade und einige Refraichissements. Es dauert nicht lange, so sind Sie in einem Kreuzfeuer von Galimathias. „Die Cabinete sind in der Alternative entweder eine diplomatische Demonstration zu machen, oder" .... sagt einer; „der Indifferentismus grassirt, ohne eine energische Manifestation werden wir" .... schreit ein anderer; „wenn eine systematische Opposition organisirt wird" .... hofft ein dritter; „eine auf philosophische Prinzipien basirte Reaktion müßte ein neues Moment" .... deduzirt ein vierter; „die Militärkommission hat nach langen Debatten decidirt, daß die Armee neu equipirt werden soll", flüstert Ihnen Ihr Nachbar in's Ohr. Hol euch alle der Teufel! wünschen Sie innerlich, indem Sie aufstehen, Ihren Sürtout über den Arm und Reißaus nehmen, aber auf der Straße begegnet Ihnen ein alter Bekannter,

den Sie lange nicht gesehen haben. Wie geht's mon cher? ruft dieser Ihnen entgegen, Sie sehen ganz comfortable aus, Sie haben sich rajeunirt, ein bischen mehr Embonpoint hat sich eingestellt, es läßt Ihnen ganz famös, auf Parole! So geht es noch eine Viertelstunde fort, endlich verläßt Sie der Liebenswürdige und ganz abgeschwächt treten Sie in Ihr Zimmer, das Sie hinter sich verriegeln, sich auf Ihre Causière setzen und nun versuchen den Jargon zu verdauen, der Ihnen im Magen liegt.

Man darf mich nicht falsch verstehen! Es wäre eine Thorheit zu verlangen, daß wir alle die seit Jahrhunderten aufgenommenen Fremdwörter wieder hinauswerfen und deutsche dafür gebrauchen sollen, eine solche Vereinigung wäre gerade so vom Uebel, als das Gegentheil, denn häufig würde das deutsche Wort jenes fremde gar nicht ersetzen und sonach unverständlich sein. Dagegen aber eifere ich, daß man sich in neuerer Zeit ordentlich darauf verlegt, das mit Fremdwörtern auszudrücken, was man deutsch ebenso bezeichnend sagen könnte, daß namentlich bei der Uebertragung von Zeitungsartikeln aus anderen Sprachen häufig schlankweg das fremde Wort gesetzt wird, anstatt sich die Mühe zu geben, ein entsprechendes deutsches zu suchen.

Ein treffendes Beispiel hiezu fanden wir erst ganz kürzlich in der Sonntagsbeilage zum Fränkischen Kurier. Da heißt es in der Geschichte aus Corsika „eine Vendetta", da wo Orso Paolo in dem brennenden Hause herumirrt, um sich zu retten: Durch Rauch und Flammen graspte er sich hindurch, um einen Ausweg und Schutz zu suchen. Hier ist das englische to grasp auf eine höchst naive Weise germanisirt, bloß weil der Herr Uebersetzer nicht gleich gewußt hat wie er den Ausdruck deutsch geben soll; aber wer will sich dies gefallen lassen? —

Die Behörden, deren Aufgabe es vor allem wäre, sich deutscher Ausdrücke in ihren Bekanntmachungen zu befleißigen, setzen dies

nicht selten fast absichtlich aus den Augen. So hat ganz kürzlich das hiesige Oberpostamt aus Briefkasten eine Brief-botte gemacht — und ist dadurch für das Publikum sicher nicht verständlicher geworden.

Große Bewegungen im Menschenleben und in der Wissenschaft bringen stets neue Dinge, neue Begriffe, also auch neue Wörter mit sich und da solche Bewegungen vielfach nicht von uns Deutschen, sondern von andern Völkern ausgehen, so bleibt uns gewöhnlich nichts anderes übrig, als in's Gottes Namen das treffende Wort anzunehmen, weil einmal die ganze Welt weiß, was es bedeutet. So werden wir Wörter wie Restauration, Sozialismus, Absolutismus, Barrikaden, parlamentarisch, Debatte, Junta, conservativ, Lokomotive, Emancipation, Ultimatum, international, Aristokratie, Demokrat, Constabler, Petition, Assisen, Jury, wahrscheinlich nie mehr entbehren können, weil sie bereits zu sehr in's Volk gedrungen sind und eine jede auch noch so gute Verdeutschung jetzt zu spät käme, aber es ist damit nicht gesagt, daß sich nicht gleich anfangs gute deutsche Ausdrücke hätten dafür finden lassen, so wie man etwa für Bureaukratie Beamtenthum, für Reaktion Rückschlag, für force majeure überlegene Gewalt, für Melodie Singweise, für Verdikt Wahrspruch angenommen hat.

Daß man uns aber zumuthet zu wissen was Diaspora, Smala, Razzia ist, daß man uns aus England vom großen Agitator, von der Repeal, von Monster-Meetings und den Strikes in den Fabrikstädten berichtet, daß wir die Riflemen und die Revolvers der Amerikaner kennen sollen, daß hier der Status quo ante verlangt, dort ewas als Casus belli angesehen wird, obgleich es ein fait accompli ist, daß in Frankreich durch die Fusion eine entente cordiale herbeigeführt wird, daß es jetzt keine Taschenspieler und Bauchredner mehr gibt, sondern nur Prestidigitateurs und Ventriloquisten, daß uns die

Trapezomantie und die Taumatropen, die Potichomanie und die Panotypie, die Diaphanie und die Hylophanie oktroyirt worden sind, das ist himmelschreiend. Man nehme nur eine Zeitung zur Hand, es wird einem grün und gelb vor den Augen wenn man liest von: Gräbern (!) in Kalifornien, die in wenigen Tagen 1000 Pfd. realisiren, Truppen, die überall auf dem Qui vive sind, von einem Panic auf dem Geldmarkt, von reisenden Fieranten, neutralen Provenienzen, konfessioneller Propaganda, spezifischem Preußenthum, annexirten Aktenstücken; und das ist noch nicht alles, selbst gegen die eigene Sprache versündigt man sich ungescheut, man macht Wörter wie: *) Verleitgebung, Inanklagezustandversetzung, Vollzähligmachung, Mobilmachung, Insceneseßung, Zurannahmebringung, Beeinflussung, man spricht von Rechnung tragen, Verwahrung einlegen, beschlagnahmen, vereinnahmen, verausgaben; man sagt: das städtische Schulhaus, die buchhändlerische Ausstattung, bäuerliche Verhältnisse, gegnerische Anwalt, während solche Adjektiva wohl die Art, aber nicht das Individuum bezeichnen können; man spricht von einer zwangsweisen Aushebung, theilweisen Fruchtbarkeit, vorzugsweisen Stellung, da doch Adverbia nicht als Adjektiva gebraucht werden sollen, überhaupt keiner Flexion fähig sind. Da heißt es in einer Annonce: der Unterzeichnete ist gesonnen, sein besitzendes (sic!) Haus 3 Stock hoch, ebenerdig mit den bequemsten Räumlichkeiten, sammt der hierauf radizirten Gerechtsame 2c. 2c. zu verkaufen. Nun sage einer wie ein besitzendes Haus aussieht und wie ihm das Adverb ebenerdig gefällt. Ferner: es ist unschwer zu glauben, es ist unschön zu sagen, daß 2c. 2c., von

*) Siehe: Herrig's Archiv 1854, Antibarbarus.

einem weiteren Einschreiten kann billig Umgang genommen werden, diese Stelle könnte füglich in Wegfall kommen, nachdem im Termin ein annehmbares Gebot nicht erfolgt ist. Warum diese Fehler gegen die Grammatik, warum den langweiligen Wortschwall, da man sich doch viel kürzer und schöner ausdrücken könnte? Etwas anderes ist es, wenn nach Eigennamen Erfindungen oder gewisse Dinge benannt werden, wie nach Daguerre die Daguerrotypen und wie nach dem Minister Silhouette die Silhouetten. Jedermann weiß bald, was damit bezeichnet werden will und man nimmt das Wort in die Sprache auf. Auch Ereignisse, gewisse Stimmungen in der Nation, besondere Entwicklungsperioden bringen neue Wörter in Umlauf, die man später nicht mehr entbehren kann, so haben wir das hübsche Wort Strafbayern erhalten, so ist die staatsrechtliche Nothwendigkeit gekommen, so die Tragweite, die Gothaer, die Stadtwehr, und so mancher derartige sehr bezeichnende Ausdruck, die unsere Sprache in gewisser Beziehung bereichert haben.

Die bisherigen Andeutungen müßten genügen, um uns einsehen zu lassen, welchem Abgrunde wir zueilen, wenn so fortgefahren wird und jeder Deutsche, der seine Sprache liebt, sollte es sich zur Pflicht machen, solchem Verderben durch leichtsinniges Fehlen gegen die Gesetze der Grammatik und durch leidige Ausländerei mit aller Kraft entgegen zu treten. Es haben sich bereits gewichtige Stimmen erhoben, die ein einmüthiges Zusammenwirken aller Berufenen zu diesem Zweck verlangen, möchte es gelingen, möchte bald ein Damm geschaffen werden, der jener verheerenden Fluth fremder Eindringlinge, jener Verballhornisirung des eigenen Idioms kräftigen Einhalt thue, sonst wäre es gar nicht zum wundern, wenn einmal eine gebildete Köchin ihrem Herrn, der sich beklagt, daß er sein Mittagessen nicht bekommt, zur Antwort gäbe: die Zuspätfertigwerdung des heutigen Diner's basirt auf der Nichtmöglich-

gewesfung rechtzeitigen Kochanfangs; Zusammensetzungen wie: das österreichische Initiatif-Ergreifungs-Dokument, das Haffenpflugsche Gewaltmaßregelungssystem gehören ja ohnehin nicht mehr unter die Seltenheiten!

Nach dieser allgemeinen Vorausschickung, die nicht unterbleiben konnte, gelange ich erst zu dem eigentlichen Gegenstande meiner Besprechung. Der Kaufmann schreibt im Geschäft begreiflicher Weise ganz andere Briefe, als jeder andere Mensch. Hier mischt sich nichts ein, was auf die Individualität, auf den Charakter, auf die Anschauungsweise des Schreibers schließen ließe. Weder Freud noch Leid darf daraus hervorblicken, an der Schwelle der Schreibstube hören alle Familienangelegenheiten und Beziehungen auf, innerhalb derselben waltet allein das Geschäft, und die Conversation in diesen Räumen erstreckt sich nie weiter, als auf die nothwendige Besprechung der Geschäfte und deren Betreibung.

Es mag in der Familie vorkommen was da wolle, in den Briefen des Hauses ist keine Spur davon zu finden. Nur Ereignisse, welche einen gewissen Einfluß auf die Geschäfte haben oder haben könnten, werden kurz berührt. Ein Amerikaner schrieb kürzlich: Ich habe anzuzeigen, daß vorgestern mein Haus und Store, mit allem was darinnen war, abgebrannt ist, die Assekuranz ist in bester Ordnung. Mein neues Magazin eröffne ich nächste Woche. Folgende Artikel wollen Sie für mich in Nota nehmen. Aber daß ihm dabei ein Kind verbrannt und daß seine Frau vor Schreck gestorben war, das fiel ihm nicht ein zu erwähnen, denn es gehörte nicht zum Geschäft. Hat man noch so lange Zeit mit einem Geschäftsfreund korrespondirt, so weiß man doch über ihn und seine sonstigen Verhältnisse nichts, es ist genug daß er sich stets als solide Verbindung gezeigt hat; zuletzt kommt vielleicht ein Brief mit schwarzem Rand, in welchem die Wittwe schreibt, sie erfülle die traurige Pflicht, mitzutheilen, daß

der Chef des Hauses gestorben, das Geschäft gehe aber unter der bisherigen Firma unverändert fort und sie halte sich zu allen vorkommenden Geschäften bestens empfohlen.

Kürze und Klarheit im Ausdruck sind im kaufmännischen Brief unerläßlich. Wenn Privatleute schreiben, so suchen sie so viel als möglich den Briefbogen vollzufüllen, denn es wäre Schade um das schöne Postpapier, wenn es halb leer abgehen sollte, und das Porto kostet der Bogen so wie so; der Kaufmann nimmt den größten Bogen feinstes Briefpapier und schreibt:

Senden Sie mir per Steamer 10 Kisten Spiegelgläser wie gehabt,

oder:

Inliegend finden Sie fl. 5000 —. a/Kurt zur gefälligen Gutschrift unter Anzeige.

und das sind die schönsten Briefe, der Inhalt ist solid und schnellverständlich. In früheren Zeiten schrieben sich die Geschäftsleute weitläuftigere Briefe, man pries die Qualität der Waaren und betheuerte, daß man den billigsten Preis berechnet und gar nichts dabei verdient habe (beides war freilich nicht wahr), man wünschte einen guten Empfang der Waare und empfahl sich zu ferneren Besorgungen mit einem ellenlangen Gruß. Das ist heut zu Tage ziemlich abgekommen. Es werden auch wohl keine Briefe mehr vorkommen wie jener war, der also lautete: Herrn N. N. in Hamburg! Mit diesem ersuche ich Sie mir sogleich durch Schiffer Clasen 5 Fässer russischen Talg zu senden. Ich habe meinen Vorrath von diesem Artikel gänzlich geräumt und bitte um prompte Effektuirung meiner Ordre.

Nun kam ein Postscript: So eben finden sich in meinem Speicher noch zwei Faß, Sie wollen demnach meinen Auftrag auf drei reduziren und mir umgehend Faktura zukommen lassen.

Ein zweites Postscript fügte hinzu: Da ich so eben aus

sicherer Quelle vernehme, daß der russische Talg eine Tendenz zum Weichen zeigt, so bitte ich vorläufig meine Ordre zu annulliren.

Dieser Brief war vom Uebel, denn der Empfänger mußte das Porto bezahlen, ihn lesen und überschreiben, aber das Geschäft, welches er brachte, war eine gelinde Täuschung.

Am kürzesten schreiben jetzt die Amerikaner. Statt Herren N. N. schreiben sie bloß Ms. N. N. und am Schluß: Ich bin &c. Und während wir sagen: Ihr verehrliches Schreiben vom 10. Nov. ist in meinem Besitz und unterdessen werden Sie mein ergebenes letztes vom 15. Nov. empfangen haben, heißt es dort einfach: Gegen meines vom 15. empfing ich Ihres vom 10. Nov. Das ist kurz genug, paßt aber in ein Land, wo die Zeitersparniß viel werth ist.

Wenn man früher auch breiter und altmodischer im kaufmännischen Briefe war, so hat man doch ein besseres Deutsch geschrieben, als heut zu Tage, wo es im höchsten Grade bedauerlich ist, zu sehen, welcher Unsinn in der kaufmännischen Korrespondenz getrieben wird. Jede Albernheit im Ausdruck, die entsetzlichste Verrenkung der Wörter glaubt man unter der Firma „kaufmännischer Briefstil" einschwärzen zu können, als wenn die Kaufleute nicht auch deutsch schreiben müßten wie jeder andere Mensch. Vieles tragen dazu die in anderen Ländern etablirten deutschen Häuser bei, die, wie immer der Deutsche im Ausland, gar zu gerne den Schein haben möchten, als hätten sie ihr Deutsch in der fremdländischen Umgebung ganz verlernt. Von Nordamerika schreiben sie uns: Der Mann ist 5000 Dollars werth, dieser Artikel will nicht verkaufen (wo'nt sell), jener bringt nicht mehr als 40 Cents, ein anderer steht zu 80 Cents ein und man wird 100 Cs. dafür machen: das ist englisch-deutsch! Aus Italien erfahren wir: Den Stralzio der alten Dita habe ich übernommen; will sagen in unserm kaufmännischen Stil, die

Liquidation der alten Firma, ferner, das und das soll geschehen, wenn Ihre Convenienz dabei ist (se vi sarà la sua convenienza); endlich der Vapor vom 5. ds. ist noch nicht angelangt; der k. k. Esitozoll wird aparte berechnet: das ist italienisch-deutsch! Von Frankreich heißt es: die Translokation Ihres Domizils haben wir in gute Note genommen (nous avons pris bonne note de la translocation de votre domicile); verschaffen Sie uns minutiösere Renseignements; alle diese Artikel sind prohibirt; wir erbitten uns limitirte Ordres: das ist französisch-deutsch! Wo soll es hinaus mit solchem Tohu-Bohu von Sprachmengerei und wie kann der Lehrling einen ordentlichen Briefstil lernen, wenn er solche Muster erhält, sich darnach zu bilden?

Einen großen Beitrag zum Verderb des kaufmännischen Stiles liefern ohne Zweifel die geschriebenen und gedruckten Marktberichte. In ihnen wird meistens der Sprache eine solche Gewalt angethan (eine ehrenvolle Ausnahme machen einige Triester Häuser), daß die Verfasser derselben es nimmer verantworten können. Sie überbieten sich an sonderbaren Ausdrücken (Räumte engagiren, (Bremer Plural), Zuckern, (Hamburger Plural) und Konstruktionen, deren Grund und Nothwendigkeit niemals einzusehen ist. Jeder ist sichtbar bemüht neue, wenn auch noch so barocke Wendungen zu erdenken, da ihm, wie es scheint, die einfachen verständlichen, dem Geist der Sprache angemessenen, zu abgedroschen sind.

Da lesen wir von einem Gelbholz, das erwartet wird und bei guter Qualität wohl fl. $3^1/_2$ per % aufbringen dürfte, ferner von anderen Sorten: sie bedangen gute Preise; von einer Rappsat heißt es: sie holte Rthlr. 121 — billiger ist diese Waare nicht erhältlich. Lauter Ausdrücke für das einfache „es wird dafür bezahlt."

Die aktive Stellung der Waare selbst, anstatt der damit Be-

schäftigten macht sich noch ergötzlicher in folgenden Wendungen: Feines Kleesaat räumt sich; Zucker kommen von den niederländischen Märkten sehr schlaff; Schwefel verkehrt bei schwachem Geschäft in flauer Stimmung.

Wie dauert uns der arme Schwefel, der in flauer Stimmung verkehren muß, wie mögen wohl die schlaffen Zucker aussehen, wie denken wir uns eine Kleesaat, die sich räumt? Ist das nicht ungereimt? Ganz neue Wortbildungen finden sich in folgenden Mittheilungen: Mit Prima-Sorten flaut es seit langer Zeit: Blauholz schwimmend denklich à fl. 3½; segelnde 6) tons Blauholz kommen à fl. 4½ zum Abschluß; in Baumwolle ist wenig umgegangen; von Cephalonia-Corinthen ist nur ein Posten von 300 Zentnern als schwimmend bemustert worden: bei festen Preisen ist in Kaffee nur ein mäßiger Abzug, endlich noch: wir ließen diesmal eine größere Zeitspanne verstreichen. Hier wird theils die versuchte Kürze zur Caprice, theils schadet die forcirte Wortbildung dem Verständniß oder wird lächerlich. Noch weiter geht der Satz, wo bei Gelegenheit einer Auktion gesagt wird: bei geringer Kauflust hätte die Gesellschaft einrufen müssen, wenn nicht u. s. w. Dies einrufen soll heißen: man hätte die zum öffentlichen Verkauf gebrachten Waaren wieder zurückziehen müssen, aber wer versteht das? Völlig undeutsch ist es, wenn man sagt: die Zufuhren von Indigo fallen ab, statt: sie nehmen ab; eine Partie Krapp, wofür fl. 9½ gefragt wird, es ist eine verkehrte Uebersetzung des französischen demandé; oder: die Preise werden sich vorhands wohl behaupten, statt vor der Hand; oder: Bankaszinn ist bis jetzt nicht unter fl. 39 abgethan. Seit wann ist es Sprachgebrauch, für abgeben, hingeben zu sagen: abgethan sein? Zuweilen erhebt sich der Korrespondent zu einer Art von poetisch-beschaulicher Betrachtung, z. B.: Die Preise klimmten progressive so weit hinauf, daß das

Resultat alle Erwartungen überstieg; dieser Artikel kommt alle Tage mehr in steigende Richtung, aber die Tendenz in einem andern bleibt lustlos und die Nachfrage ist lahm.

Wie originell diese, gleich Spechten, an glatten Baumstämmen hinaufklimmenden Zuckerpreise, während unten wieder die lahm herumhinkende Theenachfrage, und wie schauerlich und beängstigend diese lustlose Tendenz der Fuchsfelle oder der Ochsenhäute! Wie wird Ihnen zu Muthe, wenn man Ihnen von Manchester schreibt, daß viele Spinner schon voller Bestellungen sind? Sie haben schon Leute gesehen, die voll des süßen Weines waren und das mag zuweilen sehr anmuthig sein, aber Sie können sich gar nicht vorstellen, wie ein Spinner aussieht, der voller Bestellungen ist!

Sehr anschaulich wird die Hartnäckigkeit von Thranbesitzern geschildert, da wo es heißt: Von Südseethran ist unser Stock (das englische Wort für Vorrath) augenblicklich nur circa 5000 Hectoliter, die unter 30 Francs nicht loszumachen sind. Welche grosartige Situation! Zehn Kaufleute, die in den Thran verliebt sind, haben 5000 Hectoliter festgemacht, fünfzig andere, die ebenfalls eine zarte Neigung für diesen lieblichen Gegenstand fassen, suchen ihn loszumachen, aber es geht nicht, so sehr sie auch rütteln; nicht Archimed mit allen seinen Hebeln wäre im Stande, diesen Thran zu bewegen, da kommt ein einundfünfzigster Verliebter, bewilligt 30 Francs für den Zentner und siehe, „auf thut sich der weite Zwinger“ und die Fässer kollern ganz lustig heraus. Und man sagt immer noch es sei keine Poesie beim Kaufmann!!

Es versteht sich, daß auch hier in Fremdwörtern viel gemacht wird, der Kaufmann ist ein lebendiges Lexikon. Von Java Indigo ist er der Ansicht, daß dessen Debouché sich rasch wieder ausdehnen wird, er meint: den Absatz; wegen Mangel an prompter Waare ist's ihm erklärlich, daß Südfrüchte theuerer

werden; unter prompter Waare versteht er Vorräthe, die zur Hand sind, im Gegensatz zu denen, die da schwimmen oder segeln und in neuester Zeit auch solche, welche dampfen, d. i. welche auf Dampfschiffen unterwegs sind. Russisches Kupfer bleibt fest soutenirt! Nun, der Artikel bringt das mit sich, das russische Silber scheint sich dagegen viel schlechter zu soutenieren, denn es hat fast überall den Bankozetteln Platz gemacht.

Nachrichten aus San Domingo melden ein namhaftes Defizit in der Recolte. Aus Italien heißt es: die Rosinen, welche vom Odium verschont bleiben, und man meint damit die Traubenkrankheit. Für Preisansätze wird sehr häufig Quotirung gebraucht, für Ertrag Provenü, Wachs ist in Calma, statt: in Wachs ist kein Umsatz, Flachs ist loko disponirt, statt: am Platz verkauft; bei Reflektirung auf Oel bittet man um prompte Ordres, statt: wenn Sie Oel wünschen, wollen Sie es gleich bestellen.

Selbst auf Provinzialismen kommt es nicht an, so unverständlich oder hart sie sich auch ausnehmen; man schreibt schlankweg von einer Fruchtgattung: wenn bis zur Fechsung kein Unfall sich ereignet und meint damit die Ernte, und von einer andern Seite hat man die Ehre das Resultat der heutigen Verkaufung zu melden, will sagen Auktion.

Alles dieses ist mit deutschen Buchstaben gedruckt und geschrieben, muß also wohl deutsch sein! — Wie mögen sich die Autoren über diese Geburten ihrer erfinderischen Federn gefreut haben, anstatt wie billig darüber zu weinen!

Jeder Geschäftsmann kann wohl eine reiche Nachlese zu obigen Beispielen beibringen und es wäre vielleicht wünschenswerth, von Zeit zu Zeit solche Muster eines barbarischen Stiles zu veröffentlichen, Jedermänniglich zum warnenden Exempel.

Es ist mir nur eine Verwahrung erinnerlich, die von einem

Manne vom Fach gegen diese und ähnliche Mißbräuche eingelegt worden wäre und solche findet sich in „Rudolph Schleier's Lehrbuch der deutschen Handelskorrespondenz.“ Leider ist mir dies Buch nicht zur Hand, aber ich kann mich im Allgemeinen einverstanden erklären mit den dort aufgestellten Grundsätzen für eine Reform des kaufmännischen Briefstiles, obwohl ich zugestehe, daß mancher unrichtige aber alte hergebrachte Ausdruck so sehr eingebürgert ist, daß man gar nicht mehr fühlt, wie ungeeignet oder sonderbar er ist.

Vor Allem befleißige man sich im kaufmännischen Briefe, wie bereits gesagt, der Kürze und der Klarheit. Durch erstere wird Zeit gespart und „Zeit ist Geld“, und durch letztere wird einer großen Menge von Streitigkeiten vorgebeugt, die durch unklare Verfügungen bekanntlich so leicht entstehen.

Die erstere erreicht man, wenn man alle Umschweife, alle nicht zur Sache gehörenden Erörterungen, überhaupt alle überflüssigen Worte vermeidet und dazu rechne ich vor Allem die Höflichkeitsfloskeln, die weder von dem der schreibt so gemeint, noch von dem der liest so verstanden werden, an die man aber so sehr gewöhnt ist, daß es anfänglich schwer ankommen wird, sie wegzulassen und auffallend erscheinen, sie weggelassen zu sehen. Man vermeide also Ausdrücke wie die folgenden: Ich bestätige mein ergebenes Letztes, oder vollends Kontraktionen wie: In Bezug auf mein Jüngstergebenes, oder das werthe Ihrige vom 1. dies habe ich erhalten, oder Ihr Verehrliches, Ihr sehr Geehrtes, Ihr Schätzbares, Ihre geehrte Zuschrift, Ihr schätzbarer Auftrag, in ergebenster Erwiederung, in freundlicher Beantwortung. Was hilft es, wenn mir einer schreibt: höflichst erwiedernd Ihr Werthes vom 10. Dezember habe ich mich zuvörderst über die unverhältnißmäßige Kostenrechnung zu beklagen, welche Sie aufzustellen sich nicht entblöden,

und gebe mir die Ehre zu bemerken, daß ich vermüßigt bin, die Verbindung mit Ihrem Ehrenhause abzubrechen, wenn Sie nicht 50% von Ihrer unbilligen Forderung zu streichen die Güte haben. Was nützt mir die Artigkeit, in welche die bittere Pille wie in einen Zuckerüberzug eingewickelt ist, ich lese nur den Unwillen meines Geschäftsfreundes darüber, daß ich etwas zu plump meine Absicht merken ließ, ihn über's Ohr zu hauen und die formelle Höflichkeit dabei klingt mir noch dazu wie Hohn. Aber was hilft's: Ich nehme wieder höflichen Bezug auf seine gefällige unliebe Mittheilung, bedauere die Unkenntniß, in der er über die hier am Platze üblichen Usancen in der Spesenberechnung bei Verkäufen sich befindet, beehre mich aber in Hinblick auf die mir sehr am Herzen liegende Relation mit seiner geachteten Firma seine etwas verletzenden Aeußerungen mit Stillschweigen zu übergehen und ihm mit einer anderen Spesennota aufzuwarten, wofür er gefälligen möge, mir geneigte Gutschrift zu geben.

Wie viele unnützen Worte, wie viel Zeitversäumniß und Papierverschwendung für nichts und wieder nichts! Jeder weiß ja doch wie er dran ist und ärgert sich über das sinnlose Geschwätz von Redensarten, die er lesen muß und von denen er weiß, daß sie eigentlich die gröbsten Injurien verbergen. Freilich wird mancher an das Hergebrachte gewöhnter Kaufmann diese Formeln anfangs gewaltig vermissen. Es wird ihm wehe thun, wenn es nicht mehr heißt: unter Anwünschung einer guten Messe verbleiben wir, oder wir wünschen ein recht lebhaftes Weihnachtsgeschäft und empfehlen uns 2c., oder zum Jahreswechsel bringen wir Ihnen unsere aufrichtigen Wünsche und hoffen, daß das neu angetretene ein recht segensreiches für Sie werde. Er wird es vielleicht als einen Mangel an guter Lebensart bezeichnen, wenn man nicht mehr mit gänzlicher Verläugnung seiner selbst alle

„ich" vermeidet und also nicht mehr schreibt: Im Besitz dero verehrliches Schreibens vom 7. ds. erwiedern ergebenst, wie durch Fuhrmann und im Geleite Gottes an dero geschätzte Adresse instradirt habe 1 Ballot Nro. 6 u. s. w., sondern etwa gar, was sonst höchlich verpönt war, mit dem Ich gleich anfängt und sagt: Ich zeige Ihnen an, daß ich abgesendet habe 1 Ballot Nro 6. Die Befremdung über solche Neuerungen wird aber nur kurze Zeit dauern und zuletzt hat man sich daran gewöhnt und findet den früheren Modus selbst lächerlich.

Richte man sich doch in dieser Beziehung statt nach den Italienern, die unmäßig höflich sind und am Schlusse ihrer Briefe sogar „die Hand küssen", lieber nach den Engländern, die, wie wir schon gesehen haben, kein Jota mehr schreiben als nöthig und erspare sich das: hochachtungsvollst und ergebenst; genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten, besonderen, ausgezeichneten Hochachtung; mit bekannter aufrichtiger Werthschätzung zeichnen, was doch niemals gelesen, noch viel weniger geglaubt wird. Man bedenke, daß diese Ausdrücke ebenso überflüssig als zum Theil unrichtig sind und sage auch deshalb für die Folge statt: die möglichst billigen Preise, einfach: die billigsten Preise, statt: in empfehlende Erinnerung bringen, kürzer: empfehlen; statt: schnellmöglichst senden, rasch senden. Man vermeide einen Briefschluß wie den altmodisch-albernen: ohne mehr für heute, oder ohne Veranlassung zu Mehrerem empfehle ich mich. Man gebrauche keine ungewöhnten, überflüssigen oder fälschlich flexirten Adverbien wie in folgenden Sätzen: wir bemerkten uns nachrichtlich aus Ihrem Werthen, anläßlich der bevorstehenden Auktion; es steht der Wiedereröffnung der Schifffahrt voraussichtlich kein Hinderniß entgegen; je größer die Anzahl der Passagiere, desto größer ist selbstredend auch die Anzahl der Schiffe; et-

waige Erinnerungen; die demnächstige Auflösung; allenfallsige Aufträge; antwortlich Ihres Werthen; inhaltlich Ihres Geehrten; das ist alles vom Uebel! Zehn unnütze Worte in einem Briefe machen, wenn im Durchschnitt täglich 10 Briefe geschrieben werden, 100 Worte, ein vernünftiger Korrespondent wird sie gewiß zu sparen suchen.

Ist es nicht lächerlich wenn wir immer wieder und wieder lesen: anliegend haben wir das Vergnügen zu remittiren, angebogen, anderseits, angefalten, angefaltet überreichen wir; anruhende Preisliste zeigt Ihnen; inliegend beehren wir uns; unser Jüngstes vom; umstehend behändigen wir Ihnen; warum den Doppelsinn, der darin liegt, nicht durch eine richtige Satzbildung umgehen?

Wenn ich solche Ausdrücke lese, so fällt mir immer unwillkürlich ein, wie es sich ausnehmen würde, wenn das korrespondirende Haus wirklich anläge oder umstünde, zumal eine von den früheren langen Basler Firmen, etwa die Herren Peter de Hans Merian Vaters Sohn und Iselins seligen Wittwe!

Schwülstige und gesuchte Redensarten müssen gleichfalls wegfallen, sie passen schlecht zum Wesen des Kaufmannes, der ein Praktiker ist. Also nicht: Ihre Rimessen sind unter Accept gebracht, sondern: sind acceptirt; nicht: wir begleiten anliegend Rechnungsauszug, denn es ist nicht wahr, wir bleiben zu Hause und senden ihn nur; nicht: wir zweifeln nicht, daß Sie Ihre Konvenirung bei uns finden, sondern: daß Sie mit uns zufrieden sind; nicht: diese Kiste wollen Sie an sich sorgen, sondern: in Empfang nehmen; nicht: wir unterbreiten Ihnen unsere Kurse, sondern wir legen sie vor; nicht: den Auftrag, welchen wir Ihnen heute überschreiben, sondern: welchen wir geben; nicht: umgehend oder mit Postwendung oder mit wendender Post wollen Sie uns senden, sondern: mit nächster

Post, nicht: wir entbieten unsere Dienste in allen Vorfallenheiten hiesigen Orts, sondern: in allen Vorfällen.

Ich sehe keinen Grund dafür, daß Manche schreiben: es ist mir eine Partie billiges Holz angestellt (angeboten); ich bitte mir die Kostenrechnung aufzumachen (aufsetzen, machen); die Abfahrtstage dieser Schiffe wollen Sie noch näher aufgeben (angeben); zur Begleichung oder Vergleichung (Ausgleichung) Ihres Guthabens; Ihren Entbietungen (Aufträgen) entgegensehend; durch Frachter N (Fuhrmann). Wir haben für alle diese Ausdrücke verständliche Wörter, die keinen Zweifel übrig lassen, so daß auch der Nichtkaufmann wissen kann, was gemeint ist. Dabei bleibe man und hasche nicht nach Ungewöhnlichem, wodurch nichts gewonnen, sondern nur das Verständniß erschwert wird.

Ein Gleiches gilt von veralteten Wendungen, wie: in Bezugnahme an unser Letztes; in Entgegensehung Ihrer Berichte; im Nachtrage meines Letzten; zur Bereinigung unseres Conto; in Anbetracht; in Anbelang; in Begleitschaft meines heutigen; wir verhoffen, daß; wir wollen nicht verfehlen, Ihnen anzuzeigen; in Eile verbleiben wir; unterdessen empfehlen wir uns. Diese machen den Stil schleppend, abgesehen davon, daß sie sprachwidrig sind. Billig sollte auch hier so viel als möglich das Hereinziehen von Fremdwörtern vermieden werden, obwohl man viele einmal eingeführte durchaus nicht wird entbehren können. Durch nichts geboten erscheint aber z. B. „das Wort Order für Auftrag, Consumo für Verbrauch, Transito für Durchgang, Esito für Ausgang, lukriren für gewinnen, fluktuiren für schwanken, Debit für Absatz, Situation für Lage, Operation für Unternehmung, stipuliren für festsetzen, Offert für Anerbieten, Associé für Theilhaber, kontant für baar, Präjudiz für Nachtheil, Obligo für Haftung, Solvenz für Zah-

lungsfähigkeit, Couvert für Umschlag, Assekuranz für Versicherung, disponiren für verfügen, saldiren für ausgleichen, justiren für aichen, troquiren für tauschen.

Das sind in der Hauptsache die Ausstellungen, welche an dem jetzigen Geschäftsstile gemacht werden können, vielleicht wird aber noch Vieles der Art geschrieben, was mir nie zu Gesicht gekommen ist. Wenn die jungen Kaufleute sich Sammlungen solcher auszumerzender Ausdrücke anlegen wollten, die sie von Zeit zu Zeit aus ihrer Praxis bereicherten, mit dem festen Vorsatz, sie in ihren eigenen Briefen zu vermeiden, so könnte es nicht fehlen, daß wir nach einem Jahrzehend schon einen gereinigten, natürlichen kaufmännischen Stil hätten. Wenn wir etwas mehr deutsche Grammatik studirten und uns von Zeit zu Zeit in guten Wörterbüchern Raths erholten, so würden wir bald dahin gelangen, das Fehlerhafte augenblicklich zu erkennen, das uns im täglichen Leben aufstößt und uns selbst würden wir häufig genug bei solchen Verstößen ertappen, aber sie würden immer seltener werden und zuletzt ganz aufhören. In dem Maße, als wir unsere Muttersprache rein schreiben, werden wir auch vorsichtig werden beim Korrespondiren in einer fremden Sprache. Auch hier werden wir nicht blind nachschreiben, sondern alle Auswüchse und Absonderlichkeiten nicht nachmachen, die der oberflächliche Korrespondent häufig als guten Fund ansieht und überall anwendet.

Wir sagen dann in unsern französischen Briefen nicht: coucher écriture conforme, sondern passer; nicht argent sec, sondern comptant; nicht boucler un compte courant, sondern arrêter; nicht enveloppé dans une faillite, sondern intéressé; nicht non-prix, sondern vils prix; nicht écrasé de besogne, sondern très-occupé; nicht nous avons versé pour votre compte, sondern payé; nicht engorgement des affaires, sondern calme; nicht les prix ont dégringolé, sondern baissé, und so werden

wir, einmal gewöhnt, es genauer zu nehmen, auch in der italienischen und englischen Korrespondenz uns von ähnlichen Verirrungen fern halten; und solche Briefe dürften, wo sie hinkommen, gerne gelesen werden und als Muster eines reinen Stiles gelten. Es ist selten nöthig, den jungen Korrespondenten vor zu großer Weitschweifigkeit zu warnen, in diesen Fehler verfallen einzelne Marktberichte aus England und die jährlichen Zirkulare gewisser Speditionshäuser, die mit dem gesuchtesten Periodenbau und allerlei staatsökonomischen und diplomatischen Andeutungen uns die Ansicht beibringen wollen, ihr Platz sei der zweckmäßigste für die Spedirung unserer Güter. Das Schlimmste sind die eingeschobenen Zwischensätze, wie sie z. B. in nachfolgender Annonce vorkommen, die wir im Korrespondent von und für Deutschland vom 5. November 1853 gelesen haben und die ich Ihnen der Ergötzlichkeit wegen noch mittheilen will, aber merken Sie wohl auf, daß Ihnen das Stichwort nicht entgeht:

Danksagung.

Wo die Verhältnisse nicht gestatten, für empfangene Wohlthaten den Dank der That zu beweisen, müssen öffentlich gesprochene Worte denselben kund geben. Dieses will nun mit diesen Zeilen der Unterzeichnete — welcher durch die äußerst umsichtige, liebevolle Behandlung des Herrn Regimentsarztes Dr. W. in dem k. Militärspitale zu W. von einem Absceße am rechten Fuße, welcher den Knochen anzugreifen drohte und welches Leiden den Unterzeichneten seit mehr als einem Jahre zu Allem unfähig machte, und bei der vielfach vergebens angewendeten ärztlichen Hülfe nur einer trüben Zukunft entgegen sehen ließ, durch sichere Operation befreit und nunmehr als gänzlich geheilt der menschlichen Gesellschaft wieder gegeben wurde — thun.

Solche Perioden, wo man zuletzt selbst nicht mehr weiß, welches schließende Zeitwort nun eigentlich kommen muß, finden sich doch

selten in kaufmännischen Briefen, obschon wir noch vor Kurzem gelesen haben: „Ich erlaube mir, in Hinblick auf Ihre vielfachen überseeischen Verbindungen, Ihre Aufmerksamkeit auf ein neues, sehr zweckmäßiges und sicher zufriedenstellendes Unternehmen, nämlich die belgisch-transatlantische Dampfschifffahrt zwischen Antwerpen und New-York, die regelmäßig in möglichst kurzen Fristen zu äußerst billigen, jeder Konkurrenz die Spitze bietenden Frachten mit ganz neuen, im besten Zustand sich befindlichen Schiffen, die auch zugleich für Passagiere die bequemste Reisegelegenheit, bei mäßiger Taxe, bieten, betrieben werden soll — hinzulenken.“

Auch hier wird uns schon der Athem zu kurz, bis wir zum Schluß des Satzes kommen, und wir können nicht genug vor allen solchen Einschiebseln und weitaussehenden Satzbauten warnen, obwohl sie, wie schon erwähnt, ziemlich selten vorkommen.

So bin ich nun am Ende meines Vortrags und bitte um Entschuldigung, wenn ich, sehr gegen meinen Willen, etwa doch gelangweilt hätte. Nicht Alles von einer ernsten Sache läßt sich scherzhaft darstellen, gewisse Dinge lassen sich nicht bemänteln noch umgehen. Mir ist der Gegenstand ein sehr ernster, und wenn es im Wesen der Deutschen liegt, sich dann selbst zu persifliren mit bitterer Ironie, wenn ihre Lage die trostloseste geworden ist, so sei die heutige Apostrophe Zeugniß, daß im kaufmännischen Gebahren eine solche trostlose Situation eingetreten ist, welche zu heben und zu bessern die Aufgabe aller derjenigen sein muß, die gewohnt sind, selbst zu denken, statt blind nachzubeten.

Möge diese Absicht erreicht werden, möge das Werk gelingen!



Gedichte.



Frühlingsahnung.

Wohl sahst du eine Lerche fliegen,
Im ersten Frühlingssonnenstrahl
Sich durch die stillen Lüfte wiegen
Ueber dem blumenarmen Thal.

Da kam der Winter tückisch wieder,
Der schon den Scheidegruß entbot,
Die Lerche sank vom Himmel nieder,
Nach kurzer Lust ein früher Tod.

Und an des Baches klarem Rande
Erblüht ein Veilchen duftig still,
Das schon dem kaumerwachten Lande
Den Gruß des Frühlings bringen will.

So blüht es einsam und verborgen
Nur eine Stund' im stillen Thal,
Da sieht es schon erblaßt am Morgen
Der kalte Wintersonnenstrahl.

Doch ob der Winter auch gelogen
Dem Veilchen, das der Erd' entsprang,
Und ob die Lerche, frühbetrogen
Um ihren Frühling, niedersank:

Wer wollte drum am Frühling zagen?
Es weiß das Herz, er kommt gewiß,
Er wird den Winter niederschlagen
Und leuchten durch der Wolken Riß.

Er gibt mit tausend Nachtigallen
Für eine Lerche reiches Pfand,
Und seine Blüthenschleier wallen,
Wo das verblichne Veilchen stand.

Du junges Herz, dem leuchtend offen
Der Jugend Lenzgefilde liegt,
Wo ist dein Blühen, wo dein Hoffen,
Das lerchenfroh zum Himmel fliegt?

Und ob ein Lied dir auch verklungen
Und ob dir eine Blüthe brach,
Der Lenz mit tausend Liederzungen,
Mit tausend Blumen holt es nach.

Was dir der Winter mochte rauben,
Das bringt der Lenz vergeltend ein;
Lern' an den Frühling nur erst glauben
Und Frühling wird es bald dir sein.

Karl Bartsch.



Perlen.

Thränen weint die Meeresfee
In die tiefe blaue See,
Und der Thränen reicher Quell
Sinkt ins Ohr der Muschel nieder
Und die Muschel gibt sie wieder,
Eine Perle strahlenhell.

Jeden Schmerz und jedes Leid,
Das vom Himmel dir bereit,
Senk' in deinen Busen ein,
Und veredl' es tief im Herzen,
Mag es brennen, mag es schmerzen,
Auch zu Perl' und Edelstein.

Karl Bartsch.



Ein Rosenkranz.

Das Mägdlein vor dem Altare kniet,
Die Lippen murmeln ein frommes Lied,

Es schauen die Züge, die schmerzenbleichen,
Zur Jungfrau auf, der gnadenreichen.

Von Menschen verlassen und allein
Mit ihrem Weh' und ihrer Pein,
Mit ihrem Sehnen und ihrem Lieben,
Hat sie's zur Jungfrau hergetrieben.

Den Rosenkranz in der Hand sie hält,
Dran Perl' um Perle niederfällt:
Ob ihre Gebete wohl himmelwärts wallen
Mit jeder Perle, die niedergefallen?

Ach nein! sie denkt beim dunklen Kranz
An ihres Frühlings lichten Glanz,
Und alle verklungenen Frühlingslieder
Wehn neu durch ihre Seele wieder.

Sie denkt der Ros' am blühenden Strauch,
Sie blühte wie ihre Liebe auch,
Da kamen die wilden Stürme gezogen
Und Blatt um Blatt ist verweht und verflogen.

Verweht im Sturme der süße Duft,
Die welken Blätter gestreut in die Luft;
Da haben sie sie zerstampft und zertreten —
Nun sind es dunkle Perlen zum Beten.

Du dunkler Kranz, du duftest doch
Im alten Frühlingshauche noch,
Ach! wär' auch meinem einsamen Lieben
Vom kurzen Lenz nur ein Duft geblieben!

Ueber meine Liebe mit ehernem Sinn
Stampften die Rosse des Schicksals hin
Und haben die Rosen alle zertreten —
Du einsames Herz! laß uns glauben und beten!

Ihr dunklen Perlen, wenn ich euch seh',
Denk' ich an all mein tiefes Weh',

An alle Rosen, die mir zertreten —
Du einsames Herz! lerne glauben und beten!

Du hehre Jungfrau, licht und rein,
Vergib, wenn am Altare dein
Des Lenzes ich dachte, des frühverwehten —
Sei stille, mein Herz! lerne dulden und beten!

Karl Bartsch.



Blumengruß.

O Blumenwelt! Du Welt voll Liebe,
Voll Frühlingsduft und Sonnenschein,
Mit Dir erwachen neu die Triebe
Zu Liebeslust, zu Liebespein.

Das ist ein Regen, ist ein Keimen,
Ein Immerwiederauferstehn,
Das ist ein Flüstern, ist ein Träumen,
Ein Wiederfinden — Wiedersehn.

Da neigt im traulichen Gekose
Die Blüthe sich zur Blüthe hin,
Der Ephen schmiegt sich an die Rose,
Es küßt das Geisblatt den Jasmin.

„Du kommst allein?“ fragt leis die Aehre
Am wogenden Hollunderstrauch,
„Du kommst allein, und eine Zähre
Schwankt Dir am schmerzerfüllten Aug?“

Ich komm allein und lebensmüde,
Das Herz von Kummer fast erstickt,
Ein böser Thau fiel auf die Blüthe,
Die meines Lebens Mai geschmückt.

Lebt wohl! und blüht ihr duft'gen Kinder,
Die ihr in stets erneuter Lust

Nicht ahnt, ob's Frühling oder Winter
In einer armen Menschenbrust.

Dr. Ebersberger.

Ein Concilium.

Die letzten Athemzüge rauschten,
Und mit dem Leben war's vorbei,
An ihrer schönen Leiche lauschten
Betroffen noch der Aerzte drei,
Denn nicht ein Blättchen war verdorben
In ihres Lebens reinem Buch,
So daß, woran sein Kind gestorben,
Umsonst der alte Geizhals frug.

Und als sie auf die Strasse kamen,
Stand schon der Mond am Himmel hoch,
Und sie verweilten, einen Namen
Für ihren Tod zu finden noch;
Ein kleiner Mann mit weißen Haaren
Sprach endlich zu den Zweien leis:
„Der erste Fall seit fünfzig Jahren,
Wo ich kein Wort zu finden weiß."

Da bebt der Jüngste unter ihnen,
Mit blassem holden Angesicht,
Ein Jüngling mit verhärmten Mienen,
Und faßt des Alten Hand, und spricht:
„Der erste Fall seit fünfzig Jahren? —
Eh' noch zum andern Male sich
Dort um den Mond die Sterne schaaren,
Habt Ihr den zweiten — denkt an mich!"

Dr. Ebersberger.

Thorheiten.

Wir blicken nach der Kindheit Jahren
Mit weisem Lächeln meist zurück,

Daß thöricht wir und unerfahren
Bereitet uns manch' trüb Geschick; —
Wir werden älter und begehen
Thorheiten wieder wie ein Kind,
Nur wollen wir dann nimmer sehen,
Daß größer sie, als damals sind.

Dr. Ebersberger.

Resignation des Deutschen.

Sie hat verlassen mich, o Schmach!
Gab mir statt Liebe Hassen,
Und als der Vater zu ihr sprach:
„Mußt von dem Schlucker lassen,
Was soll dir der Poetenkram,
Was will der Liebeständler?"
Da rief sie: „ja Papa", und nahm
Den reichen Käsehändler.

Wär' ich ein Spanier, Spaniens Wuth
Beseelte mich zur Rache,
Bis ich ertränkt die ganze Brut
In Einer blut'gen Lache:
Durchbohrt, zerstochen und zerfetzt
Von meinem Dolch erkalten
Sollt' er — sie — ich, zu guter Letzt
Auch noch die dummen Alten.

Wär' ein Franzose ich, im Lied
Verwimmert ich den ganzen
Unsel'gen Schmerz, der mich durchzieht,
Mit wehmuthsvollen Stanzen;
Dann äß ich mich aus Sympathie,
Und wär's auch noch so schön da,
Zu Tode an fromage de Brie,
Und stürb' an febris lenta.

Doch weil ich just ein Deutscher bin,
Will ich des Schicksals Launen

Ertragen mit gelass'nem Sinn,
Und trösten mich beim Bräunen,
Und wenn die Ruh' ich wiederfind';
Wenn meine Schmerzen matter,
Steh' ich bei ihrem ersten Kind
Vielleicht noch zu Gevatter.

Dr. Ebersberger.

„O mein Leander!"

„Hero und Leander" las
Rieschen Lips, ein Nähmamsellchen,
Und manch Thränlein fiel ins Gras,
Zog ja einst ein fein Gesellchen
In die weite Welt hinaus,
Ihrem zarten Arm entwand er
Sich, und weinend rief sie aus
Ohnmachtnah: „o mein Leander!"

Spannt die Nacht ihr weites Zelt,
Schwarz und schmachtend wie die Locke,
Die ihr von der Stirne fällt,
Schaut sie von dem fünften Stocke
Aus dem off'nen Fenster schon
Hundert Nächte nach einander,
Und mit sehnsuchtsvollem Ton
Seufzet sie: „o mein Leander!"

Wenn vom süßen Wein bethört
Um die mitternächt'ge Stunde
Nachbar Lips nach Hause kehrt,
Wenn der Wächter macht die Runde,
Bei der Sterne heil'ger Pracht
Tönt ihr Ruf, ein rings bekannter,
Von der Höhe durch die Nacht —
Nacht für Nacht: „o mein Leander!"

Und der Erker ist der Thurm,
Und das Nachtlicht ist die Fackel,

Hero sie, — einst kündet Sturm
Ihres Blumenstocks Gewackel,
Stärker tobt es, mit Gekrach
Stürzt zerschellend an die Wand er,
Da vergaß sich Rieſchen ach!
Denn sie rief: „Mein Oleander!„

Dr. Ebersberger.



Eine Trauung.

Die Menge rennt, was mag da sein?
„Ein Unglück ist passirt!“ — o nein!
Gestreut ist's vor den Thüren,
Da soll erst ein's passiren.

Dr. Ebersberger.



An die Kindheit.

Schlaf hielt mein Gemüth umfangen,
Ach ich träumte wunderbar:
Sah die Sonne aufgegangen,
Wie es in der Kindheit war,
Sah die Auen, treue Zeugen
Einer längst entschwundnen Welt,
Wo wir uns zum frohen Reigen
Oder lauten Spiel gesellt.

Süßer Traum sank mild hernieder
Auf mein müdes Augenpaar,
Und ich hörte Wiegenlieder,
Wie es in der Kindheit war,
Fühlte fließen heiße Thränen
Bei der längst entschwundnen Lust,
Und es schlug vor bangem Sehnen
Wild das Herz in wunder Brust.

Doch der Traum küßt mir die Sorgen
Von der Stirne, silberklar
Tönte Glockenklang am Morgen,
Wie es in der Kindheit war;
Und wir eilten zu der Schule,
Kosteten dort Freud und Leid,
Zwischen Buch und Federspuhle,
Manchmal fleißig, oft zerstreut.

Und ich sah's im Traum gestalten,
Wie wir festlich Paar um Paar
Nach dem Tisch des Herren wallten,
Wie es in der Kindheit war,
Sanken weinend, betend nieder;
Denn das Herz war weich und mild;
Sangen fromme Kirchenlieder,
Gläubig, o welch rührend Bild!

Holder Traum, du zeigtest weiter
Jubelnd unsre frohe Schaar,
Knappen, Pagen, Pferde, Reiter,
Wie es in der Kindheit war,
Neidlos freuen, rechtlich handeln,
Ehrlich kämpfen Aug in Aug,
Und gesellt dann fröhlich wandeln,
In dem Herzen Gotteshauch.

Träumend glaubt' ich alle Engel,
Alles friedlich, treu und wahr,
Sah nicht Fehler, sah nicht Mängel,
Wie es in der Kindheit war.
Lag in treuen Mutterarmen,
Kannte nicht der Liebe Pein,
Nicht des Hasses Lust, Erbarmen,
Güte kannte ich allein. —

Doch mein Glück war bald entschwunden,
Und mir wurde schmerzlich klar,
Daß ich nur im Traum empfunden,
Wie es in der Kindheit war.

Holde Kindheit, süßer Frieden,
Glaube, lichter Himmelsblick,
Ach zu kurz weilt ihr hienieden
Und kein Fleh'n ruft euch zurück!

Friedr. Knapp.

Schmollis.

Daß ein ächter Zechkumpan gerne Schmollis trinket,
Ist wohl ganz und gäbe, wann ihm Gott Bacchus winket,
Schmollis mit der ganzen Welt, Schmollis mit den Freunden,
Die mit ehrlichem Fiduz sich ihm gerne einten. —

Hab' manch Schmollis ausgebracht, als ich noch am Rheine,
Als ich noch am Neckar trank ächte deutsche Weine,
Schmollis mit der Burschenschaft, Schmollis mit dem Liebchen,
Jenes unterm Himmelszelt, dieß im trauten Stübchen.

Ja beim Schmollis schmeckt der Trunk, mundet hold das Küßchen,
Das nach Rechten man geraubt, Hannchen oder Lieschen,
Und noch jetzt, bin ich allein, wird das Aug' mir trübe,
Denke ich an Kuß und Trunk, Freundschaft, stille Liebe.

Aber neulich, Freunde, hört! hab' ich's praktiziret;
In Habana habe ich Schmollis Kraft probiret:
Saß mit Liebchen ganz allein, ohne Augenzeugen,
Uns umfloß beim Lampenschein Paradiesesschweigen.

Vor uns glänzt auf kleinem Tisch goldner Wein im Glase,
Liebchens Lautenspiel ertönt, als ich in Ekstase
Unsrer Minne Glück erhob über alle Sterne,
Lächelt Liebchen schalkhaft drein, aber glaubt es gerne.

Und sie bringt mir's wieder zu; mit verschränkten Armen
Faßten wir die Gläser an, daß an ihren warmen
Lippen spielt der Lampe Schein von des Kelchs Reflexe,
Und mich fragt, was dieses soll, meine kleine Hexe.

Rasch in Spanisch dolmetscht' ich diese deutsche Sitte;
O, ein reizender Fiduz wurde meiner Bitte!

Liebchen sprach erröthend: Hätt' ich's gleich thun nicht sollen,
Weiß ich jetzt doch immerhin, wie die Deutschen schmollen.

Friedr. Knapp.

Weihe.

All' meine Gedanken sind Blumen,
Sind Blumen, dir gepflückt;
All' meine Gedanken sind Seufzer,
Sind Seufzer, dir geschickt.

All' meine Gedanken sind Lieder,
Sind Lieder, dir erdacht.
Ich hab' in Liebe alle,
Sie alle dargebracht.

Julius Merz.

Bist mir nicht fern.

Bist mir nicht fern, und wärst du noch so weit;
Ist ja die Sonne auch hinabgesunken;
Und morgen wird in neuer Herrlichkeit
Ihr wärmend Licht im fernen Osten prunken.

Wie die Natur der Nacht entgegenlauscht,
Man nur noch Innen lebt, sonst alles schweiget,
So hast gewiß du Kuß um Kuß getauscht,
Im Geist mit mir, eh' du das Haupt geneiget.

So schlaf' denn wohl, schließ' sanft das Auge zu!
Ich bin bei dir und sing' dir Schlummerlieder,
Und der Gedanke gibt mir Kraft und Ruh:
Du kommst, du kommst, und liebend kommst du wieder.

Julius Merz.

Mein Lied.

Du kennst mein Lied, doch ach, es rührt dich nicht,
Vorüber geht an dir der Schmerzgesang,
Als wär' der Seele innerstes Gedicht
Nicht meist ein schwerer, dornenvoller Gang.

Du hörst mein Lied, fühlst nicht, was ich gewollt,
Vorüber rauscht die wilde Melodei,
Als ob sie nicht in's Herz dir dringen sollt',
Und nur allein dem Wind vertrauet sei.

So scheint gelöst das schöne, schöne Band;
Nur singen werd' ich von der Liebe Noth.
Das beste Herz, das ich im Leben fand,
Ist für mich todt, ist für mich todt.

Julius Merz.



Ich flüchte zu dir!

Ist Gott dein Name — ob Dämon, ob Geist,
Ob die Seele, die durch das Weltall kreist,
Die unsichtbare, mir holde Gewalt,
In tausendfacher und keiner Gestalt —
Ich flüchte zu dir!

Ich flüchte zu dir im brennenden Schmerz,
Und werfe mich dir ans allliebende Herz,
Ich wende mich ab, getrübt und gequält,
Von der geliebten, verachteten Welt —
Ich flüchte zu dir!

Ich möchte sie hassen — sie ruft mich zum Mahl,
Ich möchte sie lieben — wie ist sie so schaal!
Ach! selber ein Zweig vom verrufenen Baum
Ist Liebe und Haß nur Halbheit und Traum —
Ich flüchte zu dir!

Ich flüchte zu dir! ich weiß daß du bist,
Ob unsichtbar oder sichtbar gegrüßt.
Indem ich dich denke, bin ich bei dir,
Und weil ich dich liebe, so bist du bei mir —
Ich flüchte zu dir!

Mit tausend Augen schaust du mich an
Und ziehst mich zu deinem Herzen hinan,
In jedem heiligen Laut der Natur
Erkenn' ich entzückt deine göttliche Spur —
Ich flüchte zu dir!

In glühenden Thränen, tiefeinsam geweint,
Fühl' ich mich dir, ewige Gottheit, vereint;
Und bin ich ein Theil der entarteten Welt,
Zermalme sie ihn, wie's ihr eben gefällt —
Ich flüchte zu dir!

Theodor Oelsner
in Breslau.

Sehnsucht.

Ich suchte nach alten Tönen
In meiner Brust,
Ich suchte nach Jugendliedern
Und Jugendlust.

Wie ist doch alles stille
Gleich Friedhofsruh!
Bist du denn ganz gestorben,
O Jugend du?

Ein Wandrer kam zur Stelle,
Von der er ging,
Vor siebenmal sieben Jahren
So frisch und flink.

O Wandrer, sag', was suchst du
Von Thür zu Thür?

Die damals lebten und sangen
Sind nicht mehr hier.

Theodor Oelsner
in Breslau.

Sonnenwende.

Funk' an Funken elfengleich
Schwebt irrend aus der Lilie Kelch
Hin durch die Dämmerung, sanft
Zittert im Thau der Rosenknospe
Freundlicher Sterne mildes Licht.

Plötzlich lodert Feuer auf,
Ruft all die Flammen wach durch das Thal,
Ruft wach sie hoch auf dem Berg,
Wo aus des Gletschers blauem Thor
Brauset im Sprung der junge Strom.

Dir lohen sie, du herrlicher,
Der du emporhältst den Blüthenkranz
Ueber das weite Land, daß niederthaut
Des Segens Fülle und froh
Wie Lerchensang aus üppigem Kornfeld
Dich begrüßt des Volkes jauchzender Chor.

Leise weht im Abendhauch
Herab der Rebe Duft vom Gebirg.
Bald schwillt die Traube am Stock
Saftig und voll in deinem Lichte,
Schäumend die Kelter füllt der Most.

Kindlich scherzt das Mädchen noch;
Du blickst herab vom goldnen Gespann,
Sie neigt erröthend die Stirn
Und es entflieht der erste Seufzer
Furchtsam der Jungfrau tiefster Brust.

Der Herrscher bist du des Lebens ja
Und selbst die Allmutter Nacht sie legt
Nieder zu Füßen dir das Diadem,
Ihr sterndurchflochtnes, wenn du
Nahst auf den reinen Wogen des Frühroths,
Und der Erde Dank entgegen dir steigt.

In der stillen Laube sinnt
Einsam der Dichter, aber du lehrst
Mit hellem Auge den Genuß
Flüchtiger Stunde ihn, enthüllst
Ernst ihm die Spur entschwundner Zeit.

Mit dem Volke preist er dich,
Daß du verliehn die heitre Kunst,
Und wie die Flamme sich hebt
Hoch vom Gebirg, so steigt die Hymne
Feiernd empor zum Gruße dir.

Doch wandelst du, wo glücklich der
Lorbeer stets grünt und die Palme prangt,
Deiner gedenkt er in Winters Sturm, —
Wenn still sein Mädchen ihn küßt
Und aus vollem Becher mit Lächeln
Dein Geschenk ihm beut den feurigen Wein.

Adolph Pichler.

Hymne an August v. Mövenstein.

Schon ruft zur Ferne, o Freund,
Dich mit strengem Gebot Pflicht hinweg —
Ernstes Schweigen im fröhlichen Kreis —
Ein Kuß noch! — der Alpen letzte Spitze
Verschwimmt bald dir in bläulichem Duft.

Es dehnt vor deinem Blick sich
Am Gestade der Donau das Land
Reich und üppig wie Kanaans Flur;

Gebräunt von der Sonne naht zum Gruße
Der Czikos schon auf flüchtigem Roß.

Bei guten Menschen bist du heimisch schnell
Und gleiche Sterne führt hier und dort
Die Nacht vorüber dem Auge dir;
Bald vielleicht kredenzt Purpurwein
Eine Maid dir mit feurigem Blick.

Ich aber wandle einsam
Wo mit funkelndem Eisschild der Berg
Deckt die breite gewaltige Brust,
Von Ost zieht und West die graue Wolke
Und ruht sanft auf dem mächtigen Haupt.

Des Mantels Faltenwurf schmückt
Alpenrose und thaufeucht der Strauß
Edelrauten mit duftigem Speik,
Doch er sendet segnend seine Ströme
Und still lächelt er Abends ins Thal.

Vom Fuße schüttle ich der Erde Staub,
Denn meine Seele ist stolz und neigt
Vor dir allein sich, du Ewiger,
Der du mich anblickst ernst und mild
Aus des Himmels unendlichem Blau.

Adolph Pichler.



Die weißen Frauen.

Herunter sank die tiefe Nacht
Auf's greise Haupt des Brocken,
Da machte sich Herr Satanas
Behende auf die Socken,
Walpurgisnacht war vor der Thür,
Und dieses Teufelshauptplaisir
Das wollt' er nicht versäumen.

Sein Hofstaat und sein hoher Rath,
Die waren schon beisammen,
Rings aus dem Boden züngelten
Die blauen Höllenflammen,
Vom Himmel zuckte Strahl auf Strahl,
Um dieses Höllenbachanal
In's beste Licht zu setzen.

Ein Wetterstrahl, als ob die Welt
In Stücke gehen wollte,
Worauf der Donner tausendfach
Hin durch die Schluchten rollte,
Das war die Salutation
Als Satanas sich auf den Thron
Behaglich niedersetzte.

In Schaaren kam das Volk herbei,
Die Hexen und die Geister,
Und drängte sich im bunten Knäul
Um seinen Herrn und Meister;
Die Höllengarde hatte Noth
Mit ihren Spießen, glühend roth,
Die Frechsten abzuhalten.

Da gab es denn gar Vielerlei
Zu ordnen und zu schlichten,
Und über manchen Hexenspuck,
Gleich Salomo zu richten;
Es ward dem Teufel selber heiß,
Daß von der Stirne ihm der Schweiß
In Strömen floß hernieder.

Ich wollt' daß ich was Anders wär'
Als euer Herr und Meister,
Mit jedem Tage wird dieß Volk
Zudringlicher und dreister:
Die Nacht, die sonst im ganzen Jahr
Mein einziges Vergnügen war,
Muß ich mit ihm vertrödeln!

Seitdem mir auf dem Halse liegt
So vielerlei Gesindel,
Das droben einst die halbe Welt
Verführt mit seinem Schwindel,
Geht's auch bei mir nicht wie es soll,
Mein Volk wird aller Ränke voll,
Mich drängt's zu abdiciren.

Indessen so der Höllenfürst
Versunken in Gedanken,
Durchbricht ein wirrer Hexenknäul
Der Höllengarde Schranken,
Und mitten in der wilden Schaar
Da zerren sich am langen Haar
Drei zornentbrannte Weiber.

Wild packten sich die Wüthenden,
Es flog Gewand und Schleier,
Und in den Blicken loderte
Des blinden Hasses Feuer,
Schon nahm man ringsherum Partei,
Da trieb die Höllenpolizei
Den Knäuel auseinander.

Und als man vor den Richterstuhl
Sie führte, schrie der Teufel:
Bei'm Zopfe meiner Großmama,
Darüber ist kein Zweifel,
Das sind die schönsten Damen ja,
Die je in meinem Reich ich sah,
Helenen ausgenommen! —

Mesdames! Verbannen Sie die Wuth
Aus Ihren schönen Mienen,
Was wünschen Sie? Es soll gescheh'n,
Ich bin bereit zu dienen! —
Jetzt fing der Lärm von neuem an,
Denn jede wollte ihren Zahn
Erst an der Andern wetzen. —

Geduld! Madame; erst sprechen Sie:
Wie ist Ihr schöner Name?
Beatrix, Gräfin Orlamünd,
Ich bin die weiße Dame! —
Das ist nicht wahr, sie ist es nicht,
Sie lügt mit Allem was sie spricht!
So schreien d'rauf die Andern.

Ich bin die Frau von Lichtenstein,
Auf Rosenberg geboren,
Durch höllischen Senatsbeschluß
Zur weißen Frau erkoren.
So fing die Zweite keifend an,
Der Eifersucht, der Liebe Wahn
Hat mich dazu berechtigt.

Die Dritte schrie im Fistelton
Mit convulsiv'schem Zucken:
Ich habe ein reales Recht
Als weiße Frau zu spucken,
Und dieser Beiden Rechte sind,
Ist die Gerechtigkeit nicht blind,
Nichts als Conzessionen! —

Ich heiße Anna Sydow und
Mein Heimathsort war Gießen,
So mancher Dichter hat mein Recht
Ganz sonnenklar bewiesen;
Ich schreie nach Gerechtigkeit,
Und hoffe, daß mein Recht erneut,
Verbrieft wird und besiegelt.

Beatrix fing zu weinen an:
Ach habt mit mir Erbarmen!
Bei solcher starker Concurrenz
Da muß ich ja verarmen, —
Ach laßt mich doch mein Stückchen Brod,
In dieser Zeit der schweren Noth,
Als weiße Frau verdienen.

Ei, rief die Frau von Lichtenstein,
Ich poch' auf meine Rechte,
Die haften unbestritten nur
Auf Rosenbergs Geschlechte:
Ihr brachtet eure Kinder um,
Mich treibt die Eifersucht herum,
Das ist ein andrer Casus! —

Und mich die Liebe — das ist mehr
Schrie Anna rasch dazwischen. —
Hoho! Für Bürgerliche gibt's
Hier gar nichts mehr zu fischen!
So rief das andre Paar voll Zorn,
Die weiße Frau von ächtem Korn
Ist adelig geboren!

Dem Teufel wird's auf's Neue schwül,
Er weiß sich nicht zu helfen,
Die Weiber stehen vor ihm da,
Wie Ghibellinen und Welfen.
Und wie er sinnt und wie er denkt,
Wie man das Ding zum Besten lenkt,
Erhebt sich neuer Lärmen!

Vom Kopfe bis zum Fuße weiß,
Mit lächelnd süßer Miene,
Tritt eine andere Gestalt
Mit einmal auf die Bühne.
Well Sir! Betrachtet mich genau,
Auch ich bin eine weiße Frau
Und der bleibt nichts verborgen.

D'rum bin ich von Hochschottlands Au'n
Im Nu herbeigeflogen,
Eh' man mein Privilegium
Mir etwa gar entzogen:
Ich bin die Frau von Avenel!
Goddam! Entscheiden Sie nun schnell:
Wer ist von uns die Rechte? —

Das tolle Weiberkleeblatt schrie:
Wie! Was? — Die Operistin?
Ausländerin und Ketzerin
Und eine schlechte Christin?
Pfuscht die in unser Recht uns noch,
Dann wollen wir es lieber doch
In Compagnie betreiben!

Der vielgeplagte Teufel seufzt,
Wie Hiob in der Bibel,
Mit frommer Resignation:
Herr, deinem Recht geht's übel!
Vier weiße Frauen ist zu viel,
Mit zweien wär's noch Kinderspiel,
Doch viere — nein, da dank ich!

Es rinnet Stund auf Stunde hin,
Ich bitte meine Damen,
Sich endlich zu beruhigen
In aller Teufel Namen;
Beliebt es einen Contretanz?
Ich bin zu Ihren Diensten ganz,
Nur heut nicht judiciren.

Indessen zeigt am Horizont
Sich schon des Tages Glühen,
Und bleicher, immer bleicher wird
Der Höllenfeuer Sprühen,
Der Geister Reihen werden licht,
Und auf des Satans Angesicht
Fängt an die Angst zu zucken.

Ihr tollen Weiber fliehet schnell,
Der Tag beginnt zu grauen,
Ihr sollt ja binnen Jahresfrist
Mein Antlitz wieder schauen,
So lange laßt dem Teufel Zeit,
Inzwischen über euern Streit
Sich recht zu informiren.

Umsonst, denn wenn der Satan selbst
Die reinste Wahrheit predigt,
Wird doch ein aufgebrachtes Weib
Der Zweifel nicht erledigt.
Er steht, umstrickt von ihrem Kreis;
Es wird ihm bang, es wird ihm heiß,
Er sucht umsonst zu fliehen.

Da küßt der gold'nen Sonne Glanz
Ringsum der Berge Höhen,
Und wiederum ein Donnerschlag,
Als sollt' die Welt vergehen,
Hallt tausendfach hin durch die Luft,
Und eine weite, tiefe Kluft
Verschlingt des Blocksbergs Treiben.

Darob war Satan sehr zerknirscht,
Denn seines Reichs Gesetze
Verfügten, daß er nimmermehr
Des Tages Recht verletze.
Seitdem ist auch mit seiner Macht
Versunken die Walpurgisnacht
Und alle weißen Frauen.

Und als er in der Unterwelt
Sich wieder restaurirte,
Sprach er: das ist das letzte Mal,
Daß mich ein Weib verführte.
Ein Weib hat mich einst eingesetzt,
Und durch vier Weiber hab ich jetzt
Mein Paradies verloren!

J. Priem.



Ein Rangstreit.

Es saßen einst beisammen
Ein Stiefel und ein Schuh,
Und tranken sich behaglich
Ein Glas um's and're zu;

Sie wurden bald gar munter,
Und schwatzten dies und das,
Und schöpften aus dem Glase
Gar manchen Witz und Spaß.

Der blankgewichste Stiefel
Warf keck sich in die Brust,
Und sprach: Ein ganzer Stiefel
Zu sein, welch' hohe Lust!
Wie glänzt an seinem Absatz
Des Spornes schmucke Zier,
Wenn keck der stolze Reiter
Besteigt sein edles Thier!

Ei schweig, du eitler Prahler,
Versetzte d'rauf der Schuh,
Vor meinem Werth verschwindet
Dein stolzer Wahn im Nu!
Nur ich kann mich bewegen
Bei Ball und Assemblée,
Mich zählt man aller Orten
Zur ächten haute-volée. —

Ach — schwänzeln und scharwenzeln
Das kann ein jeder Wicht,
Im Stiefel steht der Mann nur
Dem Feind im Angesicht.
Der Schuh gehört dem Weibe,
Der Stiefel stets dem Mann,
Weil seines Trittes Kraft sich
Durch ihn nur zeigen kann! —

Du dauerst mich, mein Lieber,
In deines Hochmuths Wahn,
Im allerschlimmsten Wetter
Zieht auch das Weib dich an,
Wohl nicht um dich zu ehren
Tritt man dich in den Koth —
Nein, weil man dich benützen
Nur will im Fall der Noth.

Dem Stiefel schwillt die Galle,
Du lästerst meinen Stand,
Und was er schon geleistet
Selbst für das Vaterland!
Steht in der Weltgeschichte
Ein zweites Beispiel da,
Wie man es einst zu Stockholm
An einem Stiefel sah?

Ihn brauchte Karl der Zwölfte
Als stattlichen Legat,
Und vor dem Stiefel bückte
Sich der Ministerrath.
Hat es in der Geschichte
Ein Schuh so weit gebracht?
Nur eine Aschenbrödel
Hat euch berühmt gemacht.

Pfui, sprach der spiegelblanke,
Höchst elegante Schuh,
Wer, so wie ihr, vernagelt,
Den läßt man gern in Ruh;
Bei Boten und bei Kutschern,
Da seid ihr stets am Platz,
Und wenn der Bauer stampfet
Beim Tanz mit seinem Schatz!

Der Streit ward immer ärger,
Zum Dolch ward jedes Wort,
Es zankten Schuh und Stiefel
Sich wohl noch heute fort,
Wär' nicht aus einer Ecke
Ein Ding herbeigerannt,
Das man zu allen Zeiten
Pantöffelchen genannt.

Das stellt' sich vor die Beiden
Und sprach mit feiner Stimm:
Bezähmt ihr werthen Herren
Doch eures Herzens Grimm.

Ich hab' vor Schuh und Stiefel
Gebührenden Respekt,
Doch kann ich nicht begreifen,
Wo euer Vorzug steckt.

Was Ball und Assembléen,
Was Kampfeslust und Schlacht?!
Es beugt sich Schuh und Stiefel
Vor — des Pantoffels Macht.
Er hat zu allen Zeiten
Die halbe Welt regiert,
So bald ihn eine Dame
Im schönen Händchen führt.

Wenn er nicht will, so kommt ja
Kein Schuh zu Ball und Schmauß,
Und der gestrenge Stiefel —
Der darf nicht aus dem Haus! —
Die Streitenden erkannten
Die Wahrheit in dem Hohn,
Und beide Renommisten
Sie schlichen still davon. —

J. Priem.



Die gute Wahl,
oder
De gustibus non est disputandum.

Auf, einem kleinen Gut, ich glaub' im Schwabenland,
Da lebte einst ein frommes Ehepaar, —
Das heißt, die Frau des Gutsbesitzers war
Als Ausbund aller Tugenden bekannt, —
Der Mann war, wie die meisten Männer sind,
Ein wenig lax in seiner Frömmigkeit,
Doch war es in der Gegend weit und breit
Bekannt, daß er gutmüthig wie ein Kind;
Er hatte seine Freude nur an Thieren; —
An Pferden, Ziegen, Schafen, Stieren

Besaß er eine wohlgenährte Heerde,
Und die war ihm das Liebste auf der Erde.
Vor Kurzem ließ nun dieses Ehepaar
Ein Zimmer seines Schlosses restauriren,
Und einer seiner heißen Wünsche war,
Mit Bildern es recht stattlich auszuzieren.
Doch, wie es oft sich findet in der Welt,
Verfolgten sie ein Ziel auf ganz verschied'nen Pfaden,
Ein Heil'genbild nur ist's, das ihr gefällt,
Und nur ein Viehstück steht bei ihm in Gnaden.
Was ist nun da zu thun? Der eheliche Friede
Wird fast durch diese Differenz getrübt,
Weil sie die Heiligen und er die Ochsen liebt,
Und Beide ziehen sich das zu Gemüthe.
Sie sinnen hin und her, wie man sich da vereine,
Und endlich sagt der Mann: mein liebes Kind; ich meine
Es sei das Kürzeste, wir schicken in die Stadt,
Da findet sich vielleicht ein guter Rath,
Wie unserm, so verschiedenen Begehr
Am besten nachzukommen wär'.
Am andern Tage hat Herr Kupferfeld,
Kunsthändler in der Stadt, den Brief in seinen Händen,
Worin er Kenntniß von dem Fall erhält,
Und ihm der Auftrag wird, ein Bild zu übersenden,
Das dem Geschmack des Herrn Barons gefällt
Und die Baronin auch zufrieden stellt. —
Nach wenig Tagen kam auch schon die Kiste,
In die das Bild verpackt, man öffnet sie
Und freudetrunken die Baronin schrie:
St. Lucas ist es, der Evangeliste!
Doch der Baron war gleichfalls sehr entzückt,
Als er den Ochsen auf dem Bild erblickt,
Von dem die Maler nie den Lucas trennen, —
So, rief er aus, muß den Geschmack man kennen,
Der kluge Mann hat dir genügt und mir,
Du hast den Lucas und ich hab' den Stier! —

J. Priem.



Das Pantherfell.

Der Ritter Kurt von Bergen
Kam heim vom heil'gen Krieg,
In dem er mit errungen
Gar manchen blut'gen Sieg,
Mit Menschen und mit Thieren
Hatt' er manch' harten Strauß,
Der Beute bracht' er wenig,
Der Wunden viel nach Haus.

Ein Nobile der Wüste,
Ein stolzer Jaguar,
Verfolgte beutesüchtig
Der deutschen Helden Schaar;
Und als sich Kurt von Bergen
Vom Haufen einst verlor,
Da war's der wack're Kämpe,
Den er sich auserkor.

Ein Sprung vom hohen Rosse,
Ein Hieb vom deutschen Schwert,
Da lag der Feind zu Boden,
Der solches Gegners werth;
Und ob auch von der Schulter
Das Blut in Strömen rann,
Was kümmert es den Helden,
Der solchen Sieg gewann? —

Und mit des Tigers Felle
Kam Kurt zum Meeresstrand,
Als liebste Beute nahm er
Es mit in's Vaterland.
Doch weil das Blut des Gatten
Das Pantherfell befleckt,
Hat es der sanften Gattin
Nur tiefes Grau'n erweckt.

Gehorchend ihrem Flehen
Nahm Kurt die Tigerhaut,

Daß nimmer sie das Auge
Der treuen Gattin schaut,
Und hing auf einem Felsen
Sie auf vor seinem Schloß,
Und dann berief er zu sich
Der Dienstesmannen Troß.

Sie kamen rasch zu Haufen
Und horchten auf sein Wort:
„Wer nimmt von jenem Felsen
Das Tigerfell mir fort?
Es soll ihm angehören,
Doch, merkt, was ich euch sag,
Wer es von euch erringen
Und sein es nennen mag.

Es ist das Kleid des Tigers,
Durch Zaubermacht gefreit,
Und nur allein dem Manne
Ist sein Besitz geweiht,
Der stets in seinem Hause
Das Regiment geübt,
Und dem das Weib in Allem
Gehorchet, das er liebt.

Wer so im wahren Sinne
Der Herr des Weibes ist,
Erklimme rasch den Felsen,
Sein ist das Fell zur Frist,
Doch, wer nur fälschlich meinet
Es sei ihm unterthan
Sein Weib, um dessen Leben
Ist es sofort gethan."

Da standen all' die Mannen
Und schauten bang empor,
Und jeder unter ihnen
Gar bald den Muth verlor;
Sie hätten um die Schultern
Das Fell geschlungen gern,

Doch ach, es war beschieden
Ja nur des Hauses Herrn!

Nur einer, stolz und muthig,
Trat vor aus ihrer Schaar
Und sprach: mein Weib gehorchet
Mir freudig immerdar,
Sie hat in allen Dingen
Sich meinem Wort gefügt,
Gewiß, um meine Schultern
Das Tigerfell sich schmiegt! —

Er rüstet sich zu klimmen
Den Felsen rasch hinan,
Und wirft das Wamms vom Leibe,
Mit dem er angethan;
Den Gipfel zu erreichen
War ihm ein leichtes Spiel,
Bald stand er mit dem Felle
Geschmückt am stolzen Ziel!

Doch Kurt von Bergen winkte
Ihn rasch zu sich heran,
Und sprach: „ei sag, mein Lieber,
Warum du abgethan,
Eh' du den Fels erklommen,
Das Wamms von deinem Leib?"
Der Mann sprach unbesonnen:
Ich dachte an mein Weib;

Das Wamms von feinem Tuche,
In Niederland gemacht,
Hat sie zur Morgengabe
Mir jüngst erst zugebracht;
Sie hat mich baß gescholten,
So sanft sie ist und mild,
Daß ich bei einem Jagen
Es kürzlich anbehielt.

D'rum dacht' ich ihrer Mahnung,
Eh' ich den Fels erstieg,

Denn mit zerriss'nem Wamse
Zahlt theuer ich den Sieg. —
Da riß Herr Kurt von Bergen
Vom Nacken ihm das Fell,
Und sprach, du sollst's nicht tragen,
Unmännlicher Gesell! —

Dein Kopf wär mir verfallen,
Ob deiner Prahlerei,
Doch solcher Wahn der Männer
Ist jeden Morgen neu,
Und wär' ich meinem Weibe
Nicht selber unterthan,
So schmiegte längst das Fell sich
An meine Schultern an.

Er sprach's und warf gar zornig
Vom Felsen in die Fluth
Das Tigerfell, das theure
Erkämpft mit seinem Blut;
Das Fell vom Schafe ziemt uns,
Und nicht des Panthers Kleid,
Der Mann soll erst geboren
Noch werden, dem's geweiht!

J. Priem.



Boten.

Was gabst du auf den Winden frei?
Sag' an, und thu' es kund!
Zwei Küßchen für der Händchen zwei
Und eins für ihren Mund.

Was gabst du auf dem Vöglein dort
Im grünen Busch? Sag' an!
Du sollst ihr singen fort und fort,
Wie ich es nimmer kann.

Und was dem Quell im grünen Thal,
Geschäftig ohne Rast?
Grüß mir mein Lieb viel tausendmal,
Soviel du Tropfen hast! —

Und wenn der kühle Wind verweht,
Und nicht die Küsse bringt?
Ist's Vöglein, das mir Boten geht,
Und schöne Lieder singt.

Und findet nicht das Vögelein
Die Pfade in ihr Haus?
So muß der Quell mir Bote sein,
Der bleibt gewiß nicht aus.

Und wenn man auch in seinen Lauf
Ihm feste Dämme schiebt?
Weckt er gewiß ein Blümchen auf,
Das sagt, wie sie geliebt.

Wilhelm Stricker.



Lebensharmonie.

Von des Kirchhofs stillem Ort
Tönet Leichenklage.
Sagt ein müder Wand'rer dort
Lebewohl dem Tage.

Droben an des Waldes Saum
Schallen Hochzeitsklänge;
Bräutchen glüht in süßem Traum,
Und das Herz wird enge.

Und die Töne wundersam
Süß zusammenklingen;
Hochzeitsjubel, Leichengram
Tief zum Herzen dringen.

Machst dich so dem Menschen klar,
Ende seines Strebens?
Wahrlich, du bist wunderbar,
Harmonie des Lebens!

Wilhelm Stricker.

Herr Mißmuth.

Wenn ich einmal alt bin und matt,
Und fällt mir vom Lebensbaum Blatt um Blatt,
Dann kommt Herr Mißmuth, läßt mich nicht ruh'n,
Heißt mich 'nen Blick auf meine Jugend thun.
Herr Mißmuth schildert mir auf ein Haar,
Wie damals ich so närrisch war,
Die Nächte durchschwärmt, die Sterne begrüßt,
Das Bächlein besang, das doch nur fließt
Die Mühle zu treiben, und immerfort
Vom Wahren und Schönen geführt das Wort.
Ich schüttle das Haupt: Wie recht hast du!
Und nicke dem alten Gesellen zu.

Da fängt Herr Mißmuth von dir an:
Wie damals ich so blöde gethan,
Wie ich täglich und nächtlich dachte dein;
Und ruft: Welche Thorheit, verliebt zu sein!

Da regt sich tief in meinem Innern
Ein altes Ahnen, ein süß Erinnern,
Und unverwischt von der Jahre Lauf
Steigt mir dein liebes Bildniß auf,
So himmlisch mild, so wonnig klar,
Wie's oft vor mir gestanden war.

Herr Mißmuth sieht's, da stockt ihm schier
Das Wort; er läuft und sucht die Thür,
Und's Herz mir laute Mahnung gibt:
Ein Thor, wenn du sie nicht geliebt.

Wilhelm Stricker.

An ***

Geh', was blicket nach den Sternen
Träumerisch dein Angesicht?
Kind, es sind in solchen Fernen
Deine Ideale nicht.

Trockne muthig von der bleichen
Wange dir die Thräne ab;
Denn du wirst es bald erreichen,
Was bis jetzt der Traum nur gab.

Ja, dein schönster Jugendglaube,
Er bewährt sich wunderbar:
Einen Ring und eine Haube,
Und dein schönster Traum ist wahr. —

Wilhelm Stricker.

Hörst du die Vögel?

Hörst du die Vögel?
Sie singen so schön!
Siehst du die Blumen?
Sie duften so süß.

O! wär' ich ein Vogel,
Dir säng' ich mein Lied!
Wär' ich eine Blume,
Dir haucht ich den Duft!

Doch weil ich von beiden
Nicht eines kann sein,
So will ich dich küssen
Und drücken an's Herz.

C. Weiss.

Warnung.

Ich sag' dir's, flieh jene Gesichter,
Die immer dich schmeichelnd umzieh'n;

Denn wisse, es schwärmt dies Gelichter,
So lange die Rosen dir blüh'n;

Doch hat sich die Sonne gewendet
So stehest du wieder allein; —
Sie sind es, die ewig geblendet
Vom äußeren prunkenden Schein.

Ja mehr, wenn die Pracht ist vorüber,
Dann sind sie die Ersten, das glaub'!
Die treten, je eher, je lieber
Das Herz ihrer Rose in Staub.

C. Weiss.

Griechische Lieder.

Uebersetzung von Dr. H. Wölffel.

1. Amors Pfeile.

Saß Kytherens Gatte weiland
Dort am Feuerherd auf Lemnos,
Schmiedete der Liebesgötter
Pfeilgeschosse, hart von Stahle;
Und die Spitzen tauchte Kypris
In den Honigseim, den süßen,
Amor mischte Galle bei.

Kommt daher vom Kampf der Kriegesgott,
Schwingt die Riesenwucht der Lanze,
Höhnet Amors Pfeilgeschoß.

Ei, sprach Amor, 's ist so leicht nicht,
Komm, versuch's, du wirst's erfahren.
Nimmt sich ein Geschoß der Kriegsgott;
Heimlich leise lächelt Kypris.
Und der Gott, mit tiefem Seufzer
Sprach er: 's ist nicht leicht, da nimm es!
Amor aber sprach: behalt's nur!

2. Frage.

Der dunkle Grund der Erde trinkt,
Es trinkt der Baum der Erde Saft,
Es trinkt das Meer der Lüfte Hauch,
Die Sonne wiederum das Meer,
Und aus der Sonne trinkt der Mond.
Warum denn, Freunde, hadert ihr,
Wenn ich auch gerne trinke?

3. Beim Becher.

Und trink' ich erst den Rebensaft,
Da schlafen alle So gen;
Was Herzeleid, was Noth und Qual?
Ich bin davor geborgen.

Und will ich nicht, so sterb' ich doch;
Warum die Frist versäumen?
Ei, laßt die Sorgen Sorgen sein,
Uns soll der Becher schäumen.

Es hat der heitre Gott des Weins
Uns Rebensaft beschieden:
Wohlauf und trinkt! Die Sorge läßt
Den Trinker nur in Frieden.

4. Vergebliche Mühe.

So soll und muß ich lieben denn!
Gott Amor rieth zur Liebe mir,
Ich aber hatte spröden Sinn
Und ließ mich nicht bereden.

Da nahm er seinen Bogen gleich
Und seinen goldnen Köcher auf
Und forderte zum Kampfe mich.
Da nahm ich auf die Schulter auch
Den Heldenpanzer gleich Achill
Ich nahm den Speer zusammt dem Schild,
Ich kämpfte mit dem Amor.

Er schoß, doch ich entschlüpfte stets,
Bald hatt' er keine Pfeile mehr;

Da ward er zornig und sich selbst
Entsandt' er nun als Wurfgeschoß,
Und in des Herzens Mittelpunkt
Eindrang er mir: — da war's vorbei.

Vergebens halt' ich nun den Schild:
Was hilft die Wehr nach außen noch,
Wenn mir im Innern wogt der Kampf?

5. Preis der Rose.

Rosenfinger hat Aurora
Rosenarme hat die Nymphe,
Ja in Rosenschimmer strahlet
Aphrodite ganz, — so lehret
Kund'ger Dichter weiser Spruch.

Kranke macht gesund die Rose,
Und im Tode noch beschirmt sie,
Zwinget selbst der Zeit Gewalt:
Denn der Rosen lieblich Alter
Es behält der frischen Jugend
Würzig süßen Wohlgeruch.

Nun heran, und hört! es werde
Euch ihr Ursprung jetzo kund:

Einst als aus bläulicher Woge
In triefendem Schaumgewand
Der Herrscher der Meerestiefe
Die Liebesgöttin entband:

Und als kampffertig gerüstet
Zum Schreck der Olymposhöh'n
Zeus ließ aus eigenem Haupte
Zugleich Athenen ersteh'n:

Da zeugte auch Mutter Erde
Aus wunderkräftigem Schooß:
Es rang der herrlichen Rose
Jungfräuliches Reis sich los.

Der seligen Götter Einer,
Daß rosig es sollt erblüh'n
Er ließ als thauige Labe
Hernieder ihm Nektar sprüh'n,

Und ließ aus Dornen, gerüstet,
Dann wunderseligen Scheins
Aufsprießen die Himmelsblume
Zur Freude dem Gott des Weins.



